Erinnern und Geschlecht

Band II

Ausgabe 20
2007

Freiburger
FrauenStudien

Zeitschrift
für Interdisziplinäre
Frauenforschung

jos fritz verlag Freiburg i.Br.

Erinnern und Geschlecht

Band II

Ausgabe 20
2007

Freiburger
Frauen**S**tudien

Zeitschrift
für Interdisziplinäre
Frauenforschung

Freiburger FrauenStudien 20

Herausgeberin der Reihe: Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG)/ Abteilung *Gender Studies*. Herausgeberin der Ausgabe 20: Meike Penkwitt.

Wissenschaftliche Leitung:
Prof. Dr. Nina Degele, Prof. Dr. Joseph Jurt, Prof. Dr. Eva Manske.
Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge liegt bei den jeweiligen AutorInnen.

Redaktion:
Franziska Bergmann, Ruth Brand, Ursula Degener, Dr. Stefanie Duttweiler, Annegret Erbes, Dr. Regula Giuliani, Dr. Martina Grimmig, Liane Grieger, Mona Hanafi El Siofi, Antje Harms, Christina Harms, Irmtraud Hnilica, Antonia Ingelfinger, Jennifer Jäckel, Gertraud Lenz, Jennifer Moos, Claudia Münzing, Meike Penkwitt, Eva Voß, Nina Wehner.

Öffentlichkeitsarbeit: Miriam Coels, Meike Penkwitt und Lina Wiemer. Umschlaggestaltung: Marion Mangelsdorf. Satz: Christoph Gebler, Coral Romà Garcia, Elmar Laubender. Abbildungen: *Neun Musen* von Bettina Eichin – mit Miriam Coels. Fotos und Anordnung: Lina Wiemer. Bildbearbeitung: Bernd Penkwitt.

Verlag: jos fritz Verlag, Wilhelmstr. 15, 79098 Freiburg.
Druck: Hausdruckerei der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Brsg.
Umschlagsdruck: Druckwerkstatt im Grün, Auflage: 350.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; Detaillierte Daten sind im Internet unter http://dnb.ddb.de abrufbar.

Dieses Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Art der Verwertung ist nur innerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes und nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Herausgeberin der Reihe zulässig.

ISBN 978-3-928013-41-3 ISSN 0948-9975

©2007 Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG)/ Abteilung *Gender Studies*, http://www.zag.uni-freiburg.de

AutorInnen finden Informationen zur Veröffentlichung auf Seite 426

Inhalt

Inhalt von „Erinnern und Geschlecht", Band I vii

Vorwort xiii

Meike Penkwitt/Jennifer Moos
Erinnern und Geschlecht 1

Aufsätze zum Thema ‚Erinnern und Geschlecht'

Sylvia Paletschek
Die Geschichte der Historikerinnen –
Zum Verhältnis von Historiografgeschichte und Geschlecht 27

Monika Fludernik
Kanon und Geschlecht 51

Elisabeth Bronfen
Reise ans Ende des Taumas
oder das Aufwachen der Hollywood-Heldin
The Others*, *Femme Fatale*, *In the Cut 69

Leslie Morris
Der modifzierte Jude als Stigmatext 85

Nicolas J. Beger
Erinnern, Erfahren, Erleben –
Ein Essay über *Transgender* als Diaspora 103

Nina Degele
Schmerz erinnern und Geschlecht vergessen 121

Franziska Schößler
Das Möbiusband der Erinnerung –
***Gender*, Genre und Memoria in den Filmen von David Lynch** 143

Hans-Joachim Lenz
Männer und die Widerfahrnisse des Krieges 159

Sven Kommer/Ralf Biermann
Zwischen Erinnerung und Inszenierung –
Medienbiografen medial 195

Ursula Elsner
Albtraum und Vision –
Erinnerungsarbeit bei Anna Seghers und Christa Wolf 223

Meike Penkwitt
Erinnern zwischen Performanz und Referenz –
Die ‚Erinnerungstexte' der Autorin Erica Pedretti 237

Claudia Gronemann/Cornelia Sieber
Selbstentwürfe lateinamerikanischer Autorinnen als rhizomatische Überschreibung und Umschreibung kultureller Erinnerung:
Margo Glantz, Gloria Anzaldúa und Margarita Mateo 265

Anna Strasser
Wer erinnert was?
Gedächtnisforschung aus kognitionswissenschaftlicher Sicht 291

Loretta Walz
Die Frauen von Ravensbrück 309

Erica Pedretti
So hatte ich es mir eigentlich nicht vorgestellt 325

Forum

Eva Voß
„Warum kommen nicht die Besten auf die Uni"
Erinnerungen von Frauen an ihren Weg zu Studium, Wissenschaft und Beruf – private Aufzeichnungen aus dem Tagebucharchiv in Emmendingen 331

Rezensionen zum Thema ‚Erinnern'

Svenja Frank
Lang lebe der Autor. Ruth Klüger untersucht die Schnittmengen zwischen Literatur und Historiografie 339
Ruth Klüger: Gelesene Wirklichkeit. Fakten und Fiktionen in der Literatur

Meike Penkwitt
Eine erneute Umschrift des großen Endlosbuches 342
Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik

Victoria Harms
Verdrängen, vergessen, verbieten. Jakubowska und die Erinnerung an die Shoa in Mittelosteuropa 344
Frank Grüner/ Urs Heftrich/ Heinz-Dietrich Löwe (Hrsg.): ‚Zerstörer des Schweigens' Formen künstlerischer Erinnerung an die nationalsozialistische Rassen- und Vernichtungspolitik in Osteuropa.

Rotraud von Kulessa
Ein Beitrag zum Gedächtnis der französischen Literaturgeschichte 346
Margarete Zimmermann: Salon der Autorinnen. Französische dames de lettres vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert

Rezensionen zum Thema ‚Feminism revisited'

Eva Voß
„Ein Hauch von Größenwahn steht jeder Frau" 351
Brigitte Aulenbacher/Mechthild Bereswill/Martina Löw/Michael Meuser/ Gabriele Mordt/Reinhild Schäfer/Sylka Scholz (Hrsg.): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of Art

Rezensionen zum Thema ‚Dimensionen von Gender Studies'

Claudia Catharina Münzing
Der Butlerfunke 357
Paula-Irene Villa: Judith Butler

Elisabeth Holzleithner
Geschlechterfragen im Spiegel des Rechts 360
Lena Foljanty/Ulrike Lembke (Hrsg.): Feministische Rechtswissenschaft. Ein Studienbuch

Eva Voß
Mobil dank Mobylette – Frauen- und Geschlechtergeschichte in Bewegung 364
Johanna Gehmacher/ Maria Mesner (Hrsg.): Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen. Perspektiven

Franziska Schößler
Der Satz in die Leere: Jenseits der Geschlechterbinarität 366
Annette Runte: Über die Grenze. Zur Kulturpoetik der Geschlechter in Literatur und Kunst

Franziska Bergmann
15 Portraits deutschsprachiger Dramatikerinnen des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart 368
Ingeborg Gleichauf: Was für ein Schauspiel! Deutschsprachige Dramatikerinnen des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart

Esther Fischer-Homberger
Blick auf verleugnete Wurzeln männlich-medizinischer Macht 370
Irmtraud Hnilica: Medizin, Macht und Männlichkeit. Ärztebilder der frühen Moderne bei Ernst Weiß, Thomas Mann und Arthur Schnitzler

Rezensionen zum Thema ‚Elternschaft'

Liane Grieger
Haus. Frauen. Arbeit. 375
Tobias Bauer: Die Familienfalle. Wie und warum sich die Familiensituation für Frauen und Männer unterschiedlich auf die Erwerbsbiographie auswirkt – eine ökonomische Analyse
Christof Arn: HausArbeitsEthik. Strukturelle Probleme und Handlungsmöglichkeiten rund um die Haus- und Familienarbeit in sozialethischer Perspektive

Liane Grieger
Ich will doch nur dein Bestes … 377
Claudia Kaufmann/Franz Ziegler (Hrsg.): Kindeswohl – Le bien de l'enfant. Eine interdisziplinäre Sicht – Une approche interdisciplinaire

Christine Bähr
So viel Medea war nie 381
Inge Stephan: Medea. Multimediale Karriere einer mythologischen Figur

Rezensionen zum Thema ‚Jenseits von Gender'

Antje Harms
Performanz und Politik 387
Detlef Georgia Schulze/ Sabine Berghahn/ Frieder Otto Wolf (Hrsg.): Politisierung und Ent-Politisierung als performative Praxis

Regula Giuliani
„Was geht ab?" – Einblicke in Jugendszenen 389
Doris Lucke (Hrsg.): Jugend in Szenen. Lebenszeichen aus flüchtigen Welten

Rückblick/Vorschau

Veranstaltungsreihe „Freiburger GeschlechterStudien“ im Sommersemester 2007: „Männer und Geschlecht“ 395

Vorausschau auf Ausgabe 21 der Freiburger Geschlechterstudien „Männer und Geschlecht“ 398

AutorInnen 403

Übersicht über die bisher erschienenen Titel 425

Inhalt von „Erinnern und Geschlecht“, Band I

Vorwort vii

Meike Penkwitt
Erinnern und Geschlecht 1

Aufsätze zum Thema ‚Erinnern und Geschlecht‘

Aleida Assmann
Geschlecht und kulturelles Gedächtnis 29

Martina Wagner-Egelhaaf
Autobiografie und Geschlecht 49

Eveline Kilian
Funktionen von Erinnerung in der literarischen Inszenierung von grenzüberschreitenden Geschlechtsformationen 67

Ingeborg Gleichauf
Erinnern bei Hannah Arendt 83

Rita Schäfer
Erinnerungen von Südafrikanerinnen – Lebensgeschichten, Apartheid und HIV/AIDS 95

Susanne Heynen
Die Bedeutung subjektiver Theorien für Bewältigungsprozesse nach einer Vergewaltigung 117

Angela Kaupp
Erinnerung – Biografie – Religion Wie erinnern sich Frauen an ihre Glaubensgeschichte? 145

Birte Giesler
„Der Satz ‚ich erinnere mich nicht‘ könnte zur Ausrede werden...“ *Gender* und Gedächtnis in Tanja Dückers’ Generationenroman *Himmelskörper* 171

Tina-Karen Pusse
Eine Dame verschwindet – Autobiografie und Amnesie in Hans Henny Jahnns *Fluß ohne Ufer* 203

Mara Cambiaghi
The Gendered Memories of Frederica Potter – A.S. Byatt's *A Whistling Woman* 225

Marion Mangelsdorf
Woran erinnert sich die Cyborg? 247

Christa Karpenstein-Eßbach
Gegenwartsspitzen und Vergangenheitsschichten bei Gilles Deleuze – Medialitäten der Zeit im Film 267

Hans-Joachim Lang
Wer waren sie? Woher kamen sie? Wie lebten sie? – 60 Jahre nach ihrer Ermordung: Biograf sche Recherchen entschlüsseln 86 anonym gebliebene jüdische Opfer eines NS-Medizinverbrechens 285

Bettina Eichin
Neun Musen 303

Forum

Mona Hanafi El Siofi
„We don't need this gender!" – Bericht zu einer Konferenz im Sudan 311

Interview

Eva Voß
UNIFEM – Auf dem Weg zu Gleichheit, Entwicklung, Frieden 325

Rezensionen zum Thema ‚Erinnern und Geschlecht'

Eva Voß
Gender Macht Geschichte 341
Insa Eschebach, Sigrid Jacobeit, Silke Wenk (Hrsg.): Gedächtnis und Geschlecht. Deutungsmuster in Darstellungen des Nationalsozialistischen Genozids

Gabriele Lucius-Hoene
Religiöse Identität im Erzählen 343
Angela Kaupp: Junge Frauen erzählen ihre Glaubensgeschichte

Meike Penkwitt
Erinnerungskulturwissenschaftliche Forschung – Auf dem Weg zur „alle Ansätze integrierenden Super-Gedächtnistheorie“? 345
Astrid Erll: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung

Rezensionen zum Thema ‚Dimensionen von Gender Studies‘

Birte Giesler
Interdisziplinäre Standortbestimmungen: Aktuelle Geschlechterforschung zwischen Kultur- und Naturwissenschaften 351
Therese Frey Steffen/Caroline Rosenthal/Anke Väth (Hrsg.): Gender Studies. Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik
Christina von Braun/Inge Stephan (Hrsg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien

Annegret Erbes
Querschnittaufgabe Geschlechterforschung: *Gender Studies* multiperspektivisch 355
Ingrid Bauer/Julia Neissl (Hrsg.): Gender Studies. Denkachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung

Andrea-Leone Wolfrum
Grundsätzliche Gedanken zu einer ethischen Lebens- und (wissenschaftlichen) Arbeitsweise 358
Donna Haraway: The Companion Species Manifesto. Dogs, People and Significant Otherness

Pasqualina Perrig-Chiello
Das Alter ist weiblich 360
Heike Hartung (Hrsg.): Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s

Rezensionen zum Thema ‚Elternschaft‘

Christina Harms
Regenbogenfamilien – die unerforschte Vielfalt. 365
Uli Streib-Brzic/Stephanie Gerlach: Und was sagen die Kinder dazu? Gespräche mit Töchtern und Söhnen lesbischer und schwuler Eltern

Katrin Hugendubel
Familienpolitik gegen Armut und für mehr Geschlechtergerechtigkeit 367
Tobias Bauer/Silvia Strub/Heidi Stutz: Familien, Geld und Politik. Von den Anforderungen an eine kohärente Familienpolitik zu einem familienpolitischen Dreisäulenmodell für die Schweiz

Rezensionen zum Thema ‚Queering Gender – Queering Society'

Jennifer Moos
***Queer* – und kein Ende in Sicht …** 373
Elahe Haschemi Yekani/Beatrice Michaelis (Hrsg.): Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory
Iain Morland/Annabelle Willox (Hrsg.): Queer Theory

Kai Woodfin mit Unterstützung + Input von Kay Hug
Normalissimo 377
Rainer Hörmann: Samstag ist ein guter Tag zum Schwulsein

Rezensionen zum Thema ‚Jenseits von Gender'

Gereon Blaseio
Deutsche Filmgeschichte – Ein Standardwerk mit Lücken 381
Wolfgang Jacobsen/Anton Kaes/Hans Helmut Prinzler (Hrsg.): Geschichte des deutschen Films

Heike Kahlert
Optionen für eine *gender*-sensible Modernisierungstheorie 383
Nina Degele/Christian Dries: Modernisierungstheorie. Eine Einführung

Christine Bähr/Franziska Schößler
Alte Feindschaften, neue Freunde: Theaterwissenschaft zwischen Kultur- und Literaturtheorie 385
Erika Fischer-Lichte/Doris Kolesch/Matthias Warstat (Hrsg.): Theatertheorie. Metzler Lexikon

Ankündigungen

Workshop
(Kontingente) Iterationen: Performative Entsprechungen
von Gedächtnis und Geschlecht 391

Rückblick/Vorschau

Veranstaltungsreihe „Freiburger GeschlechterStudien“
im Wintersemester 2006: „Männer und Geschlecht“ 399

Vorausschau auf Ausgabe 20
der *Freiburger GeschlechterStudien* „Erinnern und Geschlecht“,
Band II 418

AutorInnen 423

Übersicht über die bisher erschienenen Titel 444

Vorwort

Mit Erinnern und Geschlecht Band II erscheint ein Jubiläumsband unserer Zeitschrift: die 20. Ausgabe der *Freiburger FrauenStudien*. Als die *Freiburger FrauenStudien* 1994 von Dr. Lucia Sauer, Dr. Luise von Flotow und Dr. Rotraud von Kulessa gegründet wurden, stand natürlich noch keineswegs fest, dass es die Zeitschrift auch dreizehn Jahre später noch geben würde – und zwischenzeitlich war das Fortbestehen der Zeitschrift immer wieder durchaus sehr fraglich. Mittlerweile ist nicht nur die Zeitschrift gut etabliert und auch über Freiburg hinaus bekannt. Zudem kann an der Universität Freiburg seit geraumer Zeit der Studiengang *Gender Studies* studiert werden.

Das 20. Erscheinen unserer Zeitschrift werden wir am 6. Juli in den neuen Räumen unseres langjährigen Veranstaltungspartners, dem Deutsch-Amerikanischen Institut (Carl-Schurz-Haus), öffentlich und auch mit einer Reihe weiterer wichtiger Wegbegleiter feiern und dabei sowohl in die Vergangenheit als auch in die Zukunft schauen. Das wissenschaftliche Programm besteht dabei aus zwei Vorträgen von Prof. Dr. Andrea Maihofer und Prof. Dr. Klaus Theweleit zum Thema ‚Männlichkeit und Geschlecht'. Zudem werden die beiden Vortragenden im Anschluss unter der Moderation von Prof. Dr. Nina Degele miteinander und mit dem Publikum diskutieren. Nähere Informationen zu unserer Jubiläumsveranstaltung finden Sie auf unserer Netzseite (www.zag.uni-freiburg.de).

„Erinnern und Geschlecht, Band II" setzt das im ersten Band begonnene Thema fort. Die Aufsätze dieses Bandes gehen überwiegend auf Vorträge zurück, die in der zweiten Hälfte der Veranstaltungsreihe, d.h. im Sommersemester 2006, gehalten wurden. Wie im ersten Band, so ist auch in dieser Ausgabe ein Aufsatz hinzugekommen, der nicht auf die Veranstaltungsreihe zurückgeht: Die Romanistinnen Dr. Claudia Gronemann und Dr. Cornelia Sieber stellen das genealogische Schreiben und Erinnern im Werk südamerikanischer Autorinnen vor.

Während ‚Autobiografie', ‚autobiografisches Schreiben', ‚autobiografisches Erinnern' und ‚autobiografisches Gedächtnis' im ersten unserer beiden Bände ein dominierendes Thema darstellten, widmen sich im vorliegenden Band eine ganze Reihe von Texten Geschichte und Geschichtsschreibung. Ein anderer, wiederholt angesprochener Gegenstand ist das Thema ‚Trauma', auf dem im ersten Band bereits der Aufsatz von Dr. Susanne Heynen einging. Fachbereiche, die nur im zweiten Band vertreten sind, sind Medienpädagogik, Film- und Medienwissenschaft sowie Soziologie und Romanistik: Während der soziologische Text durch das Thema ‚Schmerz' mit dem ebenfalls in diesem Band erscheinenden (literarischen) Text der Autorin Erica Pedretti (zum Thema ‚Geburt(sschmerz)') korrespondiert, schließt der oben bereits erwähnte romanistische Aufsatz an die Ausführungen von Prof. Dr. Martina Wagner-Egelhaaf im ersten unseren beiden Bände an.

Auch der Forums-Beitrag von Eva Voß zum Tagebucharchiv e.V. in Emmendingen (unter *Gender*-Aspekten) gliedert sich in das Thema des Bandes ein. Vier Rezensionen haben wir ebenfalls diesem Thema zugeordnet. Die anderen Rezensionen widmen sich ‚Dimensionen von *Gender Studies*', ‚*Queer*' und ‚Elternschaft'.

Mit der Rezension zu dem Sammelband, *FrauenMännerGeschlechterforschung* eröffnen wir eine neue Unterrubrik im Rezensionsteil: Unter dem Titel „Feminism Revisited" werden wir in künftigen Bänden z.B. auf Thea Dorns *F-Klasse*, Mirja Stöckers *Das F-Wort. Feminismus ist sexy*, Eva Hermanns *Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit* und möglicherweise auch Désirée Nicks Antwort darauf *Eva go Home. Eine Streitschrift* eingehen. Über Hinweise auf weitere interessante Neuveröffentlichungen zu diesem Themenkomplex, würden wir uns freuen – und suchen auch noch AutorInnen für die eine oder andere Rezension.

„Erinnern und Geschlecht, Band II" (*FFS*, Ausgabe 20) ist die letzte Ausgabe, die unter unserem bisherigen Namen *Freiburger FrauenStudien* erscheint. Ab Ausgabe 21 (zum Thema „Männer und Geschlecht") trägt unsere Zeitschrift den Namen *Freiburger GeschlechterStudien* – unter diesem Titel läuft unsere Veranstaltungsreihe (bisher *Freiburger Frauenforschung*) bereits seit dem Wintersemester 2006/2007. Der neue gemeinsame Name unterstreicht dann noch einmal die seit mittlerweile insgesamt 15 Bänden bewährte und auch personell etablierte Zusammengehörigkeit von Veranstaltungsreihe und Zeitschrift. Auf die Gründe, die zum Namenswechsel führten, geht die Leiterin der Abteilung *Gender Studies* (im Freiburger *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies*, *ZAG*) Professorin Dr. Nina Degele, in einem Grußwort ein, das in der kommenden Ausgabe erscheinen wird, jetzt aber bereits auf unserer Netzseite zugänglich ist.

Momentan nur so viel: Der neue Name bedeutet inhaltlich keine Neuorientierung unserer Reihen. Er stellt vielmehr eine Angleichung des Titels (oder auch: der Titel) an die uns schon lange beschäftigende Themenwahl sowie Ausrichtung und die dabei gewählten theoretischen Herangehensweisen dar. Trotzdem war es eine Entscheidung, die bei uns heftig und durchaus auch kontrovers diskutiert wurde. Den Namenswechsel werden wir als Gelegenheit für einige (Ver-)Änderungen verwenden, die die formale Aufmachung unserer Zeitung betreffen: Lassen Sie sich überraschen!

Für die erfolgreiche Zusammenarbeit im Rahmen der Herausgabe des vorliegenden Bandes danke ich an erster Stelle den AutorInnen, sowie unserer ehrenamtlich arbeitenden Redaktion, die sich mit diesem Band leider von einer langjährigen Mitarbeiterin (und einstigen Hilfskraft) verabschieden muss: Christina Harms, der ich an dieser Stelle noch einmal meinen herzlichen Dank aussprechen möchte. Begrüßen möchte ich die beiden neu eingestiegen Hilfskräfte Miriam Coels und Lina Wiemer, die durch die gemeinsame Produktion der (als ‚Begegnungen' gestalteten) Musenbilder gewissermaßen gemeinsam ‚in Erscheinung treten', die eine vor, die andere hinter der Kamera. Das Layout-Team hat in der gewohnten Zuverlässig- und Gründlichkeit die Texte in Form und auf Papier gebracht und so dabei geholfen,

aus vielen kleinen Puzzle-Stücken ein rundes (oder auch: quaderförmiges) Ganzes zu schaffen. An den Rektor der Universität, Herrn Prof. Dr. Jäger geht unser Dank für die Übernahme der Druckkosten. Unseren LeserInnen wünschen wir nun viel Spaß bei der Lektüre!

Meike Penkwitt Freiburg, im Mai 2007

Meike Penkwitt/Jennifer Moos

Erinnern und Geschlecht

[E]s gibt ... ebenso wenig das Gedächtnis wie die Gedächtnisforschung...[1]

Tatsächlich spielt das Thema Geschlecht in der Debatte um das Erinnern bisher eine marginale Rolle.[2]

Nicht nur Konjunktur sondern „Hochkonjunktur“[3] habe das Thema Erinnern, so schrieb Clemens Wischermann bereits vor zehn Jahren – eine Aussage, die sich unverändert auch heute noch treffen lässt. So lässt sich zum jetzigen Zeitpunkt auch die Einschätzung Aleida Assmanns, einer der profiliertesten der derzeitigen ErinnerungstheoretikerInnen, nur bestätigen, dass „[d]as Interesse am Gedächtnis (...) deutlich über die üblichen Konjunkturphasen wissenschaftlicher Modethemen“[4] hinausgehe. Innerhalb der letzten Jahrzehnte hat sich – tatsächlich – ein „neues Paradigma der Kulturwissenschaften auf[ge]baut, das die verschiedenen kulturellen Phänomene und Felder – Kunst und Literatur, Politik und Gesellschaft, Religion und Recht – in neuen Zusammenhängen sehen läßt“, wie es Jan Assmann bereits Anfang der 1990er-Jahre postulierte.[5] Ganz in diesem Sinne bezeichnet auch Aleida Assmann in einer neueren Veröffentlichung die Kategorie ‚Erinnern‘ als einen „Leitbegriff kulturwissenschaftlicher Neuorientierung“ und als ein „transdisziplinär anschlussfähige[s] Paradigma“[6].

Von einer einheitlichen Erinnerungstheorie kann aber trotzdem bisher noch nicht gesprochen werden – und die baldige Entwicklung einer solchen ist auch nicht zu erwarten.[7] Das Diskussionsfeld bleibt vielfältig.[8] Konsens scheint derzeit lediglich über den konstruktiven Charakter des Erinnerns sowie über dessen Gegenwartsbezogenheit zu bestehen,[9] während der Vergangenheitsbezug des Erinnerns paradoxerweise eher in den Hintergrund tritt. Sabine Lucia Müller und Anja Schwarz schließen an diesen ‚Minimal-Konsens‘[10] „polemisch noch eine dritte Dimension an[ ]: die *gender*-Blindheit“[11].

Wird die Kategorie ‚*gender*' bei der Analyse der Gegenstandsbereiches ‚Erinnern/Gedächtnis (und Vergessen)' mit hinzu genommen, wird das Diskussionsfeld beinahe noch vielfältiger. Umgekehrt proportional zu dieser inhaltlichen Heterogenität, ist allerdings die Intensität, mit der der Konnex von Erinnern und Geschlecht oder auch das Erinnern unter einer *gender*-Perspektive diskutiert werden, insbesondere im Rahmen der Erinnerungsdebatte. Im *gender*-Kontext spielen Erinnerung und Gedächtnis jedoch durchaus immer wieder eine wichtige Rolle. Ein konsistenter Diskussionszusammenhang zum Konnex von Erinnern und Geschlecht konnte sich aber auch hier bisher noch nicht entwickeln.

Dieses Desiderat erscheint umso erstaunlicher, betrachtet man die Gemeinsamkeiten beider Forschungsfelder, auf die auch bereits in „Erinnern und Geschlecht, Band I" eingegangen wurde. Erinnern sowie Geschlecht werden in den aktuellen Forschungsdebatten beide sowohl als ‚Konstruktionen' betrachtet, wie auch als ‚performative Prozesse' beschrieben. So ließe sich in Anlehnung an das im *gender*-Kontext verwendete ‚*doing gender*' analog von einem ‚*doing memory*' sprechen. Da individuelles Erinnern durch bestimmte Diskurse und Gattungsmuster, die ihrerseits „geschlechtsspezifisch ‚aufgeladen'"[12] sind, vorgeformt ist, wie Astrid Erll und Klaudia Seibel in ihrer literaturwissenschaftlichen Analyse zeigen, findet dieses spezifische Erinnern immer schon im (kulturell vorgegebenen) Rahmen des kollektiven Gedächtnisses statt. Das kollektive Gedächtnis prägt aber nicht nur das individuelle Gedächtnis, sondern wird gleichzeitig auch erst durch konkrete Erinnerungsakte, eben durch *doing memory*, hervorgebracht. Für die Intelligibilität des Geschlechtskörpers im Rahmen der heterosexuellen Matrix lässt sich, wie im *gender*-Kontext seit einigen Jahren üblich, ein *doing gender* konstatieren. Vor diesem Hintergrund ist eine der im Konnex ‚Erinnern und Geschlecht' sicherlich spannendsten Fragestellungen die danach, was wohl geschieht, wenn Erinnern in bewusster Abgrenzung gegenüber „der traditionellen Geformtheit von (geschlechtstypischen) Erinnerungen im Rahmen etablierter … Gattungen"[13] stattfindet.

Erst in der letzten Zeit gibt es auch im deutschsprachigen Bereich einige umfangreichere und ‚allgemeinere' Veröffentlichungen, die das Thema ‚Erinnern und Geschlecht' thematisieren, d.h. Buchpublikationen, die z.B. nicht auf die Thematisierung von Erinnerung bei einer einzelnen Autorin fokussieren. Zu nennen ist so u.a. der von Insa Eschebach und Silke Wenk herausgegebene Sammelband *Gedächtnis und Geschlecht*,[14] der allerdings, wie bereits der Untertitel deutlich macht, das Thema ‚Gedächtnis und Geschlecht' auf „Deutungsmuster und Darstellungen des Nationalsozialistischen Genozids" beschränkt.[15] Einen etwas weiteren Blickwinkel nimmt das Themenheft *Gender Memory* der Zeitschrift *Frauen Kunst Wissenschaft*[16] sowie die in Ausgabe 18 von *Que*relles. *Jahrbuch für Frauenforschung 2008* ein, die im nächsten Frühjahr erscheinen wird und auf die Tagung „(Kontingente) Iterationen: performative Entsprechungen von Gedächtnis und Ge-

schlecht“ zurückgeht, die im vergangenen Herbst an der Freien Universität Berlin stattfand.[17]

Um einen besonders interessanten Beitrag zum Zusammenhang von Erinnern und Geschlecht handelt es sich bei dem Aufsatz von Aleida Assmann, der in unserem ersten Erinnerungsband erschienen ist:[18] Assmann führt hier die für die Frauen- und Geschlechterforschung zentrale Beobachtung, dass (reale) Frauen und ihre Leistungen historisch gesehen systematisch aus dem kulturellen Gedächtnis ausgeschlossen worden sind, mit der an unterschiedlichen Stellen auftauchenden These zusammen, dass Frauen in der Regel diejenigen seien, die erinnerten. Diese beiden Aussagen verknüpft Assmann zu einem ‚Überkreuz-Schema‘: Frauen seien Subjekte, aber nicht Objekte des Erinnerns; Männer Subjekte – und nicht Objekte – des Vergessens. Diese schematische Aufstellung kann als Vorlage betrachtet werden, die zum Ausgangspunkt für weitere Forschungsarbeiten genommen werden könnte.

Verband das Thema ‚Autobiografie‘, ‚autobiografisches Schreiben‘ und ‚autobiografisches Gedächtnis‘ die Mehrzahl der Texte des ersten Bandes, so spielen in den Aufsätzen des vorliegenden Bandes die Themen ‚Geschichte‘ und ‚Traumata‘ immer wieder eine zentrale Rolle.[19] Die Diskussionen um Traumata sowie ‚Erinnern und Geschichte‘ sind deshalb – vor der Vorstellung der einzelnen in diesem Band publizierten Aufsätze – im Folgenden zunächst Gegenstand.

Erinnern und Geschichte

> *Postmoderne Theorien haben die Vorstellung, Geschichtswissenschaftler könnten objektive und exakte Beschreibungen vergangener Ereignisse liefern, gründlich untergraben. Sie legen vielmehr nahe, daß die Entdeckung der faktengetreuen Wahrheit über historische Ereignisse ein höchst problematisches Anliegen ist, weil die Erkenntnisbildung stets von den Werten und Vorhaben des Forschers abhängig bleibt.*[20]

In der aktuellen Erinnerungsdebatte wird von Geschichtsschreibung immer wieder als einem (kollektiven) Erinnern gesprochen, während an anderer Stelle ErinnerungstheoretikerInnen diese ‚Gleichsetzung von Erinnern und Geschichte‘ scharf kritisieren. So spricht z.B. Peter Burke in einem oft zitierten Aufsatz von „Geschichte als sozialem Gedächtnis“ [21], während der Historiker Jaques Le Goff für eine befürchtete ‚Gleichsetzung von Erinnerung und Geschichte‘ „[n]aive Tendenzen“ verantwortlich macht.[22]

Die Frage nach einer prinzipiellen Gleichsetzbarkeit von Erinnern und Geschichte oder auch der Notwendigkeit die beiden Kategorien gegeneinander abzugrenzen, stellt unseres Erachtens jedoch ein grundlegendes Missverständnis dar,

das letztlich den Charakter von Sprache und von Kategorien als solchen betrifft: Fruchtbarer als der Versuch herauszufinden, ob Erinnern und Geschichte prinzipiell miteinander gleichgesetzt werden können (oder auch nicht) ist die Frage danach, welche Aspekte der Phänomene Erinnern und Geschichte durch die Gleichsetzung mit- oder auch die Abgrenzung der Kategorien gegeneinander jeweils profiliert werden.

Aleida Assmann stellt in *Erinnerungsräume*[23] das von den Erinnerungstheoretikern Friedrich Nietzsche, Maurice Halbwachs und Pierre Nora jeweils entworfene Verhältnis von Erinnern und Gedächtnis nebeneinander[24]: Alle drei Theoretiker grenzen Erinnern und Gedächtnis gegeneinander ab, jedoch auf unterschiedliche Weise, und „das eine ist" dabei, so Assmann, „immer das, was das andere nicht ist"[25].

So stellt der Kulturkritiker Friedrich Nietzsche in seiner frühen Schrift *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*[26] lebensdienliches Erinnern und lebensfremde Geschichte geradezu polemisch gegeneinander. Wie Assmann herausarbeitet, steht für Nietzsche dabei „Geschichte [paradoxerweise, M.P.] vorwiegend für ‚Erinnern' und für Gedächtnis ‚Vergessen'"[27]. Nietzsche sehe die seiner Ansicht nach notwendige ‚Horizontbildung' des kulturellen Gedächtnisses, die sich durch eine Begrenzung und Beschränkung auf das Wesentliche ergäbe, durch eine ständig weiterwuchernde Wissensvermehrung bedroht.

Bei Maurice Halbwachs schließen Geschichte und kollektives Gedächtnis trotz klarer Abgrenzung direkt aneinander an. Das Entscheidende für den empirischen Soziologen, auf den der Begriff des ‚kollektiven Gedächtnisses' zurückgeht, ist einerseits die identitätssichernde Funktion, die das (miteinander) geteilte Gedächtnis für eine Gruppe spielt, andererseits die Matrixfunktion, die dieses gemeinsame Gedächtnis für das Erinnern der Einzelnen spielt. Für Halbwachs existiert das kollektive Gedächtnis dabei stets im Plural, während er noch von *einer* Geschichte ausgeht.

Für den Historiker Pierre Nora schließlich stehen, wie Assmann ausführt „[l]ebendiges (Gruppen-)Gedächtnis und analytische Geschichtsschreibung (...) in einem Kampf, der, wie er meint, immer im Zuge der Modernisierung, unweigerlich zuungunsten des Gedächtnisses ausgeht"[28].

Wird keine Abgrenzung der Kategorien oder auch Phänomene Erinnern und Geschichtsschreibung gegeneinander vorgenommen, sondern stattdessen eine ‚Gleichsetzung', so wird dadurch hervorgehoben, dass auch Geschichtsschreibung immer auf eine Deutungsgemeinschaft zurückgeht, deren Gedächtnis sie gewissermaßen darstellt. Der oft mit der Vergangenheitsdeutung verbundene Legitimationsanspruch für eine Gemeinschaft wird hervorgehoben, wie es z.B. für die religiöse Memoria des Mittelalters bezeichnend war, aber auch heute noch immer einen wichtigen nun säkularisierten Aspekt von Geschichtsschreibung darstellt. Der Objektivitätsanspruch der ‚kritischen Geschichtsschreibung' wird durch die ‚Gleichsetzung'

als Positivismus entlarvt, deren Abgrenzungsversuche gegen ein ‚legitimatorisches Gedächtnis' werden in Frage gestellt. So besteht im *gender*-Kontext innerhalb fast aller Disziplinen ein wichtiger Aspekt darin, herauszuarbeiten, dass es sich bei der angeblich geschlechtsneutralen (Fach-)Geschichtsschreibung um den durchaus auch identitätsstiftenden Entwurf einer (männlichen) Deutungsgemeinschaft handelt.

Traumata als (Nicht-)Erinnerungen oder: Der Tanz der Hysterikerin um die Krypta

> *Womit die Rede vom Trauma selbst Signaturen des Traumatischen trägt: einer Sprache der Erinnerung, die sich auf ein vergessenes Ereignis bezieht, das in ihr verborgen und verschlossen bleibt, während sich deren Ökonomie und Bewegung doch weiterhin von ihm herschreibt und fortzeugt.*[29]

> *Zugespitzt lässt sich sagen, daß Dora im Zuge des poststrukturalistischen Paradigmenwechsels Nora in der Rolle der feministischen Vorbildfunktion abgelöst hat – ein Wandel, der auf den ersten Blick schwer nachvollziehbar ist.*[30]

Einen ähnlichen Boom wie das Forschungsfeld ‚Erinnern/Gedächtnis und Vergessen' erlebt nun ebenfalls bereits seit einigen Jahren der Terminus ‚Trauma', dabei wird dieser zum einen als eine (besonders interessante) Unterkategorie im übergreifenden Kontext der Erinnerungsdiskussion gehandelt. Daneben kann die Debatte um Traumata aber durchaus auch als ein eigenständiger Diskussionszusammenhang betrachtet werden, der (zumindest) nicht (vollständig) in der Erinnerungsdebatte aufgeht, insbesondere im Rahmen der Kulturwissenschaften.

Eine Ursache dafür ist sicherlich u.a. der paradoxe Charakter von Traumata, bzw. deren paradoxe Konzeptualisierung im Theorie-Kontext: Einerseits werden Traumata als *die* Erinnerungen *par excellence* gehandelt, indem sie als diejenigen unter den ansonsten als extrem flüchtig und unzuverlässig[31] charakterisierten Gedächtnisleistungen verstanden werden, die am ehesten noch einen stabilen Vergangenheitsbezug gewährleisten. Sie werden deshalb in der Erinnerungsdebatte oftmals regelrecht als letzte Enklave authentischer Erinnerungen gefeiert. Andererseits werden Traumata streng genommen aber eher als ein Nicht-Erinnern konzipiert. So sei bei einem Trauma zwar nicht strittig, dass da ‚etwas ist', dass in der Vergangenheit ‚etwas war' – um was es sich dabei aber genau handelt, entzieht sich: Traumata zeichnen sich gerade durch die Nicht-Erinnerbarkeit der zugrunde liegenden Erlebnisse aus. Ganz in diesem Sinne spricht Aleida Assmann, vom Trauma als einer „in den Körper eingelagerte[n] Erinnerung, die vom Bewußtsein gänzlich abgeschnitten ist", oder auch als „eine[r] körperlich eingekapselte[n] Erfahrung ..., die sich in Symptomen ausdrückt und einer rückholenden Erinnerung versperrt."[32] Beim Trauma handele es sich, so Assmann, um eine körperliche Einschreibung, „die der Überführung in Sprache und Reflexion unzugänglich ist und deshalb nicht den Status von Erinnerungen gewinnen kann".[33]

Traumata werden als nicht Fassbares, als nicht Integrierbares, als Fremdkörper verstanden. Wenn unsere Identität, wie auch in der Erinnerungsdiskussion wiederholt angeführt, letzten Endes von unseren Erinnerungen ausgemacht wird und die authentische Erinnerung im Trauma besteht, macht paradoxerweise gerade dieser Fremdkörper Trauma unsere Identität aus, obwohl er in diese doch eigentlich gerade nicht integrierbar ist, sondern sie sogar bedroht: Im Innersten des Eigenen findet sich das nicht integrierbare Fremde. Diese Folgerung könnte als eine Erklärung für den prekären Status der Identität verstanden werden. Das Trauma ist gleichzeitig das ‚Andere der Erinnerung' und die ‚einzig wahre Erinnerung', sie ist zugleich ihr Kernstück und ihr ‚Supplement' (im Sinne Derridas). Es ist gleichzeitig Stabilisator und Destabilisator: Es fixiert authentische Erinnerungen und zerstört das ‚heroische Gedächtnis' und damit ein konsistentes Subjektivitätsgefüge. In diesem Sinne kann es als geradezu ‚*queer*' verstanden werden, da der *queer theory* zufolge nicht länger von stabilen Identitäten, von in sich geschlossenen Subjektgefügen und widerspruchslosen Performances ausgegangen werden kann.

Ähnliche Vorstellungen wie mit dieser queeren Nicht-Subjektposition sind mit der feministischen Konzeptualisierung ‚der Hysterikerin' verknüpft, die (vor allem im Zusammenhang der ‚*écriture féminine*'[34]) als „emblematische[ ] Figur weiblichen Protests"[35] eine prominente Rolle spielt. Der enge Konnex von Traumata und Hysterie geht auf Sigmund Freud zurück, der in Traumata die Ursache für die um 1900 grassierende ‚Frauenkrankheit' Hysterie ausmachte. In der Diskussion um die Hysterie wird – dem paradoxen Charakter des traumatischen (Nicht-)Erinnerns entsprechend – diese zum einen als um das Trauma kreisend, zum anderen aber als auf nichts verweisend verstanden, weshalb Elisabeth Bronfen, in Bezugnahme auf Shakespeare, auch von „viel Lärm um nichts" spricht.[36]

In der Genderforschung wird ‚die Hysterikerin' nicht in erster Linie als Leidende wahrgenommen. Stattdessen arbeiteten u.a. Hélène Cixous und Luce Irigaray ihr subversives Potential in Bezug auf die hegemoniale Geschlechterordnung heraus. Das hysterische „Nicht-Subjekt"[37] wurde dabei geradezu zu einem Vorbild für „eine Dekonstruktion des erstarrten phallogozentrischen Bedeutungssystems".[38] Die nicht-identische Identität der (post-traumatischen) Hysterikerin wurde damit entgegen ihrer (Ab-)Wertung durch die als ‚patriarchal' kritisierte Medizin ins Positive gewendet: Der mit ‚Weiblichkeit' verbundenen marginalisierten (Nicht-)Subjektposition komme subversive Kraft zu – ganz ähnlich, wie es heute im *queer*-Zusammenhang bezüglich der ebenfalls marginalisierten queeren (Nicht-)Subjektpositionen diskutiert wird. Weitere Parallelen ergeben sich bei einem Vergleich des die symbolische Ordnung destabilisierenden mimetischen Körperdiskurses der Hysterikerin mit den *gender performances* aus dem *queer*-Zusammenhang, denen in der aktuellen Diskussion das Vermögen zugesprochen wird, die hegemoniale Geschlechterordnung zu destabilisieren.

Werden im kulturwissenschaftlichen *gender*-Kontext Traumata in erster Linie ausgehend von fiktiven Frauen zum Thema gemacht, so geht es im Bereich von Psychologie und Sozialwissenschaften (und darüber hinaus auch im außeruniversitären Kontext) auch in der Debatte um sexuellen Missbrauch und Vergewaltigungen immer wieder um Traumata.[39] Vor dem Hintergrund dieses Diskussionszusammenhangs erscheinen die postrukturalistischen Konzeptualisierungen von Traumata manchmal geradezu als Romantisierung – oder auch als eine Art ‚Auratisierung'.

Kritisch lässt sich auch fragen, ob die Einführung der Kategorie ‚Trauma' im Rahmen der konstruktivistisch geprägten Erinnerungsdiskussion letzten Endes nicht als ein (verzweifelter) Versuch verstanden werden muss, zwischen den ‚gleitenden Signifikanten' der poststrukuralistischen Theorie etc. doch noch einen letzen sicheren Halt zu finden: Mit den Traumata wird dem Vergangenheitsbezug, der in der Erinnerungsdiskussion grundsätzlich als problematisch verstanden wird und oftmals (durch die Betonung der Gegenwartsbezogenheit und des konstruktiven Charakters) eher in den Hintergrund getreten ist, ein (theoretischer) Ort zugewiesen, der, wenn auch eingeschränkt, die Rede von einem unverfälschten oder auch authentischen Erinnern ermöglicht. So spricht der amerikanische Kunsttheoretiker Hal Foster in Bezug auf Traumata (im Anschluss an Lacan) von einer „Wiederkehr des Realen".[40] Bei einem genaueren Blick auf Fosters Ausführungen fällt jedoch auf, dass das Reale oder auch Authentische des von ihm thematisierten Vergangenheitsbezuges nicht in einer zuverlässigen Präsentation des Gewesenen, sondern statt dessen in einer der Heftigkeit des Eindrucks entsprechenden Intensität der Affekte liegt.

Wie bereits angedeutet, begegnen uns die oben dargestellten Themen ‚Geschichte' und ‚Traumata' in Verbindung mit ‚Erinnern/Gedächtnis (und Vergessen)' sowie mit der für diesen Band zentralen Kategorie Geschlecht in den vorliegenden Aufsätzen in zahlreichen Facetten, in die durch die folgenden Abstracts kurz eingeführt werden soll. Die in „Erinnern und Geschlecht" (Band II) versammelten Beiträge führen aktuelle Debatten aus den Geschichts-, Literatur- und Kulturwissenschaften zusammen sowie aus der Soziologie, den Film-, Medien- und Kognitions- bzw. Neurowissenschaften. Abgerundet wird der Aufsatzteil des Bandes durch einen literarischen Beitrag der Autorin Erica Pedretti.

Ging es der im Zuge der neuen Frauenbewegung zunehmend etablierten geschichtswissenschaftlichen Frauenforschung zunächst darum, Ausnahmefrauen der Vergangenheit als Akteurinnen zum Gegenstand zu machen und schon bald auch die jeweiligen Lebenswelten ‚ganz gewöhnlicher Frauen', ist es das Ziel der Freiburger Historikerin **Sylvia Paletschek** durch ihren Beitrag „Frauen wieder in die *Geschichte der Historiografie* hinein[zu]schreiben" (Hervorhebung M.P.) und somit die Leistungen von Frauen für die Geschichtsschreibung sichtbar zu machen.

Die zentrale Frage für Paletschek ist dabei „Warum werden Historikerinnen in der Historiografiegeschichte bisher kaum erinnert?“ Als entscheidende Gründe dafür führt sie u.a. den Zeitpunkt und den Ort der Herausbildung der modernen wissenschaftlichen Geschichtsschreibung an: Ende des 18. Jahrhunderts handelte es sich bei den Universitäten um einen exklusiv männlichen Raum, was dazu führte, dass (nicht nur) die geschichtswissenschaftlichen Themen „eng mit männlichen Handlungsräumen und Imaginationen verwoben“ waren. Ein anderer Aspekt, den Paletschek aufzeigt, ist der mit der universitären ‚Professionalisierung‘ der Geschichtswissenschaft verbundene Ausschluss der außeruniversitären populären Geschichtsschreibung so genannter ‚AmateurInnen‘ insbesondere aus der deutschen Historiografietradition, der viele historisch forschende Frauen zuzuordnen waren. Wie Paletschek betont, besteht die „männliche Imprägnierung“ der Geschichtswissenschaft noch heute, da Frauen erst im Laufe des 20. Jahrhunderts nach und nach einzelne Universitätsprofessuren besetzen konnten. Entsprechend macht Paletschek die „Entstehung der modernen Geschichtswissenschaft“, „die ersten Historikerinnen an Universitäten im 20. Jahrhundert“ und schließlich „die [heutige] Situation von Frauen in der deutschen Geschichtswissenschaft“ zu Schwerpunkten ihres Aufsatzes.

Ein interessantes Detail, das dabei ins Auge fällt, ist der Konnex zwischen *Gender* und *Genre*: So waren (im Mittelalter und der Frühen Neuzeit) „Stiftungs-, Heils- und Familiengeschichten ... bevorzugte Formen der Geschichtsschreibung von Frauen“ – Formen, die mit der modernen Geschichtsschreibung in den Hintergrund traten. Und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts waren es Frauen, die „sich stärker und früher der neuen [zunächst] noch randständigen Richtung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte [öffneten]“.

„Dass viele der in ihrer Zeit durchaus bekannten Geschichtsschreiberinnen vergessen wurden“, deutet Paletschek als Hinweis darauf, „dass selbst das in der jeweiligen Zeit herausgehobene nicht automatisch tradiert wird“ und letztlich auf eine ‚Gemachtheit‘ von Geschichte. In diesem Sinne schließt sie ihre Ausführungen mit folgender Überlegung ab, die zugleich einen Appell darstellt:

> Es gilt auch nach Wegen zu suchen, die Historikerinnen und ihre Werke ebenso wie weibliche Erinnerungspolitik und Versuche einer feministischen Traditionsstiftung, die es nicht erst seit der neuen Frauenbewegung der 1970er Jahre gibt, im Gedächtnis festzuhalten.

Im Aufsatz der aus der Anglistik stammenden Freiburger Erzähltheoretikerin **Monika Fludernik** steht das geradezu klassische Thema der Frauen- und Geschlechterforschung im Zentrum der Aufmerksamkeit: ‚Prozesse der Kanonisierung und Dekanonisierung‘, die deshalb auch bereits in der Einleitung des ersten Erinnerungsbandes angesprochen worden sind. In Fluderniks Aufsatz geht es dabei um den Bereich der Belletristik.

Einleitend geht Fludernik zunächst auf generelle Fragen ein, so z.B. danach, um was es sich bei einem Kanon überhaupt handelt, auf Kriterien für die Kanonisierung von Werken sowie die Funktion von Kanons. Darüber hinaus diskutiert sie die Kanondebatte der letzten Jahrzehnte, wie sie in den USA geführt wurde und konturiert daneben die Besonderheiten der europäischen Tradition eines nationalen ‚Bildungskanons' des Bürgertums. Anschließend widmet sich Fludernik (unter Bezugnahme auf Renate von Heydebrand, Simone Winko und Joanna Russ) der Geschlechterthematik. Wie sie zeigt, sind es in erster Linie die traditionellen „‚großen' Kanons der Welt- und Nationalliteraturen", in denen Autorinnen unterrepräsentiert sind. „Ab dem 20. Jahrhundert sind" dagegen, so Fludernik, „Frauen vermehrt im Kanon vertreten, und in den ethnischen und postkolonialen Literaturen haben sie nach anfänglicher Diskriminierung mittlerweile beinahe gleichrangige Behandlung erreicht." Diesen Befund unterstreicht Fludernik, indem sie auf die postkoloniale, die afro-amerikanische und die anglo-indische Literatur eingeht.

Angesichts des Ausschlusses von Frauen aus dem traditionellen Kanon zeigt Fludernik drei mögliche Strategien auf: Erweiterung, Alternativ-Kanons sowie eine Dekonstruktion oder auch Negierung des bestehenden Kanons. Dabei handelt es sich um Strategien, die Fludernik nicht nur angesichts der Kategorie Geschlecht als sinnvoll erachtet. Um die ‚Gemachtheit' von Kanons zu unterstreichen, ließe sich, wie Fludernik ausführt, so z.B. vergleichen „welche Werke der Renaissance um 1700 und um 1800 im hohen Kurs standen". Abschließend spricht sie sich jedoch dafür aus, das Thema ‚Kanon' einfach „zu ignorieren und sich über anregende, interessante und stilistische Literatur von Frauen aus allen Literaturen zu freuen, bzw. die Produktion solcher Werke zu fördern", dabei aber nicht zu übersehen, „dass es auch einige herausragende Texte von Männern gibt".

Die Züricher Anglistin **Elisabeth Bronfen** rückt das traumatische (Nicht-)Erinnern sowie das „psychisch sinnvolle" Vergessen ins Zentrum ihrer Auseinandersetzung mit drei in der ‚Traumfabrik Hollywood' produzierten Filmen. Bronfen fragt danach, „wie das Durcharbeiten von Trauma als Akt des Vergessen inszeniert werden kann, damit überhaupt eine das Weiterleben fördernde Erinnerung entstehen kann".

In *The Others* (2001), *Femme Fatale* (2002) und *In the Cut* (2003) begegnen den Zuschauenden Filmheldinnen, die allesamt „explizit als Schlafende und Träumende eingeführt oder inszeniert" werden. Alle drei müssen „ins Dunkel der Verdrängung vordringen, um dort den Kern, der alle Fantasiearbeit am Nabel des Traums zusammenhält, aufzudecken." Bronfen zufolge kommt diese „Selbstsuche … einer Erinnerungsreise gleich, an deren Kern ein selbstzerstörerischer Genuss von Gewalt liegt". Durch das in allen drei Filmen inszenierte „mündige[ ] Aufwachen" der Heldinnen wird allerdings gleichzeitig ein „Ausweg aus der Gewalt" entworfen.

Die Verbindung von Traum und Trauma kommt dabei nicht von ungefähr: Die exzessive Reizüberflutung des Traumas, „dieses Zuviel, diese Wunde, diese Verletzung, dieser Einbruch" wird, so Bronfen, im Traum „als affektive Erinnerungsspur

zum Ausdruck“ gebracht. Das Trauma könne also überhaupt „nur nachträglich, als nachwirkendes und nacherzähltes Träumen begriffen werden.“ Allen drei Filmheldinnen werde „die Unmöglichkeit, den traumatischen Tod bewusst zu erfahren, durch das Betreten eines anderen Schauplatzes“ ermöglicht. Dabei fungiere einerseits der Traum als Ort, an dem das Trauma in „Erinnerungsbilder“ übersetzt werde und so nach dem Aufwachen „im psychischen Leben der Heldinnen (…) keine Macht mehr“ habe. Bronfen versteht die „traumatischen Träume der drei Filmprotagonistinnen als eine vom Licht vergangener Tage erhellte Nachtreise …, ihr Aufwachen hingegen als eine Anerkennung ihrer eigenen Verantwortung“. Andererseits stellen der Film und das Kino „eine halluzinatorische Zwischenwelt dar“. Die „Veräußerung des Unbewussten“ der Filmheldinnen bedeute gleichzeitig auch eine „Reflexion über die Medialität von Kinobildern“, die die „Nähe der Sprache des Kinos zu der des Traums“ offenbare. So tragen alle drei Filme eine „Erinnerungsschicht“ an frühere Versionen der Gattung Film in sich, erinnern „Genrekonventionen“, um sich „gleichzeitig dezidiert von diesen ab[zusetzen].“

Leslie Morris, die Leiterin des *Center for Jewish Studies* an der Universität Minneapolis, nähert sich in einer eigens für diesen Band angefertigten Übersetzung der Erinnerung des Traumas von einer anderen Seite: Sie untersucht die Beziehung zwischen jüdischer Erinnerung, Diaspora und Geschlecht anhand zeitgenössischer Beispiele aus der nordamerikanischen Körper- und Performance-Kunst.

Auf der Grundlage von Cixous’ „Stigmatext“ fragt Morris danach, wie „ ‚abweichendes‘ Jüdischsein“ als eine „jüdische Subjektivität am Rande“ dargestellt werden kann. Als Referenzpunkte dienen Morris dabei u.a. der mit Holocaust-Bildern tätowierte Körper Marina Vainshteins, Hagit Molgans Installation aus Bedikah-Tüchern, die eine feministische Kritik an „rituellen Reinheits- und Menstruationsgesetze[n]“ darstellt, sowie der Brauch jüdisch-orthodoxer Frauen Perücken zu tragen. Vainshteins tätowierter Körper stelle dabei insofern ein Paradoxon „im diasporischen Bewusstsein“ dar, als dass er einerseits als „körperliche[ ] Ausstellung der Erinnerung an den Holocaust“ und quasi als „Zeuge der Verspätung des Traumas“ gelesen werden könne. Gleichzeitig werde dieser Körper jedoch erst „durch eine Hinwendung zu Praktiken, die gegen das jüdische Gesetz verstoßen“, explizit als ‚jüdisch‘ erkennbar. Morris hinterfragt die „Fiktion der ‚Vollständigkeit‘ “ kritisch, die die junge Generation der ‚*modified Jews*‘ in der Hinwendung zum Tätowieren als „Akt des jüdischen Glaubensbekenntnisses“ zu sehen scheint. Nach einem kurzen Abriss zur ‚Geschichte der Tätowierkunst‘, zu deren künstlerischen Vorläufern und zur Konzeptkunst, fragt Morris schließlich danach, worin „das vermeintliche Transgressionspotenzial“ des Phänomens „Jews and tattoos“ bestehen, und ob dessen Aufkommen „das frühere Paradigma der nationalistischen, militaristischen, männlichen Konnotation von Tätowierungen“ verändern könne.

Beim Vergleich von Tätowierungen mit dem Tragen von Perücken kommt Morris zu folgendem Schluss:

> [Die] Linie zwischen Realem [d.h. echtem Haar] und Simulacrum [d.h. Perücke], der „tefach", enthält das gleiche Potenzial zur Übertretung wie die ‚unverschämte' Tätowierungskunst lesbischer *Punk-Performance*-Künstlerinnen (…). Obwohl sozial sanktioniert, spielt der „tefach" bewusst mit den Grenzen zwischen Ich und Kunstprodukt, Sinnlichkeit (…) und Sittlichkeit, Realem und Simulacrum sowie mit den Grenzen zwischen dem ‚natürlichen' jüdischen Körper und dem jüdischen Körper als Text, Midrasch, Konstruktion.

Der Beitrag von **Nicolas J. Beger**, der in Brüssel für NROs[41] tätig und Direktor des *European Peacebuilding Liaison Office* ist, referiert ebenfalls auf das Konzept der Diaspora. Beger charakterisiert transsexuelles Erinnern, Erfahren und Erleben als Leben in der Diaspora, „die kein Zwischenstadium ist, sondern ‚der Anfang, das Ende und der Weg' " zugleich. Dass der Weg zu einer vollwertigen Trans-Subjektivität durch bisher unauflösbare Verwicklungen von individuellem Erfahren und Empfinden mit „gesellschaftlichen, medizinischen und juristischen Vorgaben, Normen und Interpretationen" erschwert wird, veranschaulicht Beger in seiner Auseinandersetzung mit dem Transsexuellengesetz. Das Gesetz, so Beger, „vergibt individuelle Rechte", jedoch versäumt es, die „rechtliche Etablierung diskriminierender Strukturen anzusprechen". Die Gleichheit, die Transsexuelle durch Gutachten, Namensänderungen, Operationen etc. zu erreichen angeboten wird, könne deshalb unter den bestehenden Voraussetzungen nie mehr sein als „eine Falltür, die derjenigen der lesbisch-schwulen Identitätspolitik nicht ganz unähnlich ist: eine Gleichheit, die genau das binäre System bestärkt, durch das die Ungleichheit eigentlich entstand." Gleichzeitig übt Beger aber auch Kritik an einer *queer theory*, die Transsexuelle als „Komplizen der Medikalisierung" diffamiert, während sie das Subversionspotenzial von *transgendern* zelebriert.

Durch den anschaulichen Vergleich von Geschlechtergrenzen mit Staatsgrenzen und den jeweils zu erlangenden ‚BürgerInnenrechten' macht Beger deutlich, dass

> [d]ie Möglichkeit, eine Person zu werden, die sexuell und geschlechtlich sein kann, … die gleiche Möglichkeit [ist] wie jene, eine Person zu werden mit BürgerInnenrechten. (…) BürgerInnenschaft ist wiederum an die Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit gebunden.

In diesem System dürfe niemand „uneindeutig sein, weil er/sie sonst niemals zu einem ‚echten' Menschen werden kann, einer Person die BürgerIn wird". Beger schlägt deshalb vor, sich der Frage des „Begehren[s], materiell-körperliche Veränderungen herbeizuführen", von zweierlei Seiten zu nähern: erstens, einer „rechtlich-politischen" und zweitens durch „neue Formen der Erinnerung und des Erzählens", die mit einer „Wertschätzung und Anerkennung der ‚diasporischen Erfahrung' verbunden" sind.

Grenzerfahrungen und -verschiebungen anderer Art werden im Beitrag der Freiburger Soziologin **Nina Degele** thematisiert. Einzelinterviews und Gruppendiskussionen mit Müttern, Hebammen, SportlerInnen und SM-Praktizierenden

auswertend, fragt Degele nach Bedeutungen und Funktionen von Schmerz sowie deren Kopplung an die Kategorie Geschlecht. Vor dem theoretischen Hintergrund der Konzepte der „Dethematisierung von Geschlecht" und des „*undoing gender*" zeigt sie, dass Schmerz als „Grenzerfahrung [fungiert,] die Aufschluss über die eigene soziale Positionierung und Identität in der Gesellschaft gibt". Allen befragten Gruppen ist gemein, dass der jeweils empfundene Schmerz für sie im erinnernden Nachhinein eine positive, sinnhafte Erfahrung darstellt: so z.B. als Quelle neuen Selbstbewusstseins, als Erkennen der eigenen Leistungsfähigkeit, als „Leistungssteigerer" oder als „Lustquelle der Transzendenz".

Bei der Schmerzbewältigung kommen Degele zufolge bei allen untersuchten Gruppen drei Dimensionen zum Tragen: die Physis, die Psyche und das Soziale. Allen gemein ist außerdem, dass der Schmerz an sich „nicht das eigentliche Ziel" darstellt, die AkteurInnen ihn „für das jeweilige Ziel aber (mehr oder weniger gern) in Kauf nehmen". Die Autorin hält fest, dass über die Gemeinsamkeit der Schmerzerfahrung „Beziehungen konstruiert" werden und Schmerz sich als „*Erinnerungsgenerator*" ausmachen lässt.

Was jedoch lässt sich über die Verbindung von (erinnertem) Schmerz und Geschlecht sagen? Hier scheinen deutlichere Unterschiede zwischen den befragten Gruppen zu bestehen. So gilt für die Hebammen, dass „Mütterlichkeit in diesem Beruf das zentrale Thema ist" und die „berufliche Kompetenz … stark auf Biologie fokussiert", während TriathletInnen ihre Disziplin als „geschlechtergerechte Sportart" gerieren. Dass das (vordergründige) Ausbleiben einer Geschlechtszuschreibung *nicht* automatisch bedeutet, „dass Geschlecht irrelevant ist", zeigt das Beispiel der Geburt: Diese sei „schon so eindeutig geschlechtlich markiert, dass hier der Verweis auf Weiblichkeit/Geschlecht überflüssig zu sein scheint. Geschlecht wird hier in seiner Selbstverständlichkeit irrelevant, mit dem Erinnern an Schmerz vergessen". So kommt Degele zu dem Schluss, dass das Vergessen des Geschlechts in der Erinnerung des Schmerzes „umso einfacher möglich [wird], je körpernäher die Schmerzerfahrung stattfindet".

Im Aufsatz der germanistischen Literaturwissenschaftlerin **Franziska Schößler** ist noch einmal der Themenkomplex ‚Erinnern und Film' Gegenstand des Interesses. Anhand zweier Filme von David Lynch zeigt die Autorin „im Anschluss an die dekonstruktivistische Memoria-Theorie", dass Erinnerung in den ausgewählten Beispielen als „autopoietischer Akt" fungiert.

Lost Highway (1996) und *Mulholland Drive* (2001) brechen „radikal mit der narrativen Konvention, die Einheit der Figuren zu wahren, eine auf Kausalität und Finalität basierende Geschichte zu erzählen und als Kontinuum zu gestalten." Die Filme dekonstruieren Genres wie das des *Film Noir* und Geschlechterrollen wie die der *femme fatale*, indem sie sich verweigern „die projektive Struktur der aufgerufenen Weiblichkeitsrepräsentationen" widerzuspiegeln. Beide Filme befragen „Erinnerung als Medium der Identitätsbildung in fundamentaler Weise", thematisieren „das zentrale Sujet Erinnerung auch auf der Metaebene" und fordern die

Zuschauenden dazu auf, sich ständig auf vergangene Szenen berufend, erinnernd zu rezipieren. Allerdings produziere diese „vergleichende Lektüre (…) keine lineare Geschichte", sondern offenbare den Akt des Erinnerns als einen, der keine „Einheit oder … Kontinuität zwischen Vergangenheit und Gegenwart herstellt, sondern ganz im Gegenteil Heterogenität produziert."

Schößler arbeitet heraus, dass *Lost Highway* und *Mulholland Drive* nicht nur „in einem umgekehrten Spiegelverhältnis zueinander" stehen, sondern dass in beiden Filmen unterschiedliche Erinnerungskonzeptionen aufgezeigt werden: Während in *Lost Highway* die Figuren „in ihrer egomanischen Welt isoliert bleiben", wird Erinnerung in *Mulholland Drive* als „kollektiv-dialogischer Akt" inszeniert, der „nicht biografisch auf das Individuum beschränkt" ist. Erinnern finde hier „in einem sozialen Netzwerk statt, in dem vergangene Ereignisse gemeinsam erlebt und Eigenes und Fremdes überlagert werden." Lynchs Filme zeigen, was auch für die von Elisabeth Bronfen analysierten Filmbeispiele galt: dass das behandelte Medium „die Vergangenheit, die [es] erinnert" in der Erinnerung konstruiert und so auf einer Metaebene „die Erinnerungsstruktur des Mediums selbst, die sich aus einer bestimmten Perspektive durch Kollektivität und Konstruktivität auszeichnet, zu ihrem Inhalt" macht.

Im Beitrag des aus den Sozialwissenschaften stammenden Männer-Forschers **Hans-Joachim Lenz** spielt ‚Geschichte' dann wieder eine wichtige Rolle. Gegenstand ist das Erinnern deutscher (nicht-jüdischer) Männer, damals überwiegend noch Kinder, an Erfahrungen von Verletzbarkeit und Verletzung („Gewaltwiderfahrnisse") im Kontext des Zweiten Weltkrieges. Die Daten, auf die Lenz dabei zurückgreift, gehen auf die vom *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* 2002 in Auftrag gegebene repräsentative Pilotstudie „Gewalt gegen Männer" zurück, an der der Autor maßgeblich beteiligt war. Ziel dieser Auftragsstudie (die mit der ähnlich ausgerichteten Studie „Gewalt gegen Frauen" korrespondiert) war zunächst die Erfassung der Gewalterfahrung von Männern im häuslichen wie im außerhäuslichen Bereich. Kriegserinnerungen, die im Rahmen der Studie einem von fünf „Gewaltfeldern" zugeordnet und als „Im Krieg, beim Militär und während der Wehrpflicht" gelabelt wurden, tauchten dabei eher unerwartet als ein überraschend präsentes Thema auf.

Wie Lenz herausarbeitet, wurden diese Erfahrungen von den Betroffenen lange Zeit nicht erinnert und vor allem auch nicht erzählt, da sowohl Verletzbarkeit als auch der Begriff des ‚Opfers' bis heute als weiblich konnotiert gelten. Die Aussagen der befragten Männer zu ihren Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg nimmt Lenz deshalb als Ausgangspunkt für „geschlechtertheoretische Reflexionen zu Männlichkeit und Krieg". Wie er betont, lässt sich an diesen Aussagen darüber hinaus aber auch „exemplarisch (...) der Umgang mit ‚Verletzungsoffenheit' von Männern in den männlichkeitsdominierten Verhältnissen" generell aufzeigen. Die Verhältnisse im Krieg stellten nämlich „zugleich ein[en] Ausdruck und ein[en] Spiegel der Zivilgesellschaft" dar:

> Das Bild des soldatischen Mannes drückt als Spiegel der spezifischen Kultur das jeweils vorherrschende Männlichkeitsverständnis aus. Die Struktur von Über- und Unterordnung des Systems der hegemonialen Männlichkeit fokussiert sich im Militär.

Wie Lenz ausführt, stellt „das Aufdecken der bislang weitgehend verborgenen männlichen Verletzbarkeit“ eine Möglichkeit dar, die hegemoniale Geschlechterordnung subversiv infrage zu stellen: „Die Gewalt gegen Männer zu thematisieren, indem ihre Verletzlichkeit aufgezeigt wird, bedeutet den allgegenwärtigen Mythos der Unverletzlichkeit von Jungen und Männern zu dekonstruieren.“ Im abschließenden Unterkapitel spricht sich Lenz dafür aus, den „noch nicht erfassten Einfluss des letzten Krieges (...) in weiterführenden Studien genauer“ zu untersuchen, „indem explizit (und nicht nur zufällig) auch nach der Wirkung des Krieges für Männer und Frauen gefragt“ werde.

Wie präsent gesellschaftliche Geschlechterklischees auch in der alltäglichen Mediennutzung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind, veranschaulichen die Freiburger Medienpädagogen **Sven Kommer** und **Ralf Biermann** in ihrer vergleichenden Auswertung der ‚Medienbiografien‘ von NeuntklässlerInnen der Haupt- und Realschule mit jenen von Studierenden der Pädagogische Hochschule Freiburg. Wiederum entstammen die ausgewerteten Daten einer aktuellen Studie („Medienbiografien mit Kompetenzgewinn“) bei der, so die Autoren, der „Prozess des Erinnerns (…) zunächst einmal nicht im Mittelpunkt der Untersuchung“ stand. Dennoch lasse sich aus dem angewandten „Methodenmix“ aus leitfadengestützten Interviews, Videomitschnitten und der Analyse der von SchülerInnen und Studierenden erstellten Präsentationen der Schluss ziehen, dass „Erinnerungen heute immer auch zumindest medial durchdrungen – wenn nicht gerade medial formiert – sind.“

Dies bestätigt sich für beide untersuchten Gruppen, obwohl deren Mediennutzung und mediale Ausstattung häufig divergieren. Während für Studierende der „Kauf einer Satellitenschüssel (…) nicht selten als relevanter Einschnitt innerhalb der eigenen Medienbiografie“ begriffen wird, können die SchülerInnen eine Zeit ohne Fernseher, Kabel- und Satellitenprogramme gar nicht mehr erinnern. Für beide Gruppen ist der „Umgang mit dem Computer … zur Normalität“ geworden. Allerdings bestünden hier, wie auch z.B. beim Handy- und Internetgebrauch, Unterschiede im Umgang mit dem Medium: Während bei den SchülerInnen eine „hedonistische, spaßorientierte Umgangsweise dominiert“, stehe bei den Studierenden die Nutzfunktion „als Werkzeug“ im Vordergrund. Zudem entwickelten letztere einen „kritischen Blick auf die neueren Medien“ bei dessen Ausformung u.a. die „Medienerziehung der Eltern … eine wichtige Rolle“ spiele.

In dem erinnerten bzw. beschriebenen Mediengebrauch lassen sich außerdem „die gesellschaftlichen Klischees von männlichen und weiblichen Rollen geradezu idealtypisch wieder finden.“ Jungen und junge Männer durchforsten virtuelle

Computerspielwelten, Mädchen und junge Frauen kommunizieren via *Chatroom* und E-Mail. Ebenso scheint die „Gestaltung der multimedialen Präsentationen (…) einem dichotomen ästhetischen Code“ zu unterliegen: Dominieren in den „Mädchenwelten“ Pink-Töne, „digitale Schmetterlinge, … rote Herzchen und (…) süße Babys“, so sind es in den ‚Jungenwelten‘ dunkle Farben (schwarz, blau, grün) und „technische Extravaganzen“. Für beide Geschlechter wie Altersgruppen lässt sich demnach auf der Grundlage ihrer Erinnerungen sagen, dass sie sehr stark „dem heteronormativen Modell verhaftet sind.“

Die Traumatisierung durch den Zweiten Weltkrieg, die im Mittelpunkt des Beitrags von Hans-Joachim Lenz stand, begegnet uns im germanistischen Aufsatz der Freiburgerin **Ursula Elsner** noch einmal. Auf der Grundlage des Vergleichs ausgewählter Texte von Anna Seghers und Christa Wolf konstatiert Elsner eine „gemeinsame, aufeinander sich beziehende Erinnerungsarbeit und damit [eine] literarische Wahlverwandtschaft“. Diese „Erinnerungsarbeit“ offenbare sich im ‚unkonventionellen Erzählen‘ beider Autorinnen.

Seghers’ autobiografisch gefärbte Novelle *Der Ausflug der toten Mädchen* (1948) sei, so Elsner, gekennzeichnet durch eine „apokalyptische Todesvision“. Leitmotivisch tauche in der personalen Ich-Erzählung immer wieder ein „Nicht-genau-Wissen, Staunen, Sich-Wundern und Fragen“ auf, das „kennzeichnend für die Traumkonzeption der Novelle“ ist. Der „Übergang von der Binnen- in die Rahmenerzählung“ kennzeichne „das Erwachen der Erzählerin aus dem Albtraum“, „erlebendes und erzählendes Ich“ verschmelzen. Ähnliches beobachtet Elsner in Wolfs *Kindheitsmuster* (1976): Dort vermischen sich „mehrere Zeit- und Handlungsebenen“, und „metafiktionale Elemente“ sowie ein „assoziativer Gedankenstrom“ tragen zu der Erkenntnis bei, dass sich in Wolfs Text „Vergangenheit … nicht auf kurzem Weg erschließt, weil innere und äußere Tabus den Zugang zu ihr blockieren“. Elsner kategorisiert *Kindheitsmuster* als ein „Erinnerungsbuch“ und somit als „bewusste[n] Gegenentwurf zu dem von Wolf kritisierten Typ des ‚Wandlungsromans‘ “. Wolfs Erzählstil, der durch das „Verfahren der subjektiven Authentizität“ gekennzeichnet ist, ließe sich demnach im Gegensatz zu dem des Wandlungsromans als „reflektierend, d.h. fragend, sich wundernd, nachdenkend, die anderen befragend, abschweifend, assoziierend usw.“ charakterisieren.

Die Wichtigkeit Seghers’ und Wolfs im Rahmen der Überlegungen zu ‚Erinnern und Geschlecht‘ bestehe folglich darin, dass die Autorinnen einen ‚Wandlungsprozess im Erzählen‘ mit angestoßen hätten. Beide stünden für „das Ernstnehmen der subjektiven Seite des Geschichtsprozesses, das Misstrauen gegen (literarische, politische, feuilletonistische) Verallgemeinerungen und Vereinfachungen, die Beteiligung der Leserinnen und Leser am Prozess der Wahrheitsfindung.“

Die ebenfalls aus Freiburg stammende Literaturwissenschaftlerin **Meike Penkwitt** widmet sich den ‚Erinnerungstexten‘ der deutschsprachigen Schweizer Autorin Erica Pedretti, die nach Kriegsende als 15-Jährige aus Mähren (in der damaligen

Tschechoslowakei) vertrieben wurde. Penkwitt arbeitet in ihrer Auseinandersetzung mit den Texten Pedrettis heraus, dass sich in Bezug auf diese ‚Erinnerungstexte' auf unterschiedlichen Ebenen von einem Oszillieren zwischen Performanz und Referenz sprechen lässt: Zum einen hinsichtlich der Schreibweise Pedrettis, in der sie den Erinnerungsprozess ausdrückt, darüber hinaus aber auch hinsichtlich des Textstatus und in der konkreten Charakterisierung von Erinnerungsprozessen. Ihren Performanzbegriff orientiert Penkwitt dabei am vielschichtigen Performanz-Konzept der Berliner Theaterwissenschaftlerin Erika Fischer-Lichte. Beim Begriff Referenz rekurriert sie auf das von Aleida Assmann zurückgehende Konzept der „Stabilisatoren der Erinnerung" (Gegenstände, Orte, Symbol/Narrativisierung und Traumata), die diese ausgehend von der Kritik an der verbreiteten „These von der totalen Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit des Gedächtnisses als zu pauschal" entwickelt.

Anschließend reflektiert Penkwitt das Oszillieren der Erinnerungstexte Erica Pedrettis zwischen Performanz und Referenz vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Autobiografieforschung, in der die Kategorie ‚Autofiktion' zentral steht, und führt die von ihr verwendete Kategorie ‚Erinnerungstexte' ein. Abschließend schlägt sie von der hybriden Textform einen Bogen zum postmodernen Subjektbegriff sowie zum schwierigen Thema ‚Flucht und Vertreibung', d.h. der Zwangsmigration der Deutschen am Ende des Zweiten Weltkrieges. Dieser Gegenstand nimmt immer wieder eine zentrale Stellung in Pedrettis Erinnerungstexten ein.

Der Prozess des Erinnerns als performativer Akt ist auch in den Ausführungen der Romanistinnen **Claudia Gronemann** und **Cornelia Sieber** Thema, die den autobiografischen Selbstentwürfen der lateinamerikanischen Autorinnen Margo Glanz, Gloria Anzaldúa und Margarita Mateo als „rhizomatischen Überschreibung[en] und Umschreibung[en] kultureller Erinnerung" nachgehen. Dabei konzentrieren sich Gronemann und Sieber auf die in den Texten der drei genannten Autorinnen praktizierten, jeweils unterschiedlichen Strategien „dezentralen Schreibens" sowie der Sinnstreuung, mit denen sich diese nicht nur gegen das traditionelle autonome und selbstbewusste Ich westlicher Autobiografien richten, sondern auch gegen den Stil des ‚Testimonio' (das „primär die Einbindung des erzählenden Ich in seine sozialen und kulturellen Zusammenhänge" betont) – einer Ausformung der Autobiografie die als ‚typisch lateinamerikanisch' gilt. Bei Margo Glanz, so arbeiten die beiden Romanistinnen heraus, ist es vor allem der „familiäre[ ] Erinnerungsprozess, der sich in rhizomatische Erinnerungsspuren verästelt", während bei Gloria Anzaldúa der „Umgang mit verschiedenen, sich überlagernden kulturellen Mustern (...) zu einem rhizomatisch operierenden Gedächtnis und Denken führt". Bei Margarita Mateo schließlich, so führen Gronemann und Sieber aus, stehe „die Überlagerung von öffentlicher Sphäre, Arbeitswelt und privatem Raum im Mittelpunkt". Die auf unterschiedliche Weise entstehende Heterogenität werde dabei keineswegs als etwas inszeniert, das „behoben werden muss", sondern vielmehr als Chance, die es nicht zuletzt auch ermögliche, „Geschlechterrollen als Identitätsmasken zu entlar-

ven und sich im Rahmen neuer Vorstellungen von Identität(en) als stets temporäre und heterogene Setzungen zu entwerfen".

Die Auseinandersetzung mit autobiografischem Erinnern – konkreter: mit dem autobiografischen Gedächtnis – aus der Perspektive der Kognitions- und Neurowissenschaften steht im Zentrum des Aufsatzes von **Anna Strasser**. Das autobiografische Gedächtnis, also „die Fähigkeit des Menschen, sich an Fakten und Erlebnisse, die ihn selbst betreffen, zu erinnern", ist unmittelbar mit der Identität und dem Selbstbild des jeweiligen Menschen verbunden. In ihrem Beitrag geht Strasser zuerst auf Gedächtnismetaphern ein, die sie in zwei Kategorien unterteilt: zum einen Speichermetaphern, die „Gedächtnisinhalte quasi [als] klar beschreibbare Entitäten wie Vögel, Teile eines Schatzes oder … Abdruck von etwas" repräsentieren und somit „die Beschreibung des konstruktiven Charakters von Erinnerung" verhindern. Die zweite Art der Metaphern hebt eben diesen konstruktivistischen Aspekt des Erinnerns hervor, indem sie „Erinnern als Prozess illustrier[t]".

In den Kognitions- und Neurowissenschaften wird zur Klärung der Frage der Repräsentation von Gedächtnisinhalten u.a. die Schemata-Theorie herangezogen. Für das autobiografische Gedächtnis seien dabei v.a. die „emotionalen Schemata" von besonderer Bedeutung. Diese seien u.a. „durch das Rollenverständnis einer Person geprägt (…). Das Selbstbild einer Person färbt ihre Erinnerung, genauso wie die Geschlechterrolle an der Ausprägung bestimmter Schemata beteiligt ist". Strasser veranschaulicht anhand ausgewählter Studien, dass zwischen autobiografischem Erinnern von Männern und Frauen „experimentell Unterschiede nachzuweisen sind". Sie macht allerdings auch explizit darauf aufmerksam, dass dies keineswegs als Beweis dafür herhalten könne, „dass dieser Unterschied ein biologischer oder gar angeborener sei". Folgt man Strassers Ausführungen, so können „Geschlechterunterschiede bei Untersuchungen zum autobiografischen Gedächtnis … ebenso mit kulturellen Schemata erklärt werden". Es dürfen also „kulturelle Einflüsse" nicht vernachlässigt werden. Die „spannenden Fragestellungen" beschäftigen sich Strasser zufolge deshalb auch „mit der Genese dieser Differenz", also dem *Wie* der Entstehung geschlechtsspezifischer Unterschiede. Um diesem *Wie* auf die Spur zu kommen, appelliert Strasser wiederholt an die Stärken einer interdisziplinären Forschung.

Nicht nur die Situation in der erinnert wird, formiert Erinnerungsinhalte; ganz entscheidend sind daran auch die Vorgeschichte und auch die Nachgeschichte der jeweiligen erinnerten Erlebnisse beteiligt, so macht **Loretta Walz** in ihren Ausführungen deutlich. In den lebensgeschichtlichen Videointerviews die die Regisseurin, Autorin, Filmproduzentin und Dozentin für Filmproduktion, mit den Methoden der *Oral-History* seit mittlerweile gut 25 Jahren mit Überlebenden (186 Frauen und 14 Männern) der Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück sowie Moringen und Lichtenburg führt, fokussiert sie deshalb nicht ausschließlich auf deren Erinnerungen an die Zeit im Lager. Stattdessen macht Walz das „ganze Leben" ihrer

InterviewpartnerInnen zum Thema. Wie Walz ausführt (und auch in ihren Filmen vor Augen führt), waren deren Wege ins Lager genauso vielfältig, wie danach die Wege zurück ins Leben.

Im vorliegenden Aufsatz berichtet Loretta Walz über die Entwicklung ihrer Arbeit von der ersten Begegnung mit Überlebenden (1980) bis zur Verleihung des Adolf Grimme-Preis im Frühling 2006 für den auf ihre langjährige Arbeit zurückgehenden Dokumentarfilm *Die Frauen von Ravensbrück*. Wie Walz deutlich macht, veränderten sich in diesem langen Zeitraum nicht nur ihre Arbeitsbedingungen – so konnte sie erst nach der Wende zunehmend auch Frauen in Osteuropa interviewen. Die Veränderungen gesellschaftlicher Rahmenbedingungen wirkten sich auch auf die von ihren Gesprächspartnerinnen geschilderten Erinnerungsinhalte aus. „Anerkennung und Würdigung der Verfolgung", so Walz, „machten es leichter Demütigungen zu schildern". Das Selbstbewusstsein der Opfer wuchs durch die öffentliche Verurteilung von NS-Verbrechen. Die Ausführungen Walz' machen deutlich, wie das individuelle Erinnern durch das kollektive Gedächtnis geprägt wird. So führt Walz weiter aus:

> Die Vermittlung von NS-Geschichte in den Schulen half den Verfolgten eine eigene Position innerhalb der Geschichte zu finden. Bestätigung der persönlichen Erinnerungen durch Berichte anderer schuf Vertrauen in die eigene Erfahrung.

Die Vermischung von Erinnerungen an eigene Erlebnisse mit im Nachhinein Erfahrenem interpretiert Walz als eine Strategie, das (eigentlich) ‚Unsagbare' dennoch zu sagen. Abschließend reflektiert Walz die Notwendigkeit eines gegenseitigen Vertrauens zwischen Interviewerin und Interviewpartnerin für eine produktive Zusammenarbeit:

> Was mich, wie ich meine, zu dieser langjährigen Arbeit befähigt hat, ist, dass ich von dem Grundsatz ausgehe, dass nichts, was mir erzählt wird, unwahr ist. Sollte es dennoch nicht dem tatsächlichen Geschehen entsprechen, gibt es einen Grund. (...) In der Sammlung sollte die subjektive Wahrheit dokumentiert werden, auch wenn sie nicht immer den historischen Geschehnissen entspricht.

Die Kluft zwischen den ‚tatsächlichen' Geschehnissen aber auch dem, wie diese zunächst (durchaus auch subjektiv) erlebt wurden, und der rückblickenden Erinnerung an diese Geschehnisse und Erlebnisse ist im kurzen (literarischen) Text der Autorin **Erica Pedretti**, der den Aufsatzteil des Bandes abschließt, ein zentrales Thema. In „So hatte ich mir das eigentlich nicht vorgestellt" geht es um schmerzhafte Erlebnisse, die im Nachhinein schnell nicht mehr in ihrer schmerzhaften Intensität erinnert werden. Anders als in den von Penkwitt besprochenen ‚Erinnerungstexten' Erica Pedrettis beziehen sich die Erinnerungen hier jedoch nicht auf ‚historische Ereignisse'. Stattdessen nimmt die Schweizer Autorin noch einmal das Thema ‚Gebärschmerzen' auf, das auch in den Ausführungen der Soziologin Nina

Degele ein wichtiger Gegenstand war. Der Text bringt dabei die Verwunderung über das baldige Verblassen der Erinnerung an diese Schmerzen zum Ausdruck. So reflektiert die Ich-Figur des Textes abschließend verallgemeinernd, dass Schmerzen (im schmerzfreien Zustand) nicht nur nicht vorstellbar sind, sondern vor allem auch nicht erinnert werden können (ein Gedanke, der auch bereits in Pedrettis Roman *Valerie oder das unerzogene Auge* von 1986 auftauchte): „Wer kann sich Schmerzen überhaupt vorstellen? Niemand. Noch nicht einmal die eigenen Schmerzen kannst du richtig erinnern. Sonst hätte ich wahrscheinlich nicht fünf Kinder geboren."

Zwischen den Aufsätzen sind auch in diesem Band wieder Fotografien der Musen im Kollegiengebäude III der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg angeordnet, deren unfreiwillige Reise an diesen Ort die Künstlerin Bettina Eichin in ihrem Beitrag im ersten Band zu *Erinnern und Geschlecht* beschreibt. Auch in der vorliegenden Aufsatzsammlung können die Musen als Verbindungslinien zwischen den einzelnen Disziplinen verstanden werden, die sich mit dem Themenkomplex ‚Erinnern/Gedächtnis (und Vergessen)' sowie der Kategorie Geschlecht auseinander setzen. Anders als in *Erinnern und Geschlecht, Band I* sind die Musenbilder dieses Mal jedoch explizit als ‚Begegnungen zwischen Muse und Mensch' gestaltet und können als Verweis auf Veränderungen und Verschiebungen aber auch die uneinholbare Andersheit der Vergangenheit im gegenwärtigen Erinnern gelesen werden.

Anmerkungen

1 Nicolas Pethes und Jens Ruchatz (Hrsg.): „Zur Einführung – anstelle der Stichworte ‚Gedächtnis' und ‚Erinnerung', in: Dies. (Hrsg.): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek bei Hamburg 2001, S. 5-19, S. 9.

2 Sabine Lucia Müller / Anja Schwarz: „Einleitung: Iterationen" (Arbeitstitel), in Dies. (Hrsg.): *Kontingente Iteration. Performativitätstheoretische Entsprechungen zwischen Erinnern und Geschlecht*, Göttingen 2008, (= *Quer*elles. *Jahrbuch für Frauen und Geschlechterforschung*, Band 18) – in Vorbereitung.

3 Clemens Wischermann: „Geschichte als Wissen, Gedächtnis oder Erinnerung", in: Ders.: *Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 1996, S. 55-85, S. 62.

4 Aleida Assmann: *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, S. 15.

5 Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992, S. 11.

6 Aleida Assmann: *Einführung in die Kulturwissenschaft: Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*, Berlin 2006, S. 179.

7 Vgl. auch: Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2005, S. 95.

8 Vgl. Aleida Assmann, München 1999, S. 16.

9 Vgl. z.B. Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, S. 7.

10 Vgl. Meike Penkwitt (Hrsg.): *Erinnern und Geschlecht, Band I*, Freiburg 2006 (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19), S. 2.

11 Sabine Lucia Müller / Anja Schwarz, Göttingen 2008.

12 Astrid Erll / Klaudia Seibel: „Gattungen, Formtraditionen und kulturelles Gedächtnis", in: Vera Nünning / Ansgar Nünning (Hrsg.): *Erzähltextanalyse und Gender Studies*, unter Mitarbeit von Nadyne Stritzke, Stuttgart/Weimar 2004, S. 190.

13 Meike Penkwitt, Freiburg 2006, S. 5.

14 Insa Eschebach / Sigrid Wenk (Hrsg.): *Gedächtnis und Geschlecht: Deutungsmuster in Darstellungen des nationalsozialistischen Genozids*, Frankfurt/M. 2002.

15 Vgl. auch die in unserem ersten Erinnerungsband erschienene Rezension zu dem Band: Eva Voss: „Gender Macht Geschichte", S. 341-343.

16 Maike Christadler / Christiane Keim / Marianne Koos / Daniela Mondini / Angela Rosenthal / Christina Threuter / Anja Zimmermann (Hrsg.): *Gender Memory: Repräsentationen von Gedächtnis, Erinnerung und Geschlecht*, Marburg 2005 (= *Frauen Kunst Wissenschaft*, 39).

17 Der *Call for Papers* sowie das Programm der Tagung ist in unserem ersten Erinnerungsband auf den Seiten 391-396 dokumentiert.

18 Aleida Assmann: „Geschlecht und kulturelles Gedächtnis", in: Meike Penkwitt (Hrsg.): *Erinnern und Geschlecht, Band I*, Freiburg 2006 (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19), S. 29-46.

19 Daneben taucht das Autobiografie-Thema aber durchaus auch im vorliegenden Band wieder auf.

20 Donald E. Polkinghorne: *Narrative Psychologie und Geschichtsbewusstsein*, in: Jürgen Straub (Hrsg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität 1*, Frankfurt/M. 1998, S. 12-45, S. 12.

21 Peter Burke: „Geschichte als soziales Gedächtnis", in: Aleida Assmann / Dietrich Harth (Hrsg.): *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Frankfurt/M. 1991, S. 289-304. Originalveröffentlichung: Ders.: „Historia as Social Memory", in: Thomas Butler (Hrsg.): *Memory. History, Culture and Mind*, Oxford 1989, S. 97-113.

22 Vgl. z.B. Jacques LeGoff: „Vorwort zur französischen Ausgabe von 1988", in: Ders.: *Geschichte und Gedächtnis*, aus dem Französischen von Elisabeth Hartfelder, Frankfurt/M. 1992 (französische Originalausgabe 1977), S. 11-15, S. 11.

23 Aleida Assmann, München 1999.

24 Ebd., S. 130-133.

25 Ebd., S. 130.

26 Friedrich Nietzsche: *Unzeitgemäße Betrachtungen, Band 2: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, in: *Sämtliche Werke: Band I*, S. 271, (Originalausgabe 1874).

27 Aleida Assmann, München 1999, S. 130.

28 Ebd., S. 132.

29 Sigrid Weigel: „Télescopage im Unbewussten. Zum Verhältnis von Trauma, Geschichtsbegriff und Literatur", in: Elisabeth Bronfen / Birgit R. Erdle / Sigrid Weigel: *Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster*, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 51-76, S. 51/52.

30 Lena Lindhoff: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart 1995, S. 148.

31 Vgl. Aleida Assmann, München 1999, S. 21.

32 Ebd., S. 249.

33 Ebd., S. 278.

34 Sowohl bei dem Begriff ‚écriture féminine' als dem des ‚französischen Feminismus' handelt es sich um Kategorien, die hier der Kürze wegen trotz ihres problematischen Stellenwertes verwendet werden. Verwiesen sei aber auf die überaus lohnenswerten Ausführungen von Ingrid Galster in: „Positionen des französischen Feminismus", in: Hiltrud Gnüg / Renate Möhrmann (Hrsg.): *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Stuttgart/ Weimar 1999, S. 591-602.

35 Lena Lindhoff: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart 1995, S. 148.

36 Elisabeth Bronfen, z.B. in: Dies: *Das verknotete Subjekt. Hysterie in der Moderne*, aus dem Englischen von Nikolaus G. Schneider, Berlin 1998 (Originalausgabe: New Jersey 1998) oder auch Dies.: „Shakespeares Geist und das Phantom des Kinos", in: http://www.bronfen.info/writing/archive/texts/2002_12_hamlet_film.html (Zugriff vom 26.4.2007).

37 Ebd.

38 Ebd.

39 Vgl. dazu auch Susanne Heynen: „Die Bedeutung subjektiver Theorien für Bewältigungsprozesse nach einer Vergewaltigung, in: Meike Penkwitt: *Erinnern und Geschlecht, Band I*, S. 117-143 (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19).

40 Hal Foster: *The Return of the Real: The Avant-Garde at the End of the Century*, Cambridge 1996. Eine ähnliche Funktion wie Traumata nimmt in den Ausführungen Fosters auch das Gefühl des Ekels ein.

41 NRO steht als Abkürzung für Nichtregierungsorganisation (siehe auch engl. NGO für *Non-Governmental Organisation*), also für Organisationen, die weder staatlich organisiert noch Gewinn bringend orientiert sind.

Literatur

Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.

Assmann, Aleida: *Einführung in die Kulturwissenschaft: Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*, Berlin 2006.

Aleida Assmann: „Geschlecht und kulturelles Gedächtnis", in: Meike Penkwitt (Hrsg.): *Erinnern und Geschlecht, Band I*, Freiburg 2006 (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19), S. 29-46.

Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992.

Bronfen, Elisabeth: *Das verknotete Subjekt. Hysterie in der Moderne*, aus dem Englischen von Nikolaus G. Schneider, Berlin 1998 (Originalausgabe: New Jersey 1998).

Bronfen, Elisabeth: „Shakespeares Geist und das Phantom des Kinos", in: http://www.bronfen.info/writing/archive/texts/2002_12_hamlet_film.html (Zugriff vom 26.4.2007).

Burke, Peter: „Geschichte als soziales Gedächtnis", in: Aleida Assmann/ Dietrich Harth (Hrsg.): *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Frankfurt/M. 1991, S. 289-304.

Christadler, Maike / Keim, Christiane / Koos, Marianne / Mondini, Daniela / Rosenthal, Angela / Threuter, Christina / Zimmermann, Anja (Hrsg.): *Gender Memory: Repräsentationen von Gedächtnis, Erinnerung und Geschlecht*, Marburg 2005 (= *Frauen Kunst Wissenschaft*, 39).

Erll, Astrid: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2005.

Erll, Astrid / Seibel, Klaudia: „Gattungen, Formtraditionen und kulturelles Gedächtnis", in: Vera Nünning/ Ansgar Nünning (Hrsg.): *Erzähltextanalyse und Gender Studies*, unter Mitarbeit von Nadyne Stritzke, Stuttgart/Weimar 2004, S. 180-208.

Eschebach, Insa / Wenk, Sigrid (Hrsg.): *Gedächtnis und Geschlecht: Deutungsmuster in Darstellungen des nationalsozialistischen Genozids*, Frankfurt/ M. 2002.

Foster, Hal: *The Return of the Real: The Avant-Garde at the End of the Century*, Cambridge 1996.

Galster, Ingrid: „Positionen des französischen Feminismus", in: Hiltrud Gnüg/ Renate Möhrmann (Hrsg.): *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Stuttgart/Weimar 1999, S. 591-602.

Heynen, Susanne: „Die Bedeutung subjektiver Theorien für Bewältigungsprozesse nach einer Vergewaltigung", in: Meike Penkwitt: *Erinnern und Geschlecht, Band I*, (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19), S. 117-143.

LeGoff, Jacques: „Vorwort zur französischen Ausgabe von 1988", in: Ders.: *Geschichte und Gedächtnis*, aus dem Französischen von Elisabeth Hartfelder, Frankfurt/M. 1992 (französische Originalausgabe 1977), S. 11-15.

Lindhoff, Lena: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart 1995.

Müller, Sabine Lucia / Schwarz, Anja: „Einleitung: Iterationen“ (Arbeitstitel), in: Dies. (Hrsg.): *Kontingente Iteration. Performativitätstheoretische Entsprechungen zwischen Erinnern und Geschlecht*, Göttingen 2008, (= *Quer*elles. *Jahrbuch für Frauen und Geschlechterforschung*, Band 18) – in Vorbereitung.

Nietzsche, Friedrich: *Unzeitgemäße Betrachtungen, Band 2: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, in: *Sämtliche Werke: Band I*, S. 271, (Originalausgabe 1874).

Penkwitt, Meike (Hrsg.): *Erinnern und Geschlecht, Band I*, Freiburg 2006 (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19).

Pethes, Nicolas / Ruchatz, Jens (Hrsg.): „Zur Einführung – anstelle der Stichworte ‚Gedächtnis‘ und ‚Erinnerung‘, in: Dies. (Hrsg.): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek bei Hamburg 2001, S. 5-19.

Polkinghorne, Donald E.: „Narrative Psychologie und Geschichtsbewusstsein“, in: Jürgen Straub (Hrsg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte Identität 1*, Frankfurt/M. 1998, S. 12-45.

Voss, Eva: „Gender Macht Geschichte“, in: Meike Penkwitt (Hrsg.): *Erinnern und Geschlecht, Band I*, Freiburg 2006 (= *Freiburger FrauenStudien*, Ausgabe 19), S. 341-343.

Weigel, Sigrid: „Télescopage im Unbewussten. Zum Verhältnis von Trauma, Geschichtsbegriff und Literatur“, in: Elisabeth Bronfen/ Birgit R. Erdle/ Sigrid Weigel: *Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster*, Köln/Weimar/Wien 1999.

Wischermann, Clemens: „Geschichte als Wissen, Gedächtnis oder Erinnerung? Bedeutsamkeit und Sinnlosigkeit in Vergangenheitskonzeptionen der Wissenschaft vom Menschen“, in: Ders.: *Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 1996, S. 55-85.

Aufsätze zum Thema ‚Erinnern und Geschlecht'

Sylvia Paletschek

Die Geschichte der Historikerinnen

Zum Verhältnis von Historiografiegeschichte und Geschlecht

In dem 1990 von Rüdiger vom Bruch und Rainer Müller herausgegebenen *Historikerlexikon von der Antike bis zur Gegenwart* sind unter den ausgewählten ca. 500 Geschichtsschreibern nur zwei Frauen – Hedwig Hintze und Barbara Hammond.[1] Doch gibt es tatsächlich nur so wenige Frauen, die bedeutsam zur Geschichtsschreibung beigetragen haben? Warum werden Historikerinnen in der Historiografiegeschichte bisher kaum erinnert? Welche Gründe dies hat und wie Historikerinnen in die Historiografiegeschichte eingeschrieben werden könnten, soll im Folgenden untersucht werden. Als erste Befunde und Ausgangsthesen können festgehalten werden: Der Beitrag von Frauen zur Geschichtsschreibung wurde verdeckt, weil sich erstens die moderne wissenschaftliche Geschichtsschreibung seit Ende des 18. Jahrhunderts in der Universität, einem zum damaligen Zeitpunkt exklusiv männlichen Raum, herausbildete und deren Themen eng mit männlichen Handlungsräumen und Imaginationen verwoben waren. Zweitens spielte eine Rolle, dass seit dem 19. Jahrhundert nur mehr universitäre Geschichtsschreibung in der Historiografietradition wahrgenommen wurde, nicht aber die populäre Geschichtsschreibung der Amateure und Amateurinnen. Drittens rückten Frauen erst sehr langsam im 20. Jahrhundert – und in nennenswerter Zahl erst in den letzten Jahrzehnten – auf Universitätsprofessuren vor, weshalb die Konzentration der Historiografiegeschichte auf die ‚großen' akademischen Lehrer und die männliche Imprägnierung der Fachgeschichte noch nicht aufgebrochen wurde. Dies gilt bis heute.

Doch wie wurde die aufkommende wissenschaftliche Geschichtsschreibung zur männlichen Domäne? Waren es im 19. Jahrhundert wirklich nur Männer, die Historiografie betrieben haben und was passierte mit dem Eintritt der ersten professionellen Historikerinnen in die Zunft Ende des 19. und dann im 20. Jahrhundert? Diese Fragen strukturieren den folgenden Beitrag. Ich will mich zunächst mit der Entstehung der modernen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert beschäftigen und dabei nach ihrer männlichen Imprägnierung und dem Anteil von Frauen an der Geschichtsschreibung fragen. Danach untersuche ich die ersten Historikerinnen an

Universitäten im 20. Jahrhundert und schließe mit einem Ausblick auf die Situation von Frauen in der deutschen Geschichtswissenschaft heute.

Bislang gibt es erst wenige Untersuchungen zum Geschlecht der Geschichtswissenschaft, wenn auch mit der 1998 veröffentlichten Arbeit von Bonnie Smith *The Gender of History. Men, Women, and Historical Practice* eine erste äußerst anregende und wichtige Pionierstudie erschienen ist.[2] Einige kleinere Aufsätze und Studien liegen daneben vor – so von Natalie Zemon Davis, Maria Grever, Heide Wunder, Peter Schöttler oder jüngst Angelika Epple – die sich mit Historikerinnen in der englischen, amerikanischen, holländischen, italienischen und deutschen Geschichtswissenschaft beschäftigen.[3] Auch gibt es bisher im weiteren Kontext des Themenkomplexes zu Erinnerungskultur und Geschlecht von historischer Seite kaum Arbeiten, die sich mit der Genderperspektive von Tradierung und Erinnerungspolitik auseinander setzen.[4]

I. Geschlecht und die Entstehung der modernen Geschichtswissenschaft

Im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit schrieben Frauen in Klöstern, am Hof und im Rahmen der Familienüberlieferung, der Memoria, Geschichte.[5] So verfasste Hrotsvit von Gandersheim im ottonischen Hauskloster im 10. Jahrhundert die Geschichte Ottos I. Frauen wie Christine de Pisan oder die Duchess of Newcastle gingen im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit der als männlich angesehenen Profession der Geschichtsschreibung nach. Sie produzierten wie die männlichen Autoren teilweise Großes, aber auch viel Mittelmäßiges. Zwei Bedingungen kennzeichneten die Frauen, die bis zum 18. Jahrhundert Geschichte schrieben: Sie waren gebildet und sie hatten Zugang oder Nähe zur politischen Macht.[6] Zudem gab es einen Zusammenhang zwischen *gender* und *genre*: Stiftungs-, Heils- und Familiengeschichte waren bevorzugte Formen der Geschichtsschreibung von Frauen. Mit dem Niedergang des feudalen Herrschaftssystem, der Säkularisierung und der Ablösung der Heils- und Weltgeschichte durch die Ende des 18. Jahrhunderts entstehende moderne Geschichtswissenschaft wurden diese Formen der Geschichtsschreibung von Frauen jedoch zurückgedrängt.

Die moderne, auf Quellenkritik und Objektivitätspostulat fußende Geschichtswissenschaft entwickelte sich im 19. Jahrhundert in enger Anbindung an Universitäten und an das Aufkommen des Nationalstaats. Sie distanzierte sich von anderen, im 18. Jahrhundert noch zur Geschichtsschreibung zählenden Formen wie den historischen Novellen. Da Frauen nicht studieren durften, waren sie zunächst von der neuen Form der akademischen Geschichtsschreibung ausgeschlossen. Die in den Universitäten und später in den historischen Seminaren im 19. Jahrhundert behandelten Themen waren von männlichen Lebensräumen und der Imagination männlicher Bürgerrechte geprägt.[7] Mit der Ablösung der Universalgeschichte durch die politikgeschichtlich orientierte Nationalgeschichtsschreibung traten zudem sozial-, kultur- und wirtschaftsgeschichtliche Themen in den Hintergrund.[8] Damit

verschwanden auch frauengeschichtliche Themen, die um 1800 noch von Universitätshistorikern wie etwa Christof Meiners behandelt worden waren.

Die zeitgenössische Vorstellung, dass nicht der Historiker, sondern die Geschichte durch den Historiker spricht, erweckte den Anschein, dass die Geschichtsschreibung unabhängig von geschlechts-, konfessions- und klassenspezifischer Zugehörigkeit sei.[9] Die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchsetzende neue wissenschaftliche Praxis war zwar vom Objektivitätspostulat getragen, aber eng mit bürgerlich-männlichen Normen, mit Selbstbeherrschung, harter Arbeit und der Konkurrenz zwischen Männern um Wahrheit verwoben. Am Gegenstand der Geschichte – bevorzugt der Politik ‚großer' Männer oder der Ideen ‚großer' Denker – konnte Mannsein eingeübt werden. So schrieb beispielsweise der englische Historiker und Philosoph Robin George Collingwood Anfang des 20. Jahrhunderts, dass er Geschichte studiere, um zu lernen, was es heißt, ein Mann zu sein.[10]

Auch die sich im frühen 19. Jahrhundert entwickelnde Archivpraxis war nicht nur von der Suche nach ‚Wahrheit' geleitet, sondern auch geschlechtlich konnotiert: Erotisch eingefärbte Obsessionen und Fantasien begleiteten die asketische Quellenarbeit.[11] So schrieb Leopold von Ranke 1828 von seinem Forschungsaufenthalt in Wien an Bettina von Arnim:

> Sie glauben nicht, welche Last von Manuskripten voll der wissenswürdigsten Sachen noch auf mich wartet. Denken Sie sich so viel, vielleicht schöne Prinzessinnen, alle verwünscht und zu erlösen.[12]

Als für Ranke 1836 das Frankfurter Archiv mit Reichstagsakten erstmals geöffnet werden sollte, freute er sich:

> Das hiesige Archiv ist noch ganz eine Jungfer. Mich verlangt nach dem Moment, wo ich bei ihr Zutritt habe, um ihr meine Liebeserklärung zu machen, sei sie nun hübsch oder nicht.[13]

Die Entstehung der modernen Geschichtswissenschaft, ihre Leistungskriterien und Themenstellungen waren eng mit der Herausbildung des zeitgenössischen Männlichkeitsideals verwoben. Gleichzeitig waren sie, was wir hier nicht weiter verfolgen können, bürgerlich-protestantisch und national *imprägniert*. Es wäre aber zu kurz gegriffen, die moderne Geschichtswissenschaft lediglich als männlich dominiert zu kennzeichnen, denn sie kann keineswegs als nur von Männern gemachtes und lediglich um männliche Imaginationen und Handlungsräume zentriertes Metier betrachtet werden.[14] Imaginationen von Weiblichkeit begleiteten diesen Prozess, und wie sich im Folgenden zeigen wird, haben Frauen in verschiedenen Funktionen zur Herausbildung dieser modernen Geschichtswissenschaft beigetragen. Ich will im Folgenden Frauen wieder in die Geschichte der Historiografie hineinschreiben, denn sowohl die traditionelle Historiografiegeschichte, ebenso wie die lediglich den Ausschluss von Frauen aus der modernen Universitätswissenschaft konstatierende Perspektive machen die Leistungen von Frauen für die Geschichtsschreibung unsichtbar.

II. Der Anteil von Frauen an der Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert: Geschichtsschreibung als Familienarbeit, ‚Amateurinnen' und Transferleistungen von Frauen

Bleibt man nicht bei einer engeren Historiografiegeschichte, der Fiktion des autonomen Wissenschaftlers und einer werkimmanenten Betrachtung stehen, sondern nimmt die Produktions- und Rezeptionsbedingungen sowie auch außeruniversitäre Formen historischer Wissensproduktion in den Blick, dann tauchen plötzlich Frauen auf. Erstens waren Frauen an der Schaffung der Rahmenbedingungen für die Produktion historischen Wissens beteiligt. Häufig sicherten sie den langen und unsicheren Karriereweg bis zur Professur finanziell und gesellschaftlich ab – deshalb war für einen Historiker die Heirat mit einer vermögenden Frau oder mit einer Professorentochter eine willkommene Sache. Ehefrauen, Mütter oder Schwestern führten dem angehenden oder späteren Professor den Haushalt und ermöglichten ihm die Konzentration auf seine wissenschaftliche Arbeit. Weibliche Familienmitglieder waren häufig durch Abschreiben, Kopieren, Recherchieren in den wissenschaftlichen Arbeitsprozess eingebunden – schließlich hatten die Geschichtsprofessoren weder einen Sekretär bzw. eine Sekretärin, noch studentische Hilfskräfte, Assistenten, Schreibmaschinen, Kopierer etc. So war etwa die Tochter des Mediävisten und Berliner Geschichtsprofessors Dietrich Schäfer (1845-1929) in den 1890er Jahren bis zu ihrer Heirat seine Privatassistentin.[15] Mitunter bildeten die Ehegatten quasi ein ‚historisches' Arbeitspaar, bis dahin, dass sie Werke gemeinsam verfassten – wie beispielsweise der französische Historiker Jules Michelet seit den 1850er Jahren mit seiner Frau Athénais Mialaret.[16]

Zweitens waren Frauen an der Rezeption, am Transfer und an der posthumen Vermarktung historischer Werke beteiligt. Frauen machten Historiker oft erst berühmt. Ehefrauen, Freundinnen oder Schwestern schrieben häufig als erste eine Biografie des Dahingeschiedenen, edierten autobiografische Zeugnisse und hielten die Erinnerung an ihn wach – so geschehen bei Jules Michelet und Max Weber, aber auch bei Barthold Georg Niebuhr. Niebuhr gilt noch vor und mit Ranke durch seine 1811 erschienene *Römische Geschichte* als Begründer der modernen, philologisch-historischen Quellenkritik. Seine von ihm angebetete Freundin und Schwägerin Dora Hensler veröffentlichte nach seinem Tod 1838 seine Briefe und schrieb in deren Kommentierung die erste Niebuhr-Biografie.[17] Der Erfolg dieser *Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr* dürfte, so Gerrit Walther, „N(iebuhr)s Ruhm ... kaum weniger begründet haben ... als seine Römische Geschichte":

> Tatsächlich darf man zweifeln, ob N.s Name auch dann zu einem so mächtigen Symbol einer neuen, universalen Wissenschaft geworden wäre, wenn diese sorgsam redigierte (und retuschierte) Sammlung seiner Briefe der gebildeten Öffentlichkeit nicht schon bald nach seinem Tod einen willkommenen Schlüssel zu den Absichten und Hintergründen seines hermetischen Buches verschafft hätte.[18]

Frauen waren zudem als Übersetzerinnen am Transfer historischer Arbeiten beteiligt. So übertrug im frühen 19. Jahrhundert die Engländerin Sarah Taylor Austin (1793-1867) die Arbeiten von Leopold von Ranke und Victor Cousin ins Englische. Sie publizierte aber auch selbst und veröffentlichte 1846 ihr Buch „Germany from 1760 to 1814", in dem sie die politische, soziale und kulturelle Entwicklung in Deutschland schilderte und auf für die damalige Zeit eher ungewöhnliche Quellen – nämlich Tagebücher, Reiseberichte, Erinnerungen und Briefe von Frauen – zurückgriff.[19]

Damit wäre ich bei der dritten Form, in der Frauen aktiv zur Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert beigetragen haben – als so genannte Amateurinnen. Unter AmateurInnen verstehe ich AutorInnen, die nicht professionelle Universitätshistorikerinnen waren und die historische Werke verfassten.[20] Amateurgeschichtsschreibung ist gerade im deutschen Kontext bisher kaum untersucht worden. Dies liegt wohl auch daran, dass die deutsche Historiografie, anders als etwa in England, eigentlich identisch war mit der an den Universitäten produzierten Geschichtsschreibung.[21] Studien zu deutschen AmateurInnen nahmen zudem vornehmlich männliche Autoren historischer Populärwerke, wie beispielsweise Felix Dahn, in den Blick. Dagegen wurden die historischen Romane der überaus erfolgreichen Autorin Louise Mühlbach, die zwischen 1851 und 1874 immerhin 29 Bücher schrieb, seltener analysiert und mit dem Verdikt ausgestattet, dass es sich hier um eine „mehr oder weniger industrielle Züge tragende Fließbandarbeit" handele.[22]

Weitet man den engen, auf die universitäre Historiografie begrenzten und durch Schulenbildung tradierten Begriff von Geschichtsschreibung aus, treten plötzlich viele Historikerinnen zu Tage. Frauen publizierten als ‚Amateurinnen' zahlreiche, viel gelesene und meist gut verkaufte historische Darstellungen: Zu denken ist hier im frühen 19. Jahrhundert an Madame de Staël, Lucy Aiken, Johanna Schopenhauer, Victoire de Chastenay, die Schwestern Strickland und viele andere.[23] Die Bücher dieser Amateurinnen hatten meist hohe Auflagen und waren finanziell erfolgreich – sie mussten es auch sein, denn die Autorinnen und häufig auch ihre Familien lebten davon.

Diese Amateurinnen arbeiteten mehrheitlich zur Politikgeschichte, publizierten jedoch deutlich häufiger als Universitätshistoriker zu kultur-, sozial- oder lokalgeschichtlichen Themen.[24] Sie verfassten oft Bücher über Königinnen, berühmte oder mächtige Frauen in der Geschichte – über „women worthies", wie Natalie Zemon Davis dies treffend genannt hat. Sie publizierten Quellenzeugnisse, oft aus dem engeren familiären oder freundschaftlichen Umfeld heraus. Für ihre eigenen Arbeiten verwendeten sie ein Sammelsurium unterschiedlichster Quellen – auch weil ihnen der Zugang zu Staatsdokumenten in Archiven nicht möglich war. Sie zogen Briefe, Reisebeschreibungen, Statistiken und Memoiren für ihre historischen Schriften heran. Durch persönliche Kontakte mit Diplomaten und Staatsmännern gelangten sie an politische Informationen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts steigerte sich die Zahl der von Frauen verfassten populären Geschichtswerke nochmals, gleichzeitig verwissenschaftlichte sich die Amateurgeschichtsschreibung.

Wahrheitsanspruch und Methoden der modernen Geschichtswissenschaft wurden übernommen. Auch waren nun mit der sich allmählich in Europa vollziehenden Öffnung der Universitäten akademisch gebildete Frauen wie etwa Ricarda Huch unter diesen Historikerinnen anzutreffen. In allen europäischen Staaten waren ‚professionalisierte Amateurhistorikerinnen' Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts im Umkreis der Frauenbewegungen zu finden – wie Gertrud Bäumer, Marie Baum oder Käthe Schirrmacher. Sie beschäftigten sich mit mächtigen Frauen der Vorzeit, die ihnen als Vorbilder und Legitimationsinstanz in ihrem Kampf um Frauenrechte dienten.[25]

Bonnie Smith hat die These aufgestellt, dass es eine Interaktion von Amateurgeschichtsschreibung und professioneller Geschichtsschreibung gab. Sie sieht die Interaktion in der bewussten Abgrenzung der professionalisierten Geschichtsschreibung von den AmateurInnen, die eine stabile Identität über die Entgegensetzung eines anderen erlaubte, aber auch in der sukzessiven Übernahme von innovativen Potentialen aus der Praxis der AmateurhistorikerInnen. Die Amateurinnen wiederum übernahmen ihrerseits methodische Praktiken der sich verwissenschaftlichenden Geschichtsschreibung, so dass streng genommen nicht von zwei getrennten historiografischen Welten ausgegangen werden kann.[26]

III. Die ersten professionellen Historikerinnen

Seit den 1860er Jahren konnten Frauen an einigen universitären Einrichtungen in Europa und den USA studieren.[27] 1900 öffneten sich mit den badischen Universitäten auch die ersten deutschen Hochschulen offiziell für Frauen. In Deutschland wurden die Frauen im internationalen Vergleich zwar relativ spät offiziell zum Studium zugelassen. Allerdings konnten die Studentinnen teilweise vor der Zulassung im Hörerinnenstatus den Doktorgrad erwerben. Auf die ersten historischen Promotionen von Frauen treffen wir daher bereits in den 1890er Jahren.

Englische und amerikanische Universitäten öffneten sich zwar früher für Frauen, schlossen sie aber häufig länger von der akademischen Graduierung aus, so dass auch hier die ersten Historikerinnen erst in den 1890er Jahren promovierten.[28]

Als erste deutsche Historikerin erwarb Ricarda Huch 1892 in Zürich mit einer Dissertation über „Die Neutralität der Eidgenossenschaft während des spanischen Erbfolgekrieges" den Doktorgrad.[29] 1897 promovierte in Heidelberg die erste Historikerin an einer deutschen Universität im Gasthörerinnenstatus.[30] Um die herausragenden ersten Frauen in der allgemeinen Entwicklung zu situieren, seien die Freiburger Verhältnisse als Vergleichsfolie herangezogen: An der Universität Freiburg promovierten ein gutes Jahrzehnt später, 1909, die ersten beiden Historikerinnen, beide beim Mediävisten Georg von Below – Marie Schulz mit einer Arbeit über Geschichtsschreibung im Mittelalter und Martha Goldberg über das Armen- und Krankenwesen des mittelalterlichen Straßburg.[31] Im Zeitraum von Ende der 1890er

Jahre bis 1933 waren reichsweit 414 historische Promotionen von Frauen eingereicht worden, davon 37 in Freiburg.[32] Die Freiburger Historikerinnen bearbeiteten relativ gleichgewichtig ein breites Themenfeld in Politik-, Kirchen-, Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Auffällig ist dennoch die für die Zeit ungewöhnlich groß erscheinende Repräsentanz der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte unter den von ihnen behandelten Themen. So wählten etwa alle der 12 bei Georg von Below promovierten Frauen Themen der Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte – und arbeiteten beispielsweise zur Geschichte der Bader, des Fischereiwesens oder des Gewandschnitts im Mittelalter. Diese Themenwahl könnte die größere Offenheit der damaligen Mediävistik für Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte und die Schwerpunkte der Freiburger Lehrstuhlinhaber spiegeln, aber auch Ausdruck einer geschlechtsspezifischen Themenwahl sein, d.h. die Historikerinnen öffneten sich stärker und früher der neuen, noch randständigen Richtung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte.

Immerhin sieben der insgesamt 37 zwischen 1909 und 1933 von Freiburger Historikerinnen eingereichten Dissertationen, das sind 19%, wurden zu einem Thema der Frauengeschichte verfasst – so zur Geschichte eines Cistercienserinnenklosters, zur Hofhaltung der Eleonore von Sizilien oder zur Markgräfin Franziska Sybilla Augusta von Baden-Baden. Sämtliche dieser Arbeiten wurden beim Mediävisten Heinrich Finke (1855-1938) geschrieben, der selbst zur Frauengeschichte des Mittelalters publiziert hatte. Frauen machten unter seinen in den Jahren 1898-1930 betreuten DoktorandInnen bereits 16% aus – ein Prozentsatz, der in der gesamten deutschen Geschichtswissenschaft erst Mitte der 1970er Jahre erreicht wurde. Finke promovierte etwa die Hälfte aller Historikerinnen, die in Freiburg bis 1932 den Doktorgrad erwarben.

Finke war, obwohl in der Zunft anerkannt und auch wissenschaftspolitisch aktiv, in gewisser Weise ein Außenseiter, da er katholisch, autodidaktisch gebildet und ein Quereinsteiger war. Er war vor seiner Habilitation zunächst Journalist, Reichstagsstenograf und Archivar gewesen.[33] Neuere soziologische Untersuchungen über Frauen in der Wissenschaft, so von Beate Krais und Sandra Beaufays, haben gezeigt, dass Professoren, die der Universität eher kritisch gegenüberstehen oder sie auf Umwegen erreicht haben, häufig unbewusst Frauen fördern, weil sie eine habituelle Nähe zu Frauen haben, die ebenfalls potentielle Außenseiter im Wissenschaftsbetrieb sind.[34] Dies könnte mit erklären, warum bei Finke recht viele Frauen promovierten. Es böte sich an, diese These über eine Auswertung der DoktorandInnenlisten anderer Professoren aus dieser Zeit zu überprüfen.

Vor dem Ersten Weltkrieg finden wir zwar an deutschen Universitäten schon historische Promotionen von Frauen, allerdings noch keine Frau im Lehrkörper. An englischen und amerikanischen Frauencolleges tauchten dagegen die ersten Universitätshistorikerinnen als Dozentinnen schon ab Ende des 19. Jahrhunderts auf.[35] Diese ersten Professorinnen hatten noch keinen stringenten Karriereweg und waren vor Antritt ihrer Hochschuldozentur häufig als Lehrerinnen tätig. Und im Unterschied zu ihren männlichen Kollegen waren diese ersten Historikerinnen in

der Regel nicht verheiratet und häufig auch selbst der Meinung, dass sich Beruf und Familie nicht vereinbaren ließen. Sie beschäftigten sich mit einem breiten Themenspektrum, mit traditioneller Politikgeschichte ebenso wie mit Rechts-, Verfassungs- und Kirchengeschichte. Auffallend ist aber, dass sie einige der Pioniere auf den neuen Feldern der Wirtschafts- und Sozialgeschichte stellten. Einige von ihnen arbeiteten auch zur Frauengeschichte. Sie vermieden dabei aber die Geschichte berühmter Frauen. Gründe hierfür liegen in der Präferenz sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Fragestellungen, der Abgrenzung von den Amateurinnen und einer Vorliebe für Männerbiografien. Sie versäumten damit freilich eine Professionalisierung der Geschichte berühmter Frauen und die Entwicklung weiblicher Traditionslinien.

Mit dem Eintritt ins akademische Leben schätzten Historikerinnen zunächst die gleichen wissenschaftlichen Praktiken wie Männer. Sie stellten den modernen Wissenschaftsbetrieb nicht in Frage, brachten aber neue Elemente, neue Themenstellungen und neue Quellen in die Geschichtsschreibung hinein, die ihre spezifische gesellschaftliche wie universitäre Stellung als Frauen und Professorinnen reflektierten. Dies lässt sich am Beispiel von Lucy Maynard Salmon zeigen.[36] Sie war zunächst Lehrerin und erhielt 1889 eine Professur am Vassar College, wo sie, orientiert am deutschen Modell, als erste den wissenschaftlichen Seminarunterricht einführte. Sie war maßgeblich an der Reform des Geschichtsunterrichts in den USA beteiligt und führte im Auftrag des amerikanischen Historikerverbandes 1897 eine mehrmonatige Forschungsreise in Deutschland durch, um hier Anregungen vom deutschen Geschichtsunterricht und der wissenschaftlichen Geschichtslehrerausbildung aufzunehmen.[37] Lucy Maynard Salmon war eine der frühen amerikanischen Sozialhistorikerinnen, sie publizierte nach verfassungsgeschichtlichen Arbeiten Studien zur Geschichte des Haushalts, zur Pressegeschichte sowie zur Geschichtsmethodik. Sie legte ihren Studentinnen nicht nur Staatsdokumente als Quellen vor, sondern ebenso Statistiken, Zugfahrpläne, Wohnungsgrundrisse, Wäschelisten, Haushaltsbücher und Gegenstände des alltäglichen Lebens, weshalb ihre Seminare scherzhaft „Miss Salmon's Laundry Lists" hießen.[38] Die Hinwendung zu neuen Quellen war bei ihr auch aus der Not heraus geboren und spiegelte ihre Erfahrungen als Frau sowie ihre spezifische Situation als Hochschullehrerin. Ein Forschungsaufenthalt in Europa war ihr nicht genehmigt worden. Als sie darüber lamentierend in ihrer Wohnung festsaß, fiel ihr Blick auf den Hinterhof und die dort versammelten Mülleimer und Wäscheleinen – und sie entdeckte diese vor ihren Füßen liegenden Quellen.

Betrachtet man die ersten Professorinnen an amerikanischen und englischen Universitäten, so stechen folgende Punkte ins Auge: Für die ersten Geschichtsprofessorinnen hatten die Frauencolleges eine wichtige Funktion – als Ausbildungsort, als Einstiegsprofessur, als Stätte lebenslangen Wirkens oder als Ausgangspunkt eines Frauennetzwerks. Auffallend ist ferner, dass sich von den ersten Professorinnen viele neuen methodischen Richtungen zuwandten und zudem häufig mit sozialen Reformbewegungen und der Frauenbewegung verbunden waren. Dieser

Zusammenhang lässt sich gut am englischen Beispiel und hier insbesondere an der Wirtschaftsgeschichte aufzeigen.

Frauen spielten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Großbritannien eine wichtige Rolle in der neuen Disziplin der Wirtschaftsgeschichte.[39] Zu denken ist hier etwa an Eileen Power, Lilian Knowles, Ivy Pinchbeck, Julia Mann, Alice Clark und viele andere. Lilian Knowles erhielt 1904 die erste in Großbritannien errichtete Vollzeitstelle für Wirtschaftsgeschichte. Nach ihrem Tod 1926 wurde ihr Lehrstuhl an der *London School of Economics* wiederum von einer Frau, Eileen Power, übernommen, die 1938 einen weiteren Ruf auf den Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte in Cambridge erhielt. In den Jahren zwischen 1897 und 1930 gingen an der *London School of Economics* 30% bis 40% der Forschungsstipendien und Preise im Fach Wirtschaftsgeschichte an Frauen. Frauen waren auch in den ersten Jahren der *Economic History Society* stark vertreten, sie stellten ca. 20% der Verbandsmitglieder und der Verband wurde zudem von 1926 bis 1940 von Eileen Power geleitet.

Den Erfolg dieser Frauen in der Wirtschaftsgeschichte im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts erklärt Maxine Berg aus der persönlichen und intellektuellen Interaktion zwischen verschiedenen, zum Teil neu gegründeten wissenschaftlichen Einrichtungen und gesellschaftlichen Reformbewegungen. Wichtig waren hier das *Girton College* in Cambridge, wo der Wirtschaftshistoriker Cunningham in den 1890er Jahren Frauen förderte, die neu gegründete und weniger hierarchische *London School of Economics*, an der viele dieser Frauen unterrichteten sowie die *Economic History Society*. Diese wissenschaftlichen Einrichtungen waren vernetzt mit gesellschaftlichen Bewegungen – so der *university extension*-Bewegung, über die viele Frauen erst zum Studium kamen, dem fabianischen Sozialismus, der Frauenbewegung und der Friedensbewegung. Frauen wurden vom Studium der Wirtschaftsgeschichte angezogen, weil sie sich eine praktische und moralische Verwertbarkeit dieser Disziplin erwarteten und gerade in der Zwischenkriegszeit Sozialpolitik keine marginale, sondern eine zentrale Rolle im intellektuellen Leben in Großbritannien spielte. Gleichzeitig eröffneten die zeitgenössischen Verwertungsinteressen ganz neue Themen für historische Untersuchungen. Diese einflussreiche Präsenz von Frauen am Anfang der englischen Wirtschaftsgeschichte steht in starkem Kontrast zur Entwicklung nach 1945 und der heutigen Position in diesem Bereich, so Maxine Berg.[40] Der rückläufige Anteil von Frauen in der Wirtschaftsgeschichte nach 1945 fiel zusammen mit der Exklusion der Wirtschaftshistorikerinnen aus dem historischen Gedächtnis, denn in zu neueren Fachgeschichten, in denen allenfalls Beatrice Webb oder Barbara Hammond erwähnt werden, kamen diese Frauen nicht mehr vor.[41]

IV. Die Situation an deutschen Universitäten

Wie sah nun die Situation der ersten Hochschullehrerinnen im Fach Geschichte an deutschen Universitäten aus? Seit 1920 konnten sich Frauen in Deutschland habilitieren. 1922 habilitierte die erste Frau in Geschichte an einer deutschen Universität. Dass die Pionierinnen lange allein standen und große Ausnahmen in der historischen Zunft darstellten, zeigt die Freiburger Vergleichsfolie: An der Universität Freiburg habilitierte sich als erste Frau 1977 die Althistorikerin Renate Zoepfel. Auch in Tübingen habilitierte sich die erste Historikerin erst 1975. Es ist davon auszugehen, dass an der Mehrzahl der westdeutschen Universitäten erst seit Mitte der 1970er Jahre Privatdozentinnen auftauchten. In Tübingen wie in Freiburg vergingen dann jeweils etwa 15 Jahre, bis sich die nächste Frau Anfang der 1990er Jahre habilitierte.

Als erste Historikerin habilitierte sich 1922 in Köln Ermentrude von Ranke (1892-1931), eine Enkelin Rankes.[42] Sie war die erste Person in der Familie, die die Profession ihres berühmten Großvaters Leopold von Ranke weiterführte. Ermentrude von Ranke studierte nach ihrer Ausbildung als Lehrerin Geschichte und promovierte 1915 in Halle mit einer Arbeit über das Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt zu Beginn des 18. Jahrhunderts.[43] Sie war dann zunächst wieder Lehrerin, ging aber bald als Volontärin an das Stadtarchiv in Köln, wo sie an einer Quellenpublikation zur Kölner Wirtschaftsgeschichte arbeitete. In Köln war Ermentrude von Ranke in der Frauenbewegung, im Kölner *Verein Frauenstudium* aktiv – ebenso wie ihr Chef Archivrat Hansen und dessen Frau.

Aus der Archivarbeit entwickelte sich die Habilitationsschrift Ermentrude von Rankes *Die Kölner Handelsbeziehungen im 16. und 17. Jahrhundert*, mit der sie sich 1922 für neuere Kultur- und Wirtschaftsgeschichte habilitierte. Nach der Habilitation war ihre Zukunft ungewiss. Auf Vermittlung der Fakultät wurde Ermentrude von Ranke zunächst von einem Kölner Unternehmer gefördert, bis sie 1923 schließlich eine Assistenzstelle antreten konnte. In dieser Zeit bemühte sich Ermentrude von Ranke auch in den USA um eine Professur und J. Franklin Jameson setzte sich für sie ein, allerdings ohne Erfolg. Ein Kollege, dem er die deutsche Historikerin für eine Stelle empfohlen hatte, antwortete Jameson im Mai 1923: „We must have a man as most of the work is with men. However, I will keep her case in mind. Very often we are requested to name someone to the Southern women's colleges."[44] 1926 erhielt Ermentrude von Ranke einen Ruf auf eine Professur an die neu gegründete Pädagogische Hochschule (PH) in Kiel. In Kiel lernte sie auch ihren späteren Mann, Hermann Bäcker, Assistent am philosophischen Seminar, kennen. Beide erhielten 1929 Professuren an der neu gegründeten PH Dortmund. Im selben Jahr kam auch ihr Sohn Gisbert zur Welt. Ihr damaliger Kollege Kurt Körber schrieb über sie: „Es war, als ob unter der doppelten Aufgabe, die sie hier im Beruf und als Gattin und Mutter zu erfüllen hatte, ihre Kräfte ständig wuchsen."[45] Ermentrude Bäcker von Ranke starb jedoch schon 1931 völlig unerwartet im Alter von 39 Jahren bei der

Geburt ihres zweiten Kindes. Dieser frühe Tod trug mit dazu bei, dass sie heute völlig vergessen ist.

Ermentrude von Ranke veröffentlichte vor allem sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten – so beispielsweise einen Aufsatz zum „Interessenskreis des deutschen Bürgers im 16. Jahrhundert", in dem sie auf der Basis von Selbstzeugnissen von Männern und Frauen des gehobenen Bürgertums der Frage nachging, wie sich das Bewusstsein des Bürgertums im 16. Jahrhundert veränderte.[46] Ermentrude Bäcker von Ranke befasste sich auch mit Frauengeschichte – 1922 verfasste sie eine Monografie über *Kölner Frauenarbeit einst und jetzt*. Seit ihrem Ruf an die PH publizierte sie zudem zu didaktischen Fragen.[47] So war für sie das erste Ziel des Geschichtsunterrichts, über das Verständnis der historischen Begebenheiten Toleranz für die unterschiedlichen Motive der Menschen und ihre verschiedenen politischen Haltungen zu vermitteln. Sie behandelte auch das Thema Geschichtsunterricht für Mädchen. Die Lehrerin könne gar nicht oft genug darauf hinweisen, dass Frauen die gleichen Rechte und Pflichten hätten, sich am Staatsleben zu beteiligen. Den Mädchen sollten über den Geschichtsunterricht Anregungen für ihre späteren Berufswünsche gegeben werden:

> In Mädchenklassen wird man die Kinder mit Bewunderung zu erfüllen suchen für die Mutter Monica, für die Hausfrau Katharina v. Bora-Luther, für die Gelehrte Sophie Charlotte von Preußen, die Künstlerin Angelika Kaufmann, für die Heilige Elisabeth als religiöse Dulderin, für Amalie Sieveking als Typ der karitativen Frau, für die Königin Elisabeth von England als staatsmännisches Genie, für Helene Lange als große Erzieherin und Kämpferin für Frauenrecht, für die Kaiserin Maria Theresia, weil es ihr gelungen ist, Beruf, Ehe und Mutterschaft harmonisch miteinander zu vereinigen.[48]

Am Karriereweg Ermentrude Bäcker von Rankes zeigen sich Parallelen zu den frühen angloamerikanischen Professorinnen – so die Prägung durch Schuldienst und Archivarbeit, die Vernetzung mit der Frauenbewegung und männlichen, der Frauenbildungsbewegung nahe stehenden Förderern, die häufigere Bearbeitung wirtschafts- und kulturgeschichtlicher Themen, die Tatsache, dass sie vermutlich nur an einer Reformeinrichtung wie der PH überhaupt die Chance auf eine Professur hatte, sowie die auf praktische Verwertbarkeit und politische Bildung zielende wissenschaftliche Arbeit. Welchen Anteil ihr berühmter Name und potentielle Verbindungen zu Schülern ihres Großvaters an ihrem Karriereverlauf hatten, darüber kann nur gemutmaßt werden.

Nicht allen Frauen, die in den 1920er Jahren die Habilitation in Geschichte anstrebten, glückte diese. Ein Beispiel hierfür wäre Helene Wieruszowski (1893-1978), die aus einer wohlhabenden vom Judentum zum Protestantismus konvertierten Elberfelder Familie stammte.[49] Sie wollte sich kurz nach Ermentrude von Ranke in Köln habilitieren, wurde aber abgewiesen, da „die Philosophische Fakultät die Habilitation einer zweiten Dame in Geschichte nicht für opportun" hielt. Auch ihr zweites Habilitationsgesuch in Bonn wurde abgelehnt. Sie arbeitete dann als

Universitätsbibliothekarin in Bonn. 1933 wurde sie wegen ihrer jüdischen Herkunft entlassen. Sie emigrierte nach Spanien, wo sie in den Archiven in Barcelona und Madrid zur Geschichte des Mittelmeerraumes im Mittelalter forschte. Über Italien kam sie 1940 in die USA. Dort erreichte sie 1949 ihr (Lebens)ziel, Professorin für mittelalterliche Geschichte zu werden, am *City College* in New York. Sie war vermutlich die erste deutsche Historikerin, die eine feste Anstellung als ordentliche Geschichtsprofessorin erhielt.

Ihr Beispiel und das von Hedwig Hintze-Guggenheimer (1884-1942), die Jüdin war und nach 1933 emigrierte, zeigen, dass der Nationalsozialismus durch den Ausschluss jüdischer Wissenschaftlerinnen auch einen Aderlass für die Repräsentanz von Frauen in der deutschen Geschichtswissenschaft bedeutete. Hedwig Hintze, die zunächst ebenfalls Lehrerin war und dann als zweite Historikerin 1928 in Berlin – sie war zu diesem Zeitpunkt 44 Jahre alt – habilitierte, arbeitete zur Geschichte der französischen Revolution.[50] Seit 1926 betreute sie den Rezensionsteil zur französischen Revolution in der renommierten *Historischen Zeitschrift*. Sie publizierte viel und erst jüngst wurde ihre Habilitationsschrift über den Föderalismus in der französischen Revolution neu aufgelegt. Hedwig Hintze hatte ihren 23 Jahre älteren akademischen Lehrer, Otto Hintze, geheiratet. Sie war im Gegensatz zu dem eher konservativ gesinnten und im Auftreten konventionellen Hintze eine schillernde und umstrittene Figur, zumal sie Demokratin war. 1933 wurde Hedwig Hintze wegen ihrer jüdischen Herkunft als Mitarbeiterin der *Historischen Zeitschrift* entlassen. Sie emigrierte nach Frankreich und schließlich in die Niederlande, wo sie sich 1942 mit 58 Jahren das Leben nahm. Der Ruf, den sie an die renommierte New Yorker *International School of Social Research* erhielt, hat sie wohl nicht mehr erreicht.

Zwischen 1922 und 1970 habilitierten sich an deutschen Universitäten 13 Frauen in Geschichte – das waren zwischen drei bis vier Frauen im Jahrzehnt.[51] Alle Habilitationsschriften behandelten Themen der Politikgeschichte. Von diesen 13 bis 1970 habilitierten Frauen erhielten vier, d.h. ein knappes Drittel, eine Professur. Eine Universitätsprofessur erhielt als erste habilitierte Historikerin die Althistorikerin Ruth Altheim-Stiehl 1964 in Münster. Im gleichen Jahr kam auch Edith Ennen, die nicht habilitiert hatte und zuvor Archivarin war, in Saarbrücken auf eine Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Diese beiden waren die ersten Geschichtsprofessorinnen an einer deutschen Universität. Bei den beiden anderen Privatdozentinnen, die bis 1970 an westdeutschen Universitäten Professuren erhielten – Laetitia Böhm in München und Inge Wolff, später Buisson in Hamburg – handelte es sich um Hausberufungen, ein Umstand, der ebenso auf den Großteil der ersten Professorinnen anderer Fächer zutraf.[52] Von den übrigen Privatdozentinnen kamen drei auf Ratsstellen, zwei gingen außeruniversitären Tätigkeiten nach, wurden Museumsleiterin sowie Botschafterin, wobei letztere – Ellinor von Puttkamer – betonte, dass sie nur notgedrungen Abschied von der Universitätslaufbahn genommen hatte. Vom restlichen Drittel dieser ersten Privatdozentinnen verstarben zwei relativ früh, ohne eine feste Stelle innerhalb der Universität erhalten zu haben, bei zweien konnte der Verbleib nicht ermittelt werden.

Sechs dieser 13 Privatdozentinnen, also immerhin knapp die Hälfte, waren verheiratet. Auffälligerweise hatten vier der sechs verheirateten Privatdozentinnen einen Geschichtsprofessor geehelicht, der außerdem und vielleicht notwendigerweise deutlich älter war. Die Altersdifferenz betrug 12 bis 29 Jahre. Die Heirat mit einem älteren, schon etablierten Fachkollegen scheint den habilitierten Frauen das Weiterverfolgen der eigenen Karriere eher ermöglicht zu haben als die Heirat mit einem gleichaltrigen Historiker oder einem Mann anderer Profession. Es handelt sich hier vermutlich um eine Art Eisberg-Phänomen: Die durch eine Historikerehe geförderten wissenschaftlichen Karrieren von Frauen stellen eine sehr kleine Spitze dar, unter der sich ein Berg zugunsten des Historikerehemanns abgebrochener Historikerinnenkarrieren verbirgt. Ehen zwischen Historikern waren also paradoxerweise beides – förderlich und extrem hinderlich für die wissenschaftliche Karriere von Frauen.

Ich breche meine Analyse der Karrierewege der ersten Privatdozentinnen hier ab und wende mich zum Schluss noch kurz der heutigen Situation in der Geschichtswissenschaft zu. 1977 gab es 4,4% Professorinnen (16 von insgesamt 364 Geschichtsprofessoren) in unserem Fach. Heute sind es dreimal so viel, nämlich 12% (64 von ca. 541 Professoren).[53] Unter den in den letzten Jahren berufenen Professorinnen und Professoren waren teilweise allerdings schon 30% Frauen. Trotz dieser Erfolge weisen die akademischen Karrierestufen nach wie vor ein geschlechtsspezifisches Gefälle in Treppenform auf: Bei den erfolgreichen Studienabschlüssen in Geschichte betrug der Frauenanteil 2002 ca. 48%. Ca. zehn Prozentpunkte niedriger liegt mit 38% der Anteil der jährlichen, von Frauen abgeschlossenen historischen Promotionen, der sich damit seit 1975 etwa verdoppelt hat. Bei den laufenden Habilitationsprojekten beträgt der Frauenanteil ca. 30%, die Privatdozentinnen stellen ca. 20%. Frauen konnten zwar seit der Jahrhundertwende offiziell Geschichte studieren und promovieren, 1922 habilitierte sich auch die erste Frau. Doch erst in den 1990er Jahren setzte so etwas wie die *take-off*-Phase der Historikerinnen ein. Dies belegt nicht nur die Entwicklung der Frauenanteile an den jeweiligen Karrierestufen, sondern auch die Repräsentanz von Frauen in historischen Zeitschriften und im Historikerverband.

Im Folgenden sollen die zentralen Ergebnisse in fünf Punkten zusammengefasst werden:

1.) Sollen die Leistungen von Frauen in der Geschichtsschreibung sichtbar gemacht werden, so erfordert dies eine Historiografiegeschichte die nicht nur „herausragende“ Historiker und Historikerinnen und deren Werke würdigt, sondern ebenso die Produktions-, Rezeptions- und Transferprozesse in der historischen Wissensproduktion reflektiert und nach der Interaktion zwischen universitärer und außeruniversitärer Geschichtsschreibung fragt.

2.) Dass viele der in ihrer Zeit durchaus bekannten Geschichtsschreiberinnen vergessen wurden, verweist darauf, dass selbst das in der jeweiligen Zeit Herausgehobene nicht automatisch tradiert wird, sondern dass Erinnerung gemacht wird

und sich jemand dafür einsetzen muss. Bisher fehlten Institutionen – Lehrstühle, Schulenbildungen –, die eine weibliche Traditionskonstruktion in der Geschichtsschreibung ermunterten und auf Dauer (sicher) stellten. Der Ausschluss aus der Historiografiegeschichte marginalisierte Historikerinnen ein weiteres Mal.

3.) Historikern und Historikerinnen ist gemeinsam, dass sie bisher mehrheitlich politikgeschichtliche Themen behandelten. Als Unterschied kann man festhalten, dass Frauen etwas häufiger sozial- und kulturgeschichtliche Themen wählten und dass Frauen- und Geschlechtergeschichte ganz überwiegend von Historikerinnen bearbeitet wurde und wird, obwohl phasenweise auch männliche Universitätshistoriker zur Frauengeschichte publiziert haben. Aus diesen geschlechtsspezifischen Tendenzen kann keine essentialistische Bindung und Festschreibung weiblicher und männlicher Themen abgeleitet werden. Gerade das Beispiel der Wirtschaftsgeschichte, einer ehemals tendenziell weiblichen, heute tendenziell männlichen Domäne weist auf die Variabilität und Kontextabhängigkeit geschlechtsspezifischer Themenwahl hin. Dabei greift es sicher zu kurz, den von Frauen bevorzugten Feldern *per se* Innovationsnähe, aber Machtferne zuzuschreiben und die von Männern bevorzugten Felder mit Nähe zur Macht sowie Befolgung von Codes und Konventionen zu etikettieren. Zu vermuten steht allerdings, dass die wissenschaftlichen Themen von Historikern wie Historikerinnen auch von ihrem Lebensumfeld und der Bedeutung abhängen, die sie bestimmten Gesellschaftsfeldern und Ereignissen zuweisen. Das heißt Geschlecht, aber ebenso andere, die Handlungsspielräume und Bedeutungszuweisungen bestimmende Kategorien wie soziale, ethnische, konfessionelle oder generationelle Zugehörigkeit sowie individuelle Lebensumstände beeinflussen meist unbewusst und häufig nicht reflektiert Themenwahl und Herangehensweise von Historikern und Historikerinnen.

4.) Frauennetzwerke, männliche Förderer, gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen und die Verbindung mit gesellschaftlichen Bewegungen – hier vor allem mit der Frauenbewegung – ermöglichten den Eintritt von Frauen in die universitäre Geschichtswissenschaft. Die Teilhabe von Frauen an der Geschichtswissenschaft ist, wie vieles andere auch, keine linear verlaufende Erfolgsgeschichte, sondern durch Brüche und Phasen beschleunigter Veränderung, abgelöst von Phasen der Stagnation oder gar des Rückschritts, gekennzeichnet.

5.) Die Geschichtsschreibung leistet einen wichtigen und einflussreichen Beitrag zur Erinnerungskultur. Um deren männliche Imprägnierung und die dominierende hegemoniale Erinnerung an männliche Handlungsräume aufzubrechen, ist es nicht nur wichtig, die männliche Prägung der Geschichtswissenschaft aufzuzeigen. Es gilt auch nach Wegen zu suchen, die Historikerinnen und ihre Werke ebenso wie weibliche Erinnerungspolitik und Versuche einer feministischen Traditionsstiftung, die es nicht erst seit der neuen Frauenbewegung der 1970er Jahre gibt, im Gedächtnis festzuhalten.

Anmerkungen

* Eine leicht veränderte Version dieses Beitrags erscheint unter dem Titel „Historiographie und Geschlecht", in: R. Johanna Regnath/Mascha Riepl-Schmidt/Ute Scherb (Hrsg.): *Eroberung der Geschichte. Frauen und Tradition*, Münster 2006

1 Die englische Sozialhistorikerin Barbara Hammond (1873-1961) legte zusammen mit ihrem Mann Lawrence Anfang des 20. Jahrhunderts bahnbrechende Arbeiten zur englischen Sozialgeschichte vor. Hedwig Hintze-Guggenheimer (1884-1942) arbeitete zur Geschichte der Französischen Revolution. Rüdiger vom Bruch/Rainer A. Müller (Hrsg.): *Historikerlexikon. Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert*, München 1991, S. 124, S. 137.

2 Bonnie Smith: *The Gender of History. Men, Women, and Historical Practice*, Cambridge 1998. Siehe auch Bonnie Smith: „The Contribution of Women to Modern Historiography in Great Britain, France, and the United States, 1750-1940", in: *American Historical Review* 3/1984, S. 709-732.

3 Natalie Zemon Davis: „Gender and Genre: Women as Historical Writers, 1400-1820", in: *Revue de l'Université d'Ottowa* 1/1980, S. 123-144; Daniel R. Woolf: „A Feminine Past? Gender, Genre, and Historical Knowledge in England, 1500-1800", in: *American Historical Review* 3/1997, S. 645-679; Maria Grever: „Die relative Geschichtslosigkeit der Frauen. Geschlecht und Geschichtswissenschaft", in: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hrsg.): *Geschichtsdiskurs*, Bd. 4, Frankfurt/M. 1997, S. 108-123; Maria Grever: „Controlling Memories: Gender and the Construction of Scientific History", in: *Annali dell'Instituto storico italo-germanico in Trento/Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient*, 22/1996, S. 385-400; Peter Schöttler: „Lucie Varga – eine österreichische Historikerin im Umkreis der Annales (1904-1941)", in: Ders. (Hrsg.): *Lucie Varga. Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936-1939*, Frankfurt/M. 1991, S. 13-110; Angelika Epple: *Empfindsame Geschichtsschreibung: eine Geschlechtergeschichte der Historiographie zwischen Aufklärung und Historismus*, Köln 2003.

4 Siehe hierzu auch grundlegende Überlegungen bei Sylvia Paletschek/Sylvia Schraut: „Erinnerung und Geschlecht – auf der Suche nach einer transnationalen Erinnerungskultur in Europa", in: Bea Lundt (Hrsg.): *Europa, der weibliche Kontinent?* (= Historische Mitteilungen der Ranke Gesellschaft HMRG 19), Stuttgart 2006 (im Erscheinen)**.** Abgesehen von einem frühen Sammelband von Selma Leydesdorff und Luisa Passerini von 1996 sowie einzelnen Aufsätzen beziehen sich bisher vorliegende konkrete Fallstudien, häufig aus literatur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive, vornehmlich auf das Erinnern an den Krieg und den Holocaust unter geschlechtsspezifischer Perspektive. Siehe Selma Leydesdorff/Luisa Passerini (Hrsg.): *Gender and Memory (International Yearbook of Oral History & Life Stories)*, Oxford 1996; Maria Grever: „The Pantheon of Feminist Culture. Women's Movement and the Organisation of Memory", in: *Gender & History* 9/1997, S. 364-374;

„FrauenKunstWissenschaft. Gender-Memory. Repräsentationen von Gedächtnis, Erinnerung und Geschlecht“, in: *FrauenKunstWissenschaft, Heft 39*, 6/2005; Insa Eschebach/Sigrid Jacobeit/Silke Wenk (Hrsg.): *Gedächtnis und Geschlecht – Deutungsmuster in Darstellungen des nationalsozialistischen Genozid*, Frankfurt/M./New York 2002; Astrid Messerschmidt: *Bildung als Kritik der Erinnerung. Lernprozesse in Geschlechterdiskursen zum Holocaust-Gedächtnis*, Frankfurt/M. 2003.

5 Heide Wunder: „Überlegungen zum ‚Modernisierungsschub des historischen Denkens im 18. Jahrhundert‘ aus der Perspektive der Geschlechtergeschichte“, in: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hrsg.): *Geschichtsdiskurs*, Bd. 2, Frankfurt/M. 1997, S. 320-332.

6 Natalie Zemon Davis, 1980, S. 123-144.

7 Bonnie Smith: „Gender and the Practices of Scientific History: The Seminar and Archival Research in the Nineteenth Century“, in: *American Historical Review* 4/1995, S. 1153-1176.

8 Barbara Stollberg-Rilinger: „Väter der Frauengeschichte? Das Geschlecht als historische Kategorie im 18. und 19. Jahrhundert“, in: *Historische Zeitschrift* 262/1996, S. 39-71.

9 Bonnie Smith, Cambridge 1998, S. 141.

10 Ebd., S. 86.

11 Ebd., S. 1165-1175.

12 „Leopold von Ranke an Bettina von Arnim, Wien, 6.2.1828“, in: Leopold von Ranke: *Das Briefwerk*, herausgegeben von Walther Peter Fuchs, Hamburg 1949, S. 139.

13 „Leopold von Ranke an Ferdinand Ranke, Berlin, 11.11.1836“, in: Leopold von Ranke: *Neue Briefe*, herausgegeben von Hans Herzfeld, Hamburg 1949, S. 230.

14 Siehe hierzu auch Angelika Epple, Köln 2003, S. 4-12.

15 Universitätsarchiv Tübingen 514/196. Lebenserinnerungen von Frau Annie Kalähne geb. Schäfer. Bis zu ihrer Heirat war Annie Schäfer „Vaters Hilfe“, d.h. seine Sekretärin und wissenschaftliche Hilfskraft. Annie Kalähne wurde später eine vielbeschäftigte Politikerin und bekannte Landtagsabgeordnete der DNVP in Danzig.

16 Bonnie Smith: „Historiography, Objectivity, and the Case of the Abusive Widow“, in: *History and Theory* 31/1992, S. 15-32.

17 Gerrit Walther: *Niebuhrs Forschung*, Stuttgart 1993, S. 14, Anm. 15.

18 Ebd., S. 583f.

19 Bonnie Smith, 1984, S. 712f.

20 Zur ‚Amateurhistoriografie‘ siehe Philippa Levine: *The Amateur and the Professional: Antiquarians, Historians and Archaeologists in Victorian England 1838-1886*, Cambridge 1986.

21 Georg G. Iggers: „Das Programm einer Strukturgeschichte des historischen Denkens. Anmerkungen zu H. W. Blanke“, in: Wolfgang Küttler / Jörn Rüsen / Ernst Schulin (Hrsg.): *Geschichtsdiskurs*, Bd.1, Frankfurt/M. 1997, S. 331-335.

22 Harro Müller: „Thesen zur Geschichte des historischen Dramas und Romans“, in: Wolfgang Küttler / Jörn Rüsen / Ernst Schulin (Hrsg.): *Geschichtsdiskurs*, Bd.3, Frankfurt/M. 1997, S. 121-131, S. 128.

23 Bonnie Smith, Cambridge 1998, S. 37-69, 157-184.

24 Ebd., S. 56.

25 Zur Rolle der Frauengeschichtsschreibung als Legitimationsinstanz für die verschiedenen europäischen Frauenbe-

wegungen vgl. Sylvia Paletschek/Bianka Pietrow-Ennker: „Women's Emancipation Movements in Europe in the Long Nineteenth Century: Conclusions", in: Dies. (Hrsg.): *Women's Emancipation Movements in the 19th Century. A European Perspective*, Stanford 2004, S. 301-336; zu Geschichte als Argument S. 301-307.

26 Bonnie Smith, Cambridge 1998, S. 183.

27 Elisabeth Boedeker: *25 Jahre Frauenstudium in Deutschland. Verzeichnis der Doktorarbeiten von Frauen 1908-1933*, Heft 1, Hannover 1939, S. LIIf.

28 Maxine Berg: „The First Women Economic Historians", in: *Economic History Review* 2/1992, S. 308-329, S. 317; siehe auch Bonnie Smith, Cambridge 1998, S. 188. Frauen konnten zwar relativ früh – seit 1869 – an den englischen Eliteuniversitäten Oxford und Cambridge studieren, aber dort erst 1920 bzw. 1923 akademische Grade erwerben, wogegen dies an den neueren und weniger renommierten Universitäten, etwa der *University of London* bereits ab 1878 möglich war. Erst 1948 konnten Frauen volle Mitglieder der *Universität Cambridge* werden. Einige der frühen Wirtschaftshistorikerinnen, die an den englischen Eliteuniversitäten studiert hatten, erwarben ihre Abschlüsse deshalb am *Trinity College*, Dublin – so etwa Ellen McArthur und Lillian Knowles.

29 Elisabeth Boedeker, Hannover 1939, S. LV.

30 Anna Gebser promovierte in Heidelberg zum Thema „Die Bedeutung der Kaiserin Kunigunde für die Regierung Heinrichs II". Siehe Elisabeth Boedeker, Hannover 1939, S. LXIV.

31 Die folgenden Angaben und Zahlen wurden der Durchsicht der Promotionsthemen in Elisabeth Boedeker, Hannover 1939, entnommen.

32 Leider ist der Frauenanteil an sämtlichen historischen Promotionen nicht zu ermitteln, da die publizierten Daten der reichsweiten Statistik die Promotionszahlen nur für die gesamte Philosophische Fakultät ausweisen und nur über Erhebungen der Promotionszahlen in Geschichte an den einzelnen Universitäten diese Datenbasis generiert werden könnte.

33 Zu Finke siehe Rüdiger vom Bruch/ Rainer A. Müller (Hrsg.), München 1991, S.90f.

34 Beate Krais/ Sandra Beaufays: „Die Universität als ‚Gendered Organization' – Organisationsstrukturen der Wissenschaft und ihre Bedeutung für die Förderung von Wissenschaftlerinnen", *Vortrag auf dem 3. Kolloquium des DFG-Forschungsschwerpunkts Professionalisierung, Organisation, Geschlecht*, 24.4.2003, S. 1-12.

35 Bonnie Smith, Cambridge 1998, S. 188 f., insgesamt zu den ersten Professorinnen S. 185-212.

36 Ebd., S. 206-208; Bonnie Smith, 1995, S. 1164; zur Biografie Salmons s.a. Louise Fargo Brown: *Apostle of Democracy. The Life of Lucy Maynard Salmon*, New York 1943.

37 Hartmut Lehmann: „Deutsche Geschichtswissenschaft als Vorbild. Eine Untersuchung der American Historical Association über den Geschichtsunterricht an deutschen Gymnasien in den Jahren 1896/98", in: Horst Fuhrmann/ Hans Eberhard Mayer/ Klaus Wriedt (Hrsg.): *Aus Reichsgeschichte und*

Nordischer Geschichte, Stuttgart 1972, S. 384-396.

38 Bonnie Smith, 1995, S. 164.

39 Siehe hierzu ausführlich die Arbeiten von Maxine Berg, 1992; ferner Maxine Berg: *A Woman in History: Eileen Power, 1889-1940*, Cambridge 1996; Maxine Berg: „A Woman in History: Eileen Power and the Early Years of Social History and Women's History", in: Mary O'Dowd/Wichert, Sabine (Hrsg.): *Chattel, Servant or Citizen. Women's Status in Church, State and Society*, Belfast 1995, S. 12-21.

40 Frauen waren in den ersten Jahren der *Economic History Society* stark vertreten, sie stellten ca. 20% der Verbandsmitglieder und in vielen Kommissionen sogar 40%. Der Verband wurde von 1926 bis 1940 von Eileen Power geleitet, die sich zudem dafür eingesetzt hatte, dass Kolleginnen zentrale Positionen – so als Schatzmeisterin, Schriftführerin oder stellvertretende Herausgeberin der Zeitschrift – erhielten. Im Gegensatz dazu tauchten Frauen seit Ende der 1940er Jahre kaum mehr im Vorstand des Verbandes auf und 1989 betrug trotz einer beträchtlichen Ausweitung der Mitgliederzahl der Frauenanteil im Verband nur noch 10%, also die Hälfte der Anfangsjahrzehnte. Maxine Berg, 1992, S. 320.

41 Ebd., S. 308, 311.

42 Ausführlicher zum Werk Ermentrude Bäcker von Rankes siehe Sylvia Paletschek: „Ermentrude und ihre Schwestern: die ersten habilitierten Historikerinnen in Deutschland", in*:* Henning Albrecht / Gabriele Boukrif / Claudia Bruns/Kirsten Heinsohn (Hrsg.): *Politische Gesellschaftsgeschichte. Nation – Erinnerung – Geschlecht. Eine Festgabe für Barbara Vogel von ihren Schülerinnen und Schülern*, Hamburg 2006, S.175-187. Eine Aufstellung der bis 1970 habilitierten Historikerinnen findet sich in: Elisabeth Boedeker / Maria Meyer-Plath (Hrsg.): *Fünfzig Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland: eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920-1970*, Göttingen 1974, S. 63 ff.

43 Zur Biografie Ermentrude Bäcker von Rankes siehe Kurt Körber: „Ermentrude Bäcker von Ranke. Ein Nachruf", in: *Die deutsche Schule*, 6/1932, S. 50-54; „Ermentrude von Ranke", in: Frauenbeauftragte der Universität zu Köln (Hrsg.): *Genia. Nur für Frauen. Lese- und Handbuch für Studentinnen*, Köln 1995, S. 74-78.

44 Jacquelin Goggin: „Challenging Sexual Discrimination in the Historical Profession: Women Historians and the American Historical Association, 1890-1940", in: *American Historical Review* 3/1992, S. 769-802, 775.

45 Kurt Körber, 1932, S. 53.

46 Ermentrude Bäcker von Ranke: „Der Interessenkreis des deutschen Bürgers im 16. Jahrhundert", in: *VWSG* 20/1928, S. 474-490; 483.

47 Ermentrude Bäcker von Ranke: „Der Erziehungswert des Geschichtsunterrichts", in: *Mitteilungen der pädagogischen Akademien in Preußen*, 1/1929, S. 84-92; Ermentrude Bäcker von Ranke: „Der Geschichtsunterricht als Mittel der Menschenformung", in: *Preußische Volksschullehrerinnen-Zeitung*, 22/1930, S. 219-221; 232-234; Ermentrude Bäcker von Ranke: „Geschichte und Staatsbürgerkunde", in: *Handbuch der neuzeitlichen Unterrichtspraxis*, herausgegeben von Hermann Pixberg und Hermann Premer, Halle 1929, S. 70-92.

48 Ermentrude Bäcker von Ranke, 1929, S. 233.

49 Sebastian Hebler: *Biographie Helene Wieruszowski (1893-1978)*, http://www.frauengeschichte.uni-bonn.de/ausstell/bios/bio040.htm (Zugriff am 11.9.06).

50 Zur Biografie Hedwig Hintzes siehe Brigitta Oestreich: „Hedwig und Otto Hintze", in: *Geschichte und Gesellschaft* 11/1985, S. 397-419; Eva Schöck-Quinteros: „Hedwig Hintze (1884-1942). Ein biographischer Abriß", in: Barbara Deppe / Elisabeth Dickmann (Hrsg.): *Hedwig Hintze (1884-1942). Bibliographie*, Bremen 1997, S. 3-10.

51 Elisabeth Boedeker/Maria Meyer-Plath (Hrsg.), Göttingen 1974, S. 63ff.

52 Anne Schlüter: „Die ersten Nachkriegsprofessorinnen und die Situation von Wissenschaftlerinnen bis in die siebziger Jahre", in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hrsg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd.2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart*, Frankfurt/M. 1996, S. 449-464.

53 Zahlen bis Ende der 1970er Jahre in Hans-Jürgen Puhle: „Warum gibt es so wenige Historikerinnen? Zur Situation von Frauen in der Geschichtswissenschaft", in: *Geschichte und Gesellschaft* 7/1981, S. 364-393, 367. Zahlen zum derzeitigen Stand in Hans-Joachim Lincke/Sylvia Paletschek: „Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses im Fach Geschichte: Berufungsaussichten und Karrierestadien von Historikern und Historikerinnen an deutschen Universitäten. Ergebnisse einer Erhebung im Jahre 2002", in: *Jahrbuch der Historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Berichtsjahr 2002*, München 2003, S. 45-55, 46f.

Literatur

Berg, Maxine: „The First Women Economic Historians", in: *Economic History Review* 2/1992, S. 308-329.

Berg, Maxine: „A Woman in History: Eileen Power and the Early Years of Social History and Women's History", in: Mary O'Dowd/ Wichert, Sabine (Hrsg.): *Chattel, Servant or Citizen. Women's Status in Church, State and Society*, Belfast 1995, S. 12-21.

Berg, Maxine: *A Woman in History: Eileen Power, 1889-1940*, Cambridge 1996.

Boedeker, Elisabeth: *25 Jahre Frauenstudium in Deutschland. Verzeichnis der Doktorarbeiten von Frauen 1908-1933*, Heft 1, Hannover 1939.

Boedeker, Elisabeth/Meyer-Plath, Maria (Hrsg.): *Fünfzig Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland: eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920-1970*, Göttingen 1974.

Brown, Louise Fargo: *Apostle of Democracy. The Life of Lucy Maynard Salmon*, New York 1943.

Bruch, Rüdiger vom/ Müller, Rainer A. (Hrsg.): *Historikerlexikon. Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert*, München 1991.

Davis, Natalie Zemon: „Gender and Genre: Women as Historical Writers, 1400-1820", in: *Revue de l'Université d'Ottowa* 1/1980, S. 123-144.

Epple, Angelika: *Empfindsame Geschichtsschreibung: eine Geschlechtergeschichte der Historiographie zwischen Aufklärung und Historismus*, Köln 2003.

„Ermentrude von Ranke", in: Frauenbeauftragte der Universität zu Köln (Hrsg.): *Genia. Nur für Frauen. Lese- und Handbuch für Studentinnen*, Köln 1995, S. 74-78.

Eschebach, Insa/ Jacobeit, Sigrid/ Wenk, Silke (Hrsg.): *Gedächtnis und Geschlecht – Deutungsmuster in Darstellungen des nationalsozialistischen Genozid*, Frankfurt/M./New York 2002.

***FrauenKunstWissenschaft*:** „Gender-Memory. Repräsentationen von Gedächtnis, Erinnerung und Geschlecht", in: *FrauenKunstWissenschaft*, Heft 39, 6/2005.

Goggin, Jacquelin: „Challenging Sexual Discrimination in the Historical Profession: Women Historians and the American Historical Association, 1890-1940", in: *American Historical Review* 3/1992, S. 769-802.

Grever, Maria: „Controlling Memories: Gender and the Construction of Scientific History", in: *Annali dell'Instituto storico italo-germanico in Trento/ Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient*, 22/ 1996, S. 385-400.

Grever, Maria: „Die relative Geschichtslosigkeit der Frauen. Geschlecht und Geschichtswissenschaft", in: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hrsg.): *Geschichtsdiskurs*, Bd.4, Frankfurt/M. 1997, S. 108-123.

Grever, Maria: „The Pantheon of Feminist Culture. Women's Movement and the Organisation of Memory", in: *Gender & History* 9/1997, S. 364-374.

Hebler, Sebastian: *Biographie Helene Wieruszowski (1893-1978)*, http://www.frauengeschichte.uni-bonn.de/ausstell/bios/bio040.htm (Zugriff am 11.9.06).

Iggers, Georg G.: „Das Programm einer Strukturgeschichte des historischen Denkens. Anmerkungen zu H. W. Blanke", in: Wolfgang Küttler/ Jörn Rüsen/ Ernst Schulin (Hrsg.): *Geschichtsdiskurs*, Bd.1, Frankfurt/ M. 1997, S. 331-335.

Körber, Kurt: „Ermentrude Bäcker von Ranke. Ein Nachruf", in: *Die deutsche Schule*, 6/1932, S. 50-54.

Krais, Beate/Beaufays, Sandra: „Die Universität als ‚Gendered Organization' – Organisationsstrukturen der Wissenschaft und ihre Bedeutung für die Förderung von Wissenschaftlerinnen", *Vortrag auf dem 3. Kolloquium des DFG-Forschungsschwerpunkts Professionalisierung, Organisation, Geschlecht*, 24.4.2003, S. 1-12.

Lehmann, Hartmut: „Deutsche Geschichtswissenschaft als Vorbild. Eine Untersuchung der American Historical Association über den Geschichtsunterricht an deutschen Gymnasien in den Jahren 1896/98", in: Horst Fuhrmann/ Hans Eberhard Mayer/ Klaus Wriedt (Hrsg.): *Aus Reichsgeschichte und Nordischer Geschichte*, Stuttgart 1972, S. 384-396.

Levine, Philippa: *The Amateur and the Professional: Antiquarians, Historians and Archaeologists in Victorian England 1838-1886*, Cambridge 1986.

Leydesdorff, Selma/ Passerini, Luisa (Hrsg.): *Gender and Memory (International Yearbook of Oral History & Life Stories)*, Oxford 1996.

Lincke, Hans-Joachim/ Paletschek, Sylvia: „Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses im Fach Geschichte: Berufungsaussichten und Karrierestadien von Historikern und Historikerinnen an deutschen Universitäten. Ergebnisse einer Erhebung im Jahre 2002", in: *Jahrbuch der Historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Berichtsjahr 2002*, München 2003, S. 45-55.

Messerschmidt, Astrid: *Bildung als Kritik der Erinnerung. Lernprozesse in Geschlechterdiskursen zum Holocaust-Gedächtnis*, Frankfurt/M. 2003.

Müller, Harro: „Thesen zur Geschichte des historischen Dramas und Romans", in: Wolfgang Küttler/ Jörn Rüsen/ Ernst Schulin (Hrsg.): *Geschichtsdiskurs*, Bd. 3, Frankfurt/M. 1997, S. 121-131.

Oestreich, Brigitta: „Hedwig und Otto Hintze", in: *Geschichte und Gesellschaft* 11/1985, S. 397-419.

Paletschek, Sylvia/ Pietrow-Ennker, Bianka: „Women's Emancipation Movements in Europe in the Long Nineteenth Century: Conclusions", in: Dies. (Hrsg.): *Women's Emancipation Movements in the 19th Century. A European Perspective*, Stanford 2004, S. 301-336.

Paletschek, Sylvia: „Ermentrude und ihre Schwestern: die ersten habilitierten Historikerinnen in Deutschland", in*:* Henning Albrecht/Gabriele Boukrif/Claudia Bruns/Kirsten Heinsohn (Hrsg.): *Politische Gesellschaftsgeschichte. Nation – Erinnerung – Geschlecht. Eine Festgabe für Barbara Vogel von ihren Schülerinnen und Schülern*, Hamburg 2006, S.175-187.

Paletschek, Sylvia/ Schraut, Sylvia: „Erinnerung und Geschlecht – auf der Suche nach einer transnationalen Erinnerungskultur in Europa", in: Bea Lundt (Hrsg.)**:** *Europa, der weibliche Kontinent?* (= Historische Mitteilun-

gen der Ranke Gesellschaft HMRG 19), Stuttgart 2006 (im Erscheinen).

Puhle, Hans-Jürgen: „Warum gibt es so wenige Historikerinnen? Zur Situation von Frauen in der Geschichtswissenschaft", in: *Geschichte und Gesellschaft* 7/1981, S. 364-393.

Ranke, Ermentrude Bäcker von: „Der Interessenkreis des deutschen Bürgers im 16. Jahrhundert", in: *VSWG* 20/1928, S. 474-490.

Ranke, Ermentrude Bäcker von: „Der Erziehungswert des Geschichtsunterrichts", in: *Mitteilungen der pädagogischen Akademien in Preußen*, 1/1929, S. 84-92.

Ranke, Ermentrude Bäcker von: „Geschichte und Staatsbürgerkunde", in: *Handbuch der neuzeitlichen Unterrichtspraxis*, herausgegeben von von Hermann Pixberg und Hermann Premer, Halle 1929, S. 70-92.

Ranke, Ermentrude Bäcker von: „Der Geschichtsunterricht als Mittel der Menschenformung", in: *Preußische Volksschullehrerinnen-Zeitung*, 22/1930, S. 219-221, 232-234.

Ranke, Leopold von: *Das Briefwerk*, herausgegeben von Walther Peter Fuchs, Hamburg 1949.

Ranke, Leopold von: *Neue Briefe*, herausgegeben von Hans Herzfeld, Hamburg 1949.

Schlüter, Anne: „Die ersten Nachkriegsprofessorinnen und die Situation von Wissenschaftlerinnen bis in die siebziger Jahre", in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hrsg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd.2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart*, Frankfurt/M. 1996, S. 449-464.

Schöck-Quinteros, Eva: „Hedwig Hintze (1884-1942). Ein biographischer Abriß", in: Barbara Deppe/Elisabeth Dickmann (Hrsg.): *Hedwig Hintze (1884-1942). Bibliographie*, Bremen 1997, S. 3-10.

Schöttler, Peter: „Lucie Varga – eine österreichische Historikerin im Umkreis der Annales (1904-1941)", in: Ders. (Hrsg.): *Lucie Varga. Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936-1939*, Frankfurt/M. 1991, S. 13-110.

Smith, Bonnie: „The Contribution of Women to Modern Historiography in Great Britain, France, and the United States, 1750-1940", in: *American Historical Review* 3/1984, S. 709-732.

Smith, Bonnie: „Historiography, Objectivity, and the Case of the Abusive Widow", in: *History and Theory* 31/1992, S. 15-32.

Smith, Bonnie: „Gender and the Practices of Scientific History: The Seminar and Archival Research in the Nineteenth Century", in: *American Historical Review* 4/1995, S. 1153-1176.

Smith, Bonnie: *The Gender of History. Men, Women, and Historical Practice*, Cambridge 1998.

Stollberg-Rilinger, Barbara: „Väter der Frauengeschichte? Das Geschlecht als historische Kategorie im 18. und 19. Jahrhundert", in: *Historische Zeitschrift* 262/1996, S. 39-71.

Walther, Gerrit: *Niebuhrs Forschung*, Stuttgart 1993.

Woolf, Daniel R.: „A Feminine Past? Gender, Genre, and Historical Knowledge in England, 1500-1800", in: *American Historical Review* 3/1997, S. 645-679.

Wunder, Heide: „Überlegungen zum ‚Modernisierungsschub des histori-

schen Denkens im 18. Jahrhundert' aus der Perspektive der Geschlechtergeschichte", in: Wolfgang Küttler/ Jörn Rüsen/ Ernst Schulin (Hrsg.): *Geschichtsdiskurs*, Bd.2, Frankfurt/ M. 1997, S. 320-332.

Monika Fludernik

Kanon und Geschlecht

1. Was ist ein Kanon?

Heute wird viel von *benchmarking* geredet, nicht nur in der Industrie, sondern neuerdings auch an den Universitäten. Gewisse Qualitätsgrade sollen erreicht werden, die mit dem Rohrstab oder Zollstock vermessen werden. Das Wort *benchmarking* greift semantisch die Bedeutung des Kanons auf; denn das Lexem κανών, aus dem Semitischen entlehnt, heißt so viel wie ‚Rohrstab'[1]. Das Wort κανών wurde im 5. Jahrhundert v. Chr. auch vom Bildhauer Polyklet (Πολυκλειτος) als Titel einer bis auf wenige Reste verloren gegangenen Schrift über das Verhältnis der Körperteile zueinander[2] verwendet.

Der Kanon in der heutigen Bedeutung entsteht in römischer Zeit in Zusammenhang mit dem Begriff *classicus* und ist mit der Verschriftlichung antiker Literatur (Homer) und deren Vorbildfunktion in Rom verbunden. Es entwickelt sich aus einer ursprünglich nicht wertenden Liste von Werken (wie den erhaltenen Bibel-Büchern[3]) eine Liste von Werken, die besondere Achtung genießt.

Mit zunehmendem Schrifttum wird es immer wichtiger, die Flut der Werke[4] einzudämmen und Orientierungshilfen anzubieten:

> Der Inflation der Buchstaben, den Zerstreuungen der extensiven Lektüre, der Überreizung der Einbildungskraft mit Fiktionen und Phantasien will man durch Techniken psychischer und kommunikativer *Rezentrierung* begegnen. Im Zeichen solcher Rezentrierung, als Lesesuchttherapie, wird die Deutsche Klassik erschaffen.[5]

Daneben hat der Kanon aber auch eine Deutungs- bzw. Interpretationsfunktion: Es werden nicht nur das Universelle, die Produkte der geistigen Elite (vgl. die Idee des Kanons als „Versuch einer Elitebildung im Reich der Gedanken und der Literatur"[6]) fixiert, sondern die literarischen Werke müssen in einen „Deutungskanon"[7] eingefügt werden, der ständig zu aktualisieren ist. So kann beispielsweise *Iphigenie* als ‚Drama der Humanität' gelesen werden.

In den letzten Jahrzehnten hat die Kanondebatte insbesondere in den USA für Furore gesorgt, und zwar einerseits im Zusammenhang mit der (Unter-)Repräsentation ethnischer Minderheiten und andererseits mit dem konservativen *backlash* auf die 1970er Jahre und die Freiheitsbewegungen von Afro-Amerikanern, Frauen, Schwulen und Lesben und Unterprivilegierten (‚*white trash*'). Die Kanondebatte begann 1979 mit einem Aufruf Leslie Fiedlers, der als Proponent von Trivialliteratur und postmoderner Autoreflexivität gilt, den Kanon auszuweiten – 1981 publizierte er mit Houston A. Baker die Schrift *English Literature: Opening Up the Canon.* Darauf folgten heiße Debatten in der Literaturwissenschaft, beispielsweise in einem Forum, das 1983-84 in der Elite-Zeitschrift *Critical Inquiry* veröffentlicht wurde. Die Kanondebatte wandelte sich danach immer mehr in einen Streit um die Leselisten in literaturwissenschaftlichen Kursen an amerikanischen Universitäten, die überwiegend Autor*en* (Männer) bevorzugten, also ‚*dead white males*' (Männer europäischer Herkunft) zur Norm erklärten. Mit dem Zustrom von Frauen und ethnischen Minderheiten in die Universitäten wurde es als zunehmend diskriminierend empfunden, dass die Literaturen dieser Gruppen auf den Leselisten keine Berücksichtigung fanden. Generationen von LiteraturwissenschaftlerInnen entdeckten ihre eigenen Traditionen (die afro-amerikanische Literatur, die Jewish-American novel, Native American fiction, Frauenliteratur usw.) wieder, und sie erreichten, dass man ihre Texte in Curricula integrierte. Dabei begannen sich diese neu entstandenen *canons* ihrerseits zu spalten: Frauen afro-amerikanischer Herkunft entdeckten eine Tradition des Schreibens, in der Zora Neale Hurston als ‚Mutter' der weiblichen afro-amerikanischen Literatur wiederentdeckt wurde; innerhalb der Frauenliteratur kristallisierte sich ein lesbischer Kanon heraus; die Literatur von Frauen innerhalb postkolonialer Literaturen gewinnt immer mehr an Bedeutung. Die Kanondebatte führte also dazu, dass *einerseits* Textlisten in Überblicksvorlesungen der Literaturwissenschaften unter das Diktat einer Art *affirmative action* fielen – es sollten proportional alle Bevölkerungsgruppen in den Leselisten repräsentiert und ein *politically correct canon* kreiert werden. *Andererseits* brachte die Kanondebatte die immer weiter gehende Zersplitterung ‚des' Kanons in zahlreiche konkurrierende oder komplementäre Unter-Kanons mit sich: den Kanon der Frauenliteratur, den Kanon der Schwulenliteratur, den Kanon der Literatur mexikanischer Einwanderer, etc. Damit war auch ein Konflikt zwischen den Kulturen, ein „clash of cultures"[8] vorprogrammiert, und die Wertungen, welche den humanistisch-universellen Kanon gestützt hatten, gerieten immer mehr unter Beschuss.

Die Kanondebatte glitt in die *Western Cultural Debate* ab, in die Diskussion darüber, was die ‚westlichen' Werte seien, wie sie zu verteidigen wären und bis wohin andere kulturelle Normen und Werte integriert werden könnten. Das neokonservative Lager, allen voran Allan Bloom in *The Closing of the American Mind* (1987)[9], wertete den optimistischen Aufbruch der 1970er Jahre als Rückfall in die Barbarei, dem mit einer Wiederbelebung des traditionellen Kanons gegenzusteuern sei. Die amerikanische Multikulturalismusdebatte hat spätestens seit dem 11. September 2001 eine religiöse Wende erfahren, in der sich nun die ‚*Judaeo-Christian*

Culture‘ des Westens dem Islam gegenüber positioniert und somit die Ausweitung des Kanons zumindest einschränkt.

Diese amerikanische Kanondebatte muss jedoch auch von der europäischen Tradition abgegrenzt werden, wo im 19. Jahrhundert eine nationalistische Kanonbildung innerhalb der bürgerlichen Eliten der Nationalstaaten stattfand. Die deutsche, englische, französische, italienische, griechische, etc. Literatur erschuf sich jeweils ihren eigenen Kanon, der als Bildungskanon konzipiert war, also der „Bildung des ganzen Menschen zur Würde, Energie und Schönheit seines Geschlechtes“[10] dienen sollte. Das Bildungsbürgertum geriet jedoch im 20. Jahrhundert unter Beschuss aus sozialkritischer Position: Die Institution ‚Literatur‘ (allemal Höhenkamm-Literatur) schien gefährdet seitens der Populärliteratur einerseits und der Aufdeckung der ideologischen Tendenzen des Unternehmens ‚nationaler Kanon‘ andererseits. Wie der Kanon in den USA lässt sich der nationalliterarische europäische Kanon als patriarchalisch, bürgerlich und nationalistisch entlarven, grenzt somit Frauen, MigrantInnen, die Arbeiterklasse usw. aus. Auch in Europa beginnt daher jene Wende zur Funktion der Literatur als geschlechts-, klassen-, nationen- und kulturspezifischem Mittel der Identifikationsbildung innerhalb der, aber auch quer zur, Nationalität. Obwohl die Kanondebatte auf beiden Seiten des Teichs den Eindruck erweckt, dass es hier um die Zerstörung von Literatur gehe, ist jedoch genau das Gegenteil der Fall. Konservative und progressive Parteien beharren darauf, dass die Literatur ein zentraler Faktor in der kulturellen Identifikation ist, quasi eine Reflektion der kulturellen Identität. Nur deshalb macht es Sinn, darum zu streiten, was bzw. wer in diesem Spiegelbild abgebildet ist.

2. Kanonbildung – Kriterien und Funktion

Welche Kriterien können einen Kanon konstituieren?

- Qualität
- Nationalität
- ‚Rasse‘/Ethnie/kulturelle Identität
- Klasse
- Geschlecht

Alle Kanons sind dem Kriterium Qualität verpflichtet, allerdings ist Qualität kein objektives Kriterium, wie schon Matthew Arnold in seinem Essay „The Function of Criticism at the Present Time“ (1861)[11] meinte: „the best that is known and thought in the world“. Neben ‚literarischer‘ Qualität kann die maximale Präsenz wesentlicher Eigenschaften als Kriterium erkannt werden, wie auch die Optimierung typischer Charakteristika. Während Kanons der Weltliteratur und oft auch der Nationalliteratur die ‚besten‘ und ‚wichtigsten‘ Werke zu ermitteln suchen, ist bei Regionalliteratur z.B. die Ausgestaltung des Lokalkolorits ein Kriterium (z.B. wäre

zu fragen, ob Bachmann eine ‚bessere' Vertreterin der ‚Kärntner Literatur' ist als Handke es für die steirische ist). Typik spielt auch eine wichtige Rolle.[12] So kann der literarisch wenig geschätzte Einsatz von Stereotypen ganz entscheidend für einen Kanon von literarischer ‚*Englishness*' sein.

Auch Nationalität oder Staatszugehörigkeit stellt sich als dehnbares Kriterium heraus, wie gerade in den englischsprachigen Literaturen deutlich wird. In Bibliotheken wird Zugehörigkeit meist nach dem Geburtsort festgelegt (T.S. Eliot wird als amerikanischer Autor behandelt, obwohl ihn viele ob seines Wirkungsfeldes als wesentlichsten Vertreter des britischen Modernismus sehen), auch schlägt Joseph Conrad aus der Reihe (Pole, der Teil des britischen Kanons wurde). Die diversen postkolonialen Autoren und Autorinnen stellen eine besondere Herausforderung dar, wie ich selbst an meinen häuslichen Bücherregalen merke: Dort steht Salman Rushdie unter der britischen Literatur, während Anita Desai und Bharati Mukherjee bei der indischen eingeordnet sind.[13] Auch mit eigenen Kategorien von Diaspora-, Exil-, Postkolonial- oder Immigrationsliteratur ist diesem Dilemma nicht abzuhelfen. Jede Kategorisierung lässt eine Restmenge von Fällen übrig, die in keine Schublade passt oder gleichzeitig in mehrere gehört. Gerade hier wirkt sich Kanonbildung aber identitätsstiftend aus: Ein Kanon britischer modernistischer Literatur muss T.S. Eliot enthalten; ein Kanon britischer postmoderner Gegenwartsliteratur enthält Rushdie, der natürlich auch in einem Kanon indischer Diasporaliteratur figuriert.

Schon beim Nationalitätskriterium, aber erst recht bei den Kriterien ‚Rasse'/ Ethnie bzw. Klasse und Geschlecht spielt noch ein anderer Aspekt eine wesentliche Rolle – nämlich der der Selbstidentifizierung durch Autor oder Autorin. Besonders deutlich zeigt sich dies etwa an der Rekuperation lesbischer oder schwuler Autoren, die für eine Tradition vereinnahmt werden, der sie sich, historisch gesehen, als nicht zugehörig empfanden. Man denke auch an Mukherjees kontroversielle Äußerungen zu ihrer Identität als Einwanderin in die USA und US-Bürgerin im Gegensatz zu exilindischen/postkolonialen Identitäten, die viele Literaturkritiker ihr aufzwingen wollen. Wird der richtige Erfolg eines Autors oder einer Autorin nicht gerade dort sichtbar, wo seine oder ihre ethnische Herkunft irrelevant geworden ist? Z.B. scheint Vikram Seths Erfolg mit *An Equal Music* (1999) ihn als Spitzenautor englischsprachiger Literatur zu krönen, dessen ethnische Anbindung an den indischen Subkontinent keine Rolle mehr spielt. Er wird nicht mehr als reiner Minoritätenautor gesehen.

Die genannten Kriterien, insbesondere das Qualitätskriterium, sind historisch wandelbar und unterliegen auch dem Geschmacks- und Stilwandel. Kein Kanon hält ewig, auch wenn einige Autoren und Autorinnen der europäischen Literatur sich nun tapfer über die Jahrhunderte auf ihm behauptet haben.

Ein typischer Geschmackswandel liegt z.B. der Erhebung von John Donne und Gerard Manley Hopkins in den Adel modernistischer Kanonbildung zugrunde. Donne (1572-1631), ein Poet der sogenannten *metaphysical poets*, war zu Ende des 17. Jahrhunderts in Vergessenheit geraten und wurde wegen seiner Metaphorik von T.S. Eliot als großer Dichter wiederentdeckt und in den Kanon katapultiert.

Stilfragen spielen auch ganz wesentlich in den Kanon hinein, wobei präskriptive und normative Setzungen bestimmend sind. Die Verdammung der ‚*loose baggy monsters*' des viktorianischen Romans durch Henry James koinzidierte mit einer stilistischen Ablehnung und Entkanonisierung der Romane von Anthony Trollope, Charles Dickens und anderen, die mittlerweile wieder rekanonisiert wurden. Die Vorherrschaft modernistischer Lyrik und Prosa hat auch die kanonische Stellung von Robert Frost und Sherwood Anderson lange beeinträchtigt; noch heute wird Anderson als Regionalautor gehandelt.

Für eine Kanonisierung ist zudem die Institutionalisierung des Kanons ein wesentlicher Faktor. Um bei Robert Frost und Sherwood Anderson zu bleiben: Weil diese Autoren stilistisch nicht so interessant schienen, wandten sich kluge Köpfe in der Literaturwissenschaft anderen AutorInnen zu. Als Resultat gab es auch keine hervorragenden Interpretationen ihres Werks, was die Außenseiterstellung weiter förderte. Hätten z.B. J. Hillis Miller oder Stanley Fish es für wert befunden, einen Aufsatz über Frost oder Anderson zu schreiben, wäre sofort Interesse an ihrem Werk aufgeflammt. Kanons sind also in institutionelle Kontexte (Schule, Universität, Verlagsprogramme) eingebettet, deren handelnde Mitglieder mit ihrem Tun den Kanon konstituieren, fester verankern oder auch auflösen helfen.

Was sind die Funktionen eines Kanons? Ich habe bereits erwähnt, dass es eine solche Fülle von Literatur gibt, dass Selektion wichtig ist, um einen Einstieg in Literatur zu gewährleisten. Man soll seinen Geschmack bei der Lektüre der am meisten geschätzten Werke schulen. Andererseits muss man jedoch sehen, dass diese Auswahl des allgemeinen Konsenses ideologisch motiviert ist – für wichtig werden jene Werke erachtet, die von den Kulturschaffenden als schön, interessant, anregend, innovativ usw. empfunden werden. Der Kanon schreibt also Stile fort. Dies kann man deutlich anhand des britischen Modernismus sehen. Nicht nur, dass Dichter wie Donne und Hopkins von der literarischen Moderne wiederentdeckt wurden; die literarische Moderne wirkt sogar noch heute in den universitären Unterricht und die Literaturgeschichtsschreibung nach, weil bei der Bewertung von neuer Literatur nach wie vor Komplexität als ein wichtiges Qualitätskriterium gilt. Gleichzeitig hat sich jedoch inzwischen auch die Ansicht durchgesetzt, dass aktuelle Relevanz positiv zu werten sei – eine Tendenz, die historische Romane, Autobiografien und die Literatur von Minderheiten ins Interesse der Literaturwissenschaft und des Kanons gerückt hat, unabhängig davon, ob diese Texte stilistisch einfacher, realistischer und weniger komplex gestaltet sind. Gleichzeitig dient ein Kanon oft offensichtlich politischen Zwecken, sei es denen des Neokonservativismus von Allan Bloom oder den progressiven Bemühungen verschiedener Gruppierungen. Sie alle erstellen Kanons. Dabei ist es wichtig zu erkennen, dass Kanons auch negativ belegt sein können. Ein Kanon muss nicht die meist geachteten, sondern kann auch die zutiefst verachteten Werke auflisten: Es gibt Kanons von chauvinistischen, faschistischen, antisemitischen, kolonialistischen und homophoben Texten genauso wie es Kanons

positiver Selbstbestimmung in Literatur von Frauen, Schwulen, Lesben und MigrantInnen gibt.

Abschließend soll noch einmal hervorgehoben werden, daß ‚der' Kanon nicht existiert, sondern jeder Kanon ständig aktualisiert wird und mit alternativen Kanons im Streit liegt.[14] Wenn man etwa den britischen Roman des 18. Jahrhunderts betrachtet, so hat sich der traditionelle Kanon von Daniel Defoe über Henry Fielding, Samuel Richardson, Laurence Sterne und Tobias Smollett in Curricula an britischen Universitäten heute in eine Vielzahl konkurrierender Kanons gewandelt, die je nach Interesse des Kursleiters oder der Kursleiterin mehr Frauen- (Eliza Haywood, Sarah Fielding, Charlotte Smith, Mary Wollstonecraft, Fanny Burney, Jane Austen) oder politische Romane (Thomas Holcroft, William Godwin, Robert Bage) bzw. die Perspektive von Minderheiten (Olaudah Equiano, Ignatius Sancho Sanchez) als konstitutiv erachten.

Ob und wie stark sich der Kanon geändert hat, kann eventuell daran beobachtet werden, welche zehn Werke man für die ‚einsame Insel' wählt. Hier hat sich, meine ich, in den letzten Jahrzehnten insofern viel verändert, als viel mehr Leute ihre höchst privaten Lieblingswerke wählen würden als auf Klassiker zurückzugreifen, sich also ihren höchst eigenen Kanon zurechtzimmern.[15]

3. Frauen und Kanon

Heydebrand und Winko fassen einige wesentliche Punkte des belasteten Verhältnisses von Kanon und Geschlecht zusammen, die ich zum Auftakt kurz referieren möchte[16].

Zunächst ist die Tatsache zu konstatieren, dass Frauen im Kanon unterrepräsentiert sind. Allerdings betrifft dies hauptsächlich die ‚großen' Kanons der Welt- und Nationalliteraturen. Ab dem 20. Jahrhundert sind Frauen vermehrt in Kanons vertreten, und in den ethnischen und postkolonialen Literaturen haben sie nach anfänglicher Diskriminierung mittlerweile beinahe gleichrangige Behandlung erreicht. So ist z.B. der literarische Kanon des anglo-amerikanischen Modernismus stark durch Autorinnen geprägt: Virginia Woolf, Katherine Mansfield, Djuna Barnes, Gertrude Stein. In der afro-amerikanischen Literatur haben sich die Frauen nach anfänglicher Betonung der *Harlem Renaissance* und von männlichen Autoren wie James Baldwin, James Weldon Johnson oder Ishmael Reed mit Autorinnen wie Zora Neale Hurston, Toni Morrison, Alice Walker oder Gloria Naylor etabliert.

In der anglo-indischen Literatur überwiegen die Frauen sogar beinahe, obwohl die ersten kanonischen Texte wiederum fast alle von Männern stammten (Raja Rao, Mulk Raj Anand, R.K. Narayan, V.S. Naipaul).

Warum sind Frauen im traditionellen Kanon weniger vertreten? Erstens gab es in früheren Zeiten oft weniger Frauen, die schreiben konnten. Unter Frauen waren Analphabetismus und nur geringe Schulbildung weiter verbreitet als unter Männern. Da Frauen weder von ihrem ‚Beruf' her noch von der Gesellschaft ermuntert wurden

zu schreiben, versuchten sich viel weniger Frauen im Schreiben. Trotzdem gab es immer einige religiöse Frauen und Adelige, die sich literarisch betätigten, und einige ganz wenige gelangten sogar in den Kanon, wie z.B. Marie de France.

Ein zweiter Aspekt, der der Kanonisierung von Frauenliteratur zuwiderlief, war der Geniekult, der ab der Romantik vorhielt. Wegen ihrer Mutterrolle wurden Frauen diesem Geniebild kaum gerecht.

Drittens ist die geschlechtsspezifische Erziehung in Schulen dafür verantwortlich, dass Frauen nicht in höherem Maße zu Gelehrten, Dichtern und Denkern erzogen wurden.

Viertens hat die Wende von der Moderne zur Postmoderne formale Aspekte des literarischen Textes und eine gewisse Zerebralität des Schreibens befördert, die für viele Texte von Autorinnen nicht als adäquate Beschreibungsmodelle dienen konnten. So ist in der amerikanischen Literaturgeschichte der Postmoderne das Werk von Frauen nicht repräsentiert – die Hauptvertreter sind alle Männer: Raymond Federmann, John Barth, Donald Barthelme, Thomas Pynchon, William H. Gass, John Cheever, Vladimir Nabokov, Ishmael Reed, Richard Powers, Cormack McCarthy, etc. Hingegen ist der kritische Kanon der Gegenwartsliteratur, in dem postmoderne Strategien eher marginalisiert sind, mit vielen Werken von Frauen besetzt (Angela Carter, Doris Lessing, Muriel Spark, Iris Murdoch, Penelope Lively, etc.), so dass hier im Romanschaffen eine klare Parität vorliegt. Interessanterweise gilt diese Parität nicht für das Drama und schon gar nicht für die Lyrik. In beiden Gattungen überwiegt die männliche Textproduktion und damit auch die Kanonisierung von ‚Männerliteratur'.

Fünftens kann als vielleicht wichtigster Grund für die Marginalisierung von Frauenliteratur im traditionellen Kanon die Institutionalisierung von Literatur genannt werden. Im Verlagswesen, in der Literaturkritik, an den Universitäten und im Bildungsbereich dominieren generell Männer, die ihren eigenen Geschmack und ihre eigenen Interessen in Auswahl und Wertung von Texten reflektieren. Kriegsromane, die für Frauen eher uninteressant sind, schaffen es leichter in den Kanon als Romane über allein erziehende Mütter. Damit zusammenhängend beruht die vielfache Verdrängung von Frauen aus dem Kanon auf dem Anspruch, dass der Kanon der Weltliteratur bzw. des Nationalstaates als ‚universell' begriffen wird – ‚weibliche Themen' werden aus dieser Perspektive marginalisiert.

Andererseits muss festgestellt werden, dass dank der Nachfrage Literatur von Frauen seit der Renaissance vielfach große finanzielle Erfolge aufweisen konnte. Da das Lesepublikum zu einem großen Anteil aus Frauen bestand, musste in der Buchproduktion auf deren Geschmack Rücksicht genommen werden. Schon Nathaniel Hawthorne beschwerte sich über die vielen „scribbling women"[17], die mit ihm konkurrierten und den Markt beherrschten. Allerdings gereicht eine hohe Konjunktur von Frauenliteratur nicht immer zum Vorteil von weiblicher Schriftstellerei. Im Gegenteil – hohe Verkaufszahlen führen dazu, dass solche Literatur als populär, trivial und minderwertig abgetan wird; gerade ihre Popularität trägt zum Ausschluss aus dem Kanon bei, so dass sich eine Art ‚Ghetto der Frauenliteratur' bildet. Autor-

innen mögen also noch so prominent sein; sie werden nur in einem Kanon von Frauenliteratur mit anderen Frauen verglichen und bleiben jenseits des männlich dominierten Höhenkamm-Kanons auf dem Abstellgleis parkiert.

Die Ablehnung von Frauen wird im Literaturbetrieb häufig mit subtilen Argumenten rational verbrämt. Joanna Russ hat in ihrer brillianten Schrift *How to Suppress Women's Writing* (1994) einige der Strategien aufgezählt, die dazu dienen, Literatur von Frauen zu entwerten. Die erste biologische Strategie nennt Russ „*bad faith*"[18] (Frauen seien auf Grund ihres biologischen Geschlechts unfähig, gut zu schreiben – oder einfach: zu dumm). Zweitens, wie wir schon oben gesehen haben, fallen Frauen dem „*double standard of content*"[19] zum Opfer – sie behandeln angeblich nur ‚unwichtige' Themen. Eine dritte Strategie, um Frauen zu marginalisieren, besteht darin, sie als Autorinnen von nur einem Werk hinzustellen (Russ nennt das „*isolation*"[20]) – quasi als ob dieser Autorin einmal per Zufall etwas gelungen sei, sie sonst aber nichts Valables mehr geschaffen hätte. (Für AnglistInnen kann man hier auf Aphra Behn als Autorin des *Rover*, auf Mary Wollstonecraft als Autorin der *Vindication of the Rights of Woman* oder auf Harriet Beecher Stowe als Autorin von *Uncle Tom's Cabin* verweisen.)

Man kann also konstatieren, dass Frauen in der Tat bis zum 20. Jahrhundert und sogar darüber hinaus Schwierigkeiten hatten/haben, sich in die Spitzenposition eines Kanonplatzes voranzuschreiben.

4. Wie gehe ich mit dem Kanon um?

Wenn man nun einmal erkannt hat, dass der Kanon Frauen gegenüber diskriminierend ist, wie geht man damit um? Es gibt drei grundsätzliche Reaktionen auf den Kanon – Erweiterung, Alternativ-Kanon, und Dekonstruktion.

Eine Erweiterung des Kanons ist das, was aus den USA kommend auch an deutschen Universitäten praktiziert wird. Man streicht einige Männer und setzt stattdessen ein paar Frauen auf die Leseliste. Eine Konzeption des Kanons als Proporz unterminiert allerdings die Qualitätskriterien (z.B. Qualität des Stils), die den traditionellen Kanon oft legitimierten. Obwohl einige hoch interessante Frauen dank der feministischen Literaturwissenschaft in den Kanon gehoben wurden (Aphra Behn, Emily Dickinson, Mary Wollstonecraft, Kate Chopin, Susan Glaspell, Charlotte Perkins Gilman, etc.), sind viele andere Werke von Frauen zwar zeitgeschichtlich faszinierend, aber literarisch nach heutigem Geschmack nicht zu vertreten.

Die zweite Strategie, nämlich eigene, alternative Kanons aufzubauen, erweist sich da als sehr praktisch. So kann man Autorinnen, die heute wenig Enthusiasmus generieren, als wichtige Stufen auf dem Wege zu späteren Werken betrachten und eine Wirkungsgeschichte von Frauenliteratur erstellen. Allerdings führt eine ausschließliche Betonung von Frauenliteratur zu einer Ghettoisierung derselben, und die historischen Zusammenhänge mit Texten männlicher Autoren gehen verloren.

Außerdem suggerieren separate Kanons, dass diese Literatur minderwertig ist – sie hat es nicht in den Nationalkanon geschafft.

Aus pragmatischer Sicht ist es daher nützlich, in Lehrveranstaltungen sowohl erweiterte als auch alternative Kanons einzusetzen, also etwa eine Vorlesung zum britischen Roman des 18. Jahrhunderts mit einem erweiterten Kanon von einem Seminar über Frauenliteratur des 18. Jahrhunderts zu begleiten. Ich fände es auch gut, wenn man denn hie und da auch die nichtkanonische Literatur von Männern unterrichtete, um auch bei diesen Texten zu überprüfen, ob und wie die kanonischen Werke sich von ihren Zeitgenossen abheben.

Die dritte Strategie, mit dem Kanon umzugehen, ist die der Negierung des Kanons, oder seiner Dekonstruktion. Obwohl die kritische Hinterfragung des Kanons eine Selbstverständlichkeit sein müsste, führt eine literatursoziologische Analyse des Kanons dazu, dass der Kanon an sich abgelehnt wird, man also auf einen Kanon verzichtet und beliebige Werke liest oder unterrichtet. Meist ist jedoch die Konsequenz einer Liberalisierung, dass als Reaktion wieder ein Kanon kreiert wird, weil sich ein gewisser Deutungsrahmen als notwendig erweist. Eine vielleicht praktikablere Strategie wäre etwa, über mehrere Semester Werke zu lesen, die von den Zeitgenossen als kanonisch oder als Bestseller empfunden wurden. So ließe sich etwa mit Gewinn für die britische Literatur vergleichen, welche Werke der Renaissance um 1700 und um 1800 oder 1900 in hohem Kurs standen; oder man könnte untersuchen, wie die Viktorianer Literatur des 18. Jahrhunderts rezipierten und in welcher Weise dies ihre eigenen Wertungsschemata (die wir aus der Perspektive des 21. Jahrhunderts deutlicher erkennen) widerspiegelte.

5. Wie ‚männlich' ist der Kanon?

Wir haben oben gesehen, dass Literatur von Frauen im traditionellen Kanon marginalisiert ist und auch die männliche weiße Dominanz im Bildungswesen und Kulturbetrieb hervorgehoben wird. Ist der Kanon daher eine grundlegend männliche Institution? Das heißt: Kanonisieren nur Männer? Ist es eine ‚männliche' Tätigkeit, Kanons zu erstellen?

Obwohl der Kanon Teil eines männlich dominierten Literaturbetriebs ist, kann er nicht als inhärent maskulin betrachtet werden. Auch Frauen fragen danach, welche Werke wichtiger sind, müssen Entscheidungen treffen, welche fünf Romane in diesem Semester gelesen werden sollen usw. Zu berücksichtigen ist auch, dass die im Kanon verankerten Werke von Männern oft weibliche Protagonisten behandeln. Man könnte sogar behaupten, dass die Frauenbewegung ganz zentral von der empathischen Beschreibung der gefallenen Frau im (männlichen) viktorianischen Roman profitiert hat und dass viele männliche Autoren auch auf positive Weise intelligente, ja überlegene Frauen darstellten und so das allgemeine Publikum auf ein progressives Frauenbild vorbereiteten (z.B. George Meredith, George Bernard Shaw). Mit anderen Worten: Die Tatsache, dass Männer im Kanon dominieren, muss nicht *per*

se eine ablehnende oder diskriminierende Haltung Frauen gegenüber implizieren. Mittlerweile haben Frauen in manchen Bereichen (z.B. beim Roman der Moderne) den Kanon auch völlig erobert, auch wenn in anderen Bereichen kaum Frauen tätig sind oder es bislang nicht in den Kanon geschafft haben. Dabei ist besonders auffällig, dass die Inkludierung von Frauen bzw. deren Schaffen in Kanons nach Nationalliteratur und Gattung differiert, was zu suggerieren scheint, dass nicht ‚der' Kanon, ‚die' Literatur oder ‚die' Männer Schuld sind an der Marginalisierung von Frauen, sondern der heimische Literaturbetrieb (Verlagswesen oder Geschmack des Publikums) eine herausragende Rolle spielt. Im Vergleich zwischen den USA und Großbritannien z.B. zeigen sich deutliche Unterschiede in der Repräsentanz von Frauen (+(+) für viele Frauen):

20. Jahrhundert (2. Hälfte)	Britische Literatur	US-amerikanische Literatur
Roman	++	–
Krimi	+	++
Lyrik	–	+
Drama	(+)	–

Das Kriterium, nach dem das Geschlecht des Autors/der Autorin und dessen Präsenz im Kanon etwas über die Bedeutung männlicher oder weiblicher Autoren auf dem Literaturmarkt aussagen, ist grundsätzlich fragwürdig. Anstatt zu bedauern, wie wenige Frauen im Kanon vertreten sind, sollte man sich vielleicht darüber freuen, wie viele im 20. Jahrhundert nationale und internationale Meriten erworben haben, so dass der Beruf der Autorin oder Schriftstellerin mittlerweile genauso akzeptiert ist wie der einer Chemikerin, Zugführerin oder Ärztin.

Man kann sogar den Spieß noch umkehren und fragen, ob es nicht ‚weibliche' Kanons gibt, die Männer ausschließen. Zu denken wäre da etwa an Kanons der Haushaltsführung (z.B. woraus besteht der Frühjahrsputz?). Da jedoch auch Männer vermehrt den Haushalt führen, sind solche Listen wichtiger Gerichte oder Regeln nicht mehr rein weiblich konnotiert. Es gibt auch rein männliche Alltags-Kanons, die von Frauen meist nicht verwendet werden – z.B. der ‚Kanon' wichtiger Automarken (Peugeot, Mercedes, VW, BMW, Audi, Saab usw.), von Fußballmannschaften oder extremen Sportarten, während die Stadien weiblicher Identitätsentwicklung (die erste Regel, das erste Date, der erste Ball, die ersten Stöckelschuhe, der erste Urlaub allein oder mit Freund, etc.) analog zu einem ‚Kanon' männlicher Entwicklung rein geschlechtsspezifisch verteilt sind.

Kanons gibt es also überall, aber bei manchen spielt Geschlecht gar keine Rolle, bei anderen sind überhaupt nur Männer oder nur Frauen betroffen, und bei wiederum anderen ist eine Gruppe dominant. In der Literatur stellt sich die Frage des Kanons aus geschlechtsspezifischer Sicht, weil Frauen so lange aus dem Literaturbetrieb ausgeschlossen waren und weil sie möglicherweise eine spezifisch weibliche Sicht

auf die Welt vermitteln, die als Korrektiv zur dominanten männlichen Sicht nicht vernachlässigt werden darf. Allerdings setzt dieses Argument voraus, dass Frauen und Männer in ihren Texten durchgängig oder zumindest vorrangig untereinander ähnliche und voneinander verschiedene Auffassungen vertreten. Dies kann, muss aber nicht der Fall sein. Auch Frauen können über Kriege und Regierungsintrigen schreiben, wie auch Männer Liebesgeschichten und Haushaltsführung zum Thema nehmen könnten. Die eigentliche Problematik liegt darin, dass wertende Kanons gewisse Themen und Funktionen von Literatur privilegieren. Hier hat das ‚Lobbying' der feministischen Literaturwissenschaft wesentlich zu einem Gesinnungswandel beigetragen.

6. Schlussbemerkungen

Ist die Frage nach Kanon und Geschlecht heutzutage überhaupt noch relevant?

Erstens kann man darauf hinweisen, dass ‚der' Kanon als ‚fixe', unverrückbare Qualitätskennzeichnung mittlerweile unzeitgemäß ist – wozu also sich noch darum kümmern, wie viele Frauen bzw. deren Werke vertreten sind?

Zweitens ist Höhenkamm-Literatur als Elitekultur überkommen, und im Rahmen von *Cultural Studies*, die Trivialliteratur in die Analysen mit einbezieht, ist Frauenliteratur als eine von vormals unberücksichtigten Literaturen offensichtlich gut repräsentiert (was nicht heißt, dass Frauenliteratur mit Trivialliteratur gleichzusetzen wäre!).

Drittens: Wenn der Kanon eine allgemeine Wertschätzung repräsentiert, sollten die literarischen Werke von Frauen auch Männern zusagen. Jedoch wird Literatur mehrheitlich von Frauen konsumiert, und sie lesen vorrangig Werke von Männern. Dagegen lässt sich natürlich einiges einwenden, wie z.B. dass Frauen immer schon das Symbolische als das System des Patriarchats erlernen und daher eine doppelte Sicht praktizieren. Zudem wird der Kanon nur auf der Basis von Werturteilen institutionell verankerter LeserInnen geschaffen, sodass selbst bei den Booker- und Nobelpreisen Frauen zu kurz kommen.[21]

Viertens können Frauen heutzutage immer häufiger auf ähnliche Erfahrungen wie Männer zurückgreifen. So sind sie häufig voll ins Berufsleben integriert, wie auch Männer zunehmend Haushalt und Kinderversorgung mit übernehmen. Unter diesem Blickwinkel müssten also Texte von Frauen Männer mehr ansprechen, und die Schwelle zur Akzeptanz müsste sinken.

Fünftens stellt sich die Frage des Kanons immer auch als eine der Tradition. Im 20. Jahrhundert wurde eine starke Präsenz von Autorinnen dazu benutzt, um auch Werke von Schriftstellerinnen zentral in die Nationalliteraturen einzubinden, und diese Entwicklung lief parallel zur Entstehung eines Frauenkanons.

Sechstens muss man erkennen, dass die Kanondebatte eine neue Unübersichtlichkeit geschaffen hat. Diese hat jedoch den Vorteil, dass alles erlaubt ist und der Kreativität keine Grenzen gesetzt sind. Der Ruf nach dem Kanon ist ein Zeichen

dafür, dass er in Gefahr ist bzw. kaum mehr existiert, und reflektiert die allgemeine Verunsicherung im Hinblick auf Werturteile.

Schließlich hat die gesamte Kanondebatte, ob bezüglich Frauen, ethnischen Minderheiten oder Schwulen und Lesben, ein sehr bedenkliches essentialistisches Schlaglicht. Es wird nämlich unterstellt, dass das Geschlecht eines Autors/einer Autorin, und zwar das *biologische* Geschlecht, für eine grundlegende Alterität, für eine Frauen eigene Qualität der Literatur, verantwortlich wäre (und dementsprechend für Afro-Amerikanerinnen oder Lesben). Während eigentlich gesellschaftspolitischer Proporz erzielt werden soll (die amerikanische/deutsche Gesellschaft soll in den Vorbildfiguren, die im Rahmen von Literaturveranstaltungen unterrichtet werden, sich selbst in ihrer ethnischen und geschlechtsspezifischen Diversität wiedererkennen), wird impliziert, dass qualitativ erhebliche Differenzen bestünden, so dass der Ausschluss oder die Diskriminierung einzelner Bevölkerungsgruppen in der Form der von ihnen produzierten literarischen Texte gleichbedeutend mit einer Diskriminierung ihrer Weltsicht und einer Bevorzugung bestimmter *literarischer* Modelle oder Schreibweisen sei.

Die Auswüchse eines solchen Essentialismus lassen sich gut im Bereich der postkolonialen Literaturen beobachten, wo ein Autor wie V.S. Naipaul, der den Anschluss an eine internationale Elite sucht(e), als Verräter an der karibischen, indischen bzw. indo-karibischen Sache gilt.[22] Auch die in Indien immer wieder heftig geführte Debatte, ob man in den Landessprachen schreiben solle und mit dem Englischen ein mehrheitlich nicht-indigenes Publikum anspreche und daher die Belange Indiens nicht angemessen repräsentiere, gehört zu solchen Auswüchsen. Die hohe Qualität indisch-englischer Literaturproduktion in Stil, narrativer Gestaltung und Inventivität, Symbolik und Welt-Fülle (neben Rushdie gibt es eine ganze Riege von erstklassigen AutorInnen) wird bei diesen Gefechten selten ins Feld geführt. Darüber hinaus bliebe die (möglicherweise ebenso herausragende) Qualität der in Hindi, Malayalam oder Tamil geschriebenen Werke für westliche LeserInnen eben nicht nachvollziehbar, es sei denn in Übersetzung.

Ähnliche Probleme ergeben sich, wenn auch nicht so krass, bei der literarischen Produktion von Frauen. Auch hier stehen ‚typische' Texte mit vermeintlich universalmenschlich relevanten in Widerstreit für ihre Inklusion in einen Kanon der deutschen oder englischen etc. Nationalliteratur. Solange man sich nicht über Qualitätskriterien einigt, die objektiv nachvollziehbar sind (und gerade solche gibt es nicht, weil Geschmack und literarische Wertschätzung Moden unterworfen sind), solange werden sich diese Grabenkämpfe nicht überwinden lassen.

Meine abschließende Empfehlung ist daher, den Kanon als Thema zu ignorieren und sich über anregende, interessante und stilistisch brillante Literatur von Frauen aus allen Literaturen zu freuen bzw. die Produktion solcher Werke zu fördern. In der deutschen Nachkriegsliteratur sind wir mit vielen Texten gesegnet, die sich durch hohe sprachliche Qualität und Kreativität auszeichnen.[23] Das gleiche gilt für die britische und postkoloniale Literatur: Angela Carter, Anita Brookner, Sarah Waters, Jeanette Winterson oder Muriel Spark und Zadie Smith in Großbritannien; Margaret

Atwood (Kanada); Sunetra Gupta, Arundhati Roy (anglo-indische Literatur), usw. Doch sollte man über diese Freude an Literaturproduktion von Frauen nicht übersehen, dass es auch einige herausragende Texte von Männern gibt, die man nicht als Konkurrenz empfinden muss. In einer Welt, in der so viel Schund veröffentlicht wird und in der gehaltvolle akademische Ausbildung aus finanziellen Gründen oder dank des Bologna-Prozesses immer mehr Raritätswert bekommt, darf man mit großer Befriedigung zur Kenntnis nehmen, dass es derzeit weltweit SchriftstellerInnen von überragendem Format gibt, und es spielt letztlich keine Rolle, ob sie Frauen, Männer, InderInnen oder AfrikanerInnen, Eingeborene oder Einwanderer einer Kultur sind. Sie konstituieren Material für einen Kanon, den unsere EnkelInnen, so sie nicht von den Folgen der Klimaerwärmung hinweggerafft worden sind, mit großem Gewinn rezipieren werden.

Anmerkungen

1 Jürgen Dummer: „Entwicklungen des Kanongedankens in der Antike“, in: Gerhard R. Kaiser/ Stefan Matuschek (Hrsg.): *Begründungen und Funktionen des Kanons: Beiträge aus der Literatur- und Kunstwissenschaft, Philosophie und Theologie*, Heidelberg 2001, S. 9.
2 Ebd., S. 10.
3 Ebd., S. 11-12.
4 Karl Morgenstern spricht von der „Bücherfluth“, in deren „Ocean“ man ohne „Charte und Steuerruder“ verloren wäre, und Carl August Böttinger „von dem fürchterlichen Autorheere und dem Aufschwellen der Bücher, die unser Vaterland von Messe zu Messe, wie eine Sündflut, überschwemmen“ (beides zit. nach Albrecht Koschorke: „Geschlechterpolitik und Zeichenökonomie: Zur Geschichte der deutschen Klassik vor ihrer Entstehung“, in: Renate von Heydebrand (Hrsg): *Kanon Macht Kultur: Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung*, Stuttgart 1998, S. 593).
5 Ebd.
6 Curtius, zit. nach Ulrich Schulz-Buschhaus: „Curtius und Auerbach als Kanonbildner“, in: Gerhard E. Kaiser/ Stefan Matuschek (Hrsg.): *Begründungen und Funktionen des Kanons. Beiträge aus der Literatur- und Kunstwissenschaft, Philosophie und Theologie*, Heidelberg 2001, S. 158.
7 Renate von Heydebrand: „Kanon Macht Kultur – Versuch einer Zusammenfassung“, in: Renate von Heydebrand, Stuttgart 1998, S. 616.
8 Vgl. Michael Böhler: „ ‚Cross the Border – Close the Gap!‘ – Die Dekanonisierung der Elitekultur in der Postmoderne und die Rekanonisierung des Amerika-Mythos. Zur Kanondiskussion in den USA“, in: Renate von Heydebrand, Stuttgart 1998, S. 483-503.
9 Allan David Bloom: *The Closing of the American Mind: How Higher Education Has Failed Democracy and Impoverished the Souls of Today's Students*, New York 1987.
10 Zitat Morgenstern, nach Aleida Assmann: „Kanonforschung als Provokation der Literaturwissenschaft“, in: Renate von Heydebrand, Stuttgart 1998, S. 53.
11 Matthew Arnold: „The Function of Criticism at the Present Time“, in R.H. Spencer (Hrsg.): *Lectures and Essays in Criticism*, Ann Arbor 1962, S. 258-285.
12 Vgl. Aleida Assmann: „Kanonforschung als Provokation der Literaturwissenschaft“, in: Renate von Heydebrand, Stuttgart 1998, S. 53.
13 Rushdie lebt(e) in Großbritannien; danach müsste Mukherjee, die aber vorher nach Kanada ausgewandert war, unter die Literatur der USA eingereiht werden. Selbst Desai lehrt mittlerweile in den USA.
14 Vgl. Heydebrand, Stuttgart 1998 zu Negativkanons und Antikanons.
15 Zusätzlich zu den bereits zitierten Arbeiten wurden für diesen Aufsatz auch folgende Schriften zum Kanon und Kanonisierung konsultiert: Richard McKeon: „Canonic Books and Prohibited Books: Orthodoxy and Heresy in Religion and Culture“, in: W.J.T. Mitchell (Hrsg.): *Critical Inquiry* 2.4 (1976), S. 781-806; Annette Kolodny**:** „A Map for Rereading: Or, Gender and the Interpretation of Literary Texts“, in: Ralph Cohen (Hrsg.): *New Literary History* 11 (1980), S. 451-

467; Hazard Adams: „Canons: Literary Criteria/Power Criteria.“, in: W.J.T. Mitchell (Hrsg.): *Critical Inquiry* 14.4 (1988), S. 748-764; Barbara Herrnstein Smith: *Contingencies of Value. Alternative Perspectives for Critical Theory*, Cambridge 1988; John Guillory: *Cultural Capital: The Problem of Literary Canon Formation*, Chicago 1993; Ders.: „Canon“, in: Frank Lentricchia / Thomas McLaughlin (Hrsg.): *Critical Terms for Literary Study. Second Edition*, Chicago 1995, S. 233-249; Rainer Grübel: „Wert, Kanon und Zensur“, in: Ludwig Arnold / Heinrich Detering (Hrsg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft, München 1996, S. 601-622; Jean-Jacques Lecercle: „The Münchausen Effect: (Why) Do We Need a Canon?“ *EJES* 1.1 (1997), S. 86-100.

16 Heydebrand, Renate von / Simone Winko: „Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen“, in: Norbert Bachleitner / Christian Begemann / Walter Erhart / Gangolf Hübinger (Hrsg.): *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 19 (1994): S. 96-172.

17 So Hawthorne 1855 in einem Brief an seinen Verleger William D. Ticknor. Fred L. Pattee: *The Feminine Fifties*, New York 1940, S. 110.

18 Joanna Russ: *How to Suppress Women's Writing*, London 1994, S. 17-19.

19 Ebd., S. 39-48.

20 Ebd., S. 62-75.

21 Der Booker Prize wurde in den letzten zehn Jahren an drei Frauen verliehen, insgesamt seit 1969 an 12 Frauen (von 39 Verleihungen, also 31%). Der Nobelpreis für Literatur ging zwischen 1901 und 2006 an zehn Frauen (10%).

22 Seine kontroversen Äußerungen zu Indien haben das Klima noch weiter angeheizt.

23 Als Nicht-Germanistin kann ich hier nur einmal vorrangig auf Ingeborg Bachmann, Christa Wolf, Gabriele Wohmann oder Elfriede Jelinek verweisen.

Literatur

Adams, Hazard: „Canons: Literary Criteria/Power Criteria.“, in: W.J.T. Mitchell (Hrsg.): *Critical Inquiry* 14.4 (1988), S. 748-764.

Arnold, Matthew: „The Function of Criticism at the Present Time“, in R.H. Spencer (Hrsg.): *Lectures and Essays in Criticism*, Ann Arbor 1962, S. 258-285.

Assmann, Aleida: „Kanonforschung als Provokation der Literaturwissenschaft“, in: Renate von Heydebrand (Hrsg.): *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen*, Stuttgart 1998, S. 47-59.

Bloom, Allan David: *The Closing of the American Mind: How Higher Education Has Failed Democracy and Impoverished the Souls of Today's Students*, New York 1987.

Böhler, Michael: „‚Cross the Border – Close the Gap!‘ – Die Dekanonisierung der Elitekultur in der Postmoderne und die Rekanonisierung des Amerika-Mythos. Zur Kanondiskussion in den USA“, in: Renate von Heydebrand (Hrsg.): *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen*, Stuttgart 1998, S. 483-503.

Dummer, Jürgen: „Entwicklungen des Kanongedankens in der Antike“, in: Gerhard R. Kaiser/ Stefan Matuschek (Hrsg.): *Begründungen und Funktionen des Kanons: Beiträge aus der Literatur- und Kunstwissenschaft, Philosophie und Theologie*, Heidelberg 2001, S. 9-20.

Fiedler, Leslie A./ Houston A. Baker (Hrsg.): *English Literature: Opening Up the Canon*, Baltimore 1981.

Grübel, Rainer: „Wert, Kanon und Zensur“, in: Ludwig Arnold/ Heinrich Detering (Hrsg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft, München 1996, S. 601-622.

Guillory, John: *Cultural Capital: The Problem of Literary Canon Formation*, Chicago 1993.

Guillory, John: „Canon“, in: Frank Lentricchia/ Thomas McLaughlin (Hrsg.): *Critical Terms for Literary Study. Second Edition*, Chicago 1995, S. 233-249.

Herrnstein Smith, Barbara: *Contingencies of Value. Alternative Perspectives for Critical Theory*, Cambridge 1988.

Heydebrand, Renate von/ Simone, Winko: „Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen“, in: Norbert Bachleitner/ Christian Begemann/ Walter Erhart/ Gangolf Hübinger (Hrsg.): *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 19 (1994), S. 96-172.

Heydebrand, Renate von: „Kanon Macht Kultur – Versuch einer Zusammenfassung“, in: Dies. (Hrsg.): *Kanon Macht Kultur: Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung*, Stuttgart 1998, S. 612-625.

Heydebrand, Renate von (Hrsg.): *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte äs-*

thetischer Kanonbildungen, Stuttgart 1998.

Kaiser, Gerhard R. / Stefan Matuschek (Hrsg.): *Begründungen und Funktionen des Kanons. Beiträge aus der Literatur- und Kunstwissenschaft, Philosophie und Theologie*. Heidelberg 2001.

Kolodny, Annette: „A Map for Rereading: Or, Gender and the Interpretation of Literary Texts", in: Ralph Cohen (Hrsg.): *New Literary History* 11 (1980), S. 451-467.

Koschorke, Albrecht: „Geschlechterpolitik und Zeichenökonomie: Zur Geschichte der deutschen Klassik vor ihrer Entstehung", in: Renate von Heydebrand (Hrsg.): *Kanon Macht Kultur: Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung*, Stuttgart 1998, S. 581-599.

Lecercle, Jean-Jacques: „The Münchausen Effect: (Why) Do We Need a Canon?" *EJES* 1.1 (1997), S. 86-100.

McKeon, Richard: „Canonic Books and Prohibited Books: Orthodoxy and Heresy in Religion and Culture", in: W.J.T. Mitchell (Hrsg.): *Critical Inquiry* 2.4 (1976), S. 781-806.

Pattee, Fred L.: *The Feminine Fifties*, New York, 1940.

Russ, Joanna: *How to Suppress Women's Writing*, London 1994 [1983].

Schulz-Buschhaus, Ulrich: „Curtius und Auerbach als Kanonbildner", in: Gerhard E. Kaiser / Stefan Matuschek (Hrsg.): *Begründungen und Funktionen des Kanons. Beiträge aus der Literatur- und Kunstwissenschaft, Philosophie und Theologie*, Heidelberg 2001, S. 155-72.

Elisabeth Bronfen

Reise ans Ende des Traumas oder das Aufwachen der Hollywood-Heldin

The Others, Femme Fatale, In the Cut

Die Möglichkeit, das Unmögliche zu denken

Hollywood hat sich immer schon als Traumfabrik verstanden und die Geschichten, die es erzählt, als *rite-de-passage* konzipiert, in denen Figuren Zustände jener Andersheit erfahren, die im alltäglichen Leben kaum erfahrbar sind, sei es ein unermessliches Glück oder ein ebenso grenzenloses Entsetzen. Bei diesen psychischen Nachtgeschichten muss man sich jedoch jeweils fragen: An welchem Punkt betritt eine Heldin oder ein Held den als veräußerte Halluzination erfahrenen Traum? Was heißt es zudem, aus diesem wieder aufzuwachen, und daran anschließend, welches Wissen kann nur im nächtlichen Bereich des Träumens erreicht werden? Und schließlich: Wieviel davon kann erinnert und wieviel muss vergessen werden, damit man aufwachen kann? Vor allem aber, wer bleibt der Nacht verfallen und wer kann aus der Nacht erwachen? Apodiktisch formuliert, was heißt es aufzuwachen? Denn die Nacht ist nicht nur als subversiver Zeitraum zu verstehen, in dem die andere Seite der Vernunft ausgelebt werden kann. In jenen ausgelebten Träumen, von denen Hollywood gerne erzählt, tauchen traumatische Spuren auf, die ausagiert und genossen werden können, im Sinne einer unbewußten, oder zumindest *noch nicht* im Tag vollzogenen Erinnerung. Geht es also bei diesen Filmen darum, den Tag von der Nacht her zu denken, heißt dies auch anzuerkennen, dass auf die Nacht der Tag immer folgen muss. Denn der Prozess der Erinnerung fordert sowohl, traumatische Neurosen wieder ins Bewusstsein zu rufen, wie auch deren Affektmenge nach der psychischen Verarbeitung aufzugeben, meistens indem sie in etwas anderes – eine sinnstiftende Geschichte, die Formalisierung eines Kunstwerkes – übertragen worden sind. Das Problem ist vielleicht weniger das Erinnern, zwingt unser psychischer Apparat uns doch ständig dazu. Es geht vielmehr darum, auf psychisch sinnvolle Weise zu vergessen.

Den Tag von der Nacht, oder besser von einer Nachtseite der Psyche her zu denken bedeutet somit, der Frage nachzugehen, wie das Durcharbeiten von Trauma als Akt des Vergessens inszeniert werden kann, damit überhaupt eine das Weiter-

leben fördernde Erinnerung entstehen kann; oder anders gesagt, damit Erinnerung nicht einfach nur einem Wiederholungszwang folgt, sondern einer wirklichen Durcharbeitung. Freud hat deshalb die Unterscheidung eingeführt zwischen der als pathologische Trauer verstandenen Melancholie einerseits und jenem psychischen Durcharbeiten andererseits, mit dem etwaige traumatische Neurosen verarbeitet werden, werden ihren psychischen Gehalt *im Tag* und *für den Tag* aufzugeben.[1] Der amerikanische Philosoph Stanley Cavell greift diesen Gedanken auf, und formuliert ihn zu folgender Denkfigur um, die er in einem Hollywood Melodrama wie *Stella Dallas* (1937) dramaturgisch umgesetzt findet: ‚To move from mourning (Trauer) to the dawn of morning' (Morgenröte).[2] Wenn ich für die drei Filme, die im Folgenden besprochen werden sollen – *The Others* (2001), *Femme Fatale* (2002) und *In the Cut* (2003) – diesen Gang in die Morgenröte hervorhebe, so deshalb, um zu betonen, dass mit diesem Schritt ein traumatisches Ereignis nicht verdrängt oder ausradiert wird. Es hat aber im psychischen Leben der Heldinnen in dem Sinne keine Macht mehr, als dieses von den an dieses Ereignis geknüpften Affekten und Einbildungen entbunden ist. Das Trauma bleibt dabei erhalten, jedoch übersetzt in Erinnerungsbilder. Denn von dem Übergang von Trauer in die Morgenröte zu sprechen heißt, einen Ausgang im doppelten Sinne dieses Wortes zu verhandeln: Es ist der Ursprung und das Ziel jenes Ent-Setzens, das die halluzinierte *rite-de-passage*, von der die drei Filmgeschichten jeweils zehren, überhaupt in Gang gesetzt hat.

Für diese drei Filme muss jedoch auch ein Kontext angeboten werden, der zudem die Frage nach *gender* ins Spiel bringt. Fast ist es ein Gemeinplatz, von einer Krise der Männlichkeit im Hollywood *mainstream* der späten 1990er Jahre zu sprechen und diese an Filmen festzumachen, in denen die Helden den eigenen Halluzinationen verfallen, um traumatisches Wissen oder traumatische Erfahrungen aus der Vergangenheit nochmals zu durchleben und abzulegen.[3] Ob Tom Cruise in *Eyes wide shut* (1999), dem seine Frau eines Nachts die Augen über ihr Begehren öffnet und ihm den Abgrund somit vor Augen führt, auf dem seine scheinbar heile Familienwelt errichtet ist; ob Edward Norton, der sich in *Fight Club* (1999) einen Doppelgänger imaginiert, um aus einer ihn verweiblichenden Konsumkultur auszubrechen und diese ihn traumatisierende von arbeitenden Müttern regulierte Kultur in ein lustvolles Gewaltspiel umsetzt; ob Guy Pearce in *Memento* (2001), dessen hysterischer Gedächtnisschwund erfolgreich die Sinnlosigkeit eines auf Rache ausgerichteten Lebens verdeckt, um das Trauma des Todes seiner Gattin wett zu machen: Jeweils brauchen diese Helden ein Eintauchen in die Nachtseite ihrer Psyche, um die Probleme, die sie mit ihrem symbolischen Mandat als Söhne, Gatten oder Väter haben, einzusehen. Sie leben in dem von der Filmgeschichte dargebotenen veräußerten Traum ihr Trauma nochmals durch und inszenieren es für sich auf lustvolle Weise. Dabei verlagern sie einen traumatischen Kern auf einen anderen Schauplatz, auf dem sie als Helden ihrer Halluzinationen (und bezeichnenderweise nicht als Opfer) der Wunde, die ein traumatisches Wissen ihrem Narzissmus zugefügt hat, auf der Ebene der Einbildungen etwas entgegen halten können.

In diesen Filmerzählungen fungieren die Frauen als Projektionsfläche für die verblendeten Obsessionen ihrer Liebhaber, aber auch als Korrektiv. Sie anerkennen, was diese gerne ausblenden wollen, dass nämlich der Beschneidung des eigenen Begehrens durch die kulturellen Gesetze des Tages nicht entgangen werden kann. Man erinnere sich an die ironischen Blicke von Nicole Kidman, Helena Bonham-Carter und Carrie-Anne Moss, die die Verblendungen der Helden sehr genau durchleuchten. Sie sind es auch, die die Helden zum Aufwachen aus ihren Halluzinationen, und damit auch zum Anerkennen ihrer Versehrtheit, ermahnen. Nun hat es in den letzten Jahren aber auch weibliche Variationen auf das Thema der psychischen Nocturne gegeben, in denen es darum geht, im schlafartigen Zustand, genauer in jener gelebten Halluzination, die der Film uns als nächtliche *rite-de-passage* vorführt, sich mit traumatischem Wissen auseinander zu setzen, um zu einer für das Weiterleben notwendigen Erkenntnis zu erwachen. In *The Others*, *Femme Fatale* und *In the Cut* werden die Heldinnen explizit als Schlafende und Träumende eingeführt oder inszeniert, denn dreimal sehen wir, am Anfang oder Wendepunkt der Geschichte, wie eine Frau aufwacht, sich in ihrer Umwelt zu orientieren sucht und dann einem Wachtraum verfällt, der sie an jenen Nabel des Traumas führt, das sie nicht weiterschlafen – und das heißt im Kontext dieser Filme – nicht unbesorgt hat weiterleben lassen wollen. Die drei Filmhandlungen entsprechen somit jener psychischen Entdeckungsreise, die von Freud in seiner *Traumdeutung* beschrieben wird.[4] Man muss ins Dunkel der Verdrängungen vordringen, um dort den Kern, der alle Fantasiearbeit am Nabel des Traums zusammenhält, aufzudecken. Die Selbstsuche kommt einer Erinnerungsreise gleich, an dessen Kern ein selbstzerstörerischer Genuss von Gewalt liegt; ob Zerstörung von Leben als Schutz, ob sadistische Freude an der Zerstörung eines bedrohlichen Anderen, oder masochistischer Genuss an der Selbstzerstörung.

Brisant an den von Alejandro Amenábar, Brian de Palma und Jane Campion entwickelten Filmgeschichten ist zum einen der Umstand, dass sie auf ein Aufwachen der jeweiligen Heldinnen hinauslaufen, mit dem der weibliche Blick auf Gewalt aus einem genussvollen Wieder-Erinnern als halluziniertes Wieder-Erleben auch einen Ausweg aus der Gewalt entwirft. In den Filmen steht nämlich schlussendlich die Frage eines mündigen Aufwachens als bewusste Absage an verhängnisvolle Fantasien im Zentrum der narrativen Auflösung; eine Haltung des Erinnerns also, die sich von dem Genuss befreit, den ein Festhalten an traumatischen Stücken zumindest für das Fantasieleben der Betroffenen darstellt. Zum anderen aber unternehmen diese Filme, weil sie den Traumzustand ihrer Heldinnen mit unserer Erfahrung von Kino gleichsetzen, zugleich eine Reflexion über das eigene Medium. Die psychische Reise ans Ende einer traumatischen Nacht, die ein vorheriges Trauma nochmals durchspielt, wenn auch auf entstellte Weise, führt jene Veräußerung einer inneren Fantasie vor, die wir als Filmgeschichte vor Augen haben. Wichtig ist dabei, dass die drei Filme, die im Folgenden besprochen werden, explizit die von ihnen anzitierte Filmgattung umschreiben. Sie arbeiten mit der Vorstellung davon, dass Filmgattungen eine Erinnerungsschicht an frühere Versionen

dieser Gattung mit sich tragen, die in jeder Refiguration mitschwingt. Einen weiblichen Verzicht auf die tragischen Konsequenzen der Fantasiearbeit der Heldinnen vorzuführen, bedeutet deshalb auch, eine andere Erinnerung an Genrekonventionen durchzuspielen, die mit ihrem Rückgriff sowohl die Vorlage erinnert als auch sich gleichzeitig dezidiert von dieser absetzt. So könnte man das jeweilige Genre, das aufgegriffen und refiguriert wird, ebenfalls als Ausgang im doppelten Sinne des Wortes verstehen; sowohl als Eintritt wie auch als Austritt aus einem vorgegebenen Filmgenre. Alle drei Filme stellen nämlich auch – so meine theoretische Wette – im Kontext des Hollywood *mainstream* selber ein mediales Aufwachen dar im Sinne einer Korrektur unseres Bild- und Erzählrepertoires. Wie Nicole Kidman, Rebecca Romijn-Stamos und Meg Ryan ihre psychische Nachtseite durchforschen, um sich schließlich von dieser abzuwenden, loten *The Others*, *Femme Fatale* und *In the Cut* Genrekonventionen des Geisterfilms, des *Film Noir* und des erotischen Psycho-Thrillers aus und setzen sich gleichzeitig dezidiert von diesen ab.

Wodurch ergibt sich die Nähe von Traum und Trauma, die mit meinem Titel angesprochen wird? Psychoanalytisch versteht man unter Trauma ein Ereignis im Leben des Subjekts, das definiert wird durch seine Intensität, die Unfähigkeit des Subjekts, adäquat darauf zu antworten, die Erschütterung und die dauerhaften pathogenen Wirkungen, die es in der psychischen Organisation hervorruft. Ökonomisch ausgedrückt heißt dies: Trauma ist gekennzeichnet durch ein Überfluten von Reizen, die das Subjekt nicht bemeistern und bearbeiten kann. Es stellt einen Zustand des Exzessiven dar.[5] Im Traum nun kommt dieses Zuviel, diese Wunde, diese Verletzung, dieser Einbruch als affektive Erinnerungsspur zum Ausdruck, wiewohl auf verstellte und kodierte Weise. Das Erzähl-Kino entpuppt sich in diesem Kontext deshalb als ein besonders geeignetes Medium, um die Verschränkung von Traum und Trauma zu thematisieren, bietet es durchaus im Sinne des Aberglaubens eine nächtliche Darstellungsart, genauer: Es bietet einen ästhetischen Schauplatz, an dem Vergangenes, aber noch nicht Abreagiertes – als Schattenfiguren oder Phantome – wieder erscheinen kann und stellt gleichzeitig einen Ort dar, an dem wir das Glück und das Entsetzen einer uns im Alltag nicht zugänglichen Alterität erfahren können. Apodiktisch formuliert: Kino ist Umschlagplatz der Metamorphose schlechthin, verwandelt es die Schauspielerin in einen Schatten auf der Leinwand, der zudem dort stets neue Gestalten annehmen kann, entsprechend der changierenden Figuren in unseren Träumen. Und es ist immer auf einen Ausgang gerichtet, auf jenes „The End“, das im klassischen Hollywood obligatorisch nach dem Schlussbild eingeblendet wurde, um die Bewegung der Bildspuren zu jener Auflösung zu bringen, die uns zugleich aber auch in seinem Bann hält und heimsucht, nachdem das Licht im Kinosaal wieder angegangen ist.

Weil Trauma nur nachträglich, als nachwirkendes und nacherzähltes Träumen begriffen werden kann, und sich somit die Problematik der ‚unmöglichen‘ Darstellbarkeit des Traumas auf die Frage des Traumes (und der Filminszenierung als veräußerten Traum) zurückzuführen lässt, soll vor der vergleichenden Lektüre

der drei Filme noch eine weitere theoretische Denkfigur aufgerufen werden; und zwar Jacques Derridas philosophische Aufwertung des Schlafes. Gibt es, fragt er in seinem Aufsatz *Fichus*, „doch das Unersetzliche zu denken, eine Wahrheit, die das Bewußtsein uns beim Erwachen zu verstellen, ja in einen noch tieferen Schlaf fallen zu lassen droht". Indem er hervorhebt, er würde bei der Formulierung seiner Gedanken „in der Nacht" sprechen, auf der Suche nach einem Traum, der sich keiner Verantwortungslosigkeit oder Flucht ins Imaginäre schuldig macht, fährt Derrida mit der Feststellung fort: „Als sei der Traum wachsamer als das Wachen, das Unbewußte bewußter als das Bewußtsein". Und dem könnte hinzugefügt werden: Wie auch die Filmgeschichte ebenfalls intensiver scheint als unser Alltagsbewusstsein. Diese Feststellung führt Derrida zu einer Bemerkung bezüglich des von Walter Benjamin formulierten „Paradoxon der Möglichkeit des Unmöglichen", in der sich Mystik und Aufklärung zusammengefunden haben. Derrida weist dabei auf ein Aufwachen hin, bei dem es darum geht,

> Wachen und die Wachsamkeit zu pflegen, ohne die Bedeutung eines Traums außer acht zu lassen, ohne seine Lehren und seiner Hellsicht untreu zu werden, den Traum zu denken, vor allem dort, wo er uns die Möglichkeit des Unmöglichen zu denken aufgibt.[6]

Es geht demzufolge um ein Aufwachen, in dem die Nacht und eben auch jenes traumatische Wissen, das ihr zugehört ohne je direkt dargestellt werden zu können, aufgehoben bleibt.

So lautet meine Kernthese: In den drei Filmen, die das Aufwachen aus dem Traum eines Traumas vorführen, wird durch die Filmsprache hervorgehoben, dass eine unmögliche Wahrheit wie die eines um den Tod kreisenden Schocks vielleicht „nur geträumt werden" kann; dass sie vielleicht „nur als geträumte sein" kann; und zwar im doppelten Sinn als geträumte Erkenntnis der Protagonistin, und als der von uns erfahrene Filmtraum. In allen drei Filmen wird nämlich die Unmöglichkeit, den traumatischen Tod bewusst zu erfahren, durch das Betreten eines anderen Schauplatzes – den des Traumes aber auch den des Filmbildes – möglich. Wir erleben mit den drei Heldinnen eine Veräußerung des Unbewussten, die zugleich einer Reflexion über die Medialität von Kinobildern gleichkommt, und erfahren somit die Nähe der Sprache des Kinos zu der des Traumes. Diese Traumsprache bringt laut Freud mit Rücksicht auf die Gesetze der Darstellbarkeit verbotenes oder unzugängliches Wissen, wie das des Todes, dank Verdichtungen und Verschiebungen zum Ausdruck. Wie verhandeln die drei Geschichten diesen Gang in eine nächtlich ausgeleuchtete Vergangenheit, an deren Ende das Licht der Morgenröte zu erkennen ist? Jane Campions Verfilmung von Susanne Moores *In the Cut* dient als Beispiel einer klassischen *rite-de-passage*. Die melancholische Tochter, die in ihren Tagträumen von der toten Mutter heimgesucht wird, geht im Sinne einer halluzinatorischen Reise in das Reich der Phantome, ruft im übertragenen Sinne – und weil es ein erotischer Thriller ist auch wörtlich – den Tod anderer hervor, um schlussendlich an die Stelle der Mutter zu treten, und somit das Träumen des Todes für die Tochter zu überwinden. Brian

de Palma benutzt in seinem selbst-reflexiven Thriller *Femme Fatale* die Konvention des prophetischen Traums, um seiner Protagonisten zu ermöglichen, die tödlichen Konsequenzen ihres Handelns am anderen Schauplatz eines Traumszenarios zu erleben und auf Grund dieser Erfahrung anders zu handeln, um das Trauma des eigenen Todes abzuwenden. Schließlich Amenábars *The Others*, ein Film der von der Verneinung des eigenen Todes der Protagonistin ausgeht und sie eine *rite-de-passage* erfahren lässt, die zur Anerkennung ihres Traumas (aus Verzweiflung sich und ihre Kinder getötet zu haben) führt.

Für alle drei Figuren bedeutet das Aufwachen im Sinne Derridas das Wachen und die Wachsamkeit zu pflegen, das traumatische Wissen, das sie infolge der Durchquerung ihrer Traumlandschaft erfahren haben, nicht außer Acht zu lassen; der Lehre, die sie dort gewonnen haben nicht untreu zu werden, sondern sich ihrer zu erinnern. Gleichzeitig geht es allen drei RegisseurInnen um die Selbstreflexion des Filmmediums. Einerseits wird uns vorgeführt, was der Traum des Traumas der jeweiligen Heldin uns zu denken gibt, nämlich Kraft der Visualisierung eine Möglichkeit, das Unmögliche zu denken. Andererseits heißt für das Medium Kino traumatisches Wissen nicht außer Acht zu lassen auch, die Auflösung der Filmhandlung als einen ‚anderen' Ausgang denken: als das Erlöschen der Lichtschatten auf der Leinwand, das Erstarren in einem Bild, als Schwarzwerdung der Leinwand, wodurch die Nacht sich als Kern dieses Aufwachens entpuppt.

Drei Traumszenen

Alejandro Amenábars *The Others* setzt mit dem Schrei einer im Bett liegenden Frau ein. In einer vertikalen Nahaufnahme sehen wir, wie Grace (Nicole Kidman), die plötzlich aus einem Alptraum aufgewacht ist, sich schluchzend die Hand vor den Mund hält. Während sie langsam zu sich kommt, dreht die Kamera in die Horizontale. Erst jetzt löst sich die verwirrte Frau aus ihrer erschreckten Erstarrung, wischt sich rasch die Tränen vom Gesicht und blickt auf die Armbanduhr, die auf dem Nachttisch liegt. Kurz presst sie ihre Lippen in das Kissen, bevor sie sich ganz aufrichtet, sich auf die Bettkante setzt und wie erleichtert aufatmet. Es scheint doch nur ein Traum gewesen zu sein. Die geheimnisvollen Ereignisse, die mit diesem nebeligen Morgen einsetzen, stellen jedoch eigentlich einen anderen Traumzustand dar, einen langsam sich entfaltenden Erkenntnisprozess, am Ende dessen Grace sich eingestehen muss, dass sie aus Verzweiflung zuerst ihre beiden Kinder und dann sich selber getötet hat. Erst am Ende des Films ist sie wirklich aufgewacht. Auf einer Treppe sitzend hält sie ihre beiden Kinder beschützend in ihren Armen und gesteht ihnen ihre schreckliche Tat, beschreibt ihr egoistisches Vertrauen; Gott hätte ihr an jenem Morgen eine zweite Chance gegeben. Doch diese Aufklärung unterliegt, wie der gesamte Film, dem Prinzip eines mystischen Chiaroscuro; nämlich jene aus der Barockmalerei bekannte Art der visuellen Gestaltung, die mit hartem Licht und harten Schatten arbeitet. Am Ende ihrer Reise durch ihre psychische Umnachtung

begreift Grace, dass sie zwar tot ist, deshalb aber das Haus, in dem die schrecklichen Ereignisse stattgefunden haben, nun auf ewig besitzt. Die Grenze zwischen der Nacht, die seit der antiken Nyx als Mutter von Traum und Tod konzipiert worden ist, und dem Tag, mit seiner auf ein Überleben angelegten Klarheit, hat sich verflüssigt. Graces photosensitive Kinder können nun – als dezidiert Tote – im Lichtstrahl der Morgensonne tanzen.

Auch in Brian de Palmas *Femme Fatale* wacht die Heldin verwirrt aus einem Albtraum auf. Während eines Juwelendiebstahls hatte Laura (Rebecca Romijn-Stamos) ihre Partner betrogen, war mit der Beute nach Paris geflohen, wurde dort von ihnen entdeckt und von der Balustrade vor ihrem Hotelzimmer geworfen. Der Sturz war jedoch nicht tödlich, und nun befindet sie sich im Bett einer Fremden. Deren Eltern halten sie fälschlicherweise für ihre verloren gegangene Tochter Lily und haben sie in deren Wohnung gebracht. Sofort begreift die bedrängte Laura, wie sie die Verwechslung zu ihren Gunsten drehen kann. Nachdem sie Lilys Pass und deren Flugticket in die USA gefunden hat, entwickelt sie den Plan, die Identität der anderen Frau anzunehmen und somit erfolgreich vor ihren Verfolgern zu fliehen. Entspannt legt sie sich in die Badewanne und schläft, ohne es zu wissen, wieder ein, wacht dann aber plötzlich auf, weil Lily unerwartet zurückgekehrt ist. Von einem Vorhang vor dem Blick der anderen geschützt schaut sie zu, wie diese eine Selbstmordnotiz verfasst und sich dann eine Kugel in den Kopf jagt: Sie wird Zeugin des Todes und nimmt die Identität dieser Toten an, um vor ihren Verfolgern zu fliehen. Die Ereignisse, die daraufhin einsetzen – allesamt Versatzstücke des klassischen *Film Noir* – werden sich im letzten Teil des Films als prophetischer Traum erweisen. Am Ende eines vertrackten Intrigenspiels holen die betrogenen Gangster Laura ein zweites Mal ein und werfen sie über das Geländer einer Brücke. Es stirbt jedoch nicht die Frau, die den Juwelenraub begangen hat, sondern die Tote, in deren Haut sie geschlüpft ist, wodurch uns de Palma eine klassische Metamorphose anbietet. Die Frau erfährt den Tod als Ablegen einer Gestalt und als Annahme einer neuen. Erst jetzt wacht sie wirklich aus dem lustvollen Wunschtraum auf, eine skrupellose und gerissene *femme fatale* zu sein, aber auch aus der egoistischen Verblendung, vom Selbstmord einer anderen eigennützig profitiert zu haben. Sie setzt der Fatalität des klassischen *Noir Plots*, die unwillkürlich in ihrem eigenen Tod münden muss, ein Ende, interveniert und rettet somit nicht nur das eigene Leben, sondern auch das ihrer Doppelgängerin.

Jane Campions Franny (Meg Ryan), Anglistik-Dozentin an der *New York University*, liegt während der Titelsequenz von *In the Cut* wie in einem Halbtraum in ihrem Bett. Im Garten vor ihrer Wohnung trinkt ihre Schwester Pauline (Jennifer Jason Leigh) aus einem Pappbecher Kaffee und betrachtet staunend, wie eine morgendliche Brise einen Blütenregen aus den Bäumen schüttelt. Franny hingegen glaubt, es würden Schneeflocken vor ihrem Fenster tanzen, und weil diese ihren Lieblingstagtraum hervorrufen, drückt sie ihr Gesicht nochmals ins Kissen und schließt wieder die Augen. Es folgt eine Traumsequenz, zu der sie im Verlauf der Handlung wiederholt zurückkehren wird: der Hochzeitsantrag ihrer Eltern wäh-

rend einer Schlittschuhpartie. So kreisen in Frannys wiederkehrendem Traum die Eltern auf dem Eis und umkreisen somit zugleich die Urszene im Fantasieleben ihrer Tochter. Nachdem Franny nämlich an diesem Morgen doch aufgestanden ist, hat sich ihr Leben plötzlich zu einem beklemmenden und zugleich verführerischen Albtraum gewandelt. Im Untergeschoss einer *East-Village-Bar*, in der sie sich mit einem Studenten trifft, wird sie Zeugin einer schwülstigen Porno-Szene. Im Dunkeln sieht sie die Umrisse eines Mannes, den eine rothaarige Frau mit einem *blow job* befriedigt, kann aber nur das Tattoo auf seiner Hand erkennen. Bald darauf erfährt sie von Detektiv Malloy (Mark Rufalo), dass der abgeschnittene Kopf dieser Frau im Garten hinter ihrem Haus aufgefunden wurde. Da Malloy dieselbe Tätowierung trägt wie der Mann im Keller der Bar, hat Franny nun einen Körper, den sie an die Stelle des Schattenmannes setzen kann, und gibt sich einem erotischen Abenteuer mit dem von ihr zum Mörder auserwählten Detektiv hin.

Wie für Grace führt das Eintauchen in die Nachtseite ihrer Psyche auch für Franny zur Selbsterkenntnis, die mit einer Wahrnehmung ihres um den Tod ihrer Mutter kreisenden Traumas verschränkt ist. Aus dem Lot des Alltags geraten, gibt Franny ihrer Paranoia lustvoll nach und erfährt, dass der Ursprung ihrer erotischen Fantasien in einer gewaltsamen Fantasie ihres Ursprungs liegt. Denn das Traumbild, mit dem der Film beginnt, zeigt, wie der Schlittschuh eines Mannes einen Schnitt ins Eis fährt, der sich langsam mit rotem Blut füllt, und präsentiert damit ein Denkbild jener Differenz zwischen Mann und Frau, die laut Freud gerne als Nähe von Grausamkeit und Erotik erfahren wird. Gequält von ihrer Trauer darüber, dass ihr Vater ihre Mutter verlassen und diese dadurch in den Tod getrieben hat, wird Franny ihre Welt zum inneren Theater verwandeln, um den morschen Kern ihrer Hochzeitsfantasie auszugraben und ans Licht zu bringen. Nach dem grausamen Mord an ihrer Schwester Pauline – die wie das erste Opfer stellvertretend für sie stirbt – glaubt sie in Detektiv Malloy den Mörder zu erkennen, kettet ihn in ihrer Wohnung an ein Rohr und stellt – nachdem sie vor ihm geflohen ist – die Position ihrer Mutter in einem fatalen Hochzeitsantrag nach. Nachts unter einem Leuchtturm steht sie dem wahren Mörder gegenüber, während dieser ihr einen Verlobungsring an der Klinge des Messers anbietet, mit dem er sie enthaupten will. Wie Laura in *Femme Fatale* wird auch sie intervenieren, die Verantwortung für ihr Schicksal übernehmen, den Mann töten und über seine Leiche ihrer Trauer über das Unglück ihrer Mutter und den Verrat ihres Vaters erfolgreich entsagen. Auch sie ist nun tatsächlich aufgewacht, weil sie ihr Trauma als Bestandteil und logische Konsequenz ihres Fantasielebens nicht länger außer Acht lässt, sich dieser Lehre gegenüber nicht länger verschließt.

Alle drei Filme stellen das langsame Entfalten des traumatischen Todes-Kerns im weiblichen Fantasiebereich dar, der infolge der Traumreise ans Licht gebracht wird, jedoch nicht, um ihn somit zu tilgen, sondern stattdessen den Antagonismus zwischen der Nachtseite der Psyche und deren Deutung – im Sinne Derridas zwischen Mystik und Aufklärung – zu verhandeln. In *The Others* kreist die *rite-de-passage* der schlafwandelnden Grace darum, die tödliche Gewalt im Herzen ihrer

unhinterfragten Mutterliebe anzuerkennen. Die Bereitschaft, die eigenen Kinder zu töten, entpuppt sich als Gegenstück zur grenzenlosen Liebe für diese. Nur so kann sie ihrem eigenen Mutterbild entsprechen, welches von ihr fordert, die eigenen Kinder zu schützen, koste es, was es wolle. Moralisch unfehlbar handelt sie nur – und darin besteht die nächtliche Aporie dieser Fantasie –, indem sie das Tötungsverbot überschreitet. Gleichzeitig wird die Geistergeschichte in Abweichung vom Kode der Schauerliteratur nicht aufgelöst. Für Grace läuft die traumatische Anerkennung ihres Todseins analog zur Überwindung einer narzisstisch verblendeten Vorstellung von sich als vollkommener Mutter. Das Annehmen des Traumas (‚ich habe uns getötet') ist die Marke ihrer Geburt als Subjekt.

In *Femme Fatale* hingegen wird die Lust der gefährlichen Verführerin an der Transgression als katastrophaler Zusammenbruch ihrer Welt ausgespielt. Ist die klassische *femme fatale* bereit, alles zu opfern, um ihr Begehren nach Geld und Freiheit durchzusetzen, stellt sich Brian de Palmas Heldin den Konsequenzen dieses fatalen Begehrens. Weil sie weder bereit ist, den Tod einer Unschuldigen noch den Betrug an der Freundin auf sich zu nehmen, bedenkt sie auch die Kollateralschäden, die ihr Gesetzesbruch bzw. ihre Fantasie, eine *Noir*-Heldin zu sein, mit sich bringt. Ihre Intervention zugunsten des Überlebens dieser beiden Frauen, die einem Aufwachen aus der Rolle der *femme fatale* entspricht, dient einer Dekonstruktion des radikalen Egoismus der klassischen *femme fatale*. Die Aufgabe eines allumfassenden Narzissmus kommt einem Verzicht auf dessen tödliche Auswirkungen gleich. Jane Campions Franny braucht ihrerseits die Reise in die Nachtseite ihrer Psyche, um die masochistische Tendenz ihrer erotischen Fantasien und somit die Unschärfezone zwischen Tod und Lust bis an die Grenze der Selbstzerstörung auszukosten. Wir haben es mit einer klassischen Sündenbock-Geschichte zu tun. Indem sie den Mann tötet, der das Subsumieren der Objekte seines Begehrens unter seine Fantasien und somit die tödliche Auslöschung der anderen wörtlich als Produktion von weiblichen Leichen inszeniert, überwindet sie auch den eigenen Hang, Lust nur als selbstgesteuerte fatale Fantasie zu verspüren. Im Morgengrauen kann sie sich zum ersten Mal der gefährlichen Nähe, die die Anerkennung eines Anderen bedeutet, stellen – und zwar nicht mehr als traumatische. Sie legt sich zu dem Geliebten, den sie vorher an das Rohr in ihrem Zimmer gekettet hat, löst die Handschelle aber nicht auf.

Auflösung im Licht

Alle drei Frauen treten am Ende ihrer Entdeckungsreise aus dem Traum ihres Traumas ins Licht und visualisieren somit die von ihnen errungene psychische Klarheit. Bezeichnenderweise ist diese Aufklärung aber eine, die das Verhältnis zum Dunkel – und somit zum traumatischen Tod – mit einschließt. Die Verschränkung des thematisch verhandelten Aufwachens aus Traumlandschaften des Traumas mit medial bezogenen Transformationen des Genres läuft auf keine klare Grenzziehung hinaus. Es geht stattdessen darum, eine Wachsamkeit gegenüber der Verschränkung von Tod

und Leben – aber auch Tod und Kino – zu pflegen. Wie das nächtliche Wissen vom Tod die Möglichkeit des Unmöglichen zu denken aufgibt, lässt sich die Spur dieses Denkens, das laut Derrida ‚nur geträumt' und nur ‚als geträumtes' sein kann, nicht tilgen. Denn Kino entpuppt sich – zumindest in diesen Fällen – als ein Nachtmedium *par excellence* in dem Sinne, dass es die beiden Brüder Schlaf und Tod unter seinem dunklen Mantel zusammen birgt. Nach dem Aufwachen aus dessen Bildwelt verharren die vom Kino als Nachtmedium ausgelösten affektiven Spuren. Ein Rest der Traumlandschaft bleibt, auch nachdem auf der hell gewordenen Leinwand alle projizierten Wesen wieder erloschen sind. Aufwachen bedeutet, das traumatische Wissen um den Tod, das dieser Schlaf geborgen hat, nicht außer Acht zu lassen.

Wie also sieht das Aufwachen aus der Reise ans Ende der Nacht jeweils aus? Aufgrund einer *Séance*, die in ihrem Geisterhaus in der vorherigen Nacht stattgefunden hat, weil die neuen Mieter sich dort unheimlich fühlten, muss Grace am Ende von *The Others* endlich einsehen, dass sie zu den Toten gehört. Wie die antike Nyx sitzt sie mit ihren beiden Kindern im Arm auf einer Treppe und rekonstruiert sowohl für sie wie auch für sich die Verzweiflung, die sie dazu getrieben hat, die beiden Kinder mit einem Kissen zu ersticken und sich selbst mit einem Gewehr zu erschießen. Die Anerkennung dieses schrecklichen Tötungsaktes lässt Grace und ihre Kinder zudem begreifen, dass sie in ein ewig anhaltendes Leben auferwacht sind, dessen Status Grace noch nicht versteht. Bei Anbruch der Morgenröte wird sie mit ihren beiden Kindern dann am Fenster stehen und gelassen zusehen, wie die Familie, die sie erfolgreich aus ihrem Haus verdrängt hat, abreist. Zuerst sind die drei Gestalten noch sichtbar, dann plötzlich nicht mehr. Sie haben zwar das Haus besetzt, sind aber in einem liminalen Bereich zwischen Dunkel und Licht angesiedelt. So haben wir es mit diesem Abschlussbild auch mit einer *mise-en-abîme* des Mediums Kino zu tun, das aufgrund des Spiels mit Licht und Dunkel unentwegt in *The Others* thematisiert worden ist. Werden die Figuren, die im abgedunkelten Kinosaal vor unseren Augen auf Grund einer Projektion wie Chimären auftauchen, nicht grundsätzlich von jenem Changieren zwischen Anwesenheit und Abwesenheit, Gestaltung und Erlöschen innerhalb eines vorgegebenen Rahmens definiert, das uns von Amenábar am Fenster des Landhauses vorgeführt worden ist? Und ist die unheimliche Präsenz, die diese Filmgestalten vor uns einnehmen nicht auch von einer solchen Gestalt, dass sie – sofern uns der Film bewegt hat – in unserer Erinnerung und in unserer Fantasie als mögliche Figurierung des unmöglich darzustellenden traumatischen Ereignisses der Tötung nachdrängen wird?

In der Peripetie von *Femme Fatale* wird die Heldin hingegen von jenen zwei Gaunern über das Geländer einer Brücke geworfen, die sie betrogen hatte und die sie nun endlich einholen konnten. Sie stürzt in die dunkle Seine, doch sowie sie mit dem Wasser in Berührung kommt, verliert sie ihre Kleider. Nackt steigt sie vom Flussabgrund langsam wieder an die Oberfläche und kreist dabei um die eigene Achse, während Luftblasen ihrem Mund entspringen und sie wie in einen Lichtschauer einhüllen. In dem Augenblick, in dem sie wieder Luft zu atmen beginnt, wacht sie auf, und erkennt, es war alles nur ein Traum. Sie war in der Badewanne

eingeschlafen. Die Metamorphose der Heldin – von einer traumatischen Todeserfahrung zu einem neuen Zustand, einer Einsicht in die gewaltsamen Konsequenzen, die ihr Wunsch, eine *femme fatale* zu sein, haben kann – wird als Aufwachen in eine zweite Erkenntnis inszeniert: dass sie dieses Szenario verlassen muss. Später, in der Abschlusssequenz von *Femme Fatale* steht Laura auf dem Gehsteig vor einem Café und blickt entsetzt auf jene Szene tödlicher Gewalt, die sie bereits in ihrem prophetischen Traum gesehen hat. Kurz vorher hatte ihr ihre Freundin Véronique einen Aluminiumkoffer mit dem gesamten Geld, das sie für die gestohlenen Diamanten erhalten hat, überreicht. Nun sieht Laura ein zweites Mal zu, wie ihre Freundin von den wütenden Gaunern überfallen wird. Doch weil sie beim Selbstmordversuch ihrer Doppelgängerin interveniert hat, ist eine entscheidende Differenz in die Szene eingefügt worden. Der Lastwagenfahrer, der in ihrem Traum den Tod ihrer Freundin bewirkt, trifft nun, von einem Lichtstrahl geblendet, die beiden Verbrecher, die die Frau auf die Straße haben werfen wollen.

Ein Sonnenstrahl hat sich nämlich in dem Kristallanhänger, den der Fahrer an seinem Rückspiegel befestigt hat, verfangen. Der von diesem Juwel zurückgeworfene Lichtstrahl hat zugleich Lauras weiß gekleidete Gestalt mit einem strahlend hellen Glanz überflutet, während diese in einer Geste erschütterter Vorahnung innehält. Diesen Augenblick des reinen Zufalls, an dem das Überleben beider Frauen hängt, inszeniert de Palma auch als Verweis auf sein Bildmedium. Der Fotograf Nicolas (Antonio Banderas) hat alles fotografiert, da ihm für seine Fotomontage des Platzes, an dem die Spieler der tödlichen Intrige in diesem Moment nochmals zusammengekommen sind, ein letztes Bild fehlt. In der letzten Einstellung von *Femme Fatale* kehrt Brian de Palma zu diesem Foto zurück. Während des Abspanns fährt er mit seiner Kamera langsam zurück und wir erkennen, dass die lichtüberflutete Gestalt Lauras als Quelle einer gebrochenen Illumination den Nabel der vollendeten Fotomontage bildet. Dabei fungiert diese als Metapher für das Medium Kino, das durch das Bündeln von Licht entsteht, d.h. als Brennpunkt seiner eigenen Montage fragmentierter Zitate des *Noir*-Genres. Diese Fotomontage – neu zusammengesetzt – zeigt einen Ausweg aus der tödlichen Fatalität des Kinos, aber nur als Bild, das im Sinne eines *arrêt de mort* den Tod anhält, ihn – den Tod – aufhält und gleichzeitig als Erstarrung der Figur in Erinnerung hält.

Jane Campions Franny schließlich durchquert am Ende ihrer tödlichen Nachtreise bei grauem Morgenlicht den Garten vor ihrer Wohnung. Anders als Pauline verweilt sie dort nicht, sondern steigt zielstrebig die Treppen zu ihrer Wohnung empor und öffnet die Türe, die zu dem Raum führt, in dem Malloy noch immer angekettet auf dem Boden liegt. Schweigend legt sie sich zu ihm. Er legt schützend seinen freien Arm um sie, bevor die Türe zufällt und wir somit von jeglichem Verhandeln ihrer Differenzen, aber auch von jeglichen weiteren Fantasieszenen ausgeschlossen sind. Lösen sich am Ende von *The Others* die Gestalten auf, wird am Ende von *In the Cut* die Leinwand schwarz. Campion führt uns vor, dass Kino selber immer eine halluzinatorische Zwischenwelt darstellt, in die wir eingelassen, von der wir aber auch wieder ausgeschlossen werden: Ein Chronotopos, in dem es möglich wird,

das Unmögliche stellvertretend zu denken und zu visualisieren, und an den wir uns anschließend erinnern. So möchte ich die traumatischen Träume der drei Filmprotagonistinnen als eine vom Licht vergangener Tage erhellte Nachtreise verstehen, ihr Aufwachen hingegen als eine Anerkennung seiner eigenen Verantwortung, die für den Tag danach entscheidende Konsequenzen hat: Der nicht aufzubrechende Kern der Nacht – hat er doch zumindest in den drei Beispielen mit einem unzugänglichen traumatischen Ereignis zu tun – verweilt mitten in dem Tag, in den sie aufwachen. Er hallt dort nach.

Anmerkungen

1 Sigmund Freud: „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten“, in: Anna Freud (Hrsg.): *Gesammelte Werke X*, Frankfurt/M. 1946, S. 428-446/ S. 126-136; Sigmund Freud: „Trauer und Melancholie“, in: Ebd., S. 428-446.

2 Stanley Cavell: „Stella’s Taste: Reading *Stella Dallas*“, in: *Contesting Tears. The Hollywood Melodrama of the Unknown Woman*, Chicago 1992, S.197-222.

3 Elisabeth Bronfen: „Noir Hysteria. Figures of Masculinity in Crisis in Contemporary Hollywood Cinema“, in: *Figurationen* 1/2 2002, S. 65-80.

4 Sigmund Freud: *Die Traumdeutung*. *Gesammelte Werke II/III*, Frankfurt/M. 1942.

5 Jean Laplanche/Jean-Bertrand Pontalis: *Das Vokabular der Psychoanalyse*, aus dem Französischen von Emma Moersch, Frankfurt/M. 1972, S. 513-525.

6 Jacques Derrida: *Fichus. Frankfurter Rede*, Wien 2003, S. 17-18.

Literatur

Bronfen, Elisabeth: „Noir Hysteria. Figures of Masculinity in Crisis in Contemporary Hollywood Cinema“, in: *Figurationen* 1/2 2002, S. 65-80.

Cavell, Stanley: *Contesting Tears. The Hollywood Melodrama of the Unknown Woman*, Chicago 1992, S. 197-222.

Derrida, Jacques: *Fichus. Frankfurter Rede*, Wien 2003.

Freud, Sigmund: *Die Traumdeutung*. *Gesammelte Werke* II/III, Frankfurt/M. 1942.

Freud, Sigmund: „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten“, in: Anna Freud (Hrsg.): *Gesammelte Werke* X, Frankfurt/M. 1949, S. 126-136.

Freud, Sigmund: „Trauer und Melancholie“, in: Anna Freud (Hrsg.): *Gesammelte Werke* X, Frankfurt/M. 1949, S. 428-446.

Laplanche, Jean / Pontalis, Jean-Bertrand: *Das Vokabular der Psychoanalyse*, aus dem Französischen von Emma Moersch, Frankfurt/M. 1972.

Filme

Amenábar, Alejandro: *The Others*, Spanien/Frankreich/USA 2001.

Campion, Jane: *In the Cut*, USA/Australien 2003.

Fincher, David: *Fight Club*, USA, 1999.

Kubrick, Stanley: *Eyes wide shut*, USA/Großbritannien, 1999.

Nolan, Christopher: *Memento*, USA, 2001.

Palma, Brian de: *Femme Fatale*, USA/Frankreich/Deutschland 2003.

Vidor, King: *Stella Dallas*, USA 1937.

Leslie Morris

Der modifizierte Jude als Stigmatext*

„All literature is scarry."

Hélène Cixious, *Stigmata*

Das Ziel dieses Beitrages ist es zu untersuchen, wie nordamerikanische Performancekünstlerinnen und -künstler zentrale Fragen über die Beziehung zwischen jüdischer Erinnerung und *gender* in ihrer Arbeit neu definieren. Zum Teil geht es mir darum, die Kreisförmigkeit der Debatten über die Rolle von Frauen im Holocaust zu durchbrechen und über die (meiner Meinung nach komplizierte) Frage nach der Verbindung von *gender* und Holocaust hinauszukommen. Diese hat sich vor allem darauf konzentriert, ob die ‚Erfahrung der Frauen' die allgemeinere Kategorie ‚Juden' in den Schatten stellt. Stattdessen geht dieser Beitrag den Verbindungen nach zwischen jüdischer Erinnerung, Diaspora, und *gender* in der *Performance-Art* und am Körper der Gegenwartskünstlerin Marina Vainshtein sowie in den Arbeiten der israelischen Künstlerin Hagit Molgan, die den weiblichen Körper und die jüdischen Reinheitsgesetze zum Thema haben. Zum Schluss befasse ich mich mit den Kopfbedeckungen jüdisch-orthodoxer Frauen (insbesondere Perücken), um der Frage der Körpermodifizierung und der ‚Lesbarkeit' des jüdisch-weiblichen Körpers in einer diasporisierten Welt auf andere Weise nachzugehen.

Zuerst versuche ich – in Anlehnung an Kaja Silvermans *Male Subjectivity at the Margins* – etwas zu theoretisieren, was sich auf vergleichbare Weise als jüdische Subjektivität am Rande vorstellen ließe. So wie Silverman die Idee einer ‚abweichenden' Männlichkeit entwickelt, die der Sexualität im Allgemeinen jegliches ‚Natürliche' oder ‚Kulturell-Unschuldige' abspricht, schlage ich vor, dass wir uns kulturellen Begriffen zuwenden, die auf vielleicht analoge Weise ‚abweichendes' Jüdischsein (nicht Judentum) zum Ausdruck bringen. Dazu werde ich einige Funktionen des jüdischen Körpers untersuchen – wie nämlich der Körper Erinnerung umsetzt, Jüdischsein inszeniert, und schließlich *gender* ‚diasporisiert'. Natürlich

könnten diese Kategorien vermischt sein, da das Verfahren der Umsetzung, der Performanz und der ontologische Stand der Diaspora unweigerlich miteinander verwoben und voneinander abhängig sind und da sie alle Bilder der räumlichen und diskursiven Verlegung in Erinnerung rufen. Silverman kritisiert die sogenannte „present dominant fiction [dominant ideological order]“[1] und beschreibt diese folgendermaßen:

> above all else [it is] the representational system through which the subject is accommodated to the Name-of-the-Father. Its most central signifier of unity is the (paternal) family, and its primary signifier of privilege the phallus. ‚Male‘ and ‚Female‘ constitute our dominant fiction’s most fundamental binary opposition.[2]

Indem ich den Blick von der männlichen auf die jüdische Subjektivität verschiebe – was reibungslos verlaufen könnte, da Männlichkeit als die normative Kodierung bei Jüdischsein fungiert – untersuche ich, wie eine jüdische Subjektivität am Rande aussehen könnte, d.h. eine jüdische Subjektivität außerhalb der dominanten Vorstellung einer einheitlichen jüdischen Subjektivität.

Dazu befasse ich mich mit einigen sehr unterschiedlichen Texten, die alle eine gewisse Ähnlichkeit mit Hélène Cixous’ Begriff des „Stigmatexts“ aufweisen: „stitched together, sharing the trace of a wound.“[3] Der Begriff trifft auch auf visuelle Texte jüdischer Körperkunst (Tätowierungen) und auf die Kopfbedeckung jüdisch-orthodoxer Frauen zu – dies gilt sowohl im Einzelnen als auch im Zusammenhang – insofern ich sie hier zusammenbringe als eine Strategie, um scheinbar offensichtliche Beziehungen zwischen Erinnerung, *gender* und Jüdischsein zu stören und zu entharmonisieren. Ich betrachte diese Phänomene der jüdischen Tätowierung einerseits (mit anderen Worten: des Verstoßes gegen das jüdische Gesetz, das die Markierung des Körpers verbietet) und der Perücken andererseits (mit anderen Worten: des Befolgens des orthodoxen Gebots der Bedeckung der Haare) als Beispiele für eine Modifizierung des Körpers, die die Konturen, die das jüdische Gesetz und den Körper definieren, sowie auch die Linien, die die Grenzen einer jüdischen Subjektivität konstituieren, auf die Probe stellen. Sowohl Tätowierungen als auch Kopfbedeckung machen jüdische Körper zu Orten, die fordern, gelesen zu werden, und zu Orten der Lesbarkeit – insbesondere jüdischer Lesbarkeit. Außerdem untersuche ich den jüdischen Körper und die Erinnerung als Beispiele für zeitgenössisches Jüdischsein im Rahmen der Diaspora: nicht nur buchstäblich im Sinne der räumlichen Verlegung, sondern vielmehr im allgemeinen Sinne einer diasporischen Poetik, die Verlegung, Enteignung und Diskontinuität verkörperlicht. Ich interessiere mich für die grundlegenden Paradoxa im diasporischen Bewusstsein und dafür, wie diese in den Körpermodifizierungen zum Ausdruck kommen: Lesbarkeit als ‚jüdisch‘ durch eine Hinwendung zu Praktiken, die gegen das jüdische Gesetz verstoßen.

Ich betrachte Tätowierungen als Beispiele für einen „Stigmatext", laut Cixous „stitched together sewn and resewn (…) sharing the trace of a wound. They were caused by a blow, they are the transfiguration of a spilling of blood, be it real or translated into a hemorrhage of the soul".[4] Vainshteins jüdische Körperkunst oder Körpermodifizierung und die zeitgenössische Bewegung „Jews and tattoos" in Nordamerika postulieren sich als provozierendes Zurückfordern jüdischer Identität (d.h., einer jüdische Identität, die nicht unbedingt religiös geprägt ist) durch den Verstoß gegen das jüdische Verbot der Körpertätowierung. Indem Vainshtein und andere jüdische KörperkünstlerInnen das Zeichen des Anders-Seins durch die bewusste Anspielung auf Juden und Jüdinnen in den Konzentrationslagern umkehren, versuchen sie, sowohl jüdisches Anders-Sein als auch die Signifikanz des jüdischen Körpers umzuschreiben und dadurch eine neue jüdische Subjektivität zu schaffen. Auch fertigt Vainshtein visuelle ‚Übersetzungen' zwischen ikonischen deutschen Bildern – zum größten Teil aus den KZs – und der nordamerikanischen jüdischen Kultur an. Sie stellt an der ganzen Leinwand ihres Körpers Holocaust-Bilder aus, anscheinend ohne ein einziges ikonisches Bild oder eine Trope aus Holocaustberichten auszulassen. Das zentrale Bild auf ihrem oberen Rücken stellt einen Zugtransport dar, der jüdische Häftlinge in gestreiften Uniformen zum wartenden Ofen bringt. Über den Waggons steigt Rauch auf, während eine als Leerstelle dargestellte Swastika durch die von einem Krematoriums-Schornstein ausgespiene Asche weht. Außerdem sind in Viehwaggons gedrängte Figuren zu sehen, Stacheldrahtschleifen und die berüchtigte Inschrift der KZs „Arbeit macht frei". Ein Kanister Zyklon B und die schreienden Gesichter von Häftlingen, die vergast werden, sind auf ihrer rechten (auch gepiercten) Brust abgebildet. Dora Appel bemerkt dazu in ihrem Buch *Memory Effects*:

> Vainshtein has created a kind of body narrative which begins with Jewish ghettoization and deportation on her left leg and travels upward, showing the horrors of the concentration camps, the reign of terror, torture, and death that culminates in the ashes of the crematorium on her upper back.[5]

Vainshtein stellt jüdische Sichtbarkeit her, indem sie die ikonische jüdische Geschichte (vom Getto zur Asche) in ihren Körper einschreibt. Auf diese Weise schafft sie eine Position als ‚sekundärer Zeuge' eines Traumas, das sie nicht persönlich erlebt hat, das sie aber als Mitglied ihrer Generation als ‚*Postmemory*' erlebt hat. Doch sogar in der körperlichen Ausstellung der Erinnerung an den Holocaust konstruiert Vainshtein – im Gegensatz zu anderen Künstlerinnen und Künstlern wie z.B. Art Spiegelman, der Geschichte und Erinnerung in seinen Überlegungen zur ‚*Postmemory*' auseinander brechen lässt – eine totalitäre jüdische Leitgeschichte (vom Getto zur Asche). Eben diese einheitliche Leitgeschichte mit ihrem eingefärbten und unversehrten Referenten möchte ich verkomplizieren (beschmieren, unlesbar machen, entfärben).

Vainshteins Schreiben am Körper entnaturalisiert die Idee der Lesbarkeit, indem sie es wörtlich nimmt. Wir sprechen im metaphorischen Sinn über das ‚Lesen' von

Menschen, aber im Fall von Tätowierungen ist das ‚Lesen' keine Metapher mehr, sondern ein buchstäbliches Lesen. Der tätowierte Körper entnaturalisiert die Idee der Transparenz, d.h., die Idee, dass wir eine Person kennen und lesen können, dass es eine ‚Lesbarkeit' gibt. Der tätowierte Körper, wie z.B. der von Vainshtein, suggeriert auch, dass der Körper ohne Bild und eingeschriebenes Wort kein Ort des Diskurses ist und – um mit Butler zu sprechen – keine Substanz oder kein Gewicht („*matter*") hat. Doch Körper haben Gewicht, wie Butler gezeigt hat, da sie immer schon diskursiv konstituierte und umrissene Orte sind, die durch Diskurse erst materialisiert werden. Demnach ist Vainshteins Körper von Anfang an lesbar als Ort des Diskurses, der fordert, gelesen zu werden, auch schon vor der Tätowierung. Tätowierungen geben der Lesbarkeit, die ansonsten eher symbolish ist, eine neue Dimension der ‚Wörtlichkeit'. Der Vorgang, bei dem jemand dadurch zum/r öffentlichen Juden/Jüdin wird, dass er/sie den jüdischen Körper als jüdischen Text präsentiert, der mit jüdischer Geschichte vollbeschrieben ist und gelesen werden muss, verlangt das Wiedereinschreiben der Kategorie des Juden als einheitliches Subjekt. Im Gegensatz zu zeitgenössischen Kunstformen, die die Idee der Referenz in der Kunst in Frage stellen, bestätigt jüdische Tätowierungskunst wie z.B. Vainshteins komplett tätowierter Körper den Referenten. So Dora Appel:

> Although extreme, or precisely because of its extremity, Vainshtein's tattooed body, while establishing a unique late twentieth-century form of Jewish identity, ironically reproduces central aspects of traditional Jewish identity: the Jew as outsider, the Jew as Other, the body of the Jew as deformed, the Jew as excessive and inassimilable (…) where there is no cultural specificity to distinguish the newly conscious Jew, the Holocaust tattoo itself becomes the mark of difference.[6]

Vainshtein überträgt Erinnerung (als ‚Postmemory') auf ihren Körper und prägt ihm „an experience of pain never actually felt on the feeling body" ein, „to physically inscribe herself into a history for which she was born too late".[7] Vainshteins Körperkunst ist nicht nur eine Darstellung der Shoah, sondern bringt die späten Erinnerungen an das Trauma und den Schmerz des Ereignisses durch die Inschrift in den Körper auch auf performative Weise in Erscheinung. Nicht nur produziert und reproduziert sie eine bekannte Holocaust-Erzählung, deren Bilder zum Inventar des Kitsches und des Banalen gehören; vielmehr ist Vainshteins tätowierter Körper Zeuge der Verspätung des Traumas, das bis in diese Generation fortlebt. Trotz des performativen Aspektes von Vainshteins tätowiertem Körper möchte ich die angeblich grenzüberschreitenden Eigenschaften der jüdischen Körpermodifizierung im Allgemeinen untersuchen und in Frage stellen – ob nun als Kunst oder als politische oder ideologische Geste. Dazu stelle ich eine Reihe von Fragen in Bezug auf das Wesen der Körperkunst im Allgemeinen und der jüdischen Körperkunst im Besonderen. Zunächst muss gefragt werden, ob Vainshteins ‚Körperkunst' oder visuelle Inszenierung eine neue Sichtweise auf die Beziehung zwischen *gender* und Jüdischsein zum Ausdruck bringt oder ob sie stattdessen Kategorien der Differenz

bestätigt. Wie funktionieren Wort und Text in dieser Körperkunst? Schreibt die visuelle Bekräftigung des Jüdischseins die Kategorie ‚des Juden' als einheitliches Subjekt wieder ein? Ist der Text auf Vainshteins Körper als Vermittler zwischen ästhetischen Formen (d.h. zwischen Text und Bild) und zwischen deutscher und amerikanischer Kultur ‚übersetzbar'? Bietet er eine neue Denkweise über den Status des jüdischen Textes an und entwickelt er aus dem materiellen Körper ein eher diasporisches Verständnis des Textes, das die Art und Weise, wie Texte räumliche, historische und persönliche Erinnerungen durchqueren, berücksichtigt? (Vainshteins Performance besteht in der Ausstellung ihres Körpers mit seiner eingeschriebenen jüdischen Geschichte an öffentlichen Orten und findet ihre ZuschauerInnen und LeserInnen in alltäglichen Begegnungen.) Fordert der Aufstieg der jüdischen Tätowierungs- und Körperkunst eine Neudefinition der komplexen Frage der jüdischen Kunst? Und zum Schluss: Ist diese Kunst wahrhaft grenzüberschreitend – nicht nur als Transgression von orthodoxen Gesetzen, sondern grenzüberschreitend als Kunst selber?

Jüdische KörperkünstlerInnen wie Vainshtein ordnen sich dem Bereich der Körpermodifizierung und der lesbischen *Punk Performance* zu und verbinden den historischen Status des Juden/der Jüdin als AußenseiterIn bewusst mit anderen sozialen Randgruppen, die ebenfalls mit Tätowierungen assoziiert werden. (Vainshtein hat sich als Lesbe zu erkennen gegeben, hat 25 Piercings und einen roten Irokesenschnitt.) Hinzu kommt, dass diese neuen jüdischen KörperkünstlerInnen sich auf einen in den letzten zwei Jahrzehnten in der amerikanischen Akademie entstandenen Diskurs beziehen, der den medizinisch geprägten Diskurs des jüdischen Körpers verfolgte und die Konstruktion des rassischen und physischen Anders-Seins des Juden analysierte (vergleichbar mit Untersuchungen der allgemeineren kulturellen Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit). Marisa Carnesky, eine britisch-jüdische Performancekünstlerin, die mit Traditionen des Burlesken und Schauerlichen sowie mit der Tradition der tätowierten Dame spielt, hat eine Performance mit dem Titel „Jewess Tatooess", in der der Vorgang des Tätowiertwerdens die Performance ist, in ihrem Programm. Wie Vainshtein und Carnesky betrachten die jüdischen KörperkünstlerInnen im Film *Tattoo Jew* ihre Arbeit als bewusste Ablehnung des biblischen Verbots der Beschriftung des Körpers. So können sie die Reichweite der Körperkunst in einem spezifisch jüdischen Kontext und eventuelle neue Bedeutungen der jüdischen Sichtbarkeit untersuchen. Diese jungen KörperkünstlerInnen erklären, dass das Verfahren der Beschriftung des Körpers mit einer sichtbar jüdischen Ikonographie ein Akt des jüdischen Glaubensbekenntnisses sei – heutzutage sind hebräische Wörter wie z.B. ‚*Yaweh*', ‚*shekhinah*', Auszüge aus der heiligen Schrift sowie kabbalistische Wörter und Namen sehr beliebt. In jüngster Zeit sind sogar einige Webseiten erschienen, die sich der richtigen Übersetzung und Übertragung hebräischer Wörter für Tätowierungenszwecke widmen. Diese Webseiten richten sich allerdings nicht unbedingt an potentielle jüdische TätowierkundInnen, sondern sind wohl eher ein Auswuchs

der von Madonna inspirierten Manie für allerhand kabbalistische Symbole und für auf den Körper geschriebene jüdische Wörter. Jedoch behaupten junge tätowierte Juden und Jüdinnen (‚*modified Jews*', wie sie sich selbst nennen), dass sie, wenn sie gegen das biblische Verbot verstoßen und sich ‚als Jude' bewusst einer Form des ‚*branding*' (Brandmarken) unterziehen – was historisch gesehen als die Markierung des Juden als ‚dem Anderen' funktioniert hat (nicht nur im Holocaust, sondern auch davor schon) –, eine stärkere und paradoxerweise weniger marginale und weniger zerspaltene Form von jüdischer Identität schaffen. So schreibt Joshua Burgin, einer der Produzenten von *Tattoo Jew*: „For me to take the star of David as a Jewish symbol of identity and mark myself permanently with it, makes me feel more Jewish than I ever felt before".[8] Elektronische Zeitschriften und Webseiten zum Thema ‚Juden und Körpermodifizierung' bestätigen Burgins Behauptung, dass die Tätowierung ihnen ironischerweise das ‚Gefühl' gibt, integrierter und als Juden ‚vollständig' zu sein.

Genau diese Fiktion der ‚Vollständigkeit' und der einheitlichen Subjektivität, die von dieser Generation ‚modifizierter Juden' als Vorteil der Tätowierung angesehen wird, will ich in Frage stellen. Trotz Burgins Behauptung, er fühle sich mit dem auf seinem Körper tätowierten Davidstern jüdischer als je zuvor, gibt es in den Arbeiten der jüdischen KörperkünstlerInnen Hinweise auf eine Veränderlichkeit und Unbestimmbarkeit der jüdischen Kultur. In der Begegnung mit Pop-, Hip-Hop- und alternativen Kulturen fühlt sich diese neue jüdische Körperkunst dazu aufgerufen, neue Arten des Jüdischseins zu untersuchen. Diese Untersuchungen setzen die diasporischen Grundsteine der jüdischen Kultur voraus, stellen Jüdischsein in Frage, und machen es, wie ich meine, sogar *queer*. Sie schaffen, manchmal auf neue und unerwartete Weise, eine jüdische Subjektivität, die nur am Rande existieren kann (wobei ich jedoch betonen möchte, dass das nur in den USA oder wenigstens an jenen Orten, wo sich jüdisches Leben in aller Vielfalt gestaltet, der Fall sein kann). Zugleich muss auch die Frage aufgeworfen werden, wie grenzüberschreitend diese Form der Körperkunst nun wirklich ist: Macht sie Jüdischsein tatsächlich *queer*? In einer in der *New York Times* erschienenen Rezension zur Tätowierungskunst-Ausstellung im *Drawing Center* bemerkt Michael Kimmelman:

> [T]he images are banal. And in any case, they're simulacra: drawings are beside the point, which is that tattoos are about the body. This is why people called tattoo ‚collectors' actually wear their tattoo collection. Tattoos must be worn to be tattoos, after all, and everything involved with that hard fact – the pain, the scarification, the exhibitionism, the permanence of tattooing – is what makes the phenomenon intriguing.[9]

Wie grenzüberschreitend ist Tätowierung als Kunst und, um präziser zu sein, wie grenzüberschreitend sind Tätowierungen im Kontext des jüdischen Gesetzes, abgesehen von ihrer offensichtlichen Funktion als Verstoß gegen das Verbot von Götzenbildern und der Beschriftung des Körpers? Kann Banalität in der Kunst noch

grenzüberschreitend sein? Jüdische Körpermodifizierung hat in der amerikanischen Popkultur eine lange und komplizierte Geschichte.

Wenn Joshua Burgin behauptet, dass der mit Stolz getragene Davidstern auf seinem Körper ihm nicht nur das Gefühl gibt, ‚jüdischer' zu sein, sondern ihn sogar ‚jüdischer' macht, was ist dann die Rolle des Signifikanten bei der Produktion kultureller Identität? Gleicht der ‚Magen David' auf seinem Körper dem israelischen Pass, der zur Zeit unter dem jüdischen Gesetz als das einzige Zeichen jüdischer Authentizität gilt, weil er epistemologische Gewissheit darüber verschafft, wer nach dem Rückkehrgesetz Jude ist? Enthalten Tätowierungen jüdischer Ikonografie das Versprechen einer Art ewiger Wiederkehr, einer unendlichen Möglichkeit zur Proliferation jüdischer Signifikanten, die immer wieder reproduziert werden können? Burgin würde behaupten, dass es die Erinnerung ist, die das Symbol – der Stern – mit sich trägt, mit anderen Worten die Spuren der Vergangenheit, die den Anblick des Davidsterns mit historischen Erinnerungen an das jüdische Trauma verbinden. Statt jedoch eine grenzüberschreitende Einmischung in die Produktion jüdischer Erinnerung und Kultur darzubieten, hängt Burgins Auffassung von seiner eigenen Tätowierung von einer traditionellen, statischen Vorstellung des Referenten in der Kunst ab. So verhindert er, dass der Davidstern an seinem Körper die Funktion eines grenzüberschreitenden künstlerischen Aktes übernimmt. Dennoch ist es notwendig, beim ‚Lesen' von Tätowierungen an einem Leseverfahren festzuhalten, das unserer heutigen Herangehensweise entspricht. Wir müssen erkennen, wie Mark Taylor bemerkt, dass „a tattoo is never a sign that can be read with certainty".[10] Figurative Verzierung am Körper ist eher Teil eines andauernden Spiels mit Identität und Anders-Sein. (Taylor argumentiert gegen die Vorstellung der Tätowierung als bloßen Ausdruck des Primitiven, à la Loos, da er die Ansicht vertritt, dass Tätowierungen auch soziale und politische Normen und Strukturen in den Körper einschreiben, was sie zu Zeichen der Zivilisation macht.)

Das aktuelle Interesse an Körperkunst und Tätowierungen kann an zahlreichen Kunstausstellungen in den USA abgelesen werden. Der Performance- und Körperkünstler Fakir Musafa, der so genannte Vater der ‚modernen Primitivenbewegung', wurde in den 1980er und 90er Jahren berühmt. Das *Drawing Center of New York* organisierte 1995 eine Ausstellung mit dem Titel „Pierced Hearts and True Love", in der Tätowierungszeichnungen aus dem vergangenen Jahrhundert im Mittelpunkt standen. Unter der Voraussetzung, dass die Kunst der Tätowierungszeichnungen eine ‚verborgene' Kunstform sei, erzählt der Ausstellungskatalog die Geschichte der Tätowierungen von ihren frühesten Erscheinungen am mumifizierten Körper einer ägyptischen Frau und sogar noch früher in Nubien im 4. Jahrhundert v. Chr., über biblische Vorschriften, die Tätowierungen jahrhundertlang unterdrückten, bis hin zu ihrer Wiederentdeckung durch koloniale Seefahrer im Süd-Pazifik und ihrer Wiedereinfuhr nach Europa, vorwiegend im Umfeld marginaler sozialer Gruppen und in der Zirkusarena, auf dem Rummelplatz und in der Unterwelt. Als kultureller und sozialer Brauch wird das Tätowieren von einigen KritikerInnen als Verfesti-

gung der Grenzen sozialer Randgruppen gesehen, wohingegen andere behaupten, dass das Tätowieren diese sozialen Vorschriften untergraben könnte und als mögliche Transgression dient.

Es gibt natürlich künstlerische Vorläufer der modernen Primitiven- und Körperkunst-Bewegungen. Das Zufügen von Narben, *branding* und *cutting* sind seit Jahrzehnten Teil der Performancekunst. Zeitgenössische KörpermodifizierungsKünstlerInnen zitieren – vielleicht unbewusst – Künstler wie Manzoni, einen „Fluxus" Künstler, der menschliche Körper mit seiner Unterschrift versah. Dadurch verwandelte er den Körper in eine Leinwand, die sowohl seine ‚Kunst' als auch seine Person, nämlich seine Unterschrift, mit sich führt. Ende der 1960er Jahre beschriftete Vito Acconci seine Haut mit einem Flaschendeckel; in einem anderen Projekt, „Trademarks", biss er sich an so vielen Stellen in die Haut, wie er nur erreichen konnte, und in einer Performance mit dem Titel „Crucifixion" brannte er sich die Haare von der Brust. Die Funktion der Tätowierung, sowohl Wort als auch Bild zu umspannen, ist im berühmten Porträt „Self-Portrait/Cutting 1993" von Catherine Opie deutlich erkennbar. Es ist ein chronogener Farbdruck, der den Rücken einer Frau mit einer Tätowierung an der rechten Schulter zeigt. In der Mitte des oberen Rückens befindet sich ein *cutting*, das einer Kinderzeichnung ähnelt: zwei Strichmännchen, links ein Haus, oben einige Wolken. Über dem Kopf der Künstlerin scheint ein Vorhang zu sein, was darauf hindeutet, dass das *cutting*, das Fotografieren, das Spektakel des Vorgangs sowie auch seine Betrachtung in Szene gesetzt, Theater, eine Aufführung des Körpers sind. Die Reaktion der BesucherInnen der Ausstellung „Skin" im Whitney Museum lautete: „Das ist ekelhaft".

Und natürlich ist es ekelhaft, nicht nur im alltäglichen Sinn, sondern auch im Sinne von Kants Kritik an Kunst, die ästhetisches Vergnügen bereitet, ohne ‚naturgemäß' zu sein. Aber ist es wirklich ekelhaft? Wie kommt Ekel in der Kunst zustande? Wie kommen Schönheit, das Kunstwerk selbst, ästhetisches Vergnügen und Verlangen zustande? Wo liegt die Grenze zwischen Kunst und ihrer Transgression? Diese PerformancekünstlerInnen und Körperkunst im Allgemeinen werfen genau die Fragen auf, mit denen sich die Ästhetik seit Jahrhunderten beschäftigt und die in letzter Zeit in der angloamerikanischen Literatur-, Kultur- und feministischen Theorie wieder auftauchen. Unter den theoretischen Studien der 1990er Jahre, die sich mit dem Thema ‚Schönheit' befassen, sind z.B. Elaine Scarrys *On Beauty and Being Just* oder Arthur Dantos Essaysammlung *The Abuse of Beauty*. Zugleich tauchen neben den Überlegungen zur Schönheit erneut ausführliche Studien zum Wesen des Ekels auf. Catherine Opies *cutting* scheint Ekel im Kant'schen Sinne hervorzurufen (im Whitney Museum zumindest). Der tätowierte Körper von Marina Vainshtein, evoziert eine ähnliche Reaktion. Im Fall von Vainshtein und Opie verwandeln deren exzessive Signifikation des Körpers bzw. deren gepeinigte Körper diese buchstäblich in einen Cixou'schen „Stigmatext".

Das vor einigen Jahren angefangene Haut-Projekt „Skin: A Mortal Story“ der Schriftstellerin Shelly Jackson bietet eine noch radikalere Möglichkeit, die Verbindungen von Haut und Text zu erfassen. Ich zitiere die Webseite, die das neue Projekt ankündigt:

> Writer Shelley Jackson invites participants in a new work entitled „Skin.“ Each participant must agree to have one word of the story tattooed upon his or her body. The text will be published nowhere else, and the author will not permit it to be summarized, quoted, described, set to music, or adapted for film, theater, television or any other medium. The full text will be known only to participants, who may, but need not choose to establish communication with one another. In the event that insufficient participants come forward to complete the first and only edition of the story, the incomplete version will be considered definitive. If no participants come forward, this call itself is the work.
>
> Prospective participants should contact the author (shelley@drizzle.com) and explain their interest in the work. If they are accepted they must sign a contract and a waiver releasing the author from any responsibility for health problems, body image disorders, job-loss, or relationship difficulties that may result from the tattooing process. On receipt of the waiver, the author will reply with a registered letter specifying the word (or word plus punctuation mark) assigned to participant. Participants must accept the word they are given, but they may choose the site of their tattoo, with the exception of words naming specific body parts, which may be anywhere but the body part named. Tattoos must be in black ink and a classic book font. Words in fanciful fonts will be expunged from the work.
>
> When the work has been completed, participants must send a signed and dated close-up of the tattoo to the author, for verification only, and a portrait in which the tattoo is not visible, for possible publication. Participants will receive in return a signed and dated certificate confirming their participation in the work and verifying the authenticity of their word. Author retains copyright, though she contracts not to devalue the original work with subsequent editions, transcripts, or synopses. However, correspondence and other documentation pertaining to the work (with the exception of photographs of the words themselves) will be considered for publication.
>
> From this time on, participants will be known as „words“. They are not understood as carriers or agents of the texts they bear, but as its embodiments. As a result, injuries to the printed texts, such as dermabrasion, laser surgery, tattoo cover work or the loss of body parts, will not be considered to alter the work. Only the death of words effaces them from the text. As words die the story will change; when the last word dies the story will also have died. The author will make every effort to attend the funerals of her words.[11]

Jacksons Manifest für ihren „Stigmatext“ macht deutlich, dass die tätowierte Person ein ‚Wort wird‘ und ‚ist‘, ein einziges Zeichen an einem einzigen Körper, das einen Teil des Gesamttextes bildet. Wenn Jackson im letzten Absatz, in dem sie den möglichen und schließlich unvermeidbaren Tod der Tätowierten anspricht, ‚Person‘ durch ‚Wort‘ ersetzt, besteht sie darauf, dass diejenigen, die ein Wort aus ihrem Text tragen, eben keine ‚Träger‘ oder ‚Agenten‘ sind, sondern Ver-körperungen des Textes. Wichtig ist dabei, dass, falls die Tätowierung (durch Dermabrasion oder Verstümmelung) gelöscht wird oder verloren geht, der „Stigmatext“ als Ganzes nicht verändert wird. Wenn aber die Person (das ‚Wort‘) stirbt, wird sie aus dem Ganzen ausgelöscht. Letztendlich wird der Tod aller Wörter den Tod der Geschichte bedeuten. (Auf der Webseite des Projekts schlug einer der Teilnehmer vor, dass jedes ‚Wort‘ eines seiner/ihrer Kinder mit dem Wort tätowieren lassen sollte, um so eine „zweite Auflage“ des Textes sicherzustellen.) „Skin: a Mortal Story“ führt auf dem Körper textuelle Erinnerung auf. Der Text wird buchstäblich verkörpert und – auch das ist wichtig – zerstreut und verlegt. Er lebt als über Kontinente verbreiteter „Stigmatext“ an mehreren Orten gleichzeitig und bildet dennoch einen einheitlichen Text. Jacksons Haut-Text verkörpert genau das, was Cixous mit ihrer Bemerkung „all literature is scarry“[12] gemeint haben könnte. Cixous erläutert: „It celebrates the wound and repeats the lesion“.[13] Als Text-Körper, der – um mit Butler zu sprechen – Substanz und Gewicht hat, wiederholt „Skin: A Mortal Story“ die Verletzung bzw. die Wunde der Sprache und existiert als pure ‚*citationality*‘. In dem Sinne ist er auch talmudisch, weil er als Zentrum (Jacksons Kurzgeschichte von 2095 Wörtern) und Zerstreuung existiert, als Text und als Midrasch (mehrere Körper; mehrere Lesarten). Er ist in vieler Hinsicht der paradigmatische diasporische Text, da er über jede(n) denkbare(n) Grenze oder Nationalstaat (hinaus)schwebt und ständig in Bewegung bleibt, weil die ‚Wörter‘ reisen, umziehen, sich verändern, älter werden. Eine Projektteilnehmerin sagt, dass ihre Tätowierung im Zentrum ihrer Identität steht (bezeichnenderweise ließ sie sich das Wort „words“ auf die Schädeldecke tätowieren, die sie rasiert hatte, sodass die Haarlinie einen Rahmen für das Wort bildete). Sie meinte:

> [Until now] I existed and interacted outside of the word itself. Now I am a word. Who is going to read, consume, interpret me? Who is in my sentence? Am I part of an independent clause or a dependent clause? Is someone my adjective? Who verbs me? Would I like the other words in my sentence? Will I ever meet them?[14]

Auf geniale Weise zeigt Jacksons Haut-Projekt dasselbe wie die ‚Wort-Kunst‘-Bewegung in der Konzeptkunst, nämlich dass das Schreiben von seiner Rolle als visuelle Beschreibung losgelöst und stattdessen als verbales und visuelles Phänomen zugleich erfahren wird. Schreiben ist hier Kunst und Kunst ist Schreiben, was eine neue Beziehung zwischen dem Kunstwerk und der Zuschauerin und dem Zuschauer fordert. Das Projekt zerstreut und zerbricht den Text als Ganzes und bringt sich ständig verändernde Gemeinschaften von LeserInnen und ZuschauerInnen zustande.

Es stört die Beziehung der Lesenden zum gedruckten Text auf ähnliche Weise wie Cybergedichte und andere neue Medien. Wie Maria Damon über post-literarische Cyberpoetik und elektronische Lyrik schreibt:

> It's my personal experience of outer space, the ultimate diaspora-to-be… –‚natural' home to the queer, the distorted and dissonant, the parasites (viri in the most creative sense of the word) of the planet; the misfits, the whackos… despite its also being, of course, the next frontier for the weapons industry and the military.[15]

Als Variante einer ortsgebundenen Kunstinstallation schickt Jacksons Haut-Text das Wort und den Text in den Weltraum der sich ewig bewegenden Körper.

Kunst/Tätowierung/Transgression?

Ich wende mich dem Bereich der Konzeptkunst zu, um zu überlegen, wie eine jüdische Ästhetik der Körperkunst aussieht und was sie über das Umsetzen und Inszenieren von Jüdischsein verraten könnte. Die Arbeit jüdischer KörperkünstlerInnen wie Vainshtein und Carnesky wirft eine Frage auf, die die Kunstkritik schon immer beherrscht hat: Ist das Kunst? Ist es interessant? Fordert es die ZuschauerInnen oder die KünstlerInnen selbst dazu auf, die Kategorien jüdischer Texte und des jüdischen Anders-Seins neu zu definieren? Ist diese Kunst jüdisch, und wie soll man sich jüdische Kunst überhaupt vorstellen? Im Grunde hat Kimmelman Recht, wenn er sagt, dass Tätowierungskunst bestenfalls banal ist.[16] Weil sie aus der Kultur der Seefahrer und Kriminellen hervorging, hatte die Tätowierung immer schon eine besonders enge Beziehung zu ihrer eigenen Indexikalität: Die Tätowierung eines Ankers z.B. wies auf einen bestimmten Hafen hin. Außerdem geht von ihr oft eine erotische Anziehung aus, die den tätowierten männlichen Körper als Teil einer homosozialen, geschlossenen, maskulinen, militaristischen und nationalistischen Gesellschaftsstruktur definiert. Verändert das Aufkommen der jüdischen Körperkunst das frühere Paradigma der nationalistischen, militaristischen, männlichen Konnotation von Tätowierungen? Trägt der tätowierte jüdische Körper automatisch die Spuren des Holocausts? Unter Israelis der dritten Generation gibt es das neue Phänomen, sich die KZ-Nummer ihrer Großeltern auf den Arm tätowieren zu lassen. So verknüpfen sie ihre Körper mit der Erinnerung an die Körper ihrer Großeltern und verwandeln ihre eigenen in ein Simulacrum, das sowohl Gleichheit als auch Abweichung ist.

Meine Untersuchung der jüdischen Körpermodifizierung knüpft an einen Komplex von philosophischen Überlegungen über den ‚Gegenstand der Kunst' und ‚Kunst als Gegenstand' an, in der Absicht eine gänzlich neue Reihe von Fragen über Kunst, Schönheit und Transgression nach dem Holocaust zur Diskussion zu stellen. Um das Phänomen der ‚modifizierten Juden' in die Tradition der Ästhetik

und Kunstgeschichte zu stellen, beziehe ich mich, via Arthur Danto, auf Hegels Idee vom Ende der Kunst, d.h., die Idee, dass die Geschichte der Kunst (in ihrer doppelten Bedeutung) an ihr Ende gelangt sei. Wenn – wie Hegel ermahnt – die Kunst uns dazu einlädt, philosophische Überlegungen über ihr Wesen anzustellen, statt mehr Kunst zu schaffen, was lässt sich dann über die jüdische Körperkunst einer Marina Vainshtein sagen? Gibt es einen Zusammenhang zwischen Andy Warhols *Brillo Box* als ‚Kunst' und dem tätowierten Körper Vainshteins? Danto hat dazu Folgendes bemerkt:

> The mark of the contemporary condition in the philosophy of art is that a philosophical definition of art must be consistent with the radical openness that has overtaken the domain. It is still true that works of art constitute a restricted set of objects. What has changed is that these cannot easily be identified as such, since anything one can think of might be a work of art, and what accounts for this status cannot be a matter of simple recognition.[17]

Fordert Körperkunst die radikale Offenheit, von der Danto spricht?

In Anlehnung an Hegel und Kant sollen Verzierung, Tätowierungskunst und Körpermodifizierung in den Kontext der Konzeptkunst der späten 1960er Jahre gestellt werden, die das Kunstwerk teilweise abschafft. Schlägt die neue Körperkunst in Bezug auf die Frage nach der Beziehung zwischen Kunst und Religion neue Sichtweisen vor, oder verlangt sie diese sogar? Und – um auf meine ursprüngliche Frage zurückzukommen – besteht das vermeintliche Transgressionspotenzial dieser Kunst darin, dass sie idealistische Vorstellungen über die Funktion des Kunstwerks ablehnt? Oder ist sie auf andere Weise grenzüberschreitend?

Die Tatsache, dass die Konzeptkunst das herkömmliche Kunstwerk durch die Idee der Kunst ersetzte, wobei sie manchmal Sprache als Objektersatz anbot, führte zu der Frage, welchen Platz die Körperkunst (sowohl die Tätowierung als auch andere Formen) in diesem Rahmen einnimmt. Was ist der Status des Zeichens in der Körperkunst? Als eine in den 1960er Jahren auf Konzeptkunst und Pop-Art folgende Erscheinung wurde Körperkunst als radikales Beispiel für Konzeptkunst verstanden. Genauso wie Konzeptkunst basiert Köperkunst auf einer Entmaterialisierung der Kunst, treibt aber die Idee weiter, indem der Körper buchstäblich zur Materie, also ‚gewichtig' wird. Das Projekt der Konzeptkunst war es, Abstraktion zu radikalisieren, um die immaterielle Idee zu erreichen, die hinter dem materiellen Objekt (dem einstigen Ort der ‚Kunst') steckt. Als Grund für die heutige Popularität von Tätowierungen nennt Mark Taylor die Tatsache, dass „tattooing represents the effort to mark the body at the very moment it is disappearing".[18] Das Haut-Projekt Jacksons und die jüdischen KörperkünstlerInnen gravieren gleichzeitig Text und Signifikanz in den Körper ein, wodurch ihr Status als Körper gerade materialisiert wird.

Eine ähnliche und vielleicht sogar radikalere Reflexion über *gender*-Transgressionen und den Körper in der jüdischen Kunst kann in der Arbeit der israelischen Künstlerin Hagit Molgan gesehen werden. Die Künstlerin konzentriert sich auf den Brauch des Niddah, d.h., die rituellen Reinheits- und Menstruationsgesetze, nach denen ein Ehepaar während der Menstruation und der sieben ‚reinen' Tage danach keinen Geschlechtsverkehr haben darf. Molgans Kunst untersucht die sozialen und theologischen Implikationen der Niddah-Gesetze für jüdische Frauen. In einer Installation stellt Molgan eine Leinwand aus *patchworks* von Bedikah-Tüchern aus. Mit Hilfe solcher Tücher wird festgestellt, ob die Menstruationsperiode vorbei ist. Die Leinwand hat den enormen Umfang von ca. 50 bis 60 auf die Fläche geklebten Tüchern – alle mit Blutflecken. Die ‚unreinen' Tücher schockieren die ZuschauerInnen, die für einen kurzen Moment in die Rolle der Frau und eventuell auch die Rolle des prüfenden (männlichen) Rabbis versetzt werden. Durch ihre Vielzahl befremden die Tücher an der Leinwand die MuseumsbesucherInnen, denen sie ohnehin unbekannt sind, da der Brauch des Niddah zum ultraorthodoxen Glauben gehört und die durchschnittlichen BesucherInnen ihnen wohl noch nie begegnet sein dürften. Als feministische Kritik an den Reinheitsgesetzen legt die Bedikah-Tuch-Installation das Zeichen ‚Körper' in seiner privatesten und intimsten Sphäre bloß und macht den Körper buchstäblich zur ‚Kunst'. Auch macht sie Praktiken aus der orthodoxen Welt sichtbar, zu denen säkulare und weniger strenggläubige Juden und Jüdinnen keinen Zugang haben. Molgan schafft eine andere Form des „Stigmatexts". Indem sie die Leinwand mit dem Zeichen der Unreinheit des weiblichen Körpers markiert und Narben hinterlässt, hinterlässt sie auch Narben in der Wahrnehmung der orthodoxen Kultur durch AußenseiterInnen. Sie setzt biblische Sitte in Konzeptkunst um und bildet einen Rahmen, der mehr als nur die Bibel widerspiegelt (man denke an Judy Chicago, Karen Finley, Eleanor Antin, usw.). Das nächste Objekt in der Ausstellung heißt „Kosher, Kosher" und besteht aus einer gleich großen, mit Bedikah-Tüchern bedeckten Leinwand und einigen Stempeln: U (Union of Orthodox Rabbis), K (koscher), D (Dairy) usw. Die BesucherInnen werden eingeladen, die Tücher mit einem Stempel zu versehen. So wird die Vorstellung des jüdischen Körpers als *gendered* definitiv *und* buchstäblich als ‚in the eye of the beholder' entlarvt. Wir als ZuschauerInnen müssen bestimmen, was als koscher gilt. Molgans Versuch, sich auf frontale Weise mit der Beziehung zwischen jüdischem Gesetz und Geschlechterungleichheit auseinander zu setzen, ist umso verblüffender, wenn man ihre Position als Mitglied in der orthodoxen Gemeinde in Betracht zieht.

Jüdischsein lesen: Lesbarkeit und Körper

Gibt es eine Ästhetik der jüdischen Körperkunst, die über ihren Status als Verstoß gegen das biblische Verbot hinausgeht, und wenn ja, wie erzeugen jüdische Körpermodifizierungen jüdische Lesbarkeit? Die Urszene der jüdischen Lesbarkeit und des modifizierten Körpers ist die Beschneidung, bei der der Schnitt am (männlichen) kindlichen Körper zum Ort der Auslöschung und der Abwesenheit wird und so die Identität männlicher Juden bestimmt. Das Rückgängigmachen der Beschneidung ist eine weitere Form jüdischer Körpermodifizierung. In ähnlicher Weise erzeugt die rituelle Kleidung jüdischer Männer (Tallith; Hüte bei den Ultraorthodoxen; Locken) das ikonische Bild ‚des Juden': der durch Kleidung und Haar (Bart; Locken) gekennzeichnete männliche Körper. Es sind gerade diese ikonischen Bilder des Juden in den Medien, die den Körper des männlichen Juden ‚modifizieren' und ihn für immer als jüdischen Körper lesbar machen.

Aber gilt Ähnliches auch für Frauen? Was lässt sich über ihre visuellen Abdrücke und die Lesbarkeit ihres Jüdischseins sagen? In gewissem Sinne kann behauptet werden, dass der weibliche jüdische Körper durch das gekennzeichnet wird, was es nicht gibt.

Ein weiteres Beispiel, das ich als Körpermodifizierung bezeichnen möchte, das aber in der Regel nicht in diesem Sinne besprochen wird, ist der Brauch unter jüdisch-orthodoxen Frauen, Perücken zu tragen. Dieser kulturell-religiöse Brauch lädt dazu ein, das Geschlechtsspezifische des jüdischen Körpers, der Geschichte und Erinnerung sowie die Trennlinie zwischen dem Realen und dem Simulacrum erneut zu überdenken. Im Gegensatz zur Tätowierung modifiziert die Perücke den Körper, indem sie das echte Haar mit einem Simulacrum des Realen bedeckt (obwohl es oft echtes Haar ist, nur nicht das Haar der Trägerin der Perücke). Ihr Zweck ist es, durch das Verbergen der Haare ‚Sittsamkeit' aufzuerlegen, aber paradoxerweise bewirkt sie genau das Gegenteil von Verbergen, weil sie eben auf das Haar aufmerksam macht. Die Perücke ist hier eine Verzierung, die sich bestrebt, zum Realen zu werden. Während ein Kopftuch das biblische Gebot, sich in der Öffentlichkeit die Haare zu bedecken, erfüllt, tut eine Perücke mehr als das, indem sie das Gebot der Sittsamkeit mit der Erschaffung einer neuen ästhetischen Kategorie verbindet. Dabei ist umstritten, ob die Perücke aus echtem oder künstlichem Haar bestehen soll, wie ein Skandal in der orthodoxen Gemeinschaft vor ein paar Jahren gezeigt hat. Es handelte sich dabei um einige populäre Perückenfirmen, die das Haar von hinduistischen Frauen verwendet hatten; die Orthodoxen betrachten das Haar als unrein, weil das Haareschneiden als Teil eines götzendienstlichen Rituals betrachtet wird. Der Skandal steht in direktem Zusammenhang mit der breiteren europäischen Debatte über die Rolle von Kopfbedeckungen in der muslimischen (und darüber hinaus jüdischen) Kultur. Im Unterschied zu der Debatte um Kopfbedeckungen in Europa ist aber die zentrale Frage bei der Perücken-Debatte nicht die der Anpassung

an die säkulare Gesellschaft, sondern die des Verstoßes gegen religiöse Gesetze im Judentum, die sich gegen den Götzendienst der Hindu aussprechen.

Die Perücke der orthodoxen Frauen markiert die Trägerin als jüdisch; durch ihre stilisierte Präsenz ändert sie die Silhouette, und durch einen künstlichen Trick schafft sie eine neue Vorstellung der ‚echten' jüdischen Frau. Das Phänomen „tefach" („eine Handbreite") bezeichnet den Brauch, der es erlaubt, an den Schläfen ein wenig Originalhaar zu zeigen, das durch ein Kopfband an dem Perückenhaar befestigt ist. Diese Linie zwischem Realem und Simulacrum, der „tefach", enthält das gleiche Potenzial zur Übertretung wie die ‚unverschämte' Tätowierungskunst lesbischer *Punk-Performance*-Künstlerinnen wie Marina Vainshtain oder die Bluttücher einer Hagit Molgan. Obwohl sozial sanktioniert, spielt der „tefach" bewusst mit den Grenzen zwischen Ich und Kunstprodukt, Sinnlichkeit (das Haar) und Sittlichkeit, Realem und Simulacrum sowie mit den Grenzen zwischen dem ‚natürlichen' jüdischen Körper und dem jüdischen Körper als Text, Midrasch, Konstruktion.

Anmerkungen

* Aus dem Amerikanischen von Brechtje Beuker und Jennifer Hoyer

1 Kaja Silverman: *Male Subjectivity at the Margins*, London 1992, S. 35.

2 Ebd.

3 Hélène Cixous: *Stigmata*, London 1998, S. xi.

4 Ebd.

5 Dora Appel: *Memory Effects: The Holocaust and the Art of Secondary Witnessing*, New Jersey 2002, S. 177.

6 Ebd., S. 181.

7 Ebd., S. 185.

8 Ebd., S. 163.

9 Michael Kimmelman: „Tattoo Moves from Fringe to Fashion", in: *New York Times*, 27.8.1995.

10 Mark Taylor: *Pierced Hearts and True Love*, New York 1994, S. 39.

11 http://ineradicablestain.com/skin-call.html (Zugriff am 7.2.2007).

12 Hélène Cixous: *Stigmata: Escaping Texts*, London/New York 1998, S. xii.

13 Ebd.

14 http://ineradicablestain.com/skin-call.html (Zugriff am 7.2.2007).

15 Vgl. Maria Damon: „Cyberpoetry", Publikation in Vorbereitung. Auf ähnliche Weise veranschaulicht die kanadisch-jüdische Vortragskünstlerin Adeena Karasick das Wort. Sie entwirft *Performances*, in denen Sprache als Ausdünstung oder Körperflüssigkeit auf Papier und auf die Bühne gebracht wird; als organische Materie, die fließt, sickert und stottert. Karasicks Texte schaffen eine akustische Dissonanz zwischen Erinnerung und Körper, Literaturtheorie und Unsinngedichten, sowie eine Kluft zwischen Klang und Bedeutung.

16 Vgl. Michael Kimmelman: „Tattoo Moves from Fringe to Fashion", in: *New York Times*, 27.8.1995.

17 Arthur Danto: *The Abuse of Beauty*, New York 2003, S. 18.

18 Mark Taylor: *Pierced Hearts and True Love*. New York 1994, S. 39.

Literatur

Apel, Dora: *Memory Effects: The Holocaust and the Art of Secondary Witnessing*, New Brunswick, New York 2002.

Butler, Judith: *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of „Sex"*, New York 1993.

Cixous, Hélène: *Stigmata: Escaping Texts*, London/New York 1998.

Damon, Maria: „Cyberpoetry", Publikation in Vorbereitung.

Danto, Arthur: *The Abuse of Beauty: Aesthetics and the Concept of Art*, Chicago 2003.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Introductory Lectures on Aesthetics*, New York 1994, übersetzt aus dem Deutschen von Bernard Bosanquet (*Vorlesungen über die Ästhetik 1835-1838*), New York 1994.

Kimmelman, Michael: „Tattoo Moves from Fringe to Fashion", in: *New York Times*, 27.8.1995.

Scarry, Elaine: *On Beauty and Being Just*, Princeton, New York 1999.

Silverman, Kaja: *Male Subjectivity at the Margins*, New York 1992.

Tattoo Jew the Movie: www.tattoojewmovie.com

Taylor, Mark: „Skinscapes", in: Don Ed Hardy/ Margo DeMello (Hrsg.): *Pierced Hearts and True Love*, New York/Honolulu 1995, S. 29-47.

Nicolas J. Beger

Erinnern, Erfahren, Erleben

Ein Essay über *Transgender* als Diaspora[1]

Viele *transgender*-Menschen beschreiben ihr Erinnern, Erfahren und Erleben von Geschlechtsidentitäten mit Worten die nahe legen, dass der Alltag ein stetiges, wenn auch oft wechselndes, Ringen um Körper- und Identitätsgestaltung ist. Die eigene Geschichte – und die Art wie sie von uns selbst erzählt wird – wechselt über die Jahre der ‚Trans-Entwicklung' (wobei Entwicklung nicht als nur linear von einem zum anderen Geschlecht verstanden werden sollte). Das eigene Körperempfinden und das Sprechen darüber ist stark gekoppelt an eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen, medizinischen und juristischen Vorgaben, Normen und Interpretationen. In keiner noch so kleinen Zeitspanne vergisst man Geschlechtsidentität und die Auseinandersetzung mit der eigenen Ortsbestimmung. In meiner Erfahrung verbleibt das Leben und jede soziale Interaktion eine Form stetiger sich verändernder Verortung: ein ‚Gedanke im Hinterkopf' der nie weggeht. Und dieser immer präsente ‚Hintergedanke' verbindet einen, mal mehr mal weniger, mit dem was es über Geschlecht zu wissen gibt: von der Geschlechtertheorie bis zum Transsexuellengesetz oder neuester medizinischer Forschung über transsexuelle Gehirne als ‚dem anderen Geschlecht zugehörig'.

Wie normierend dieses angebliche Außen empfunden wird, ist sicher individuell und verändert sich mit der Zeit: z.B. im Verbund mit der Erleichterung und dem Gefühl des ‚nach Hause Kommens', das Hormone, Operationen und passing für die meisten von uns mit sich brachten und bringen. Es ist aber genau dieses Gefühl des ‚nach Hause Kommens', dass einen geradezu stutzig machen muss: Wer kommt da zu was nach Hause und wo ist zu Hause? Wer legt fest was sich körperlich richtig anfühlt, und lässt uns diese Gesellschaft überhaupt ‚wechseln'? Erlangen wir eigentlich jene volle ‚Bürgerschaft' im ‚anderen Geschlecht', und wie unabhängig sind wir von den Geschlechternormen, wenn wir uns an ‚unsere' Geschichte erinnern? Es steht wohl an, das eigene Wohlbefinden und die empfundene ‚Erlösung' zu genießen, zu akzeptieren und auch dafür gerade zu stehen. Es ist aber zugleich auch wichtig, sie nicht unhinterfragt zu lassen und vor einer kritischen Auseinandersetzung zu bewahren. Und wenn man beides angeht, ergeben sich Widersprüche

und ‚unlösbare' Verwicklungen zwischen Empfinden und kritischem Verstehen. Die Frage die daraus für mich entsteht ist: Welche angeblichen Entscheidungsspielräume werden individuellen Körpern und Identitäten – im Sinne einer individuellen Belastung – eigentlich aufgebürdet?

Es erscheint mir, als zögen sich eine Mehrzahl von Strängen durch unser aller Möglichkeiten zu erinnern, zu erfahren und zu erleben: da wäre z.B. die Verbannung des Problems ins Private; die z.T. faschistisch anmutende rechtliche Lage mit Zwangssterilisation und Geschlechterordnung zum Schutze des Allgemeinwohls; die nahezu perfide Durchsetzung des gesamten Alltags in normierte und normierende Geschlechterkategorien; der *queere* Anspruch, normierter Zweigeschlechtlichkeit weitestgehend zu widerstehen; die berechtigten gesundheitspolitischen und rechtlichen Ansprüche Transsexueller; und der unabänderliche Wunsch nach gravierenden körperlichen Eingriffen und die daraus resultierende reale Verbesserung der gesamten individuellen Lebenssituation. In diesen verschiedenen Strängen vermischen sich die eigenen Interpretationen individueller Erfahrung stetig mit gesellschaftlichen, medizinischen und juristischen Diskursen über Wahrheit von Geschlecht. Die Wirkmächtigkeit dieser Vermischung im Alltag hängt nicht nur mit dem eigenen Willen zum Widerstand gegen das System zusammen, es entsteht unweigerlich ein Gefühl von ‚Leben in einer Diaspora'[2]. Im Folgenden möchte ich gerne vier kurze Texte zitieren, die unterschiedlich in analytischer und/oder erlebnisbezogener Form die aufgeworfenen Fragen und die Verzahnung der aufgezählten Stränge verdeutlichen, um danach einige der aufgeworfenen Aspekte etwas genauer zu analysieren.

> Dafür ist es notwendig, transsexuelle Subjekte in und durch eigensinnige Praxen zu denken, die einen (gesellschaftlichen) Widerspruch lösen müssen, der (individuell) nicht zu lösen ist, aber subjektiv gelöst werden muss. (...) Es geht dabei weder um einen Idealmenschen, der sich von den Regeln der Zweigeschlechtlichkeit zu befreien weiß, noch um die Re-Etablierung eines autonomen, voluntaristischen Subjekts, dem die Zweigeschlechtlichkeit äußerlich bleibt, oder um ein Subjekt, das den Regeln vollständig unterworfen ist.[3]

Oktober 2005, Brüssel Gare du Midi

> Mein Zug fährt in 25 Minuten. Es ist 7:30 und ich muss mal für kleine Jungs. Ich bin in Arbeitsmontur und rolle mein Köfferchen nach Bezahlung meiner 50 Cent beim Kloteam in die Tür mit dem breitbeinigen Cowboysymbol. Just in diesem Moment beginnt das Kloteam zu diskutieren, ob ich da wohl richtig bin, und ich denk mir noch „warum halten sie eigentlich immer Menschen für zu dämlich jene doch recht lächerlichen und simplen Geschlechtssymbole auf Toilettentüren zu unterscheiden?" Nachdem ich es mir bequem gemacht hatte, kam dann eine wirklich mutige Frau vom Reinheitsteam, öffnete die Tür des Stalls mit ihrem Sonderschlüssel, beäugte und beschimpfte mich, bevor sie dann ihren KollegInnen – und der gesamten Herrentoilette voller hübscher

anderer Gestalten mit und ohne Uniform – lauthals verkündete, sie hätte nun bewiesen dass es doch eine Frau sei, denn sie sitzt auf der Toilette: voilà, so was tun Männer nie, oder?

Ich habe neulich nach dem ersten Hormontermin angefangen zu malen. Herausgekommen ist ein Bild von einem Weg mit Schlagbaumgrenze, und ich stehe davor, kann das neue Land hinter dem ersten Hügel nicht richtig sehen. Gleichzeitig weiß ich aber, wenn ich jetzt weitergehe, gebe ich die eine Staatsbürgerschaft für eine andere ab, und es gibt kein Zurück mehr. Die zwei Geschlechter funktionieren wie eine Staatsgrenze und man kriegt darin Bürgerrechte, aber eben nur die einen oder die anderen, und unter deren rechtlichen und kulturellen Inhalt muss man sich beugen, man bestimmt ihn nicht selbst. Zu diesem Bild ist mir das Theoriekonzept der Diaspora mit seinem Begriff des ‚imaginären Heimatlands' eingefallen. Das Heimatland wird darin zur abstrakten Idee: ein Ort, den es in der vorgestellten Form gar nicht gibt. Im Konzept der Diaspora erscheint Heimat als notwendigerweise hybride und künstlich zusammengesetzte Kultur, die sich nicht objektiv definieren lässt, sondern einen diasporischen Blick kultiviert. Diaspora ist dann eine auf die Zukunft ausgerichtete Verhandlung der Gegenwart, die dadurch lebbar wird, dass der Mensch im Exil sich als ihr Exilant verortet. Die Frage der verlorenen Heimat hat nichts mit realen Ländern zu tun, sondern mit imaginären Kulturen, und der Blick auf die eine erfolgt immer durch die Brille des anderen. Lebe ich in einem Land, ist mein Blick auf das andere niemals authentisch – auch wenn ich dort aufwuchs und von dort stamme – er ist immer gebunden an die Brille des jetzigen Landes, auf das man ebenso wenig authentisch blickt. Vielleicht ist die beruhigende Konsequenz daraus, dass ich immer schon im Exil war und der angeblich unumkehrbare Abschied nur ein Abschied von einer imaginären Zugehörigkeit ist, die sich hüben wie drüben nicht realisieren lässt. Was mir natürlich auch wieder individuellen Spielraum für persönliche Entscheidungen gibt.[4]

2001-2006:

ÄrztInnen sind eine interessante Spezies: Transmenschen verunsichern sie so stark – selbst die Geschlechtertransformations-ExpertInnen unter ihnen – dass sie ständig schwanken zwischen medizinischem/r UnterstützerIn und ‚Rechtsvollzugsgehilfin'. Da gab es den psychiatrischen Gerichtsgutachter, der trotz eindeutig fehlendem gynäkologischen Facharzt meinte, er müsste eine Live-Genitaluntersuchung zum Ausschluss von Intersexualität durchführen – steht ja im Transsexuellengesetz (auch wenn die WHO freie GynäkologInnenwahl festlegt). Und dann gab es das Klinikteam: sehr nett und unterstützend, aber doch total befremdet von der Frage, ob es wirklich medizinisch bewiesen sei, dass Testosteron Gebärmutterkrebs erzeugt. Denn in den Ländern, in denen es keinen gesetzlichen Zwang zur irreversiblen Unfruchtbarmachung gibt, empfehlen ÄrztInnen die Operation nicht, sofern keine Genitaloperation vorgenommen wird. So eine Frage hatten sie in 20 Jahren noch nicht gehört, ob ich schon bei der Psychaterin war, alle Transmänner hassen doch ihre Organe: oder? Und ein Jahr später: natürlich kann die Vagina theoretisch stehen gelas-

> sen werden bei einer Genitaloperation, das ist technisch möglich und macht die OP einfacher. Aber nur wenn bewiesen ist, dass sie zukünftig nicht zum Geschlechtsverkehr benutzt wird: Häh?

Meine dieses Essay einleitende Prämisse bezog sich auf die Verkoppelung des eigenen Körperempfindens und dem Sprechen darüber mit den unausweichlichen gesellschaftlichen, medizinischen und juristischen Vorgaben, Normen und Interpretationen. Wie Corinna Genschel im ersten Zitat so treffend formuliert, beauftragt gelebter Geschlechteralltag und die Erinnerung der eigenen Biografie jede und jeden, individuell zu lösen, was genau betrachtet nur gesellschaftlich zu lösen wäre. Queere Kritik als poststrukturalistische Theorie benennt dieses Problem deutlich: Für die *Queer Theory* ist sowohl Geschlecht als auch Sexualität eher ein Ergebnis als eine Bedingung für Geschlechtsunterschiede jeglicher Ausführung. Dieses Ergebnis ‚Geschlecht' ist eingebettet in ein System heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit, in dem sowohl Homosexualität und Bisexualität als auch Transsexualität ausgeschlossen sind vom Pantheon der ‚wahren', ‚echten' Menschlichkeit. Aber diese Ränder und ausgeschlossenen Aspekte menschlicher Geschlechtlichkeit sind notwendig und werden immer wieder herbeigerufen, d.h. sie müssen erschaffen und stetig neu erhalten werden, um die Wahrheit der Norm zu festigen. De facto sind sie es, die der Norm überhaupt erst zur Macht verhelfen. Laut Butler[5] ist die Produktion von Geschlecht als das biologisch natürliche also prä-diskursive Element eigentlich ein Effekt sozial-kultureller Geschlechtsidentität. Daher ist der Ausschluss von Homosexualität von der Definition natürlicher menschlicher Sexualität ganz fundamental auch eine Frage der Geschlechtsidentität.

Schon dieser wirklich sehr grobe Kurzabriss des Butler'schen Ansatzes macht einen Konflikt zwischen Analyse und Alltag deutlich: Zwangssterilisation im deutschen Transsexuellengesetz und Herabwürdigung auf öffentlichen Toiletten sind Ergebnis und Ursache zugleich. Als Trans-Mensch kann man sich der Regulierung von Geschlecht und Sexualität in Staat und Gesellschaft nicht entziehen, auch wenn – wie die Texte oben verdeutlichen – die Verletzlichkeit und Instabilität der Normen sich gerade im Umgang mit Transsexualität offensichtlich zeigen: Wenn es nicht anders geht, wird halt behauptet, Männer säßen nicht auf Toiletten. Mit Abstand betrachtet ist das ‚Männer sitzen nicht auf Toiletten' natürlich ein richtig guter ‚Partybrüller' – soweit man sich sicher sein kann, dass die Partygäste nicht über die vermeintliche Dummheit einer Klofrau lachen, sondern über die Lächerlichkeit, Geschlecht überhaupt so zwanghaft normieren zu müssen.

Die *Queer Theory* hat hier einen präzisen analytischen Zusammenhang offengelegt, daran besteht meiner Meinung nach wenig Zweifel. Aber die Verletzlichkeit von Normen, die die *Queer Theory* – sicher auch zur Erleichterung des individuellen Erlebens – aufzeigt, ist nicht die ganze Antwort auf die Navigation durch die Verletzlichkeit des individuellen Alltags. Es ist genau diese Verletzlichkeit die, so meine ich behaupten zu dürfen, bei Transgendern, Intersexuellen und Transsexu-

ellen nach wie vor enorm hoch ist. Der Konflikt verbleibt beim Individuum und seinen Alltagserfahrungen, er wird individuell aufgebürdet und nicht gesellschaftlich angenommen. Daher scheint Transsexualitätserfahrung ein Betroffenheitsdiskurs *par excellence* zu sein und er wird dort zum fast unverhandelbaren Problem, wo Einzelne sich klaren Geschlechtswechseln – wie sie das Transsexuellengesetz bereitstellt – oder dem vorgeschriebenen Operationsweg nicht oder nur zum Teil unterwerfen wollen. Es verbindet Recht, Gesellschaft, Medizin und die eigene Geschichte zu einem Knäuel, der schwerlich oder fast nicht entwirrbar ist. Wie entsteht diese Verwicklung?

Das deutsche Transsexuellengesetz (TSG) – und damit ist es in guter Gesellschaft in den meisten europäsichen Ländern – verschränkt Medizin, Recht und Soziales in einer völlig inakzeptablen Art und Weise. Da gibt es den Zwang zu herabwürdigenden gerichtlichen Gutachten, die für eine Namensänderung eine klare und nicht mehr veränderbare Identität feststellen: Welches gesellschaftliches Interesse wird hier eigentlich geschützt? Wem schadet es, wenn jemand Hugo, Franz oder Caroline heißt? Daran geknüpft ist eine Verpflichtung nicht zu heiraten, kein Kind mehr zu zeugen oder zu empfangen. Das Ergebnis bedeutet eine Reiseeinschränkung auf die Länder, in die man mit dem Personalausweis reisen kann, denn der Pass wird nicht umgeschrieben. Der nächste Schritt beinhaltet eine Zwangssterilisation, ein Eheverbot bis zum letzten Gerichtsverfahren und geschlechtsangleichende Operationen. Die Krankenkassen zwingen zur Therapie und individualisieren jeden einzelnen medizinischen Schritt nach Willkür. Weder ÄrztInnen noch PsychiaterInnen melden sich unterstützend zu Wort, aus Angst Regulierungsmacht zu verlieren. Das Bundesverfassungsgericht hat 2005 ein Urteil zum Eheverbot gefällt und die Novellierung des TSG gefordert. Ein positiver Schritt, das Ergebnis bleibt noch abzuwarten. Laut europäischem Vergleich, der ebenfalls 2005 zum ersten Mal erstellt wurde[6], ist die rechtliche Lage nur in Großbritannien und seit 2007 in Spanien und Frankreich besser, während in fast allen anderen europäischen Ländern die Situation ähnlich unerträglich oder noch schlimmer ist[7].

Egal wie fortschrittlich ein Gesetz auch sein mag, es dient nach wie vor der Erhaltung – und in Butler'scher Logik der stetigen Erschaffung – von zwei Kategorien: Mann und Frau. Ein Wechsel ist erlaubt, aber nur aufgrund einer Identität, die dann ihrerseits eigentlich zu dem Moment wird, in dem geschlechtliche Kategorien erst definiert werden. Das TSG funktioniert demnach als eine der wenigen explizit rechtlichen Festlegungen dessen, was eigentlich Männer und Frauen sind. Wie kaum ein anderes existierendes Gesetz schafft es das TSG soziales und medizinisches in der allgemeinen Praxis so explizit zu verschränken. Der Psychiater der meint, sein gynäkologisches Fachwissen reiche für eine Genitaluntersuchung, und der auch keinen Zweifel an der Angemessenheit dieses Vorgangs hat, wähnt sich in klarer Verbindung zwischen Recht und medizinischer Ethik. Das ‚Missverständnis' liegt hier auf der Hand. Bei den Operationsteams wird es erst auf den zweiten Blick sichtbar. Bei Ersterem führt die Verbindung Medizin/Recht zu einem ekla-

tanten Missbrauch den man ihm direkt vorhalten kann. Bei den anderen beruht sie zumindest zunächst auf gutem Willen und angeblicher Erfahrung mit ‚den Transmännern', sprich die Verwicklung braucht mehr Erklärung um für die ÄrztInnen sichtbar zu sein. Ein Dazwischen oder ein ‚geschlechtlich nicht definierbar' gibt es sowieso nur, solange man sich nicht ‚unter das Recht' begibt.

Die Frage nach der Identität und dem Recht auf Wechsel oder Andersartigkeit ist sowohl eine juristische wie auch zutiefst politische Frage, aber im Alltag fühlt sie sich sehr individuell an. Wenn eine Gesellschaft Andersartigkeit, also Normabweichung, anerkennt und gesetzlich regelt dann tut sie dies in der Regel auf der Basis von Schutz: Schutz der Betroffenen und der Gesellschaft in ihrer angeblich natürlichen Struktur.[8] Das ist die juristische und die politische Logik hinter dem TSG und seiner Novellierungsdebatte. Das Anerkennen von Schutzbedürftigkeit kann zu einer gesellschaftlichen Annahme des Problems führen. Es kann aber auch, und tut dies meistens, Probleme ins Private abschieben und sie dem Individuum aufbürden, dem sie Schutz vor Diskriminierung gewährt. Es gibt mehrere Ebenen auf denen das geschieht und man könnte diese konkret anhand des Gesetzes oder anhand von Gerichtsfällen analysieren. Ich habe dies an anderer Stelle ausführlich getan[9] und möchte hier nur drei dieser Ebenen erwähnen:

- Die Subjektivierung des Problems
- Die Festlegung stabiler Identitäten
- und das System von Minderheiten und Mehrheiten, in dem Rechte auf Vergleichsmomenten basieren

Alle drei Ebenen lassen sich am TSG und einzelnen fortschrittlichen Gerichtsfällen sowie auch der beschriebenen Alltagserfahrung aufzeigen. Als kurzes Beispiel dient mir ein ‚transsexueller' Gerichtsfall aus dem Jahr 1996 mit Fortsetzung 2003 beim Europäischen Gerichtshof (EuGH). *P v S and Cornwall County Council* zeigt, wie Diskriminierung aufgrund der Geschlechtsidentität nur den klaren Wechsel zwischen eindeutigen Geschlechtern anerkennen kann, nicht aber die Notwendigkeit, ein binäres Geschlechterherrschaftssystem zu hinterfragen. P wurde aufgrund ihres volloperativen Wechsels von Mann zu Frau entlassen und erhielt Schutz durch die EU Geschlechterdirektiven zur Gleichbehandlung zwischen Männern und Frauen. Dieser Fall ist 2003 noch einmal wiederholt worden, unter den gleichen Prinzipien mit einem transsexuellen Mann und zu Pensionsrechten – *KB v. National Health Service Pension Agency and the Secretary of State for Health.*

So positiv beide Fälle sind, sie haben einen entscheidenden Haken: Das Urteil beruht, wie fast immer, auf einem Vergleich. Unter der existierenden Geschlechterdirektive sollte nachgewiesen werden, dass bei Beschäftigungsdiskriminierung Transsexualität inbegriffen ist. In einem späteren Fall probierte eine Lesbe, Lisa Grant, das gleiche juristische Argument und blieb erfolglos: Ihre Situation wurde mit der eines schwulen Mannes verglichen der auch diskriminiert worden wäre, obwohl

sich der Streit um Bezüge entfachte, die üblicherweise nicht verheirateten heterosexuellen Paaren zukommen. Das Merkmal Homosexualität wurde nicht als geschütztes Wahlrecht jedes Geschlechtes anerkannt. Bei P hat der Vergleich funktioniert, weil sie als ‚komplette, vollständig operierte Frau' mit ihrem zuvor ‚vollständigen Mannsein' verglichen wurde und demnach unter die klassische Benachteiligung fiel. Die entscheidende Frage war hier die Unterscheidung zwischen Geschlecht und Sexualität. Zwar hat der *Advocat General* die Diskriminierung von Geschlechtsstereotypen von der biologischen Wahrheit des Geschlechtes getrennt – er hat also das biologische Geschlecht als irrelevant für die Feststellung von Diskriminierung aufgrund der Geschlechterrolle erklärt – jedoch verblieb er deutlich in einem System zweier klar unterscheidbarer Geschlechter. Das Gericht war nicht ganz so fortschrittlich, Diskriminierung aufgrund der Geschlechterrolle anzuerkennen, sondern hat den Vergleich zwischen dem vollständigen Mann (Vorher) und der vollständigen Frau (nach allen Operationen) zum Prinzip für seine Entscheidung gemacht.[10]

In der Konsequenz zeigt dieser Fall, in dessen Zentrum eine unfaire Kündigung steht, die gleiche Logik wie das viel deutlicher zum Schutz der gesellschaftlichen Gesamtordnung verfasste TSG: eindeutig identifizierbare Geschlechter, Wechsel erlaubt, aber nur unter der Bedingung des klaren und kompletten Umschwungs von einer zur anderen Seite. Das individuelle Subjekt kann also mit Hilfe des TSG und der Medizin ein individuelles Problem lösen, wenn es – aber nur dann – eine stabile Identität beweist und sich somit schutzbedürftig und -berechtigt macht. Die sehr viel entscheidendere Frage des Geschlechterausdrucks oder des Zwangs der Bestimmbarkeit verbleibt unhinterfragt. Dies war letztlich auch der Punkt, weshalb das gleiche Argument für sexuelle Orientierung nicht funktionieren konnte. Geschlecht verbleibt demnach höchst relevant, um in Diskriminierungsfällen seine Irrelevanz nachzuweisen und somit ungerechte Behandlung zwar individuell anzuerkennen, aber diese im Grundprinzip nicht zu hinterfragen.

Die Vergleichsnormierung und ihre rechtliche Logik basieren auf einem Gesellschaftskonzept der Vielfalt unterschiedlicher Minderheitengruppen, die spezifische antiquierte Vorurteile erleiden, welche in einer modernen europäischen Demokratie nicht mehr tolerierbar sind. Der Staat oder die EU sind der neutrale Schutzschild, der sicherstellt, dass individuelle Verirrungen geahndet werden durch Gesetze, die die Nichttolerierbarkeit von Diskriminierung ideologisch untermauern und praktisch durchsetzen. Die kleine momentane politische Debatte um das TSG und auch das Urteil des Bundesverfassungsgerichts (BVG) nehmen ganz ähnlich Bezug auf eine Unzumutbarkeit für Transsexuelle im Vergleich zum Normbürger. Diese Logik wird uns vielleicht helfen, das Eheverbot abzuschaffen, und vielleicht eines Tages auch die Zwangssterilisation. Ein zweifellos sehr wichtiger Schritt. Aber Zweigeschlechtlichkeit – oder besser: das individuelle Aufbürden sich einer Norm gemäß zu verändern, die real nicht wirklich existiert – thematisiert diese Logik nicht. Das Recht bleibt neutral, es vergibt individuelle Rechte ohne die rechtliche Etablierung diskriminierender Strukturen anzusprechen. Es bringt Diskriminierung nur dort politisch zur Sprache, wo gleichzeitig das liberal-humanistische Ideal der

Gleichberechtigung mit angerufen werden kann.[11] Dieses Ideal wiederum beruht auch auf Vergleichen zur Norm[12] und etabliert somit eine endlose Logik unhinterfragter Normen und Angleichungen an diese, wie auch von Mehrheits- und Minderheitengruppen. Für Transsexuelle ist die Gleichheit, die sie erlangen können, somit eine Falltür, die derjenigen der lesbisch-schwulen Identitätspolitik nicht ganz unähnlich ist: eine Gleichheit, die genau das binäre System bestärkt, durch das die Ungleichheit eigentlich entstand. Das berühmte *quod erat demonstrandum* (*qed*) der *Queer Theory*.

Beleuchtet man das TSG von dieser Warte aus erklärt sich auch ein weiterer sehr prominenter Diskurs. Der Fokus auf den Wechsel und der notwendige Kampf um Anerkennung der mit jeder individuellen Auseinandersetzung mit dem TSG einhergeht, erzeugt und erhält eine der zentralsten Debatten unter Trans-Menschen: die über die ‚echten' und die ‚unechten', die ‚wahren' Transsexuellen und die spielerischen Subversiven, deren Leidensdruck angeblich nicht hoch genug ist. Eine Debatte, in der es nicht selten auch um die Prämissen und Ausschlüsse der *queeren* Bewegung geht und eine Debatte, der man erneut Aufmerksamkeit schenken sollte. Im Korsett des geschlechtlichen Einordnungszwanges für Recht, Medizin und Gesellschaft entsteht auch ein Kampf um das ‚Echtsein' und die Ausgrenzung all derer, die es angeblich nicht sind.[13] Denn nur in einem Gefühl der ‚Echtheit' wird für viele die fast unerträgliche Abhängigkeit von ÄrztInnen, Krankenkassen, PsychiaterInnen und RichterInnen verhandelbar. Dies ist, mit Verlaub, keinerlei Aussage darüber, was ‚echt' ist, und es stellt auch nicht in Frage, dass Transidentität ‚echtes' Empfinden ist. Aber es beleuchtet, dass ‚echtes' Empfinden nicht ganz unabhängig ist von dem was Trans-Menschen für die Gesellschaft leider leisten sollen/müssen: Es wird Trans-Menschen aufgebürdet, den Beweis zu liefern, dass es festlegbare Geschlechter doch gibt. Was das Individuum eigentlich empfindet ist dabei irrelevant. Es ist ein nicht zu erzielendes Unterfangen für den Einzelnen, aber es gibt diesen unausgesprochenen Auftrag der Gesellschaft, Geschlecht und Sexualität zu trennen und gleichzeitig zu verbinden. Sowohl Recht als auch Medizin spielen diesen Auftrag gerne direkt auf unseren Körpern aus.

Für beide Bewegungen, die lesbisch-schwule und die Trans-Bewegung, war es historisch wichtig, den Unterschied zwischen Geschlecht und Sexualität festzuhalten: Lesbische Frauen wollen eben nicht Männer sein und transsexuelle Frauen wechseln nicht ihr Geschlecht, weil sie es nicht aushalten schwul zu sein. Die Abwehr gängiger Vorurteile hat eine Differenzierung verlangt, diese war wichtig und sinnvoll, aber sie hat auch zu der Illusion geführt, dass es ‚echte, verifizierbare' Minderheitsidentitäten gibt, die angeblich den ‚wahren' Geschlechtsidentitäten ebenbürtig sind. Und dies hat, wie die *Queer Theory* analysierte, zu einem Glauben an ‚wahre', ‚echte', ‚unveränderbare' Identitäten geführt, die angeblich immer bestanden und im TSG nur nachgeprüft, aber nicht erschaffen werden. In der Alltagserfahrung von Transsexuellen, Transgendern und all denjenigen, die Geschlecht nicht eindeutig leben, zeigt sich also gleichzeitig der Druck der Normierung wie

auch der blanke Irrsinn und die Instabilität unserer Geschlechterordnung, in der Penis=Mann=Sex mit einer Frau bedeutet. In uns und an unseren Körpern spielt sich diese Gleichung ab, versucht uns psychisch und physisch zu definieren und wird zugleich *ad absurdum* geführt. Denn laut Toilettensymbolen und Durchsetzung derselben gibt es eben doch eine genaue Definition, was Mann und was Frau ist – wenn nötig durch die Absurdität der ‚Sitzdefinition'.

Letztlich sollte man die Realität eigentlich andersherum beschreiben: Der Zwang, sich ganz individuell auseinander zu setzen mit einer tiefen Wahrheit über sich selbst *vis-à-vis* dem auf Trans-Menschen verlagerten Auftrag, das eigentliche Definitionsvakuum zu ‚echten Frauen und Männern' nun doch bitte körperlich nachweisbar zu füllen, lässt die individuelle Geschichte, das Erinnern an das ‚Vorherige' und das Erleben einer körperlich und psychisch veränderten Zukunft mit entstehen. Nur so kann es scheinen, als gäbe es individuelle Lösungen in einem unlösbaren Konflikt zwischen dem eigenen Verlangen und der Notwendigkeit den Körper zu verändern und den rechtlichen und medizinischen Machtverhältnissen.[14]

Ich möchte hier nicht falsch verstanden werden: Den Spieß der Entstehung der eigenen individuellen Geschichte umzudrehen und auf die ‚individuelle Aufbürdung' der Gesellschaft zu verweisen, verbirgt **keine** Kausalerklärung der Transidentität! Es soll also gerade nicht argumentiert werden, wie man einigen *queeren* TheoretikerInnen wohl zu Recht gelegentlich vorgeworfen hat, dass Transsexualität oder das Bedürfnis, legale und körperliche Veränderungen herbeizuführen, nur ein Resultat der normierten Zweigeschlechtlichkeit oder schlimmer noch nur der diskursiven Heteronormativität ist. Gelegentlich hat die *Queer Theory*, wie durch einen unbedachten schlechten Witz, zu einer Zelebrierung von Männlichkeit geführt und einer Dominanz des Performativen. Es gab nun wieder die, die verstanden haben wie alles zusammenhängt und die durch die Vereinnahmung von Geschlechtsidentität als Mittel des Ausdrucks von Gleichgeschlechtlichkeit ihr Geschlechterunbehagen in das Pantheon der subversiv-radikalen Veränderer erhoben haben. Notwendigerweise braucht auch diese Etablierung einer Gruppe ein konstitutives Außen, durch das es sich selbst erhält und bestätigt. Bisexuelle *femmes* (und jede Form von erhöhter Weiblichkeit) wie auch Transsexuelle sind zum Anhängsel des gefeierten Zwischengeschlechts geworden, die einen als Dekoration des *butch/femme*-Gegensatzes, die anderen, böse gesagt, als die Idioten, die das System internalisieren. Intersexualität wird subsumiert oder ausgeklammert, und Transsexuelle wurden Unterworfene und Verworfene *par excellence*, abgesplittet von Transgendern, deren Homosexualität letztlich ein entscheidendes Merkmal für ihre Subversion bleibt.[15] Transsexuelle sind allerdings nicht nur Komplizen der Medikalisierung. Transsexuelle Körper können in gleichem Maße als transgressive Subjektpositionen fungieren und ihre Geschlechtsidentität ist nicht notwendigerweise an biologische Essenzen gebunden. Transsexualität ist allerdings immer mehr als eine Performanz, mehr als ein Werkzeug für die Validierung und Priorität *queerer* Diskontinuität.[16] Das Sein und die Existenz von Trans-Menschen ist keine Illusion einer essentialistischen Weltsicht,

wir existieren in allen Ausformungen von gesellschaftlicher Geschlechterbedeutung. Hinzu kommt noch dass die Ebenen der geistig spirituellen Existenz wie auch der Biologie bis *dato* geschlechterwissenschaftlich unterbelichtet sind. Es bleibt stark zu vermuten, dass sie nicht weniger wahr, real und ‚materiell' sind wie die heteronormative Zweigeschlechtlichkeit. Hier kommt man also, es wird nicht verwundern, noch einmal auf die entscheidende Frage nach der Biologie zurück, die nicht ganz verworfen werden kann: Was bedeutet eigentlich die Erinnerung daran, ein Leben lang im falschen Körper gewesen zu sein für unser kritisches Verständnis von biologischer Differenz, die weit vielfältiger ist als zwei Geschlechter?

Die notwendige wissenschaftliche Neuanalyse der Frage nach der Biologie kann ich mangels Kompetenz an diesem Punkt leider nicht liefern. Ich möchte aber argumentieren, dass es sich nicht um eine ‚Re-Essentialisierung' der Körperlichkeit handeln sollte, sondern eher um eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Entstehen des individuellen Begehrens zum ‚Geschlechtswechsel'. Dazu an dieser Stelle noch ein paar Überlegungen, die theoretisches Denken am Ende wieder mit der persönlichen Erfahrungsverarbeitung der anfänglichen Texte verbinden soll. Meine Überlegungen nehmen nicht die Biologie als solche ins Visier, aber die Verbindung zwischen der Ausformung einer ‚Trans Subjektposition' und dem evidenten und wichtigen Begehren, materiell-körperliche Veränderungen herbeizuführen.

Es ist hier von Nutzen, hier noch einmal kurz zurückkommen zur Frage des Rechts bzw. der Medizin sowie der Leitfrage der Bürde für das Individuum: Die Beteuerung einer festen Identität innerhalb der gängigen politischen, medizinischen und rechtlichen Logik bedeutet auch ein Festhalten an einer individuell verletzbaren Subjektivität. Rechtlicher Schutz und auch das Verlangen, rechtlich und mit von Krankenkassen gedeckter medizinischer Hilfe wechseln zu dürfen – also in der neuen und zugleich immer schon da gewesenen, aber ‚versteckten' Geschlechtsidentität anerkannt zu werden – beinhaltet einen gewissen Logiksprung. Dies ist ein Sprung von Identität als Gruppenbeschreibung zu einem individuellen Subjekt, das durch historische Vorurteile verletzt wurde und jetzt das Recht haben soll und will, seine ‚geschlechtliche Wahrheit' zu leben. Oder umgekehrt von einem immer schon vorhandenen subjektiven Gefühl des ‚im falschen Körper seins' zu der Festlegung einer Identität, die man mit genügend anderen Menschen teilt, um eine gesellschaftlich-rechtlich-medizinische Regulierung zu rechtfertigen. Recht, wie auch im Falle von Transsexualität die Medizin, schafft die Möglichkeit von einer Identität zu sprechen, indem man sich innerhalb einer vorgegebenen Subjektposition verortet und somit versteh- und hörbar wird innerhalb einer dominanten Ordnung. Paradoxer Weise kann eine Gesetzgebung, die es uns ermöglicht unsere Geschichte frei vom Vorurteil der Außenwelt zu erzählen, uns gleichzeitig nur so hören, dass unsere Differenz und die Geschichte unserer Differenz für immer als Differenz markiert ist. Das heißt, dass es sehr wohl dabei verbleibt, dass die Feststellung des Geschlechts das erste ist was über einen Menschen gesagt wird und fundamental dazu beiträgt überhaupt ein Ich zu entwickeln. *Ergo* bedeutet auch jedes Begehren,

geschlechtlich anders zu sein, eine Infragestellung dessen, was uns überhaupt zu Menschen macht, die in der Gesellschaft Rechte fordern können.[17]

Rechte (auch zu medizinischen Veränderungen) drücken neben ‚innerem Druck' auch ein Bedürfnis und eine Forderung nach voller Akzeptanz und Wert innerhalb der Gesellschaft aus. Diese volle Akzeptanz ist aber nicht erreichbar, da sie ein Durchbrechen der Normalitätslogik erfordern würde. Denn das Bedürfnis nach Akzeptanz ist nur entstanden, weil es ursprünglich keine Akzeptanz geben kann, sondern nur ein Verbot oder sogenannte Prohibition: der Ausschluss nicht eindeutiger Geschlechtsidentität und gleichgeschlechtlicher Begierde. Diese Prohibition ist – frei nach Freud – das Grundprinzip durch das wir überhaupt zu sozialen Personen werden. Das Begehren nach dem Recht hat in meiner Argumentation also einen Zusammenhang mit dem geschlechtlichen Begehren. Begehren funktioniert als der Bestimmungsfaktor, welcher Menschen als Ausgeschlossene oder zu einer Minderheit gehörig definiert *und gleichzeitig* auch als Personen, die Rechte einfordern können, die ihnen verweigert werden. D.h. dass der sprachliche Eintritt in die Welt geprägt ist von einer Subjektposition, die zunächst primär geschlechtlich etabliert wird. Die Möglichkeit, eine Person zu werden, die sexuell und geschlechtlich sein kann, ist die gleiche Möglichkeit wie jene, eine Person zu werden mit BürgerInnenrechten. Recht zu fordern, ist ein Annehmen des Begehrens, das Diskurse von BürgerInnenschaft zur Verfügung stellt. BürgerInnenschaft ist wiederum an die Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit gebunden, welche das dominante Feld darstellt, innerhalb derer geschlechtliches und sexuelles Begehren entstehen kann. Nichts ist fundamentaler im individuellen Leben und in der Gesellschaft (wenn auch versteckt) als der Bezug zu Geschlechtlichkeit. Es ist die erste Feststellung über ein Kind direkt nach der Geburt. Niemand darf geschlechtlich uneindeutig bleiben, weil er/sie sonst anscheinend nicht zu einem ‚echten' Menschen werden kann, einer Person die BürgerIn wird.

Das Begehren des Rechts auf Geschlechtswechsel und auf Akzeptanz in unserer ‚neuen/alten' Verortung ist in seiner doppelbödigen Bedeutung also ein ganz wichtiger Aspekt, warum wir einer Problematik aufsitzen, die nicht nur innerhalb des offiziellen juristischen oder medizinischen Diskurses gelöst werden kann und schon gar nicht von Einzelnen – mit oder ohne TherapeutIn. Eine Novellierung des TSG kann für uns wie ein Substitutionsrecht für den ursprünglichen und weiterhin gültigen Ausschluss von der Definition der Norm funktionieren – allerdings verbleiben Trans-Menschen ‚anders' und passen nie so ganz in die Welt der Männer und Frauen. Die Norm von zwei Geschlechtern als entscheidende Erstinformation direkt bei der Geburt eines Menschen und das starke Durchdringen geschlechtlicher Merkmale, Handlungs- und Sprechweisen im Alltag (privat und vor allem auch in der Berufswelt) sind das eigentliche Thema. Als Substitut erfüllt das TSG dringliche Bedürfnisse – Rechte haben also einen wirklichen und positiven Effekt – aber sie erfüllen nicht die Forderung nach substantieller Auseinandersetzung mit einer offensichtlichen biologischen Realität der sich die Gesellschaft nicht stellen will: Es gibt mehr als zwei Geschlechter, von Geburt an, und wir sind nicht We-

nige.[18] Geschlecht und Personenstatus, als Grundlage für BürgerInnenschaft, sind von Natur aus **nicht** verbunden und schon gleich gar nicht gebunden an nur zwei Geschlechter.

Was wir brauchen, ist konsequenterweise eine Analyse der Prozesse von Differenzierung: Wie kommt es, dass eindeutiges Geschlecht mit der Sekunde der Geburt – und erst recht mit dem Eintritt in die Sprache – einen solchen Einfluss auf die Bildung unserer Subjektivität hat? Auf die Bildung der sozialen Verhältnisse, der Grundrechte, der täglichen Interaktion vom Handschlag bis hin zur intonalen Flexion des gesprochenen Satzes? Die Veränderungen, denen sich Transsexuelle unterziehen sind radikal. Ich wage zu behaupten, die meisten von uns stellen sich immer wieder, vor allem nach jeder Operation, die Frage ob wir je irgendwo ankommen. Jeder Schritt fühlt sich richtig und gut an, aber jeder Schritt macht deutlicher, dass es eine Ankunft nicht wirklich gibt. Vielen von uns, mich nicht ausgeschlossen, erscheint die neue Gehirnforschung, die Transsexuellen eine Form von gehirnstruktureller Intersexualität zuschreibt, oft gar nicht so abwegig wie sie es vielleicht könnte – abgesehen natürlich von der Besorgnis, dass sich irgendein Mediziner aufschwingt pre- und postnatale biologische Tests zu entwerfen, die dann das alleinige Kriterium für die Diagnose werden. Die Frage, was den Unterschied macht und uns dazu bewegt, einen solch langen und steinigen Weg mit Erlösung und Freude zu gehen (der zugegebenermaßen nicht so steinig sein müsste, wenn die Gesetze weniger faschistisch wären) verbleibt durchaus relevant.

Es erscheint mir als sollten wir die Frage von zwei Seiten her angehen: erstens, einer rechtlich-politischen, die eventuell darin endet eine ‚Diagnose' gelten zu lassen, die sich mit der Grundlage normierter Zweigeschlechtlichkeit befasst. Dies könnte es möglich machen, den Körper und die Identität an Bedürfnisse anzupassen, ohne dem ‚Normbeispiel' folgen und es stellvertretend für die Gesellschaftsordnung verkörpern zu müssen.[19] Zugegeben, die Machtverhältnisse unserer Gesellschaften lassen dies eher träumerisch anmuten, aber es wäre letztlich der einzige Weg dem Individuum die alleinige Bürde abzunehmen. Zweitens brauchen wir neue Formen der Erinnerung und des Erzählens, in denen biologische Differenz Bedeutung erlangt aber weitaus weniger Bewertung erfährt. Es gibt zu wenig Ausdruck für das Bedürfnis und die ‚Wahrheit' in diesem Leben die geistige und körperliche Aufgabe zu haben, Geschlechtsidentitäten und geschlechtliche Körperlichkeit in sich verändernde Männlichkeit und Weiblichkeit aufzulösen. Ein solcher Ausdruck müsste nicht als Authentizität und Streben nach dem finalen Ankommen ausgeformt werden, wäre aber mit Wertschätzung und Anerkennung der ‚diasporischen Erfahrung' verbunden.

Das Bild von der Diaspora hat mich dementsprechend seit der Auseinandersetzung mit Diaspora als Theoriekonzept vor fünf Jahren nicht losgelassen und es beschreibt nach wie vor einen großen Aspekt des alltäglichen Erlebens. Das ‚Mannwerden' ist seit langem nicht mehr geprägt von der Angst um den Verlust des Alten, vielmehr von dem Erstaunen, wie viele kleine kulturelle Momente – z.B. im

Berufsalltag – Geschlecht entscheidend mehr bestimmen als Kleidung, Stimme und Operationen. Es erscheint, als blieben einem bestimmte Dinge verborgen, die man trotz aller Freude im ‚neuen Land zu sein' nicht sehen kann, denn der Blick trägt eine Geschichte. Das individuelle Aufbürden der eigentlich gesellschaftlich getragenen Normierung findet nicht nur einen Ausdruck in rechtlichen, medizinischen oder gesellschaftlichen Ausgrenzungserlebnissen. Es drückt sich auch besonders aus in der stetigen und letztlich individuell nie auflösbaren Fremdheit. Diese kann von dem/der Einzelnen als problematisch empfunden werden – immer, gelegentlich, sehr selten oder auch nie. Aber es verbleibt der Fakt, dass die ‚Diaspora' kein Zwischenstadium ist, sondern ‚der Anfang, das Ende und der Weg'. In diesem kann man es sich zwar durchaus gemütlich machen, der Druck des Individualisierungsproblems aber, wage ich zu behaupten, kann nicht wirklich umgangen werden. Dies führt bei den allermeisten Menschen zu dem Bedürfnis nach einer kontinuierlichen und ehrlichen Unterstützung in der Verarbeitung, einer Schaffung von individuellen *coping mechanisms.* Diese braucht jede ‚Transe', um die nicht separierbaren biologischen, diskursiven und gesellschaftlich-rechtlich-medizinischen Verzwickungen mit Freude lebbar zu machen, ohne sie alleine in eine wirklich kohärente Erfahrungsbox stopfen zu können.

Anmerkungen

1 Der vorliegende Aufsatz basiert auf einem Vortrag an der Universität Freiburg im Januar 2006. Er ist als Essay gedacht, mit einem Fokus auf die Reflexion von persönlicher Erfahrung und Theorie und nicht als wissenschaftlich fundierter Aufsatz. Dementsprechend bedient er sich auch nicht einer ausgiebigen Zitierweise oder einer Übersicht des neuesten Forschungsstandes der Geschlechterstudien. Diese wissenschaftliche Ungenauigkeit bittet der Autor zu verzeihen.

2 Der Begriff Diaspora wird im Folgenden noch näher erläutert.

3 Corinna Genschel: „Streitbare Subjektivität: Diskurse der Transsexualität", in: Das Argument 243, Heft 1, 2002.

4 Nico Beger/Jannik Franzen: „Zwischen die Stühle gefallen. Ein Gespräch über queere Kritik und gelebte Geschlechterentwürfe", in: *Polymorph* (Hrsg.):*(K)ein Geschlecht oder Viele*, Berlin 2001.

5 Judith Butler: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, New York 1990, S. 7.

6 Dokument auf www.ilga-europe.org.

7 Nur Großbritannien erlaubt Geschlechtswechsel ohne jede Operation und Hormongabe. Allerdings haben kürzlich sowohl Frankreich wie auch Spanien ihre Gesetze radikal reformiert und näher an das englische Gesetz herangebracht. Alle anderen europäischen Länder bieten entweder keine rechtliche Lösung an oder haben Gesetze, die Unfruchtbarkeit und Operationen vorschreiben.

8 Vgl. für eine Auseinandersetzung mit Recht und Schutz Wendy Brown: *States of Injury. Power and Freedom in late Modernity*, Princeton 1995.

9 Nicolas Beger: *Tensions in the Struggle for Sexual Minority Rights in Europe – Que(e)rying Political Practices*, Manchester 2004.

10 Vgl. ebd.; und Nico J. Beger: „Queer Readings of Europe: Gender Identity, Sexual Orientation and the (Im)Potency of Rights Politics at the European Court of Justice", in: *Social and Legal Studies* 9(2), 2000, S. 251-72.

11 Für eine detailliertere Auseindersetzung mit Normierung und Recht vgl. Beger, Manchester 2004; Brown, Princeton 1995; Didi Hermann: *Rights of Passage: Struggles for Lesbian and Gay Legal Equality*, Toronto/London 1994; Carl Stychin: *Law's Desire: Sexuality and the Limits of Justice*, New York/London 1995.

12 Das bekannteste Beispiel für diese Logik kommt aus der feministischen Wissenschaft, die aufgezeigt hat, dass Frauenrechte nur zur Anerkennung geführt haben durch den Nachweis, dass Frauen Männern ähnlich genug sind, um dieselben Rechte zu verdienen.

13 Vgl. Beger/Franzen, Berlin 2001.

14 Vgl. ebd.

15 Dieser Gedanke wurde zuerst artikuliert in Claire Hennings: „Representing the Middle Ground", in: Dies.: *Bisexual Spaces. Geography of Sexuality and Gender*, New York/London 2002.

16 Vgl. Claire Hennings, New York/London 2002.

17 Vgl. für eine detaillierte Auseinandersetzung mit dem Begehren, Recht, und Subjektformation Beger, Manchester 2004, ebd; Judith Butler: *The Psychic Power. Essays in Subjection*, Stanford 1997; Bronwyn Davies: „The Problem

of Desire“, in: *Social Problems* 37(4), 1990, S. 501-16.

18 Die Angaben der Forschung schwanken hier, die bekannteste Einschätzung: Eine von tausend Geburten ist erkennbar intersexuell und ca. 2% der erwachsenen Bevölkerung sind transsexuel/*transgendered*. Entscheidend sind hier allerdings nicht präzise Zahlen und Definitionen, sondern die klare Feststellung, dass die menschliche Natur eindeutig mehr als zwei Geschlechtsausformungen kennt und sie in nicht unerheblicher Zahl und Variation vorkommen.

19 Vgl. Beger/Franzen, Berlin 2001.

Literatur

Beger, Nico J.: „Queer Readings of Europe: Gender Identity, Sexual Orientation and the (Im)Potency of Rights Politics at the European Court of Justice“, in: *Social and Legal Studies* 9(2), 2000.

Beger, Nico/Franzen, Jannik: „Zwischen die Stühle gefallen. Ein Gespräch über queere Kritik und gelebte Geschlechterentwürfe“, in: *Polymorph* (Hrsg.):(*K)ein Geschlecht oder Viele*, Berlin 2001.

Beger, Nicolas: *Tensions in the Struggle for Sexual Minority Rights in Europe – Que(e)rying Political Practices*, Manchester 2004.

Brown, Wendy: *States of Injury. Power and Freedom in late Modernity*, Princeton 1995.

Butler, Judith: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, New York 1990.

Butler, Judith: *The Psychic Power. Essays in Subjection*, Stanford 1997.

Davies, Bronwyn: „The Problem of Desire“, in: *Social Problems* 37(4), 1990.

Genschel, Corinna: „Streitbare Subjektivität: Diskurse der Transsexualität“, in: *Das Argument* 243, Heft 1, 2002.

Hennings, Claire: „Representing the Middle Ground“, Kapitel 3, in: Dies.: *Bisexual Spaces. Geography of Sexuality and Gender*, New York/London 2002.

Hermann, Didi: *Rights of Passage: Struggles for Lesbian and Gay Legal Equality*, Toronto/London 1994.

Stychin, Carl: *Law's Desire: Sexuality and the Limits of Justice*, New York/London 1995.

Nina Degele

Schmerz erinnern und Geschlecht vergessen[1]

1. Schmerz erinnern und (re)konstruieren

Schmerz empfinden ist etwas anderes als über Schmerz sprechen. Wenn es sich nicht gerade um einen ausgestoßenen Schrei, ein Stöhnen oder ein „aua" handelt, liegen zwischen den beiden Praxen des Empfindens und Sprechens Sekunden bis Jahre. Aktualisiert werden sie durch Erinnern, und das ist mehr als ein Abrufen von Informationen vergangener Ereignisse. Denn was und wie Menschen erinnern, hängt erstens vom zeitlichen Abstand zwischen dem Einspeichern und Abrufen der Ereignisse ab, zweitens von deren Sinnhaftigkeit und Wichtigkeit (oder auch Tabuisierung) und drittens von der Art und Anzahl der auf Schmerzerlebnisse folgenden Eindrücke.[2] All dies ist wiederum an soziale Rahmenbedingungen und kulturelle Werte gebunden. Gleiches gilt für Vergessen: Gleichgültige Ereignisse und Dinge geraten schneller in Vergessenheit als Dinge, die starke Emotionen hervorrufen. So können Menschen emotional belastende Ereignisse auch ‚vergessen' – vulgo: verdrängen. Mit Prozessen des Erinnerns und Vergessens konstruieren sie auch soziale Identität. Dabei spielen soziale Tabus eine zentrale Rolle. Denn Erinnerungen (wie etwa an Schmerz) sind gesellschaftlich gebunden, beziehen sich auf Personen, Orte und Zeiten außerhalb des Individuums. Den Rahmen dafür bildet das „kollektive"[3] bzw. „kulturelle" Gedächtnis[4] als überindividuelles und überpersonales kulturelles Wissensreservoir.

Wenn Menschen über Schmerz sprechen, können sie rationalisieren, erfinden, sich etwas vormachen. Was tun sie, wenn sie Schmerz in spezifischen diskursiven Zusammenhängen thematisieren? Wie tun sie das? Welche Intentionen verbinden sie damit? Welche Bedeutungen geben sie Schmerz und welche Funktionen hat das? Welche Rolle spielt dabei Geschlecht? Zur Beantwortung dieser Fragen rekurriere ich auf empirisches Material, das seit 2004 im Zusammenhang eines interdisziplinären Forschungsprojekts zur „intersubjektiven Konstruktion und sprachlichen Codierung von Schmerz" an der Universität Freiburg erhoben wird. In einem soziologisch-psychologischen Teilprojekt geht es dabei um Konstruktionen von Schmerz

verschiedener Schmerzkulturen, also sozialer Gruppen, die sich in spezifischer Weise zur Bedeutung von und zum Umgang mit Schmerz positionieren. In diesem Zusammenhang haben sich bislang 21 Gruppen mit insgesamt 148 DiskutantInnen (55 Männer, 93 Frauen) aus unterschiedlichen Zusammenhängen (z.B. Selbsthilfegruppen von meist chronisch Kranken, mit Schmerz befasste Professionelle aus dem medizinischen Kontext, transsexuelle Männer, eine Bluesband, Mütter nach der Geburtserfahrung, Hebammen, Sport- und SM-Gruppen) in Gruppendiskussionen mit dem Thema Schmerz auseinander gesetzt. Daneben habe ich bislang 7 Einzelinterviews mit Beteiligten (vorwiegend aus diesen Gruppen) durchgeführt.

Hinter diesem Untersuchungsdesign stehen einige methodologische Entscheidungen: Um Schmerz für eine Analyse erreichbar zu machen, die über die Zentrierung auf Individuen und biologische und medizinische Sichtweisen hinausgeht, bedarf es eines Zugangs, der die *soziale* Gebundenheit *individueller* Äußerungen und Inszenierungen in den Blick bekommt. Dazu eignen sich neben Einzelinterviews vor allem Gruppendiskussionen.[5] Die Wahl dieses Verfahrens ist der Einsicht geschuldet, dass wirkungsmächtige, sozial generierte Deutungsmuster und Normen meist implizit bleiben und nur selten offen preisgegeben werden. Deshalb besteht eine wesentliche Aufgabe darin, sie erst einmal rekonstruierbar zu machen. Rekonstruktionen gelingen, wenn Dynamiken genutzt werden, die in soziale Prozesse eingebaut sind. Dazu zählen etwa die Inszenierung einer gemeinsamen Identität und von Verbundenheit, was die Beteiligten interaktiv *tun*, oder auch das Verheddern in Widersprüche, das sozial aufgefangen oder korrigiert wird. Gruppendiskussionen sind damit auch Dokumente für Erleben (unbewusste Inskriptionsprozesse) im Gegensatz zu kognitivem Wissen (bewusste Wahrnehmung) – zentralen Mechanismen von Erinnerungsprozessen.

In diesem Beitrag nun geht es um Schmerzdiskurse und Schmerz(re)konstruktionen bei sozialen Gruppen, die sich in der einen oder anderen Weise für Schmerz ‚entschieden' haben. D.h. der Umgang mit Schmerz gehört auch zu dem, was die Gruppe als gewählte Bezugsgruppe auszeichnet. Das betrifft physischen wie auch psychischen, unfreiwillig wie auch freiwillig erlebten Schmerz. Die Grenze zu einem zähneknirschenden Inkaufnehmen von Schmerz ist dabei fließend. Aus diesem Grund nehme ich hier auch keine strikte Zuordnung von ‚freiwillig' vs. ‚unfreiwillig' vor, sondern konzentriere die folgenden Ausführungen auf AkteurInnen, bei denen der Aspekt der Freiwilligkeit *deutlicher* ist als bei den meisten anderen (wie etwa den Gruppen von chronisch Kranken) zum Ausdruck kommt. Dabei handelt es sich um SportlerInnen (Gruppendiskussionen mit Kampfsportlern, schlagenden bzw. fechtenden Corpsstudenten und TriathletInnen sowie drei Einzelinterviews mit Triathletinnen und einer Ultraläuferin), Mütter und Hebammen[6] (je eine Gruppendiskussion und zwei Interviews mit Müttern) sowie SM-Praktizierende (heterosexuelle, *queere*, schwule, lesbische Gruppendiskussionen und ein Interview). Damit will ich zeigen, dass und wie soziale Gruppen über erinnerten Schmerz (identitätsstiftende) Bedeutungen konstruieren. Konkret heißt das: Die Konstruktion von Schmerz liefert

Hinweise darauf, dass Schmerz die Funktion (nicht das Ziel) hat, Geschlecht nicht thematisieren zu müssen und damit vergessen zu können.

Den theoretischen Hintergrund dafür bieten die geschlechtertheoretisch formulierten Konzepte der Dethematisierung von Geschlecht und des *undoing gender*. Die These der Dethematisierung von Geschlecht[7] argumentiert mit der wachsenden Unsicherheit bei der empirischen Verortung von Geschlecht (Unzuverlässigkeit von geschlechtsspezifischen Stereotypisierungen, Rückgang der Geburtenrate, bessere Schulbildung und höhere Erwerbsneigung von Frauen). Weil die soziale Kommunikation indifferenter gegenüber physischer Anwesenheit werde, müssten Individuen nicht mehr immer und überall als Geschlechtswesen in Erscheinung treten. Damit könne Geschlecht in vielen Funktionsbereichen in den Hintergrund treten: Frauen und Männer hätten Zugang zu allen funktionalen Subsystemen und figurierten nur noch als ‚Personen' mit eingeschränktem Verhaltensrepertoire. Dabei sei vor allem die Inklusion von Frauen ins Erwerbssystem von Bedeutung, ein Wandel von Lebensformen bzw. nachholende Individualisierung sowie die Institutionalisierung der Beobachtung von Geschlechterdiskriminierung.[8]

Dethematisierung indes heißt nicht gleich Inaktivierung[9] und schon gleich gar nicht Irrelevanz von Geschlecht. Gerade eine feministische Perspektive sieht ihre ideologiekritische Aufgabe darin, das Geschlecht von AkteurInnen kenntlich zu machen. Denn hinter Geschlechtsneutralität – so die feministische Kritik – verberge sich zumeist Geschlechtsblindheit.[10] Auf einer affektiven Ebene nämlich könne Geschlecht bedeutsam sein, auch wenn dies unsichtbar bleibe. Unterschwellige Mechanismen fänden sich beispielsweise bei der Segregation des Arbeitsmarktes, die zur Verschleierung von Ungleichheit beitrage. Angleichungs- und Nivellierungsprozesse seien eher Oberflächenphänomene, weshalb Geschlechterungleichheit ein konstitutives Merkmal der Gesellschaftsformation sei, die die verschiedenen Funktionsbereiche (z.B. Erwerbssphäre und private Reproduktion) miteinander verbinde. In dieser Perspektive bilden die asymmetrischen Verknüpfungen die Tiefenstruktur der Geschlechterungleichheit und reproduzieren sie immer wieder aufs Neue. Die zentrale feministische Kritik am Geschlechterdiskurs lautet also: Das Raster der Thematisierung und Dethematisierung ist viel zu grob, zu abstrakt und zu kognitivistisch, es kann nicht zwischen verbaler und affektiver Ebene, zwischen normativen Präskriptionen und objektivierten Strukturzusammenhängen unterscheiden. Lebenslaufrelevante Institutionen etwa setzen geschlechtliche Arbeitsteilung voraus, thematisieren diese aber nicht unbedingt.[11]

Das Konzept des *undoing gender* als das aktive Irrelevantmachen von Geschlecht dagegen setzt auf der Ebene der Interaktion an. Es wird etwas ungeschehen gemacht, was geschehen ist, es wird von etwas abgesehen, was man gesehen hat: Natürlich registriert die Beobachterin, dass ihr ein Mann (und nicht eine Frau) aus dem Mantel hilft. Sie macht dies aber nicht zum Thema, denn ‚eigentlich' geht es ja um die Planung des nächsten Geschäftstermins, den gemeinsamen Besuch der Oper oder die Freude über das Wiedersehen im Restaurant. In vielen sozialen

Situationen macht informationelle Redundanz die Geschlechter sozial *vergessbar*: „Das Wissen von der Geschlechtszugehörigkeit kann im Verlauf der Interaktion risikolos vergessen werden, eben weil es durch die Darstellungen ihrer Teilnehmer gespeichert wird."[12] Geschlechtsneutralisierung (*undoing gender*) ist dabei etwas anderes als Geschlechtslosigkeit (*not doing gender*). Im Vordergrund steht also die Frage, ob die initiale Geschlechterunterscheidung im Verlauf der Interaktion aktualisiert wird oder nicht. Wie nun lassen sich diese Überlegungen für den Umgang mit Schmerz nutzen?

2. Schmerz ist nicht nur negativ

Schmerz ist nicht nur ein Thema der Medizin, sondern auch der Philosophie, Theologie und Anthropologie. Der Historiker David B. Morris schreibt in seiner *Geschichte des Schmerzes*:

> Wenn morgen jemand eine narrensichere, kostenlose Pille ohne Nebenwirkungen mit der Garantie auf lebenslange Schmerzfreiheit erfinden würde, müßte man sich sofort daran machen, neu zu erfinden, was es bedeutet, ein Mensch zu sein.[13]

Philosophisch ist Schmerz als eine Weise des „Zur-Welt-Seins"[14] zu verstehen, als eine unmittelbare Gewissheit des Leib-Seins, die sich der dualistischen Trennung von Körper und Geist/Bewusstsein widersetzt. So beschreiben PhilosophInnen Schmerz als eine ‚Leistung' des Organismus, die als Scheitern erlebt wird, was ihm den pathetischen Charakter des Erleidens und Duldens gibt. Deshalb ist der unmittelbare Sinn des Schmerzes zunächst einmal seine Beseitigung und Überwindung[15], aber auch „eine Herausforderung, zu den Kontingenzen und Beschränkungen durch die leibliche Existenz Stellung zu nehmen."[16] Sah die Antike im Schmerz den „bellenden Wachhund der Gesundheit"[17] und erwartete von der Philosophie Linderung, reduziert die Medizin auch heute noch die Zweckmäßigkeit von Schmerz vor allem auf seine Alarmfunktion. Diese Sicht greift zu kurz. Denn zum einen funktioniert sie nicht – chronischer Schmerz etwa ist selbst zur Krankheit geworden[18] – zum anderen haben Menschen immer versucht, den Schmerz als sinnstiftend zu begreifen, er fordert eine Erklärung und ist Ausdruck für eine existenzielle Verletzlichkeit, die in unserer Gesellschaft oftmals geleugnet wird.[19] Darüber hinaus hat Schmerz bereits biologisch viel mit Lust zu tun und ist auf dem schmalen Grat des „fluktuierenden Zentralzustands"[20] zu verorten: ausschließliche Lust wäre Wollust, ausschließlicher Schmerz wäre Qual[21] – und beides nicht lange auszuhalten. Schmerz ist mit anderen Worten nicht nur „aua", „weh tun" und „weg damit", sondern eine Grenzerfahrung, die Aufschluss über die eigene soziale Positionierung und Identität in der Gesellschaft gibt. Deutlich wird das etwa bei Gruppen von Müttern und Hebammen, SportlerInnen und SM-Praktizierenden. Gemeinsam ist ihnen die sinnstiftende Dimension der Grenzerfahrung, zu der sie über Schmerz gelangen: als

Geburtshelfer für Leben und dem damit verbundenen Selbstbewusstsein bei Müttern, als pädagogischer Leistungssteigerer bei SportlerInnen und als Lust(quelle der Transzendenz) bei SM-Praktizierenden. Diese Dimension erschließt sich vor allem – über Erinnerung.

1.) Schmerz als Geburtshelfer für Leben. Der Geburtsschmerz ist für viele Frauen der extremste Schmerz, den sie in ihrem Leben erlebt haben: „Es sprengt jede Vorstellungskraft, was da kommt" (Mutter). Eine Hebamme erklärt Schmerz sogar zum Definitionskriterium für Geburt: „Ab da, wo's wirklich weh tut, wissen die Frauen, jetzt isses wirklich Geburt." „Merkwürdig" erscheinen ihr dagegen Erzählungen von Frauen, die ihre, wie sie sagt, „Kinder im Galopp verloren" haben:

> Gar nicht so vor so langer Zeit hatte ich 'ne Frau betreut, im Wochenbett, die hat mir gesagt, sie hatte gar keine Schmerzen. Also sie hat wirklich gesagt, das waren genau ihre Worte: ‚Ich hatte gar keine Schmerzen. Ich hab geatmet, ich hab vorher Yoga gemacht und so. Also das war anstrengend, das war Arbeit, aber ich hatte keine Schmerzen.' Das find ich dann auch 'n bisschen merkwürdig. (Hebamme)

Geburt – so die Ansicht der Hebammen wie auch der meisten diskutierenden Mütter – ist Arbeit und Anstrengung, tut weh, ist aber nicht pathologisch. Der Schmerz gehört dazu, ist alternativlos, hat ein Ziel und wird schließlich mit dem Kind im Arm belohnt. Es ist klar, „[d]ass sich das konzentriert auf 'n bestimmten Zeitraum und dann auch wieder vorbei geht" (Hebamme). Es gibt kein Entrinnen, man muss durch ihn hindurch. Bei anderen schmerzhaften Ereignissen (wie etwa einem Marathon) bleibt die Option, abzubrechen, die Quälerei zu beenden, bei der Geburt geht das nicht. Der Schmerz hat einen Sinn, seine Überwindung gibt Kraft, die sich auch – das vermuten die Frauen – in der Bewältigung des Alltags fortsetzen werde, im ‚Leben danach'. Die Botschaft der Hebammen hat sich für sie bewahrheitet: Sie halten mehr aus, als sie sich vorstellen konnten auszuhalten, und das gibt Selbstbewusstsein. Kombiniert mit dem Aspekt der Belohnung lässt sich dies vor dem Hintergrund der protestantischen Arbeitsethik deuten: Wer diese ganze Tortur durchmacht, will sie auch mit Sinn versehen wissen; die Arbeit und die Anstrengung waren nicht umsonst.

2.) Schmerz als pädagogischer Leistungssteigerer. SportlerInnen nehmen Schmerz ebenfalls in Kauf, um ein Ziel zu erreichen, auch wenn es sich dabei nicht um ein singuläres Ereignis handelt wie bei der Mutter, die ein Kind zur Welt bringt. Den SportlerInnen geht es um Leistung(ssteigerung). Bei den KampfsportlerInnen gehört der Schmerz einfach mit dazu, auch wenn sie ihn nicht suchen. Er ist ein Lehrmeister, der einen voranbringen kann. Die positive Bewertung von Schmerz überwiegt hier gegenüber der negativen. Bei den fechtenden Corpsstudenten spielt der Schmerz insbesondere im Hinblick auf Kontrolle, Bewältigung und Ehre eine Rolle: Die Tradition soll gesichert und am Leben ge- und erhalten

werden, und dazu gehört das Fechten (ohne Maske) mit dem damit verbundenen Umgang mit Schmerz. Darin kommt die in Deutschland sehr traditionsbehaftete ‚Tugend' der Abhärtung ins Spiel: „was nicht umbringt, macht härter". Bei den Corpsstudenten heißt das etwa, „wie eine deutsche Eiche da [zu] stehen und Hiebe aus[zu]teilen". Diese mentale Einstellung des sich selbst Überwindens haben sie vor allem bei der Bundeswehr gelernt – womit die Corpsstudenten auch Männlichkeit und Heldentum konstruieren. Kampfsport ist ein prototypisch männlicher „rite de passage", der als Lehrmeister viel mit einer Reifung der Persönlichkeit, der Korrektur falscher Einschätzungen und der Forderung nach Selbstdisziplinierung zu tun hat.[22] Bei den TriathletInnen schließlich ist Schmerz vor allem als Grenzerfahrung und -erweiterung ein Thema. Für eine Triathletin ist die Überschreitung der Schmerzgrenze darin begründet, „weil du eben so schnell sein willst." Man könnte auch sagen: Ohne Schmerz gäbe es keinen Ansporn zur Leistungssteigerung. Die Motivation führt dazu, „über den Schmerz drüber" zu gehen. Dazu gehören etwa rasende Kopfschmerzen beim Wettkampf in der glühenden Hitze, Verletzungen und Zusammenbrüche – sie demonstrieren eindrücklich, was beim nächsten Mal besser zu machen ist. Schmerz – so ein Kampfsportler – ist „die Grenze, die dein Körper dir aufzeigt, was du zu leisten imstande bist." Die Verschiebung von Leistungs- und Schmerzgrenzen – das eint die Sportgruppen bei allen Unterschieden der Form des Ausübens ihrer jeweiligen Sportarten – ist ein Ziel des Trainings, sie signalisiert Eigenverantwortung, Autonomie und Härte als moderne (männliche) Werte, und dafür ernten die SportlerInnen Anerkennung – etwas Besonderes zu sein und zu tun. Die Normalitätskonstruktionen der Sportgruppen begreifen Schmerz als Mittel zum Zweck, niemand will ein „Schmerzjunkie" sein. Schmerz wird instrumentalisiert, um auf der physischen Ebene einen anderen Leistungs- und auf der psychischen Ebene einen anderen Bewusstseinszustand zu erreichen.

3.) Schmerz als Lust(quelle der Transzendenz). Die SM-Gruppen schließlich haben sich von allen am deutlichsten für Schmerz ‚entschieden', sie bewerten Schmerz überwiegend positiv, verbinden ihn mit Lust:

> Du weißt ja, wenn du noch 'n bisschen geiler wirst, dann tut's nur noch mehr weh. Und wenn's eben noch mehr weh tut, dann wird's eben noch mehr geiler...

Aber auch hier muss Schmerz einen bestimmten Zweck erfüllen, um als legitim wahrgenommen zu werden. Schmerz wird als unglaublich intensiver und dichter Zustand geschildert, als Gefühl von Endlosigkeit, bei dem etwa eine Tür nach der anderen aufgeht, sich neue Perspektiven auftun. SM-Praktizierende beschreiben damit einen Zustand (höchster) Konzentration, die mit einem Bei-sich-sein verbunden ist. Der Zustand ähnelt sportlicher Erschöpfung, nämlich dem Ausgepowertsein wie nach intensivem Training oder einem langen Lauf. Das erfüllt mit Stolz über die eigene Aushalte- und damit Leistungsfähigkeit. Ähnlich hatte eine Mutter die Geburtserfahrung auf den Punkt gebracht: weniger als Schmerz, mehr

als Anstrengung, „wirklich Arbeit“. Anstrengung und Arbeit wollen belohnt werden: „Weißte dann nimmst du diese Herausforderung wahr und dann beißt du die Zähne zusammen und du weißt, erst danach kommt die Belohnung.“ Dieser Aspekt ist bei SM-Praktizierenden nicht nur mit „Blut, Schweiß und Tränen“ assoziiert, sondern trägt durchaus Züge einer Mischung aus Wellness und Erleuchtung. Die Grenzüberschreitung bei Schmerz im Kontext von SM liegt zum einen in der Umwertung: Am Anfang tut es weh, dann kommen Fliegen, Ekstase, Rausch, Glückswellen, die Transzendenz (körperlicher) Zustände. Zum anderen ist die Grenzerfahrung eine soziale. Das bedeutet, für jemanden Schmerz zu ertragen und ihm/ihr zu vertrauen, die Schmerzerfahrung zu teilen, gemeinsam zu haben. Die Grenzerfahrung hat aber auch eine sehr auf sich selbst bezogene, physische Komponente, bei der das Denken sukzessive durch Fühlen abgelöst wird: „Im SM-Kontext bedeutet Schmerz für mich einfach, (...) meinen Körper viel intensiver [zu] spüren als ich ihn sonst spüre.“

Solche Beschreibungen verweisen auf eine Unsicherheit, die als Unsicherheit der Erinnerung erscheint, tatsächlich aber eine Unsicherheit des Erlebens und Bewertens ist. Denn immer wieder kommen die Gruppen an den Punkt, wo es um die Grenzen der Beschreibbarkeit und damit auch der Bewertung von Schmerz geht. Infiltriert das Wissen über gesellschaftliche (Nicht-)Akzeptanz von Schmerz ihr Schmerzerleben? Ein Beispiel dafür ist die Umwandlung von Schmerz in Lust beim SM. Das Auspeitschen des Rückens beschreibt ein Diskutant als

> völlige Flugphase, du merkst zwar, dass dir irgendjemand auf den Rücken klatscht, aber ... so richtig dass es schmerzt merkt man gar nicht mehr. Also das wird dann irgendwie gleich in Lust umgewandelt. Das ist eigentlich das schönste.

Am Anfang tut es also weh, dann verwandelt sich der Schmerz in Lust oder wird erst hinterher als solche erfahren. Eine Lösung für das Problem einer nicht-negativen, aber dennoch nicht-pathologischen Schmerzdefinition könnte darin bestehen, andere Begriffe als Schmerz zu benutzen und damit möglicherweise *Schmerz kurzerhand wegzudefinieren*: Er wird – so hat es den Anschein – einfach nicht empfunden. Die TriathletInnen etwa beschreiben Ermüdung, Erschöpfung und auch das Sich-Quälen als etwas anderes als Schmerz und definieren Letzteren mehr als kognitives denn als körperliches Problem:

> Also dass man vom Kopf her, also so ging es mir jetzt dieses Jahr, dass ich immer ab Kilometer zwanzig, fünfundzwanzig ... mag ich nicht mehr, da will ich stehen bleiben. Da will ich aufhören. Und da muss ich mich einfach dazu motivieren, weiter zu laufen. Meine Beine hoch zu heben. Und das fängt dann schon irgendwann an, dass es eine Quälerei wird. (...) Du bist vom Kopf her einfach tot, dein Kopf will nicht mehr, der Kopf ist leer.

Die nach zehn Stunden Schwimmen, Radfahren und Laufen eingetretene Ermüdung wolle den strapazierten Körper nur zum Stillstand bringen, mit Schmerz habe das aber nichts zu tun – denn es tue ja nicht „richtig weh“. In solchen Situationen

helfe der unbedingte Wille bis zum Ziel (Version kein Schmerz), oder aber es seien nur kurze Phasen, wo der Schmerz eine Rolle spielt. Der Faktor Zeit spielt also eine maßgebliche Rolle. Denn die Schmerzdauer legitimiert eine Wahrnehmung, die sonst eigentlich nicht legitimierbar wäre. Man könne müde sein, sich quälen, aber Schmerz sei das deswegen noch lange nicht. Nur eine normale Reaktion des Körpers. Gleichwohl: Die funktionale Äquivalenz der skizzierten Umgangsweisen mit Schmerz liegt darin, dass sie ihm – in jedem Fall *ex post* – allesamt Sinn zuweisen: als Geburtshelfer für die Entstehung von Leben (s.o.), als pädagogischer Leistungssteigerer und als Lustquelle der Transzendenz. Geschlecht spielt bei all dem keine explizite Rolle, es wird aber auch nicht aktiv dethematisiert. Vielmehr bleibt Geschlecht als Hintergrundmusik präsent und kann bei Bedarf aktiviert werden. Im Vordergrund steht der Umgang mit und die Bewältigung von Schmerz. Schmerz erfüllt Funktionen, die mit der Dimension des „aua" und der bloßen Negativität nicht zureichend zu erfassen sind. In allen drei Fällen handelt es sich um Grenzerfahrungen, die eine existenzielle Ebene berühren: die Identität als soziale AkteurInnen und die Erfahrung der eigenen Belastbarkeit.

Schmerz löst auch Prozesse seiner Bewältigung aus, die nicht nur körperlich wirksam sind. Hier ist ein Wechselspiel von Physischem und Psychischem zu beobachten, das nicht ohne den Mechanismus des Erinnerns funktioniert. Wenn etwa die Hebammen ihre Klientinnen auf die extreme Schmerzerfahrung der Geburt vorbereiten, erklären sie den Frauen, dass sie während der Geburt Endorphine bilden, die ihnen bei der Bewältigung von Schmerz helfen können. Die durch Schmerz produzierten Endorphine, so ihre Botschaft, nähmen diesen zwar nicht, aber machten ihn erträglich.

> Die ist da rein gewachsen, in die Situation. Die hat irgendwann auch ‚ja' gesagt. Aber auch, dass der Körper wirklich irgendwelche Hormone dann wirklich ausschüttet. (Hebamme)

Ich unterscheide hier drei Dimensionen der Schmerzbewältigung, die Hebammen und Mütter in unterschiedlicher Weise auf die Wirkung des körpereigenen, schmerzunterdrückenden Opioids Endorphin, zurückführen. Im nächsten Schritt komme ich auf die Bedeutung von Erinnern zu sprechen. Dies geschieht zunächst im Fall des Geburtsschmerzes, dann beziehe ich die SportlerInnen und SM-Praktizierenden mit ein:

- *Physis: Zeit und Steigerung.* Die Wirkung von Endorphinen wird nicht nur vor und beim Geburtsvorgang sichtbar, sondern auch danach, wenn man Frauen ohne Betäubung schneiden und wieder zunähen kann. Dabei spielt der Faktor Zeit eine wichtige Rolle. Denn Endorphine beginnen erst langsam mit den sich steigernden Schmerzen zu wirken. Sie wirken aber auch nicht endlos lang. Das wissen die Hebammen. Deshalb versuchen sie auch, für die mitunter notwendige, schmerzhafte Prozedur des Nähens noch die Phase mit einem hohen Endorphinpegel zu erwischen. Aber nicht nur der

Schmerz wird im Verlauf der Geburt stärker – das ist die gute Botschaft der Hebammen – auch die Endorphine entfalten erst im Verlauf ihre Wirkung. Viele Frauen denken, sie könnten nicht mehr, „aber irgendwie kommt man in diese Steigerung hinein" (Hebamme).

- *Psyche.* Die Endorphine werden – so die Hebammen – nicht nur physisch, sondern auch psychisch wirksam. Denn sie erzeugten eine innere Zustimmung, ein Sich-einlassen und Ja-sagen. Hier scheint auch die Einsicht von Bedeutung zu sein, dass die gebärende Frau weiß, dass sie es letztlich allein schaffen müsse, niemand könne ihr wirklich helfen, sie müsse allein durch, sie ist im Schmerz allein. Auch diese Erfahrung lasse sich mit dem Wissen um die Wirkung von Endorphin besser bewältigen. Eine Mutter erklärt den positiven Beigeschmack des Geburtsschmerzes mit physisch stattfindenden Hormonausschüttungen, die dazu führten „dass ich da jemand ganz anderer war irgendwie". Sie hat sich in einer Weise erfahren, die ihr vorher unbekannt war, als eine starke und selbstbewusste Frau, die ein Kind zur Welt bringt und dabei unglaubliche Schmerzen auszuhalten imstande ist.
- *Sozial.* Das kann auch dazu führen, dass die Mutter noch „voll mit den Hormonen glücklich und begeistert im Bett" liegt, das Gemeinschaftsgefühl mit dem Kind genießt und stolz darauf ist, was sie mit dem kleinen Menschen gemeinsam – unterstützt durch Hebamme, PartnerIn, FreundInnen, soziales Netz – geschafft hat. Sie weiß um den positiv konnotierten Zusammenhang, die Sinnstiftung, erfährt diese und bezieht sich darauf. Auch dieses Gefühl von Verbundenheit wurzelt in der zu diesem Zeitpunkt aktuellen Erinnerung an Schmerz, was mit Stolz erfüllt, auch gegenüber anderen.

Diese Funktionen lassen sich beim SM ebenso nachzeichnen wie beim Sport: Der Körper muss sich langsam an die kommenden Belastungen gewöhnen, der Kreislauf wird durch Aufwärmen vorbereitet und er muss auch wieder zur Ruhe kommen. Der Schmerz hat einen Beginn, einen Höhepunkt, ein Ende, sei es das geborene Kind, das Erreichen des Zielstrichs oder ein Orgasmus (Zeit). Der Schmerz bleibt dabei nicht gleich, sondern nimmt zu, seien es stärkere und/oder längere Wehen bei den Müttern, ein höheres Tempo, längere Belastungen bei den SportlerInnen oder ein härteres Zuschlagen bei den SM-Praktizierenden (Steigerung). Alle müssen sich auf die erwarteten Belastungen einlassen, „ja" sagen zu einem Schmerz, der nicht das eigentliche Ziel ist, den sie für das jeweilige Ziel aber (mehr oder weniger gern) in Kauf nehmen. Sie könnten es auch lassen und sich gegen Kinder oder für einen Kaiserschnitt, gegen Sport oder für Sporttreiben ohne Wettkampfcharakter oder schließlich für (den bei SM-Praktizierenden abschätzig verwendeten Begriff des wenig aufregenden, d.h. ohne Schmerz, Macht, Unterwerfung und Dominanz einhergehenden) „Blümchensex" entscheiden (Psyche). In allen Fällen findet der Umgang mit Schmerz in einem spezifischen sozialen *setting* mit den jeweiligen Mechanismen der Anerkennung statt: das Kind im Arm, die Nähe zum/zur PartnerIn,

der Beifall im Ziel (Soziales). Über Schmerz werden damit Beziehungen konstruiert, ohne dass das Soziale thematisiert werden muss: das Sorgende der Mütter, die Hingabefähigkeit der SM-Praktizierenden, das ‚*Iron*mäßige' der TriathletInnen, all das geschieht über Schmerz.

Vor diesem Hintergrund lässt sich *Schmerz als Erinnerungsgenerator* beschreiben. Bei vielen Müttern ist er auch noch nach Wochen ein großes Thema, bei unkomplizierteren Fällen dagegen gerät der Schmerz schneller in Vergessenheit. Die Geburt hat auf mehreren Ebenen mit Erinnern zu tun, nicht nur auf der Ebene des manifesten physischen Geburtsschmerzes. Erstens können *Schuldgefühle* und der damit verbundene Schmerz des schlechten Gewissens bei einem Wunschkaiserschnitt entstehen, wenn Letzterer dann doch nicht so klappt, wie sich die Frau das vorgestellt hat. Zweitens gibt es den vor der Geburt liegenden *psychischen Schmerz*, der in der Geburt auf spezifische Weise zum Ausdruck kommt. Eine Hebamme berichtet von einer Spätgeburt, weil eine Frau ihren biografischen Schmerz unterdrückt hatte. Erst das Sprechen, das Erzählen der erlittenen Schmerzen leitete die Geburt ein. Drittens kann auch der *Abschied von Schwangerschaft* als Schmerz empfunden werden – wenn die Frau diese Phase und die damit verbundene soziale Position genossen hat – und sich schmerzhaft an eine schöne Zeit erinnert. Viertens ist das *Alleinsein bei der Geburt und danach* mitunter schmerzhaft: „Also dieser Wunsch nach Familie, und das nicht alleine zu machen, den hat glaub ich jede Frau" (Hebamme). Das kann ganz schnell nach der Geburt virulent werden und sich in Stillschwierigkeiten oder Depressionen niederschlagen.

3. Schmerz und Geschlecht

Wohl kaum eine Schmerzerfahrung ist deutlicher geschlechtlich markiert als die Geburt. Insofern hat Schmerz auch mit Geschlecht zu tun, ist aber keine geschlechtsspezifische Angelegenheit. Das lässt sich anhand von Klischees nachzeichnen: „Frauen als das schwache Geschlecht halten weniger aus als Männer" *versus* „Frauen sind aufgrund von Menstruations- und Geburtserfahrungen schmerzresistenter als Männer" – je nachdem. In der christlichen Tradition mit der reichen Kultur des Schmerzes und der „Politik des Leidens"[23] werden drei Typen von Schmerzreaktionen unterschieden, die verschiedene, miteinander nicht kompatible Geschlechterbilder zutage fördern: Erstens die ohnmächtige Kapitulation gegenüber der Unerträglichkeit und Unabänderlichkeit, was sich etwa im Weinen äußert. Genau das ist die kulturell den Schwächeren – Frauen und Kindern – zugebilligte Form des Reagierens auf Schmerz. Gleichwohl wird Frauen mit dem Verweis auf Menstruation und Geburt eine größere Aushaltefähigkeit von Schmerz zugeschrieben.[24] Dies ist auch die Botschaft der Hebammen: Sie wollen die Frauen davon überzeugen, dass sie mehr Schmerz aushalten als sie meinen, aushalten zu können. Die zweite, kulturell höher bewertete Form ist durch Standhalten und Widerstand geprägt, sie gilt als männlich. Vor allem der Kontext von Militär und Krieg konstruiert dabei einen

Mythos männlicher Unverletzbarkeit.[25] Dafür steht etwa die Äußerung einer Mutter zu ihrer Geburt, die auf die eigene Stärke anspielt: „Oah, ich bin so wahnsinnig stark! (...) Ich hab mich noch nie so stark gefühlt." Am Ende der Skala schließlich steht der spirituell konnotierte Heroismus des Duldens mit seiner demütigen Hingabe und Gelassenheit. Auch das ist in Geburtserfahrungen präsent: Es gibt keine Alternative zum Schmerz, das Kind muss schließlich auf die Welt gebracht werden. Die Frau kann aber ‚ja' sagen zum Schmerz, sich hingeben statt Widerstand leisten, den Schmerz produktiv nutzen. Betrachtet man den Tatbestand der Geburt, sind alle drei Antworttypen in dieser genuin weiblichen Erfahrung präsent: die Kapitulation mit dem Diktum, die Geburt müsse unter Schmerzen stattfinden[26], der Widerstand etwa gegen die Unterwerfung unter die „industrialisierte Geburt" mit der medikalisierenden Abhängigkeit von Ärzten[27], und das Sich-dem-Schmerz-Überlassen mit der Deutung von Schmerz- als Liebesfähigkeit.[28] Was davon ist am weiblichsten? Eine solche Frage macht ebenso viel bzw. wenig Sinn wie die, ob eine ‚geräuschkontrollierte' Geburt nun weiblicher sei als eine, bei der die Frau laut schreit.

Die skizzierten Modelle eines ‚weiblichen' Umgangs mit Schmerz sind also voll von Widersprüchen. Es gibt auch andere Modelle wie etwa die Naturalisierung von Kompetenzzuschreibung *qua* Geburtserfahrung, die Konstruktion von HeldInnentum im Sport oder das Gebot der politischen Korrektheit im SM. Ich will diese Wissensbestände des Alltags zum Zusammenhang von Schmerz und Geschlecht kurz skizzieren, um dann zur Diskussion von *doing gender* und Dethematisierung von Geschlecht zu kommen.

1.) Naturalisierung von Kompetenzzuschreibung qua Geburtserfahrung. Die Zweifelhaftigkeit der Konstruktion einer Geschlechtsspezifik von Schmerz wird deutlich, wenn die Erfahrung der Geburt zum Qualitätskriterium beruflicher Kompetenz wird. Kinderlose Hebammen etwa stellen fest, dass ihnen eine Grenzerfahrung fehle – auch wenn sie das mit Professionalität und Erfahrung aufzuwiegen wissen. Die Geburtserfahrung sei mit Weichheit (vermutlich im Sinne des dritten Schmerztypus (s.o.) des Duldens und der demütigen Hingabe und Gelassenheit) und Verständnis verbunden – was offensichtlich als wichtiges Qualifikationsmerkmal einer Hebamme erachtet wird. Damit naturalisieren die Hebammen – vielleicht als Verlängerung der Wahrnehmungen ihrer Klientinnen – Kompetenz. Eine Hebamme sieht sich beispielsweise mehr respektiert, wenn sie selbst geboren hat („Ich hab immer das Gefühl, man muss, man muss beweisen, dass man's trotzdem kann"). Fehlt diese Erfahrung, wird ihre Autorität angezweifelt. Das hat damit zu tun, dass Mütterlichkeit in diesem Beruf das zentrale Thema ist: „Das ist, wie wenn du Fahrlehrer bist und selber kein Auto fährst."[29] Eine kinderlose Hebamme hat für sich eine Lösung gefunden – sie sagt manchmal einfach, sie habe zwei Kinder, und wird dann in Ruhe gelassen. Hier wird die berufliche Kompetenz so stark auf Biologie fokussiert (auch wenn die Hebammen das ablehnen, profitieren sie dennoch davon), dass Geschlecht im Sinne von Geschlechterdifferenz gar nicht mehr explizit gemacht werden muss.

2.) HeldInnentum durch Durchhalten. Etwas anders gelagert ist die Konstruktion von Geschlecht über Schmerz bei den TritahletInnen – Triathlon geriert sich als geschlechtergerechte Sportart. Leistungen wie das *Finishen* bei einem *Ironman* (3,8 km Schwimmen, 180 km Radfahren, 42 km Laufen) machen Helden. Das steckt schon im Begriff: *Ironman*. Die Konstruktion von Heldentum ist aber kein männliches Privileg. Bei den diskutierenden *Ironwomen* hat Heldinnentum mit einem Selbstbewusstsein zu tun, das zum einen darauf rekurriert, sich durch Training physisch und psychisch abgehärtet zu haben, aber zum anderen auch auf der Erfahrung erfolgreichen Aushaltens von Menstruations- oder auch Geburtsschmerz beruhen kann. Diese Erfahrung macht gelassener, die befragte Triathletin kann – im Gegensatz zu vielen jüngeren männlichen Athleten, die „sich die Badewanne von der Mutter einlaufen lassen" – „mit gewissen Schmerzen schon leben". Daraus spricht kein Bekämpfen, sondern ein Arrangieren mit dem Schmerz. Vor allem das Wissen um dessen Ende lasse sich auf Wettkampfsituationen übertragen: Ich komme schon ans Ziel. Dieses Selbstvertrauen lässt Tiefen überstehen:

A: Es gibt aber auch so beim, beim, beim Radfahren dann so, so Punkte, wo es, wo es einfach geht und dann wieder, wo du denkst, oh Gott, ich bringe diese Kurbel nicht rum, oder du wirst immer langsamer.
B: Und dann sagst du dir: gut machst du das, Mädel!

Das aufmunternde „Mädel" kommt hier nicht zufällig. Die beiden Frauen reden über Stärke, die sie mit dem Aushalten des Menstruationsschmerzes beginnen lassen:

> [D]ass einfach Frauen an sich Schmerzen auch einfach viel, viel leichter wegdenken können, weil es geht ja schon los, fast jede hat diese Menstruationsschmerzen, und bei einer stärker, bei anderen weniger. (...) Wenn ich diesen Schmerz kenne, das vergeht ja wieder. Das ist ja auch immer, wenn man sich bei irgendwas was verletzt und so, ja, geht ja wieder weg.

Sie konstruieren damit kein geschlechtsneutrales Durchhaltevermögen, sondern sehen sich als starke *Frauen*. Der nächste Schritt ist die Rechtfertigung einer HeldInnenzuschreibung. Konkret geht es um die Frage, ob das *Finishen* eines Langdistanz-Triathlons dazu ausreicht. Die Stellungnahme ist eindeutig: „Du stehst am Wasser und fühlst dich wie in der Arena, weil [dich?] alle um dich herum anfeuern." Die beiden fühlen sich im Moment des Starts als Heldinnen, sie sind stolz auf sich. Dieses Gefühl stellt sich zum einen ein, weil das Training abgeschlossen ist – sie haben sich gut vorbereitet. Zum anderen sind da die vielen Menschen mit ihren bewundernden Blicken – auf die HeldInnen in der Arena, die ihnen ein Spektakel von Schweiß, Kampf und Durchhaltevermögen liefern werden. Es ist also eine Mischung aus der eigenen Leistung(sfähigkeit) und aus deren Anerkennung durch andere. Letztere ist wichtig – wie es die Bewunderung für das konsequente Training der befreundeten Mitstreiterin belegt: „Ich habe eine Freundin, die ist Krankenschwester, die hat mit mir den *Ironman* gemacht, so, dass sie in der Frühe um sieben

von ihrer Nachtschicht kam, angerufen hat: ‚Wir gehen noch schwimmen, und dann lege ich mich erst hin.' " Das sind Heldinnen – im Vergleich zu vielen männlichen und auch weiblichen ‚Weicheiern'. Von einer Geschlechtsspezifität geschweige denn einer Natürlichkeit von HeldInnentum sollte also keine Rede sein.

3.) Politische Korrektheit bei SM. In den Diskussionen der vier SM-Gruppen spielt Geschlecht eine bestenfalls nachgeordnete Rolle – als diskursives Thema. Es sind vor allem in der heterosexuellen SM-Gruppe die Legitimität von Unterwerfungsfantasien und Praxen der Rollenverteilung, die mit einem modernen, d.h. feministisch aufgeklärten Frauenbild so gar nicht vereinbar und damit politisch unkorrekt erscheinen: Gewaltfreiheit als Gebot im Geschlechterverhältnis, mit dem SM zumindest phänotypisch kollidieren könnte, Vergewaltigungsfantasien, die Selbstvorwürfe der Mutter einer heterosexuellen SMerin, sie habe die Tochter falsch erzogen. Männer *toppen* werde feministisch vielleicht noch goutiert (als Rache für die jahrhundertelange Unterdrückung von Frauen), schwieriger werde es freilich mit der Rollenverteilung von männlichem *top* und weiblicher *bottom*, wenn sich also eine Frau von einem Mann verprügeln lasse – dann schrien Feministinnen laut auf. Letzteres stehe heute unter einem erhöhten Legitimationszwang: Frauen Schmerz zuzufügen gilt aufgrund der existierenden Machtverhältnisse als problematischer und schwieriger zu rechtfertigen als umgekehrt. Ein unterschiedliches Schmerzempfinden oder -verständnis indes lässt sich daraus mit Sicherheit nicht ableiten – wie sollte das auch aussehen?

Gemeinsam ist diesen Konstruktionen ein naturalisierendes Moment: Ein natürlicher Geschlechterunterschied wird zur Erklärung von Schmerzerfahrungen herangezogen – beliebig, wie es gerade passt. Die letzte, bislang unhintergehbare weibliche Bastion ist dabei die Geburtserfahrung (und in abgemilderter Form auch die Menstruation). Unterschiedliche Schmerzempfindungen von Männern und Frauen lassen sich damit freilich nicht belegen. Geschlecht muss – was die Beschreibung der eigenen Praxis und nicht den diskursiven Überbau betrifft – offensichtlich ebenso wenig markiert werden wie bei der Geburt, weil es für die Praxis von SM oder Sport nicht relevant ist oder zumindest nicht als relevant konstruiert wird. Dennoch scheint es wichtig zu sein, dass das Wissen um Geschlechterdifferenzen existiert und aktualisiert werden kann – etwa zur Sicherung der männlichen Machtposition im Krankenhaus oder prestigereicherer männlicher Wettbewerbe im Sport bzw. des privilegierten Status männlicher Teilnehmer. Geschlechterkonstruierend beim Umgang mit Schmerz ist etwa die Kritik der fehlenden Anerkennung für die Leistung des Gebärens. Das stößt dann auch durchaus auf Kritik: Würden Männer Kinder bekommen, so eine Mutter, „dann wäre das das Ereignis des Jahrhunderts und danach gibt's ein Jahresgehalt geschenkt oder sonst was." Dahinter steckt die Botschaft: Was weiblich ist, ist weniger wert, gilt als selbstverständliche Leistung, wie ja auch das Aufziehen der Kinder und das Führen des Haushalts. Hier fällt der Begriff des „Schmerzensgelds". Die möchte die Sprecherin nicht als Bezahlung des

Kindes, sondern als eine allgemeine Wertschätzung verstanden wissen – die Frauen auch im gesamtgesellschaftlichen Maßstab versagt bleibe.

4. Dethematisierung von Geschlecht und *undoing gender*

Wie lassen sich die Befunde zur Relevanz und Selbstverständlichkeit von Geschlecht auf den Punkt bringen? Im Fall der Konstruktion von Schmerz ist als Zwischenergebnis festzuhalten: Je stärker Schmerz als geschlechterdifferent erfahren wird, desto weniger Markierung ist erforderlich. Warum sollte auch begründet werden, dass Männer keinen Geburtsschmerz kennen? Entsprechend ist der geschlechtstypisch konstruierte Schmerz weniger diskursiv verfügbar. Bei Erzählungen zur Geburtserfahrung und Erfahrungen von Menstruationsschmerzen gibt es zwar vereinzelte Verweise auf Geschlecht. So werden etwa die Brutalität der Krankenhausärzte, die gesuchte Solidarität mit Hebammen, die mangelnde Anerkennung und Wertschätzung des Geburtsschmerzes, die Ungerechtigkeit von Menstruationsschmerzen thematisiert. Die Geburt ist jedoch schon so eindeutig geschlechtlich markiert, dass hier der Verweis auf Weiblichkeit/Geschlecht überflüssig zu sein scheint. Geschlecht wird hier in seiner Selbstverständlichkeit irrelevant, mit dem Erinnern an Schmerz vergessen. Ebenso lässt sich das Umgekehrte sagen: Geschlecht ist so eindeutig relevant, dass es nicht mehr explizit gemacht werden muss. Ob es von allen mitgedacht wird oder nicht, muss hier offen bleiben. Im Sport und bei SM dagegen sieht es auf den ersten Blick noch so aus, als müsste Geschlecht eine wichtige und zu markierende Rolle spielen. Bei den TriathletInnen wird mit dem Steinzeitargument (die Männer der Steinzeit seien für die Jagd, die Frauen für die Höhlen- und Erziehungsarbeit zuständig gewesen) die geringere Leistungsfähigkeit von Frauen beim Triathlon begründet. Triathlon betreibende Frauen selbst führen ihr Durchhaltevermögen und ihre Schmerztoleranz auf Geburts- und Menstruationserfahrungen zurück. Bei einigen SM-Gruppen ist es der Fingerzeig auf Feminismus, der geschlechtergleiche Praktiken erschwert. Gleichzeitig werden bei genauerem Hinsehen die Geschlechterunterschiede wieder relativiert: Die Triathletin betrachtet ihren Körper so instrumentell wie viele männliche Triathleten, die Ultraläuferin lässt zahlreiche Männer hinter sich, die SMerin genießt das Schlagen wie auch das Geschlagenwerden.

Methodologisch ist hier festzuhalten, dass es immer noch und nur um die Ebene des Erinnerten geht – und dies ist im Fall wissenschaftlicher Rekonstruktion nur diskursiv zugänglich. Wenn bei dem, was die Beteiligten über ihre Praxis erzählen, keine relevanten Hinweise auf Geschlecht und keine relevanten Unterschiede zwischen Geschlechtern festzustellen sind, heißt das nicht, dass Geschlecht irrelevant ist. Es heißt aber, dass Geschlecht als diskursive Kategorie keine Rolle spielt – was es festzustellen gilt und woraus methodologische Konsequenzen gezogen werden mögen.[30] Ich will die bisherigen Beobachtungen auf die eingangs vorgestellten

Thesen des *undoing gender* und der Dethematisierung von Geschlecht hin analysieren.

Festzuhalten ist dabei, dass die initiale Geschlechterunterscheidung in den Gruppendiskussionen durchaus aktiviert wird, aber eben nicht durchgängig. Die Diskussionen sind nicht geschlechtslos. Das wird in Strategien der Abgrenzung deutlich, in Versuchen der Rechtfertigung des eigenen Handelns oder auch im expliziten Verweis auf geschlechtliche Markiertheit wie etwa dem Menstruations- oder Geburtsschmerz. Geschlecht bleibt also relevant, ist aber nicht omnirelevant. Erschließen lässt sich die Bedeutung vor allem indirekt – etwa durch einen Abgleich des Gesagten mit institutionellen Rahmendaten (wie etwa die geschlechterhierarchische Struktur von Krankenhäusern, die monetäre Nichtwertschätzung von Geburten, die Honorierung von Leistungen von Sportlerinnen und Sportlern, die Präsenz von Diskursen zu Frauenfeindlichkeit und -unterdrückung bei SM) wie auch durch die Analyse von Widersprüchen in einzelnen Gruppendiskussionen.[31]

Man kann also die makrosoziologisch angelegte These der Dethematisierung als einem Irrelevantwerden von Geschlecht zurückweisen und ebenfalls eine Omnirelevanz von Geschlecht bestreiten. Für die TriathletInnen und die SM-Praktizierenden heißt das, dass die Geschlechterdifferenz bei Bedarf zum Thema gemacht werden kann, was auch geschieht (wie etwa beim Verweis auf die für das Durchhaltevermögen beim Sport bedeutsame Geburtserfahrung, bei der Diskussion um „Frauenfeindlichkeit“ von SM oder der Kritik der mangelnden Anerkennung des Gebärens). Für fast die gesamte Diskussion indes bleibt Geschlecht im Hintergrund, es ist nicht immer und überall relevant. Vor diesem Hintergrund gibt es gute Gründe für die Annahme einer Komplementarität der beiden Diagnosen der Dethematisierung von Geschlecht und des interaktionistischen *undoing gender*: Wenn die gesellschaftlichen Machtverhältnisse unangetastet bleiben, ist auf der Mikroebene der Interaktion durchaus ein begrenztes *undoing gender* erlaubt und möglich. Die Konstruktion von Schmerz ist dafür ein Beispiel: Schmerz hat die Funktion (nicht das Ziel), Geschlecht nicht thematisieren zu müssen und damit vergessen zu können. Das ist umso einfacher möglich, je körpernäher die Schmerzerfahrung stattfindet, weil Geschlecht als Begründungsressource jederzeit hervorgeholt werden kann. Das zeigt sich bei Geburt: Geschlecht muss hier überhaupt nicht mehr thematisiert werden, weil es eben so selbstverständlich ist. Das heißt aber auch etwas Zweites: Auch wenn es noch Frauen sind, die Kinder bekommen, könnte es auch in den Diskussionen überflüssig werden, daraus Schlüsse für die Aushaltefähigkeit von Schmerz abzuleiten. Frauen sind Heldinnen und Weicheier, Frauen prügeln und lassen sich schlagen, und vielleicht werden die entsprechenden Diskurse diesen Praxen folgen. Das liegt auch am Faktor Zeit: Schmerz könnte ein Indikator dafür sein, dass Geschlecht nicht mehr immer und überall eine zentrale Kategorie für die Sortierung des gesellschaftlichen Personals sein muss.

Anmerkungen

1 Für wertvolle Tipps und tatkräftige Unterstützung danke ich Christian Dries wie auch den RedakteurInnen des Hefts.

2 Vgl. Claudia Öhlschläger: „Gedächtnis", in: Christina von Braun/Inge Stephan (Hrsg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln 2005, S. 239-260.

3 Maurice Halbwachs: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt/M. 1985.

4 Jan Assmann: „Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität", in: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hrsg.): *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt/M. 1988, S. 9-19.

5 Vgl. Nina Degele / Dominique Schirmer: „Selbstverständlich heteronormativ: Zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung", in: Sylvia Buchen/Cornelia Helfferich/Maja S. Maier (Hrsg.): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*, Opladen 2004, S. 107-122; vgl. auch Nina Degele: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Wiesbaden 2004a, S. 33-90; Dominique Schirmer: „Konstruktive Widersprüche. Inkonsistenzen als qualitatives Analysewerkzeug am Beispiel von Gruppendiskussionen", in: *Freiburger FrauenStudien* 17/2005, S. 93-113.

6 Die Gruppe der Hebammen ist aus zweierlei Gründen interessant. Erstens bildet sie eine Brücke zwischen einem professionell-distanzierten Umgang, emotionaler Beteiligung und teilweise der eigenen Erfahrung des Gebärens. Zweitens dient sie auch (vor allem als kulturvergleichendes) Korrektiv, wenn es um die vermeintliche Einzigartigkeit des Erlebens von und Umgangs mit Geburtsschmerz geht: Ihren Erzählungen zufolge lässt sich dieses auf geradezu ernüchternde Weise verallgemeinern und typisieren.

7 Ursula Pasero: „Geschlechterforschung revisited: Konstruktivistische und systemtheoretische Perspektiven", in: Theresa Wobbe / Gesa Lindemann (Hrsg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*, Frankfurt/M. 1994, S. 264-296; Christine Weinbach/Rudolf Stichweh: „Die Geschlechterdifferenz in der funktional differenzierten Gesellschaft", in: Bettina Heintz (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie*, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41, Opladen 2001, S. 49; Nina Degele: „Differenzierung und Ungleichheit: eine geschlechtertheoretische Perspektive", in: Thomas Schwinn (Hrsg.): *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verbindung*, Frankfurt/M. 2004b, S. 271-398.

8 Ursula Pasero, Frankfurt/M. 1994, S. 276 ff., 286 ff.

9 Stefan Hirschauer: „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung", in: Bettina Heintz (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie*, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41, Opladen 2001, S. 211.

10 Gudrun-Axeli Knapp: „Grundlagenkritik und stille Post. Zur Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie ‚Geschlecht' ", in: Bettina Heintz (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie*, Kölner

Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41, Opladen 2001, S. 53-74.

11 Ebd., S. 67.

12 Stefan Hirschauer, Opladen 2001, S. 216 f.

13 David B. Morris: *Geschichte des Schmerzes*, Frankfurt/M./Leipzig 1994, S. 34.

14 Elisabeth List: „Schmerz – Manifestation des Lebendigen und ihre kulturelle Transformationen", in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Nr. 47/1999, S. 770-771.

15 Vgl. Hans-Georg Gadamer: *Schmerz. Einschätzungen aus medizinischer, philosophischer und therapeutischer Sicht*, Heidelberg 2003, S. 27.

16 Elisabeth List: „Schmerz – Selbsterfahrung als Grenzerfahrung", in: Maria Wolf/Hans Jörg Walter u.a. (Hrsg.): *Körper – Schmerz. Intertheoretische Zugänge*, Innsbruck 1998, S. 156.

17 Vgl. Dietrich von Engelhardt: *Krankheit, Schmerz und Lebenskunst. Eine Kulturgeschichte der Körpererfahrung*, München 1999, S.102.

18 Vgl. Heinz-Peter Schmiedebach: „Der Schmerz. Kulturphänomen und Krankheit", in: *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz*, Band 45, Berlin/Heidelberg 2002, S. 419-424.

19 Vgl. Isabelle Azoulay: *Schmerz: die Entzauberung eines Mythos*, Berlin 2000, S. 17-25; David B. Morris, Frankfurt/M./Leipzig 1994, S. 12, 43; Michaela Ralser: „Das Phantasma der Unversehrtheit und die Sprachlosigkeit des Versehrten. Über die unterschiedliche Schmerzzuständigkeit der Geschlechter", in: Maria Wolf/Hans Jörg Walter u.a. (Hrsg.): *Körper – Schmerz. Intertheoretische Zugänge*, Innsbruck 1998, S. 37-51. Menschen reagieren nicht so sehr auf den eigentlichen Schmerz, sondern mehr auf den Sinn, den er für sie annimmt. Deshalb litten Soldaten im ersten Weltkrieg weniger unter Verletzungen als Zivilisten, für sie war es ein Erfolg, überlebt zu haben, für die Zivilisten vielleicht das Ende der Berufstätigkeit (vgl. David Le Breton: *Schmerz: eine Kulturgeschichte*, Zürich/Berlin 2003, S. 147-155). Bezogen auf die Gegenwart: PatientInnen müssen ihren Symptomen Bedeutungen zuweisen können. Auch wenn sie vom medizinischen Standpunkt unangemessen sind, sind sie wichtig für die Identitätssicherung (vgl. Gillian A. Bendelow/Simon J. Williams: „Transcending the dualisms: towards a sociology of pain", in: *Sociology of Health & Illness*, No. 17/1995, S. 152-159; David Le Breton, Zürich/Berlin 2003, S. 59f.).

20 Elisabeth List: „Schmerz – Manifestation des Lebendigen und ihre kulturelle Transformationen", in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Nr. 47/1999, S. 768.

21 Ernst Pöppel: *Lust und Schmerz. Grundlagen menschlichen Erlebens und Verhaltens*, Berlin 1982.

22 Axel Binhack: *Über das Kämpfen. Zum Phänomen des Kampfes in Sport und Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1998, S. 189, 241-245.

23 David B. Morris, Frankfurt/M./Leipzig 1994, S. 175-211; vgl. Elisabeth List, *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Nr. 47/1999, S. 777 f.

24 Vgl. Gillian Bendelow: „Pain perceptions, emotions and gender", in: *Sociology of Health and Illness*, Nr. 15/1993, S. 285-288.

25 Christine Eifler: „Vom Mythos weiblicher Verletzungsoffenheit und männlicher Unverletzbarkeit. Ein Beitrag zur Geschlechtergeschichte der DDR“, in: Maria Wolf/Hans Jörg Walter u.a. (Hrsg.): *Körper – Schmerz. Intertheoretische Zugänge*, Innsbruck 1998, S. 53-71.

26 Isabelle Azoulay, Berlin 2000, S. 96-110.

27 Maria Wolf: „Der Geburtsschmerz. Von der Schmerzbefreiung zur Befreiung vom Frauenkörper“, in: Maria Wolf/Hans Jörg Walter u.a. (Hrsg.): *Körper – Schmerz. Intertheoretische Zugänge*, Innsbruck 1998, S. 124.

28 Dorothee Sölle: „Der Schmerz der Geburt“, in: Hans Jürgen Schultz (Hrsg.): *Schmerz*, Stuttgart 1990, S. 20.

29 Seltsam dabei ist freilich, dass männlichen Gynäkologen die Erfahrung des Gebärens nicht zu fehlen scheint. Lediglich auf einer niedrigeren Stufe in der medizinischen Hierarchie haben es Frauen geschafft, Männer aus dem Berufsstand auszuschließen: Den Hebammen zufolge gebe es zwar formal schon, faktisch aber keine männlichen Hebammen.

30 Beispielsweise könnte es sich als sinnvoll erweisen, diskursive Zugänge mit beobachtenden Verfahren zu ergänzen – was für den Fortgang dieses Projekts sicherlich eine Option sein wird.

31 Nina Degele, Wiesbaden 2004a, S. 59-89; Dominique Schirmer, Freiburg 2005.

Literatur

Assmann, Jan: „Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität“, in: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hrsg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt/M. 1988, S. 9-19.

Azoulay, Isabelle: *Schmerz: die Entzauberung eines Mythos*, Berlin 2000.

Bendelow, Gillian: „Pain perceptions, emotions and gender“, in: *Sociology of Health and Illness*, Nr. 15/1993, S. 273-294.

Bendelow, Gillian A./ Simon J. Williams: „Transcending the dualisms: towards a sociology of pain“, in: *Sociology of Health & Illness*, No. 17/ 1995, S. 139-165.

Binhack, Axel: *Über das Kämpfen. Zum Phänomen des Kampfes in Sport und Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1998.

Degele, Nina: *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Wiesbaden 2004a.

Degele, Nina: „Differenzierung und Ungleichheit: eine geschlechtertheoretische Perspektive“, in: Thomas Schwinn (Hrsg.): *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verbindung*, Frankfurt/ M. 2004b, S. 271-398.

Degele, Nina: „Sportives Schmerznormalisieren. Zur Begegnung von Körper- und Sportsoziologie“, in: Robert Gugutzer (Hrsg.): *body turn. Zur Verkörperung der Soziologie*, Bielefeld 2006, S. 141-161.

Degele, Nina/ Dominique Schirmer: „Selbstverständlich heteronormativ: Zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung“, in: Sylvia Buchen/ Cornelia Helfferich/ Maja S. Maier (Hrsg.): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*, Opladen 2004, S. 107-122.

Eifler, Christine: „Vom Mythos weiblicher Verletzungsoffenheit und männlicher Unverletzbarkeit. Ein Beitrag zur Geschlechtergeschichte der DDR“, in: Maria Wolf/ Hans Jörg Walter u.a. (Hrsg.): *Körper – Schmerz. Intertheoretische Zugänge*, Innsbruck 1998, S. 53-71.

Engelhardt, Dietrich von: *Krankheit, Schmerz und Lebenskunst. Eine Kulturgeschichte der Körpererfahrung*, München 1999.

Gadamer, Hans-Georg: *Schmerz. Einschätzungen aus medizinischer, philosophischer und therapeutischer Sicht*, Heidelberg 2003, S. 21-29.

Halbwachs, Maurice: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt/M. 1985.

Hirschauer, Stefan: „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung“, in: Bettina Heintz (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie*, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41, Opladen 2001, S. 208-235.

Knapp, Gudrun-Axeli: „Grundlagenkritik und stille Post. Zur Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie ‚Geschlecht‘ “, in: Bettina Heintz (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie*, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41, Opladen 2001, S. 53-74.

Le Breton, David: *Schmerz: eine Kulturgeschichte*, Zürich/Berlin 2003 (Originalausgabe 2000).

List, Elisabeth: „Schmerz – Selbsterfahrung als Grenzerfahrung", in: Maria Wolf / Hans Jörg Walter u.a. (Hrsg.): *Körper – Schmerz. Intertheoretische Zugänge*, Innsbruck 1998, S. 143-160.

List, Elisabeth: „Schmerz – Manifestation des Lebendigen und ihre kulturellen Transformationen", in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Nr. 47/1999, S. 763-779.

Morris, David B.: *Geschichte des Schmerzes*, Frankfurt/M./Leipzig 1994 (Original 1991).

Öhlschläger, Claudia: „Gedächtnis", in: Christina von Braun/ Inge Stephan (Hrsg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln 2005, S. 239-260.

Pasero, Ursula: „Geschlechterforschung revisited: Konstruktivistische und systemtheoretische Perspektiven", in: Theresa Wobbe/Gesa Lindemann (Hrsg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*, Frankfurt/M. 1994, S. 264-296.

Pöppel, Ernst: *Lust und Schmerz. Grundlagen menschlichen Erlebens und Verhaltens*, Berlin 1982.

Ralser, Michaela: „Das Phantasma der Unversehrtheit und die Sprachlosigkeit des Versehrten. Über die unterschiedliche Schmerzzuständigkeit der Geschlechter", in: Maria Wolf/Hans Jörg Walter u.a. (Hrsg.): *Körper – Schmerz. Intertheoretische Zugänge*, Innsbruck 1998, S. 37-51.

Schirmer, Dominique: „Konstruktive Widersprüche. Inkonsistenzen als qualitatives Analysewerkzeug am Beispiel von Gruppendiskussionen", in: *Freiburger FrauenStudien* 17/2005, S. 93-113.

Schmiedebach, Heinz-Peter: „Der Schmerz. Kulturphänomen und Krankheit", in: *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz*, Band 45, Berlin/ Heidelberg 2002, S. 419-424.

Sölle, Dorothee: „Der Schmerz der Geburt", in: Hans Jürgen Schultz (Hrsg.): *Schmerz*, Stuttgart 1990, S. 12-21.

Weinbach, Christine/Rudolf Stichweh: „Die Geschlechterdifferenz in der funktional differenzierten Gesellschaft", in: Bettina Heintz (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie*, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41, Opladen 2001, S. 30-52.

Wolf, Maria: „Der Geburtsschmerz. Von der Schmerzbefreiung zur Befreiung vom Frauenkörper", in: Maria Wolf/ Hans Jörg Walter u.a. (Hrsg.): *Körper – Schmerz. Intertheoretische Zugänge*, Innsbruck 1998, S. 105-133.

Franziska Schößler

Das Möbiusband der Erinnerung

Gender, Genre und Memoria in den Filmen von David Lynch

Der Filmemacher, Maler und Fotograf David Lynch kann als Diagnostiker des Freud'schen Unheimlichen gelten, das er konsequent – zuweilen bis zur parodistischen Aufhebung – in seine amerikanischen Bildlandschaften einträgt.[1] Ähnlich wie in Freuds Aufsatz über E.T.A. Hoffmann beschrieben entsteht das Unheimliche bei Lynch aus dem ‚Heimlichen' des Hauses, des bekannten Gartens, der vertrauten Objekte, die sich hinter ihrer glänzenden Oberfläche zu unkontrollierbaren Abgründen öffnen[2] und zum Horror, zum Desaster werden.[3] Insbesondere die Gegenstände reichern sich in seinen Filmen mit Geheimnissen an – „Geheimnis" ist ein zentraler Begriff der Poetik Lynchs.[4] Sie sind in gewissem Sinne Erinnerungsobjekte, konservieren das Ungesagte, die flirrende Aggression, wie beispielsweise in *Lost Highway*, einem Film über Eifersucht. Beleben sich in Lynchs Filmen die Objekte und werden sie zu Medien unerzählter Geschichten, so zersetzen sich die Figuren, lösen sich auf, verwandeln sich mit frappierenden Effekten zum Anderen. Was die Psychoanalyse und die *Postcolonial Studies* beschreiben, nämlich die Erfahrung, dass das Ich nicht Herr im eigenen Hause ist, dass das abgespaltete Andere, Fremde in das Ich eindringt und es bedroht, diese Erfahrung setzen Lynchs Filme um, zum Teil in buchstäblicher Form, wobei die Verbuchstäblichung ebenfalls der Psychoanalyse bzw. einer Traumstruktur entspricht.

Die Filme Lynchs, insbesondere *Lost Highway*[5] und *Mulholland Drive*[6], um die es im Folgenden gehen wird, brechen durch diese Konfrontation des Ich mit dem Anderen (als Ich) radikal mit der narrativen Konvention, die Einheit der Figuren zu wahren, eine auf Kausalität und Finalität basierende Geschichte zu erzählen und als Kontinuum zu gestalten. Lynchs Figuren wechseln plötzlich ihre Identitäten und Geschichten. Damit aber wird Erinnerung als Medium der Identitätsbildung in fundamentaler Weise befragt und auf mehreren Ebenen zum Untersuchungsgegenstand, wie vor allem im Anschluss an die dekonstruktivistische Memoria-Theorie gezeigt werden soll.[7] So behandelt Lynch das zentrale Sujet Erinnerung auch auf der Metaebene seiner Filme. *Lost Highway* und *Mulholland Drive* sind allem voran Filme über sich selbst; sie treffen reflexive Aussagen über Filmbilder als Formen

der Erinnerung.[8] Und präsentieren die beiden Filme *Lost Highway* und *Mulholland Drive* zwei Geschichten, zwei Versionen mit leichten Verschiebungen, so besteht der Rezeptionsakt im Vergleich, und das heißt im Erinnern der früher gesehenen Details. Rezeption ist in genuiner Weise Erinnerung, denn allein diese ermöglicht den Vergleich von Varianten, stellt Bezüge zwischen Parallelwelten und Intertexten her, die sich gleichwohl nicht homogenisieren lassen.

I. Memorialobjekte und Erinnerung als phantasmatischer Akt

Lost Highway zerfällt genremäßig in zwei Teile, wobei diese Genrepluralität der Zersetzung von Identität auf inhaltlicher Ebene entspricht. Der erste Teil, der die Eifersucht des Jazzmusikers Fred in rätselhaften Bildern umspielt, gleicht der Vivisektion eines seelischen Innenraums.[9] In langsamen Fahrten, die die Türen, Treppen und Wände zu bedrohlich-geheimnisvollen Objekten werden lassen, erobert die Kamera das Haus. Es zeigt sich hier die Nähe Lynchs zur Malerei, denn in den extremen Detailaufnahmen – Lynch ist grundsätzlich von der Textur der Dinge fasziniert, die er durch Ultranahaufnahmen betont[10] – verflüchtigt sich der Raum; er wird zur reinen Fläche, zu einem farbigen monochromen Hintergrund, auf dem das isolierte Portrait der Figur platziert ist.[11] Hinter jeder dieser Flächen und Ecken lauert das Unheimliche – die Urform der Spannung wie des Albtraums, der in *Mulholland Drive* tatsächlich ‚Realität' wird. In *Lost Highway*, einem verinnerlichten Road Movie[12] – der Weg führt nach innen –, entsteht durch diese Kameraführung der Eindruck, das Haus sei die Seele des Protagonisten, verräumliche seine Psyche, behause in seinen Abgründen und Dunkelheiten das Unbewusste. Verschwindet die männliche Hauptfigur wiederholt in konturloser Finsternis – „Finsternis" und „Verwirrung" sind ebenfalls Lieblingsbegriffe von David Lynch[13] –, so wird der Zuschauer mit radikalen Blacks konfrontiert und auf die Bedingungen seines Sehens und des Films aufmerksam, auf das Licht und die Kamera, die das mediale Bild, ihre Objekte überhaupt erst generiert.[14] Es ist das Medium selbst – so lässt die filmische Arbeit spürbar werden –, das seine Sujets hervorbringt. Das Filmbild hat bei Lynch vor allem sich selbst zum Gegenstand, verweist somit auf sich, nicht aber auf die Objekte einer Außenwelt. In ähnlichen rekursiven Schleifen bewegen sich seine solipsistischen Hauptfiguren.

Der Beginn von *Lost Highway* signalisiert also, dass die Figur fremd ist in ihrem eigenen Haus,[15] dass das Es im Ich lauert. Damit kommt den sorgfältig ausgewählten Objekten in dem Haus, das im Übrigen Lynchs eigenes ist, eine spezifische Funktion zu. Sie werden zu geheimnisvollen Zeichen jenseits ihres Gebrauchs, zu Zeichen, in die das Verdrängte, hier: die unausgesprochene Eifersucht, einwandert. Die Objekte werden skulptural und speichern die verdrängte Geschichte, sind also in gewissem Sinne Speichermedien. Vielfach sind es denn auch die Gegenstände, die die plötzlichen Sprünge zwischen den Realitäten ermöglichen und auf frühere Sequenzen verweisen. In *Mulholland Drive* stellt beispielsweise ein Glas die Ver-

bindung zwischen trostloser Gegenwart und rauschhaftem Traum her, verändert sich allerdings von einer Tasse zu einem Whiskey-Glas. Die Objekte sind in Lynchs Filmen Erinnerungsspeicher, ähnlich wie Jan Assmann von einem Gedächtnis der Dinge spricht.[16] Anders jedoch als bei Assmann sind die Objekte in Lynchs Filmen dynamischen Prozessen unterworfen. Sie konservieren das Verdrängte sowie das Vergangene und ermöglichen den Vergleich, die Bezugnahmen in Lynchs heterogenen Landschaften.

Der erste Teil von *Lost Highway* beschwört also den Raum als Seelenlandschaft,[17] indem die Kamera, obgleich sie objektiv geführt wird, eine subjektive ist und die Stimmungen des Protagonisten abbildet, nicht aber die Außenwelt. Diese erscheint erst im zweiten Teil. hier sind die Gegenstände nicht mehr der innerliche Ausdruck einer verstörten Seele, wie auch der andere Einsatz der Musik[18] bzw. der Umgang mit Zeit illustriert, sondern Zeichen einer ‚Normalität', die bei Lynch freilich aus hypertrophierten und montierten Filmtopoi besteht.[19] Auch diese Welt kann jedoch als Wunschprojektion gelesen werden, als imaginativ-eskapistische Fantasie desjenigen, der in der Todeszelle sitzt: Auch dieser Außenraum ist ein Innenraum.

Die Bruchstelle zwischen den beiden Partien bildet der Mord an der Ehefrau, der allerdings als Leerstelle gestaltet ist bzw. durch ein spezifisches Medium repräsentiert wird, durch eine Videoaufzeichnung. Der Ehemann selbst vermag sich an seine Tat, die das Band scheinbar dokumentiert, nicht zu erinnern. Damit wird eine eklatante Differenz zwischen medialer Dokumentation und persönlicher Memoria eröffnet, die sich im Kontext von Freuds Erinnerungsmodell aus *Jenseits des Lustprinzips* lesen lässt.[20] Dauer und Schutz von Erlebnisspuren sind nach Freud lediglich im Raum des konservierenden Vergessens möglich. Allein das, was nicht bewusst wird, kann als ‚Dauerspur' deponiert werden. Das Vergessen schützt nach Freud also Eindrücke, während Erinnerung diese entstellt und zersetzt. Menke fasst zusammen: „Darum gibt es keine Kontinuität von Erinnern und Erinnertem".[21] Dieser Diskontinuität von Gedächtnis und Erinnerung, die Freud entwickelt, trägt Lynch in gewissem Sinne Rechnung, wenn das Videoband eine andere Geschichte erzählt als Freds Erinnerungen. Das Gedächtnis (der Mord) ist als konservierte Spur dem Erinnern unzugänglich, findet paradoxerweise als Vergessen statt, das den Raum des Unbewussten eröffnet.

Freuds Theorem entsprechend wird zudem das bewusste Erinnern der Person sowie das des Mediums als phantasmatische Konstruktion deutlich. Erklärt Fred ausdrücklich, er habe keine Videokamera, denn er erinnere sich an die Dinge lieber auf seine Art, nicht wie es passiert sei, so wird Memoria als subjektiv-imaginativer Akt jenseits der Realien bestimmt. Diese konstruktivistische Struktur wiederholt sich im Kontext der grobkörnigen, schwarz-weiß gehaltenen Videoaufzeichnung, die scheinbar den blutigen Mord an der Ehefrau abbildet. Denn die verzerrten temporalen Verhältnisse dementieren diesen Anspruch: Die Frau scheint das dritte Video mitzuverfolgen, das gleichwohl ihren Tod zum Gegenstand hat. Scheint sich das mediale Abbild auf etwas zu beziehen, das es repräsentiert, so stellt der Film genau diese Repräsentationsrelation in Frage. Das Videobild ist nicht Abbild von

etwas, kann nicht auf ein außermediales Ereignis bezogen werden, sondern generiert sich selbst.

Diese Infragestellung von Mimesis entspricht medientheoretischen Positionen, die den Anspruch des Videobildes auf dokumentarische Reproduktion der Vergangenheit eindeutig abweisen. Vilém Flusser beispielsweise erklärt, die Videoaufnahme, die sich aus unzähligen Bildpunkten zusammensetzt, sei nicht das Abbild, für das sie fälschlicherweise gehalten werde, sondern vielmehr ein Konstrukt; die Konkretion des Bildes ergebe sich aus einer Rückübersetzung von abstrakten Zusammenhängen.

> Die technischen Bilder deuten ‚mit dem Finger' auf das Programm im Apparat, das sie erzeugt hat, und nicht auf die Welt dort draußen. Sie sind Vorstellungen von Begriffen, dem kalkulierenden Denken und nicht der konkreten Welt zugewandte Flächen. Sie sind aus der Abstraktion in Richtung des Konkreten entworfen, und nicht wie die traditionellen Bilder aus dem Konkreten herausgehobene, abstrahierte Flächen.[22]

Weder persönliche Erinnerung noch Medien konservieren vergangene Ereignisse mimetisch-dokumentarisch, sondern konstruieren Bilder als selbstreferenzielle Produkte ihrer Apparate (und dazu gehört auch das Gehirn[23]). Erinnerung ist ein autopoietischer Akt – des Films oder auch der Person. Erinnern ist, so lässt Lynchs Film deutlich werden, ein konstruktivistischer Vorgang, der Bilder herstellt und arrangiert.[24]

Diese phantasmatisch-konstruktivistische Definition von Erinnerung ist deshalb von weit reichender Bedeutung, weil der Rezeptionsakt in den Filmen *Lost Highway* und *Mulholland Drive* vornehmlich auf Erinnerung basiert: Lynch erzählt in seiner psychogenen Fuge *Lost Highway* zwei parallele Geschichten, nämlich die von Fred und Pete, die über den Frauenmord bzw. die identische Frauenfigur verknüpft sind. Der Rezeptionsakt, den diese narrative Form fordert, besteht damit im Vergleich von Protagonisten, Ausstattung, Redeweisen, Räumen und Figuren. Die Phänomene wiederholen sich, zuweilen in leichter Variation – so die Jazz-Musik, die im zweiten Teil erneut auftaucht, die Geschichte mit Andy, die im ersten Teil angedeutet wird, die Polizisten, die Lampen, die Gesten, der eingeblendete Videofilm. *Lost Highway* folgt also dem narrativen Muster von Wiederholung und Variation und lässt auf diese Weise spürbar werden, dass Sehen im Wesentlichen Erinnern ist, wobei zugleich die Grenzen und Probleme dieser Operation angedeutet werden: Was bemerkt man, was ist bereits vergessen? Wie verändert sich der Film beim ersten, zweiten, dritten Sehen? Kann man den Bildern überhaupt glauben, zumal ihre Fragwürdigkeit auf inhaltlicher Ebene betont wird? Und bedeutet nicht die Konzentration auf ein bestimmtes Detail, dass andere entschlüpfen – nach Renate Lachmann ist jedes Erinnern auch ein Vergessen.[25] Vor allem aber: Die vergleichende Lektüre der Zuschauer und Zuschauerinnen produziert keine lineare Geschichte, vermag die Informationen und Figuren nicht zu Einheiten zu synthetisieren. Erinne-

rung ist kein Akt, der Einheiten bildet oder auch Kontinuität zwischen Vergangenheit und Gegenwart herstellt, sondern ganz im Gegenteil Heterogenität produziert.

Die Zerstückelung von Identität, vor allem von männlicher Identität, ist auch in Hinsicht auf das Genre brisant, denn *Lost Highway* greift die zentrale Figur des *Film Noir*, die *femme fatale*, auf und stellt sie ins Zentrum seiner Erinnerungsarbeit.[26] Das traditionsreiche Schema des *Film Noir* und die Funktion der Frau hat Laura Mulvey in ihrem zwar umstrittenen, gleichwohl instruktiven Aufsatz *Visuelle Lust und narratives Kino*[27] wie folgt beschrieben: Das Kino bedient sich grundsätzlich der Skopophilie des Menschen, seiner narzisstischen Schaulust. Der gesamte Kino-Apparat ist darauf ausgerichtet, Begehren herzustellen, das jedoch auf seinen traumatischen Ursprung bezogen bleibt: auf den Kastrationskomplex, den nach Freud die Frau verkörpert. Markiert also die Frau den permanenten Mangel des Mannes, so kann das männliche Unbewusste auf diese Bedrohung auf zweierlei Art reagieren: Es kann das Trauma erneut durchleben und die weibliche Figur abstrafen wie im *Film Noir*, oder es kann die Kastration durch Fetischisierung ignorieren: Die Frau wird zum Star, ihre Schönheit zum Fetisch wie prototypisch in den Filmen von Alfred Hitchcock.[28]

David Lynchs Film *Lost Highway* greift die erste Variante auf und dekonstruiert sie: Die *femme fatale* wird exekutiert, wird als sich ständig entziehendes Objekt ermordet, wird zerstückelt – es geht in beiden Varianten darum, dass die Frau nicht besessen werden kann.[29] Doch die Konsequenz dieses Aggressionsaktes ist, dass auch die männliche Figur ihre Identität verliert und die kohärente Filmnarration als Bedingung von (männlicher) Identität suspendiert wird. Die tote Frau, an der sich die Kastration auf verschobene Weise vollzieht – so das traditionelle Schema des *Film Noir* –, löst bei Lynch die ästhetisch verbindliche Ganzheit des Konstrukts sowie die Identität der männlichen Figur auf. Freds Mord als Bestrafung des Anderen, des Fremden, der Frau in seinem Haus, löst seine Kastrationserfahrung nicht auf, sondern radikalisiert die Zersplitterung seines Ich bis zur Auflösung – er wird sich auf radikale Weise fremd, wird eben Pete.[30] Das Videobild der toten Frau, die auf das Genre des *Film Noir* verweist, ist in *Lost Highway* in konsequenter Weise die Schaltstelle, an der sich das Genre und die Protagonisten ändern, sich ‚fremd' werden.

II. Kollektive Erinnerung und Rollenspiele

Lost Highway und *Mulholland Drive* stehen gewissermaßen in einem umgekehrten Spiegelverhältnis zueinander. Scheint es in *Lost Highway* möglich zu sein – zumindest als Hilfskonstruktion –, den zweiten Teil als Wunschfantasie des derangierten Helden zu lesen, so bildet in *Mulholland Drive* der erste Part den kompensatorischen Wunschtraum: Er wendet die Liebesgeschichte zwischen den beiden Frauen und den beruflichen Werdegang ins Positive, während der zweite Teil die drängende Eifer-

sucht und das Versagen zum Gegenstand hat. Diese Anlage bringt es mit sich, dass der Film *Mulholland Drive* einer Relektüre bedarf, dass also der Vergleich erst nach einem ersten Durchlauf durch den gesamten Film möglich wird; erst von diesem aus lässt sich der erste Teil als Wunschfantasie dechiffrieren, lassen sich die Details zuordnen und verschiebt sich der Plot. Beim ersten Sehen hingegen steht der Beginn des Films in mehrerlei Hinsicht im Zeichen des Neuanfangs. Rita verliert bei einem Unfall ihr Gedächtnis und Betty erlebt eine emphatisch-kindliche Ankunft in L.A., wobei Lynch für den Neuanfang generell ein Faible hat und die Ankunft Bettys den Beginn des Films inhaltlich werden lässt.

Doch dieser Anfang ist in dialektischer Weise Erinnerung. Betty repräsentiert eine kollektive Erinnerung an die Fünfziger-Jahre, die Lynch wiederholt, zum Beispiel auch in *Blue Velvet*, reinszeniert, allerdings mit Zeichen aus anderen Epochen überlagert, so dass eine zeitliche Einordnung unmöglich ist. Eröffnet *Mulholland Drive* mit einer artifiziellen Tanz-Traumszene, die offenkundig die Fünfziger-Jahre aufruft, so wirkt Betty in ihrem schauspielerischen Habitus wie eine Mischung aus Doris Day und Grace Kelly – der Film zitiert in vielerlei Hinsicht Filmgeschichte, wobei Intertextualität als ästhetische Form der Erinnerung bezeichnet werden kann. Im Vergleich mit dem zweiten Teil wirkt Bettys Mimik und Gestik wie die Imitation eines älteren Schauspielstils, so dass der forcierte Neuanfang – Lynch imitiert selbst die kindliche Perspektive durch den forcierten Blick in die Höhe – eigentlich keiner ist, sondern eine Imitation des Fünfziger-Jahre-Kinos, interessanterweise also desjenigen Kinos, das auch der immanente Regisseur in seinem Film zum Leben erweckt. Für Lynch markiert dieser Zeitraum dezidiert einen Neuanfang, der innerhalb der kulturellen Landschaft immer noch präsent ist:

> Die 50er sind immer noch unter uns. Es ist noch alles da. Es ist nie verschwunden. (...) Es war wirklich eine Zeit voller Hoffnung, und es ging aufwärts statt abwärts. Man hatte das Gefühl, daß einem alle Türen offenstehen. Die Zukunft leuchtete. Wir ahnten nicht, daß wir damals das Fundament für künftige Katastrophen legten. Sämtliche Probleme existierten bereits, aber sie wurden von einer glänzenden Fassade verdeckt.[31]

In *Mulholland Drive* öffnen sich Betty buchstäblich die Türen; sie repräsentiert den Neuanfang der Fünfziger-Jahre, die jedoch zugleich als Zitat erscheinen, als Wiederholung, als Maskerade. Kollektive Erinnerung ist, so lässt dieser Erzählstrang deutlich werden, ein inszenatorischer Effekt, ein Schauspiel. Und erst dieses Schauspiel produziert die Identität oder auch Originalität des Vergangenen.

III. Die Dekonstruktion weiblicher Nicht-Identität

Der Film *Mulholland Drive* besitzt von Beginn an eine reflexive Dimension, die mit der Identitätsproblematik eng verklammert ist: Eine Schauspielerin – eine solche will Betty werden – kann jederzeit eine andere sein, ist *per se* auf Nicht-Identität festgelegt. Entsprechend ist Diane in ihrer Depression als frühere Betty im zweiten Teil kaum wieder zu erkennen. Das Sujet der Identität wird in diesem Film also über den reflexiven Gegenstand des Schauspielens verhandelt. Damit aber lässt sich bei Lynch ein markanter Unterschied im Umgang mit männlichen und weiblichen Figuren ausmachen: Müssen in *Lost Highway* die männlichen Figuren tatsächlich auch als reale Schauspieler ausgetauscht werden, um die Identitätsbrüche sinnfällig werden zu lassen – ein Mann kann sich offenkundig nicht selbst als anderen spielen –, so scheinen diese Metamorphosen für Schauspielerinnen möglich zu sein: Arquette in *Lost Highway* ist die gleiche (reale) Person und ist doch durch die andere Haarfarbe und den Namen eine ganz andere, wie auch Betty als Diane und Rita als Camilla Rhodes als andere Personen behauptet werden. Frauen – und damit bedient Lynch ein notorisches Stereotyp, das nicht dekonstruiert wird – sind nie ganz mit sich identisch, sind immer schon Schauspielerinnen und vermögen sich problemlos in andere zu verwandeln. Bevor Betty bei der Polizei anruft, erklärt sie ganz in diesem Sinne, dass sie so tun werde, als sei sie jemand anderes. Die Schauspielerin/die Frau erfüllt also *per se* die Forderung nach Kontinuität und Identität *nicht* – insofern ist es konsequent, dass Lynch sein Generalthema der doppelten Welt und des Identitätsverlustes an zwei Frauen exemplifiziert.

Diese Nicht-Identität, wie sie die Schauspielerin und die Frau repräsentieren, wird in *Mulholland Drive* dadurch forciert, aber auch dekonstruiert, dass Lynch die Differenz zwischen den Figuren offensiv auf die Haarfarbe reduziert (ähnlich wie die weibliche Figur in *Lost Highway* sich von sich selbst durch die Haarfarbe unterscheidet). Die Frauenfiguren sind vor allem Blonde oder Brünette – ein obsoletes Klassifikationssystem von Weiblichkeit aus den Fünfziger-Jahren,[32] das Identität nicht zulässt, damit aber auch zum Ort der Verwandlung und der Dekonstruktion werden kann. Denn der Film demontiert dieses binäre Ordnungsmuster, wenn die dunkelhaarige Frau ohne Erinnerung ihren Namen Rita von einem Plakat übernimmt, das den berühmten Film mit Glenn Ford und Rita Hayworth, *Gilda*, annonciert, einen Kultfilm des *Film Noir* aus den Vierziger-Jahren. Mit Rita Hayworth wird ein Star dieser Zeit aufgerufen, der die Beliebigkeit des Namens am eigenen Leibe erfuhr – aus Cansino und dem mütterlichen Namen Haworth wurde Hayworth. Zudem spielte sie in dem Film *The Strawberry Blonde* (*Die Tizianblonde, Rotblond ist Trumpf*) die Hauptrolle, in einem Film, der Weiblichkeit ausdrücklich auf die Haarfarbe festlegt. In *Mulholland Drive* legt sich die ‚Braunhaarige' mit Rita also einen Namen zu, der mit ‚blond' assoziiert ist – Namen und Aussehen korrespondieren nicht, sind beliebige Chiffren, die transformiert und ausgetauscht werden können. Entsprechend setzt Rita an späterer Stelle eine blonde Kurzhaarperücke auf

– Rita Hayworth hatte die Regisseure und Produzenten dadurch geschockt, dass sie zu den Dreharbeiten von *Die Lady von Shanghai* mit einer blonden Kurzhaarfrisur erschien. Für den Memorialaspekt lässt sich damit festhalten, dass es vor allem die intertextuellen Bezüge des Films als Erinnerungsstrategie sind, die das zitierte Material dekonstruieren.[33]

Darüber hinaus durchbricht Lynchs Film die projektive Struktur der aufgerufenen Weiblichkeitsrepräsentationen aus dem *Film Noir*, indem er von der lesbischen Liebe zwischen zwei Frauen erzählt, während die *femme fatale* der filmischen Tradition nach lediglich in Bezug auf männliche Figuren existiert. Und auch diese Figur selbst, die *femme fatale* als Ausdruck des Starsystems, wird demontiert. *Mulholland Drive* ironisiert die eng an das Starsystem gekoppelte Fantasie, ein Star könne ‚die Richtige' sein. Eine der kompensatorischen Strategien des *Film Noir* besteht darin – so führt Laura Mulvey aus –, die Kastrationsdrohung durch die Auratisierung der Frau zu bannen. In dem Erzählstrang, der die autoritäre, ja mafiöse Struktur des Kinogeschäftes ausstellt, wird der Satz ‚Die ist die Richtige' geradezu magisch beschworen. Doch der Film zeigt, dass jede immer schon eine andere ist und damit niemand oder alle ‚die Richtige'. Der Star besitzt keine Identität, ist nie die Richtige, die Einzige, wie das männlich kontrollierte Starsystem fantasiert. Zudem findet in *Mulholland Drive* zwar eine Tötung der *femme fatale* statt, die hier wechselweise mit Diane und Camilla identifiziert wird, doch der gängige Aggressionsakt des *Film Noir* wird in eine weibliche Welt übertragen: Kastration ist, so verdeutlicht die Eifersuchtsgeschichte, auch als weibliche Erfahrung möglich, und zwar durch den Entzug der Geliebten, die hier ganz offensichtlich als Lacan'scher Phallus fungiert. Dieser Transposition in eine weibliche Sphäre entsprechend codiert Lynch einige Filmzitate, die aus dem heterosexuellen Kosmos der Fünfziger-Jahre stammen, um: Die Vermieterin bittet Betty kalauernd: „Schau mir in die Augen, Kleines". Und in der eingespielten Probe liest Rita den Part des Freundes, und Betty imitiert das Gestarium eines Mannes.

IV. Die kollektiv-konstruktivistische Erinnerung des Films und der weiblichen Figuren

Was *Lost Highway* von *Mulholland Drive* unterscheidet, ist der Umstand, dass in letzterem Erinnerung als kollektiv-dialogischer Akt vorgeführt wird, dass die kriminalistisch-analytische Arbeit, die die Amnesie Ritas zu heilen versucht – eine Heilung, die zugleich in ein Desaster einmündet –, gemeinsam stattfindet, während die Figuren in *Lost Highway* in ihrer egomanischen Welt isoliert bleiben. Betty, die gewissermaßen als Kind agiert – auch durch ihren Bezug zu den ‚Anfängen', den Fünfziger-Jahren –, macht sich gemeinsam mit Rita auf die Suche nach der Vergangenheit, die nicht diejenige einer isolierten Biografie ist, sondern die einer diffizilen Liebesbeziehung, einer Interaktion. Entsprechend ist „Diane" – der Name, der „Rita" im Coffee-Shop einfällt – nicht ihr eigener, sondern der ihrer Freundin.

Erinnerungen sind, so verdeutlicht dieser gemeinsame analytische Akt, nicht biografisch auf das Individuum beschränkt – wie es die konstruktivistische Gehirnforschung gemeinhin unterstellt –, sondern finden in einem sozialen Netzwerk statt, in dem vergangene Ereignisse gemeinsam erlebt werden. Erinnerung lässt sich nicht, wie *ex negativo* noch in *Lost Highway*, als Bedingung einer individuellen Geschichte verstehen, sondern entsteht in einem gemeinsamen dialogischen Raum, in dem die Grenzen zwischen den Personen verschwimmen. Hatte Maurice Halbwachs von einem sozialen Gedächtnis gesprochen, von sozialen Rahmen, die die Erinnerung kollektiv organisieren,[34] so ist Erinnerung bei Lynch zumindest ein gemeinschaftliches Projekt, ein sozialer und dialogischer Akt – auch wenn er um ein Trauma, um einen Mord konfiguriert ist.

Entsprechend kann der Film selbst auf seiner Metaebene als Form einer kollektiven Erinnerung betrachtet werden, wobei Lynch Film und Malerei dezidiert mit Erinnerung in Verbindung bringt; in einem Interview hält er fest:

> Ein Gemälde hält die Erinnerung an sie [gemeint sind die inneren Bilder; Anm. F.S.] wach; und es existiert. (...) Ich habe da eine Theorie: Wenn man einem Lehrer zuhört und dabei zeichnet, hat die Zeichnung vielleicht überhaupt nichts mit dem zu tun, was man hört, aber wenn man abgefragt wird, braucht man nur mit dem Finger über die Zeichnung zu fahren und die Worte – die der Lehrer gesagt hat – sind darin aufgezeichnet. Als ob man eine Plattennadel wär.[35]

Lynch beschreibt den ästhetischen Prozess ganz im Sinne der antiken *ars memorativa* als Erinnerungsverfahren[36]: Das Bild (und das kann auch für das Kinobild gelten) konserviert Erfahrungen, vergangenes Wissen, das sich jedoch nicht unmittelbar in den ästhetischen Zeichen zum Ausdruck bringen muss.[37] Die Medienforschung betont ganz in diesem Sinne, dass der Film ein Medium der Erinnerung, der Konservierung sei – er zeige Gespenster, vergangene Aktionen, Tote.[38] Diese testamentarische Struktur führt *Mulholland Drive* ausdrücklich vor, wenn im Theatersaal des Todes[39] – der gemeinsam von beiden Frauen betreten wird – die Funktionsweise des Play-back vorgeführt wird. Obgleich der elegische Song von Rebekah del Rio, die Roy Orbinsons *Crying* mit großer Emphase vorträgt, live präsentiert zu werden scheint, wird dieser fortgesetzt, als die Sängerin tot zusammensackt – ein Hinweis auf die Medien der Konservierung, derer sich auch das Kino bedient. Das Tonband produziert Dauer, verewigt die Stimme, der kein Körper mehr entspricht – ganz ähnlich wie den Gespenstern auf der Leinwand kein Körper mehr korrespondiert. Der Film ist ein testamentarisches Medium, und die Erinnerung, die der Film produziert, ist eine konstruktivistisch-kollektive: Der Film besteht aus Montagen, aus Schnitten und entsteht in einem gemeinsamen Produktionsprozess, an dem eine Vielzahl von ‚Urhebern' beteiligt ist. Dieser Konstruktivismus des Mediums wiederholt sich bei Lynch auf inhaltlicher Ebene, indem Kontinuitäten durchbrochen, die Geschichten „zerhackt" und „neu zusammengesetzt" werden, ganz ähnlich wie es das surrealistische Verfahren der *écriture automatique* kennt, das Lynch schätzt:

> Wenn man, sagen wir mal, Textschnipsel, die man mal produziert hat, oder auch jemand anderer, zerhacken und willkürlich zusammensetzen oder durcheinanderwerfen würde, wie bereits geschehen, und sie dann lesen würde, das könnte phantastisch sein. Es könnte was ganz Neues auslösen. Man muß immer ein Türchen offen lassen, damit andere Kräfte mitmischen können.[40]

Die Geschichten, die Lynch erzählt, ihre Brüche, Sprünge und Inkohärenzen, entsprechen diesem surrealistischen Verfahren – ebenso ihre psychoanalytischen Traumsymbole wie Kästchen und Schlüssel – und bilden das Medium selbst ab, den Film, dessen Bilder Erinnerungen sind, und zwar gemeinschaftliche und konstruktivistische. Auch hier wiederholt der Inhalt die Struktur des Mediums Film. Ganz in diesem Sinne bildet der Film *Mulholland Drive* einen kollektiven Gedächtnisraum aus, indem er die cinematografische Tradition zitiert und in heterogener Weise montiert. So erinnern die weiblichen Figuren an Stars aus dem früheren Kino wie Eva Gardner oder Hitchcocks Figuren aus *Marnie* und *Vertigo*. Die Fahrt des Regisseurs zu der mythischen Gestalt des Cowboys erinnert an Marlowes Fahrt in den Purissima Canyon vom Pacific Coast Highway aus in *Farewell, My Lovely*. Und die Stadt ruft die ikonische Topografie von L.A. auf, wie sie aus den Chandler-Filmen bekannt ist.

Der Film *Mulholland Drive* (und das kann für Filme insgesamt, insbesondere aber für die von Lynch gelten) vergegenwärtigt Ikonen, Chiffren der cineastischen Tradition, revitalisiert sie, schreibt sie um und stellt sie damit recht eigentlich erst her, wie insbesondere den Fünfziger-Jahre-Film, den der blasierte Regisseur dreht. Die Fünfziger-Jahre werden als Anfang neu konstruiert, ähnlich wie die dekonstruktivistische Memoria-Theorie ausführt, dass erst die Imitation, das Zitat, das Remake, das Original produziert. Der Film erinnert, das heißt er konstruiert die Vergangenheit, die er erinnert – diese inverse Struktur gilt für die intertextuellen Bezüge, die Genre-Referenzen des Films, für die individuellen Erinnerungen der Figuren und auch für den Rezeptionsakt. Die Filme Lynchs machen also die Erinnerungsstruktur des Mediums selbst, die sich aus einer bestimmten Perspektive durch Kollektivität und Konstruktivität auszeichnet, zu ihrem Inhalt. Die konstruktivistischen wie kollektiven Erinnerungen der Figuren sind auch die des Mediums Film. Insofern scheint *Mulholland Drive*, auch wenn er in ästhetischer Hinsicht weniger innovativ ist als *Lost Highway*, ebenfalls eine schlüssige Umsetzung des selbstreferenziellen Aspektes der filmischen Memoria, denn er führt ein gemeinschaftliches Erinnern vor.

Anmerkungen

1 Vgl. zum Freud-Bezug auch Anne Jerslev: *David Lynch. Mentale Landschaften*, Wien 1996, S. 26f., 30 f.

2 Zur Verklammerung von Körper und Kamera im Sinne eines grotesk-karnevalesken Deformationsstils, der die Grenze zwischen Tod und Leben aufhebt, vgl. Detlef Kremer: „Deformierte Körper. Gewalt und Groteske bei David Lynch und Francis Bacon", in: Rolf Grimminger (Hrsg.): *Kunst – Macht – Gewalt. Der ästhetische Ort der Aggressivität*, München 2000, S. 209-229, S. 219 f.

3 Ein Lieblingsmotiv Lynchs sind Insekten, die auch auf seinen Fotografien die eintretende Verwesung, die finale Auflösung anzeigen. Vgl. dazu Chris Rodley (Hrsg.): *Lynch über Lynch*, Frankfurt/M. 1998, S. 294 f.

4 Ebd. S. 304, 309.

5 *Lost Highway*, Regie: David Lynch 1991; Darsteller: Bill Pullman, Patricia Arquette, Balthazar Getty, Robert Loggia, Robert Blake; Produzenten: Deepak Najar, Tom Sternberg, Mary Sweeney.

6 *Mulholland Drive. Straße der Finsternis*, Regie: David Lynch 2002; Darsteller: Justin Theroux, Naomi Watts, Laura Elena Harring, Ann Miller, Dan Hedaya, Mark Pellegrino; Produzenten: Mary Sweeney, Alain Sarde.

7 Vgl. dazu Franziska Schößler: *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, Tübingen 2006, S. 213 f.

8 „*Lost Highway* verweist (...) auf die Möglichkeit der ‚halluzinatorischen' Welterzeugung aller (filmischen) Fiktionen, und er erkennt auch deren Macht an, sich als Wirklichkeit auszugeben." Ralfdieter Füller: *Fiktion und Antifiktion. Die Filme David Lynchs und der Kulturprozeß im Amerika der 1980er und 90er Jahre*, Trier 2001, S. 233; vgl. zur Selbstreferenz auch Georg Seeßlen: *David Lynch und seine Filme*, 3. erweiterte Aufl., Marburg 1997, S. 186.

9 Lynchs Kameraführung zeichnet sich vielfach dadurch aus, dass ihre Bewegung sichtbar wird und der Eindruck von obsessiver Beobachtung entsteht – durchaus im Sinne einer subjektiven Kamera, deren Blick jedoch nicht personal zugeordnet werden kann.

10 Vgl. dazu Anne Jerslev, Wien 1996, S. 34 f. Ebenso Anne Jerslev: „‚You'll never have me.' Visualität und ‚gendered meaning' bei David Lynch", in: Eckhard Pabst (Hrsg.): *„A strange world". Das Universum des David Lynch*, Kiel 1998, S. 197-210, S. 197 f.

11 Lynch bezeichnet seinen Film selbst als „bewegtes Portrait"; Chris Rodley, Frankfurt/M. 1998, S. 291.

12 Zu diesem Genre-Aspekt, der insbesondere für *Wild at heart* bedeutsam ist und von seiner Tradition her eine Begegnung mit dem Anderen in Szene setzt, vgl. David Laderman: *Driving Visions. Exploring the Road Movie*, Texas 2000, u.a. S. 22.

13 Auch im Road Movie zerstört die Reise nicht nur die Motivationen und Absichten des Helden, „but his very identity"; ebd., S. 32. Lynch setzt diese Erfahrung buchstäblich, also auch auf körperlicher Ebene, um.

14 Vgl. auch Georg Seeßlen, Marburg 1997, S. 187.

15 Vgl. zu diesem Motiv Elisabeth Bronfen: *Heimweh. Illusionsspiele in Hollywood*, Berlin 1999. Steven Shaviro hält über *Lost Highway* fest: „Narrowly

self-obsessed, he can only encounter the Other in this extreme, disturbing form", wie sie der gespaltene ‚Mystery Man' repräsentiert; Steven Shaviro: „Intrusions: *Lost Highway* and the Future of Narrative", in: *Para-doxa* 4 (1998), Heft 11, S. 501-509, S. 502.

16 Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992.

17 Vgl. dazu auch Steven Shaviro, 1998, S. 501; ebenso Ralfdieter Füller, Trier 2001, S. 225, Anm. 39.

18 Lynch versucht so etwas wie das ‚Grundrauschen' der Seele zu evozieren und die Subjektivität der Geräuschwahrnehmung zu imitieren; Philip Siegel: „Das Fenster zur inneren Welt. Das Kino des David Lynch und seine phlegmatischen Helden: Das Verborgene muß erwachen", in: *Steadycam* 3 (1990), S. 57-65, S. 63. Die Dinge bekommen auf Kosten der sprechenden Protagonisten eine Stimme zugewiesen; ebd., S. 65. Für *Lost Highway* hat Lynch selbst am Klang-Design gearbeitet, zudem wieder mit Angelo Badalamenti zusammengearbeitet; vgl. Georg Seeßlen, Marburg 1997, S. 186.

19 Vgl. zu der Zweiteilung und den parodistischen Genrezitaten Steven Shaviro, 1998, S. 503. Lynch selbst betont hingegen die Vielzahl an Stilwechseln; Chris Rodley, Frankfurt/M. 1998, S. 301.

20 Vgl. dazu Bettine Menke: „Das Nach-Leben im Zitat. Benjamins Gedächtnis der Texte", in: Anselm Haverkamp/ Renate Lachmann (Hrsg.): *Gedächtniskunst. Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik,* Frankfurt/M. 1991, S. 74-110, S. 84 f.

21 Ebd., S. 84.

22 Vilém Flusser: „Lob der Oberflächlichkeit. Für eine Phänomenologie der Medien", in: Ders.: *Schriften, Bd. 1*, hrsg. v. Stefan Bollmann/Edith Flusser, Bensheim, Düsseldorf 1993, S. 9-59, S. 50.

23 Lynch analogisiert das Medium Film mit menschlichen Wahrnehmungsweisen, und dazu gehört an bevorzugter Stelle die Erinnerung. Der menschliche Kopf ist entsprechend zentral in seiner Bildwelt situiert – in der Forschung wird zuweilen von „Kopffilmen" gesprochen; Ralfdieter Füller, Trier 2001, S. 227, 235 f.

24 Das Filmbild ermöglicht durch die Schnitttechnik beliebige Arrangements von Zeit und Raum, wie sie auch die erinnernde Fantasie entstehen lässt. Diese Zerstückelung von Kontinuität wird in Lynchs Filmen bis in die Mikrostrukturen hinein umgesetzt: Er legt für Einstellungen unterschiedliche Schnelligkeiten fest, denn jedes Ereignis besitzt seine eigene Geschwindigkeit, ist in einen isolierten, ihm genuinen Zeitraum eingeschlossen. Lynch geht also in vielerlei Hinsicht gegen die Idee eines linearen Zeitstrahls an, der den Takt der Ereignisse uniformiert, Erinnerung zu einem planen Prozess werden lässt und für die Narration von Filmen, zumal von Hollywood-Filmen, vielfach verbindlich ist. Lynch subjektiviert und pluralisiert die Zeiterfahrungen.

25 Renate Lachmann: „Die Unlöschbarkeit der Zeichen: das semiotische Unglück des Mnemonisten", in: Renate Lachmann / Anselm Haverkamp (Hrsg.), Frankfurt/M. 1991, S. 111-141.

26 Shaviro spricht davon, dass Lynch die Figur der Frau, der *femme fatale*, als Zentrum der ödipalen Narration untersuche, die ihrerseits das Paradigma für jegliche lineare Geschichte darstelle;

Steven Shaviro, 1998, S. 506. Der Film *Lost Highway* erzählt entsprechend von einem maskulinen Dilemma. Auch Jerslev betont die Bedeutung des *Film Noir* für Lynch; Anne Jerslev, Kiel 1998, S. 205 f.

27 Laura Mulvey: „Visuelle Lust und narratives Kino", in: Liliane Weisberg (Hrsg.): *Weiblichkeit als Maskerade*, Frankfurt/M. 1994, S. 48-65.

28 Voraussetzung ist eine unsichtbare Kamera, die die Identifikation des Zuschauers mit dem männlichen Helden, mit seinem Blick auf die schöne Frau, ermöglicht. Mulvey schlägt vor, die Filmkonvention der unsichtbaren Kamera, die im Hollywood-Kino nahezu verbindlich ist, zu verabschieden, um das asymmetrische (Blick-)Verhältnis zwischen Frau und Mann zu durchbrechen. Sie fordert, ähnlich wie Judith Butler in *Körper von Gewicht*, eine sichtbare Kamera, die die hegemoniale Ordnung zerstört, den Blick selbst thematisiert und so das reibungslose Ineinander von Distanzierung und Identifikation verhindert.

29 In dem frühen Film *The Alphabet* ist die Deformation der Frau Bedingung gelingender (männlichen) Kunst; vgl. dazu Michel Chion: *David Lynch*, London 1995, S. 12 f. Vgl. dazu auch Gerhard Koll: „Say: ‚Fuck me!' Invitation to Love. FRauen, ERotik und deR veRgewaltigende Buchstabe", in: Eckhard Pabst (Hrsg.), Kiel 1998, S. 167 f.

30 Im zweiten Teil des Films, in dem Alice Wakefield ganz als Männerfantasie auftritt, willig, hingebend, schön, entzieht sie sich, ganz ohne in Mitleidenschaft gezogen zu werden – eine Variante zum *Film Noir*.

31 Chris Rodley, Frankfurt/M. 1998, S. 20 f.

32 Dieses Schema reproduziert und hypertrophiert die binäre Unterscheidung von guten und bösen Frauen, die in Lynchs Filmen ebenfalls aufzufinden ist; vgl. dazu Gerhard Koll, Kiel 1998, S. 159-182, S. 160 f.

33 Intertextualität produziert Déja-vu-Erfahrungen und verfremdet Bekanntes; vgl. dazu Anne Jerslev, Wien 1996, S. 37.

34 Maurice Halbwachs: *Das kollektive Gedächtnis*, Stuttgart 1967, u.a. S. 25.

35 Chris Rodley, Frankfurt/M. 1998, S. 31.

36 Vgl. Jean-Philippe Antoine: „Ars memoriae – Rhetorik der Figuren. Rücksicht auf Darstellbarkeit und Grenzen des Textes", in: Anselm Haverkamp/Renate Lachmann (Hrsg.), Frankfurt/M. 1991, S. 53-72.

37 Entsprechend sind für Lynch die eigenen Kindheitserinnerungen zentrale Inspirationsquelle; Chris Rodley, Frankfurt/M. 1998, S. 30, 305.

38 Vgl. dazu Michael Wetzel: „Die Zeit der Entwicklung. Photographie als Spurensicherung und Metapher", in: Georg Christoph Tholen/Michael O. Scholl (Hrsg.): *Zeit-Zeichen. Aufschübe und Interferenzen zwischen Endzeit und Echtzeit*, Weinheim 1990, S. 265-280, S. 269 f; ebenso Roland Barthes: *Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie*, Frankfurt/M. 1985; Susan Sontag: *Über Fotographie*, Frankfurt/M. 1980, S. 72.

39 Das Theater, das die „mimetische" Repräsentation der unsichtbaren Kamera in Frage stellt und den Akt der Vermittlung thematisiert, durchzieht das gesamte Werk Lynchs; vgl. Anne Jerslev, Wien 1996, S. 43 f.

40 Chris Rodley, Frankfurt/M. 1998, S. 34.

Literatur

Antoine, Jean-Philippe: „Ars memoriae – Rhetorik der Figuren. Rücksicht auf Darstellbarkeit und Grenzen des Textes“, in: Anselm Haverkamp/ Renate Lachmann (Hrsg.): *Gedächtniskunst. Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik*, Frankfurt/M. 1991, S. 53-72.

Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992.

Barthes, Roland: *Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie*, Frankfurt/ M. 1985.

Bronfen, Elisabeth: *Heimweh. Illusionsspiele in Hollywood*, Berlin 1999.

Chion, Michel: *David Lynch*, London 1995.

Flusser, Vilém: „Lob der Oberflächlichkeit. Für eine Phänomenologie der Medien“, in: Ders.: *Schriften, Bd. 1*, hrsg. v. Stefan Bollmann/Edith Flusser, Bensheim, Düsseldorf 1993, S. 9-59.

Füller, Ralfdieter: *Fiktion und Antifiktion. Die Filme David Lynchs und der Kulturprozeß im Amerika der 1980er und 90er Jahre*, Trier 2001.

Halbwachs, Maurice: *Das kollektive Gedächtnis*, Stuttgart 1967.

Jerslev, Anne: *David Lynch. Mentale Landschaften*, Wien 1996.

Jerslev, Anne: „‚You'll never have me.' Visualität und ‚gendered meaning' bei David Lynch“, in: Eckhard Pabst (Hrsg.): *„A strange world“. Das Universum des David Lynch*, Kiel 1998, S. 197-210.

Koll, Gerhard: „Say: ‚Fuck me!' Invitation to Love. FRauen, ERotik und deR veRgewaltigende Buchstabe“, in: Eckhard Pabst (Hrsg.): *„A strange world“. Das Universum des David Lynch*, Kiel 1998, S. 159-182.

Kremer, Detlef: „Deformierte Körper. Gewalt und Groteske bei David Lynch und Francis Bacon“, in: Rolf Grimminger (Hrsg.): *Kunst – Macht – Gewalt. Der ästhetische Ort der Aggressivität*, München 2000, S. 209-229.

Lachmann, Renate: „Die Unlöschbarkeit der Zeichen: das semiotische Unglück des Mnemonisten“, in: Anselm Haverkamp/Renate Lachmann (Hrsg.): *Gedächtniskunst. Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik*, Frankfurt/M. 1991, S. 111-141.

Laderman, David: *Driving Visions. Exploring the Road Movie*, Texas 2000.

Menke, Bettine: „Das Nach-Leben im Zitat. Benjamins Gedächtnis der Texte“, in: Anselm Haverkamp/Renate Lachmann (Hrsg.): *Gedächtniskunst. Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik*, Frankfurt/M. 1991, S. 74-110.

Mulvey, Laura: „Visuelle Lust und narratives Kino“, in: Liliane Weisberg (Hrsg.): *Weiblichkeit als Maskerade*, Frankfurt/M. 1994, S. 48-65.

Rodley, Chris (Hrsg.): *Lynch über Lynch*, Frankfurt/M. 1998.

Schößler, Franziska: *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, Tübingen 2006.

Seeßlen, Georg: *David Lynch und seine Filme*, 3. erweiterte Aufl., Marburg 1997.

Shaviro, Steven: „Intrusions: *Lost Highway* and the Future of Narrative“, in:

Para-doxa 4 (1998), Heft 11, S. 501-509.

Siegel, Philip: „Das Fenster zur inneren Welt. Das Kino des David Lynch und seine phlegmatischen Helden: Das Verborgene muß erwachen", in: *Steadycam* 3 (1990), S. 57-65.

Sontag, Susan: *Über Fotographie*, Frankfurt/M. 1980.

Wetzel, Michael: „Die Zeit der Entwicklung. Photographie als Spurensicherung und Metapher", in: Georg Christoph Tholen/Michael O. Scholl (Hrsg.): *Zeit-Zeichen. Aufschübe und Interferenzen zwischen Endzeit und Echtzeit*, Weinheim 1990, S. 265-280.

Hans-Joachim Lenz

Männer und die Widerfahrnisse des Krieges

Einleitung

Als in Europa am 8. Mai 1945 die Waffen schwiegen, nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht, die im Auftrag der NS-Regierung den Vernichtungskrieg durchgeführt hatte und am Holocaust beteiligt war, waren fast 60 Millionen Menschen umgekommen. So viele Menschen wurden niemals zuvor in Kriegen getötet.

Die jüdischen sowie die nicht-deutschen Opfer des Zweiten Weltkrieges standen verständlicherweise lange im Zentrum der Aufmerksamkeit, zuletzt im Zusammenhang mit den jahrelangen Auseinandersetzungen um die Entschädigungszahlungen für Zwangsarbeit. Die Deutschen wurden lediglich unter einer Schuldperspektive wahrgenommen. So grenzte die in Deutschland gängige Erinnerungskultur die Erinnerung auf nicht-deutsche Opfer ein und verstand unter ‚erinnern' nie Gewalt im (Kriegs-)Alltag, sondern ‚erinnern an die NS-Zeit'. Die darüber hinausgehende Thematik der deutschen Opfer von Krieg und Vertreibung blieb weitgehend ausgespart. Auch auf einer wissenschaftlichen Ebene blieb sie eine „verschwiegene, unentdeckte Welt" (Horst-Eberhard Richter). Erstaunlicherweise war das über die Bevölkerung in Deutschland gekommene Leid lange Zeit kein Thema, es wurde kollektiv verdrängt.[1] Üblich waren Forschungen über die Opfer, als solche galten die Überlebenden des Holocaust sowie die anderen verfolgten Gruppierungen.

Erst die 68er Bewegung konfrontierte die Elterngeneration mit der Schuld und der moralischen Verantwortung für das Geschehen. Die Scham der ganzen Kriegsgeneration war groß und brauchte eine Zeit der Bewältigung. Die Überwindung der ‚Viktimisierungsfalle'[2], die Anerkennung der Täterschaft[3] und die Auseinandersetzung mit dem Tätertrauma[4] bot dann auch nach und nach einen Zugang zur Opferseite der Deutschen[5].

Seit etwa fünfzehn Jahren differenziert sich der Blick auf die Opfer weiter aus. Eine grundlegende Frage ist hierbei, wie verhindert werden kann, dass das sensible Thema des Leides von Menschen für andere Zwecke instrumentalisiert und politi-

scher Missbrauch damit getrieben wird. Die *FAZ* formulierte es so: „Wie kann über das Leid der deutschen Bevölkerung gesprochen werden, ohne dass der Eindruck entsteht, man betreibe Geschichtsrevisionismus?“[6]. Insbesondere auch die Opfer des Luftkrieges[7] und der Vertreibung[8] sowie die Kriegskinder[9] kommen nun in den Blick. Vereinzelt wird in den Medien einfühlsam über die Kriegserfahrungen des einfachen Soldaten berichtet, ohne die Verantwortung der deutschen Wehrmacht zu leugnen.[10]

Nach den Massenvergewaltigungen während des Balkankrieges in den 1990er Jahren im ehemaligen Jugoslawien wurden die Massenvergewaltigungen von deutschen Frauen während des Zweiten Weltkrieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit öffentlich aufgegriffen.[11] ‚Erinnern‘ wurde damit zum ersten Mal mit Geschlecht in Zusammenhang gebracht. Die spezifischen Zumutungen, denen deutsche Männer im Krieg ausgesetzt waren, blieben weiterhin verborgen; diese galten und gelten noch immer als ‚normal‘.[12]

Der folgende Beitrag beabsichtigt, einen expliziten Blick auf die Viktimisierung von deutschen, nicht-jüdischen Männern im Zweiten Weltkrieg zu lenken.

Zunächst werde ich einen knappen Überblick über die Pilotstudie *Gewalt gegen Männer* geben[13], dann werde ich daraus wesentliche Teile des Kapitels *Gewalt gegen Jungen und Männer in kriegerischen Konflikten* ausführlicher vorstellen. Daran schließen sich geschlechtertheoretische Reflexionen zu Männlichkeit und Krieg an. Exemplarisch wird dann der Umgang mit der ‚Verletzungsoffenheit‘ von Männern in den männlichkeitsdominierten Verhältnissen aufgezeigt, was zugleich ein Ausdruck und ein Spiegel der Zivilgesellschaft ist. Abschließend werden einige Folgen und Auswirkungen der Verdrängung der Verletzbarkeit von Männern beleuchtet.

2. Pilotstudie

2.1. Allgemeines und Zielsetzung

Den Hintergrund für die Ausschreibung der Pilotstudie[14] bildete die Erkenntnis, dass in Deutschland derzeit weder aktuelle repräsentative Daten zur Gewalt gegen Männer noch zur Gewalt gegen Frauen vorliegen.[15] So enthalten die Kriminalstatistiken nur die zur Anzeige gebrachten Fälle. Da aber in einigen Bereichen wie z.B. bei Partnergewalt nur ein Bruchteil der Delikte angezeigt wird, sind diese Statistiken lediglich begrenzt aussagekräftig. Um erstmalig repräsentative Zahlen über die Gewalterfahrungen von Frauen im häuslichen wie im außerhäuslichen Bereich in Deutschland zu gewinnen, wurde deshalb im Juni 2001 eine Erhebung zu „Gewalt gegen Frauen“ durch das *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* ausgeschrieben.

Das Ministerium beabsichtigte durch die Pilotstudie „Gewalt gegen Männer“, Zahlen über die Gewalterfahrungen von Männern im häuslichen wie im außer-

häuslichen Bereich durch die Befragung von in Deutschland lebenden Männern zu gewinnen. Um die Ergebnisse der Frauenstudie[16] mit der Gewalt gegen Männer vergleichen zu können, wurde eine entsprechende repräsentative Erhebung zu Gewalterfahrungen von Männern für erforderlich angesehen, da die Forschungslage hierzu weit weniger entwickelt ist. Männer haben zwar vielfältige Gewalterfahrungen, machen diese aber in anderen Kontexten und vermutlich mit anderen Folgen als Frauen. Daher lassen sich auch die vorhandenen Instrumente zu „Gewalt gegen Frauen" nicht einfach auf Männer übertragen. Über Männer als Opfer verschiedenster Gewaltarten liegen bislang zu wenige Kenntnisse vor, sowohl im Hinblick auf originäre Empirie als auch in der Theoriebildung.

Die durch das *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* im Jahre 2002 in Auftrag gegebene Pilotstudie „Gewalt gegen Männer" war der erste Versuch, die Viktimisierung von Männern auf einer politischen und wissenschaftlichen Ebene explizit sichtbar zu machen. Die Durchführung der Studie wurde einem außeruniversitären Forschungsverbund „Gewalt gegen Männer" übertragen. Neben der von mir geleiteten *Praxis für Geschlechterforschung, Beratung und Weiterbildung* ***Gefowe*** Eckenhaid in Mittelfranken waren noch das Männerprojekt ***Dissens*** Berlin und das *Sozialwissenschaftliche Forschungszentrum* ***Soko*** Bielefeld beteiligt. Die Ergebnisse liegen unter dem Titel „Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland – Ergebnisse der Pilotstudie" in digitaler Fassung vor[17]. Sie können über die Internetseite des BMFSFJ abgerufen werden. Im Sommer 2007 wird eine Zusammenfassung der Ergebnisse als Buch erscheinen[18].

Ein zentrales Ziel der Pilotstudie war, den derzeitigen Forschungs- und Erkenntnisstand sowie unterschiedliche Forschungsmethoden zu beschreiben und zu bewerten. Mit Hilfe qualitativer Interviews sollte ein Instrument für eine repräsentative Studie zu Ausmaß, Relevanz, Hintergründen und Folgen von Gewalt gegen Männer entwickelt und erprobt werden. Wo möglich sollten erste zahlenmäßige Schätzungen vorgestellt werden. Zudem sollten der aufgefundene Erkenntnisbedarf skizziert und bisherige Wissenslücken aufgezeigt werden.

Im Hinblick auf die Vorbereitung einer repräsentativen Befragung von Männern sollte die Pilotstudie ebenfalls die Frage beantworten, ob „das Thema reif ist" für eine repräsentative Befragung der in Deutschland lebenden Männer, das heißt, ob die Voraussetzungen für die Durchführung einer solchen Untersuchung auf Seiten der Theoriebildung, der Forschungsmethodologie und auch auf Seiten der zu Befragenden gegeben sind, um Ergebnisse erwarten zu können, die die Realität abbilden.

2.2. Das Forschungdesign

Die Studie wurde in verschiedenen Stufen realisiert:[19]

1. Zunächst erfolgte eine Beschreibung und Bewertung des derzeitigen Forschungs- und Erkenntnisstandes sowie der unterschiedlichen Forschungsmethoden zur Erfassung von Gewalt gegen Männer.
2. Nach einer Phase der Literaturauswertung und Definition der Gewaltfelder fanden bundesweit 23 qualitative Interviews mit Experten und Expertinnen aus Beratungs- und Hilfsangeboten statt.
3. In leitfadengestützten mehrstündigen biographischen Interviews wurden zudem 32 Männer befragt, die zur Hälfte zufällig und zur anderen Hälfte gezielt ausgewählt worden waren.
4. Im quantitativen Teil der Studie wurde ein Untersuchungsdesign für eine Prävalenzstudie zur Gewalt gegen Männer als Pilotprojekt erprobt, das sich an den Methoden der repräsentativen Frauenstudie[20] grob orientierte und zusätzliche Fragen einbezog, die spezifisch männliche Gewalterfahrungen im Lebensverlauf besser erfassen sollten. Die Ergebnisse beruhen auf standardisierten mündlichen Interviews mit 266 repräsentativ ausgewählten Männern und der Anwendung eines schriftlichen Zusatzbogens zu häuslicher Gewalt, den 190 Befragte ausgefüllt haben. Die Daten bieten erste Anhaltspunkte für eine fundiertere Einschätzung des Ausmaßes von Gewalt gegen Männer in Deutschland.

2.3. Gewaltdefinition

Das in der Studie vorausgesetzte Verständnis von Gewalt umfasste die Bereiche physischer, psychischer und sexueller Gewalt, wobei es nicht immer möglich war, die Grenzen zwischen den einzelnen Bereichen eindeutig zu ziehen. Die zugrunde gelegte, für den Zweck dieser explorativen Untersuchung bewusst weit gefasste Gewaltdefinition, die das subjektive Erleben zur Grundlage macht und sich nicht auf die Täterperspektive bezieht, lautet:

> Personale Gewalt ist jede Handlung eines anderen Menschen, die mir Verletzungen zufügt und von der ich annehme, dass sie mich verletzen sollte oder zumindest dass Verletzungen billigend in Kauf genommen wurden.[21]

Damit sollten auf der Basis des später genauer vorzustellenden Konzepts der ‚Verletzungsoffenheit' von Männern die Befragten der Studie möglichst breit beschreiben können, was sie selbst als gewalttätiges und verletzendes Verhalten im Verlauf ihres Lebens wahrgenommen und erlebt haben.

2.4. Der Begriff ‚Widerfahrnis'

Statt des mit positiven Assoziationen besetzten Begriffes *Gewalterfahrung* wird in der Studie weit gehend der Begriff *Gewaltwiderfahrnis*[22] verwendet. Er baut semantisch auf dem Begriff *Erfahrung* auf, benennt aber durch das „wider" klar, dass es sich nicht um ein positives Erlebnis handelt, sondern um etwas gegen die Person Gerichtetes.[23] Jedem Ereignis mit Überraschungseffekt kommt notwendig ein Widerfahrnischarakter zu. Damit aus einem „mir ist Gewalt widerfahren" ein „ich habe Gewalt erlebt/überlebt" werden kann, braucht es bereits eine aktive und gelungene Verarbeitung dieser Gewalt.[24]

2.5. Einblick in die Gewaltfelder

Aus den im Rahmen der Pilotstudie erhobenen Daten konnten folgende Felder der gegen Männer gerichteten Gewalt identifiziert werden, wobei die Vielschichtigkeit und Weite der Gewaltfelder auffallen:

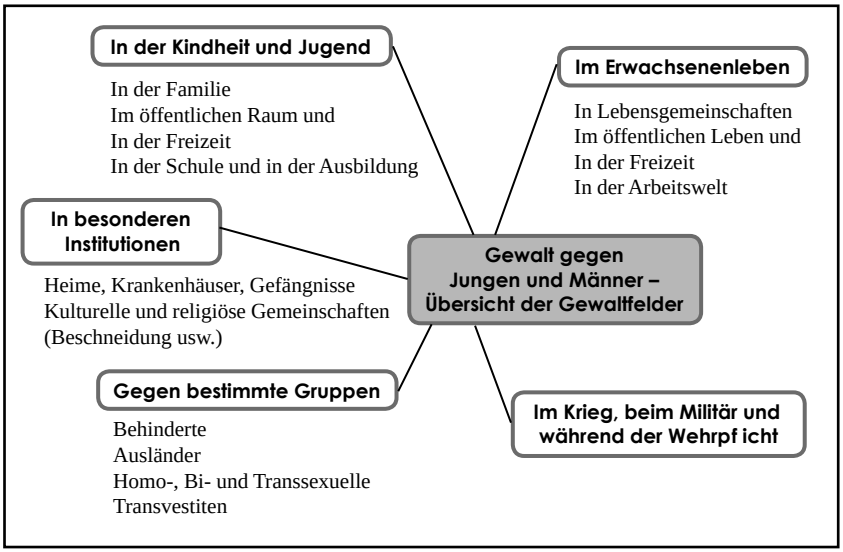


Abb. 1: Übersicht über die Felder, in denen Jungen und Männer Gewalt ausgesetzt sind[25]

Das Gewaltfeld ‚Im Krieg, beim Militär und während der Wehrpflicht' wird im Folgenden genauer vorgestellt. Dabei stütze ich mich im Wesentlichen auf den entsprechenden Teil des Abschlussberichtes, der leicht gekürzt wurde. Meine Dar-

stellung bezieht sich auf Aussagen über den Zweiten Weltkrieg. Die Gegenwart, z.B. die Bundeswehr, wird im Folgenden nicht näher betrachtet, obwohl es dazu in der Pilotstudie ebenfalls vielfältiges Material gäbe.[26] Einschränkend muss gesagt werden, dass es sich im Folgenden um keine systematische Erschließung der Problematik handelt. Vielmehr werden durch die Kombination von Sachinformationen und Interviewaussagen Aspekte der Problematik explorierend vorgestellt.

3. Gewalt gegen Jungen und Männer im Zweiten Weltkrieg

Eines der Ergebnisse, das nach den Befragungen insbesondere im quantitativen Teil[27], vereinzelt auch im qualitativen Teil[28]am meisten beeindruckt und in dieser Form auch überrascht hat, war die Häufigkeit und teilweise auch Intensität, mit der der Zweite Weltkrieg Spuren bei den Befragten hinterlassen hatte und wie diese von den Interviewten teilweise auch benannt worden sind.

Die meisten der Interviewten erlebten durch das Interview vermutlich zum ersten Mal, dass ein nachdrückliches Interesse an ihren Widerfahrnissen bestand. Damit hatte das Forschungsteam nicht gerechnet, zumal dieser Aspekt der Gewaltwiderfahrnisse eher am Rande im Blick war, da im Fokus der Untersuchung die interpersonale Gewalt stand.

Einige historische Stichpunkte zur Erinnerung: In beiden Weltkriegen widerfuhr Soldaten und Zivilpersonen in einem kaum fassbaren Ausmaß Gewalt. Es wurden so viele Menschen getötet wie niemals zuvor in Kriegen. Für den Zweiten Weltkrieg gibt es Schätzungen der getöteten Zivilpersonen (Männer, Frauen und Kinder) von 20 bis 30 Millionen. In diesem Krieg wurden mehr Zivilpersonen als Soldaten getötet.

Neben Flucht und Vertreibung aus den Ostgebieten war das fast fünf Jahre währende Bombardement deutscher Städte im Zweiten Weltkrieg die größte Katastrophe für die deutsche Zivilbevölkerung seit dem Dreißigjährigen Krieg. Mehr als tausend Städte und Ortschaften wurden bombardiert. Nahezu eine Million Tonnen Spreng- und Brandbomben fielen auf dreißig Millionen Zivilpersonen. Mehr als eine halbe Million Todesopfer waren zu beklagen.[29]

Ingesamt gab es im Zweiten Weltkrieg allein elf Millionen deutsche Kriegsgefangene. Vor allem in sowjetischer Gefangenschaft kamen viele Kriegsgefangene um. Während die Westmächte ihre Kriegsgefangenen rasch entließen, gelangten die ‚Ostgefangenen' erst später in Freiheit. Viele Spätheimkehrer hatten ihre Familien viele Jahre nicht gesehen und waren in schlechtem gesundheitlichen und psychischen Zustand.

3.1. Unmittelbare Kriegsereignisse

Im Rahmen des Teils der quantitativen Befragung[30] bestand die Möglichkeit einen *Kurzkommentar zu den Erlebnissen während der Wehr- oder Zivildienstzeit* zu äußern. Es finden sich mehrere Einträge bei den 1924 und früher Geborenen. Die Spannbreite der Äußerungen spiegelt die Einstellung zum Soldatsein und Krieg wieder:

Ein 81-Jähriger:

> Nie wieder. Der ganze Betrieb war mir zuwider. Man wurde zur Marionnette gemacht.[31]

Ein 80-Jähriger:

> Ein Kamerad saß mit offenen Därmen auf einem Baumstumpf. Ich war selbst verwundet und der Kamerad schrie ‚Hilf mir!' und ich konnte nicht helfen. Ich hatte großes Glück gehabt beim Troß zu sein. Ich war Kompanieschneider, dabei ging es mir ganz gut.[32]

Ein 83-Jähriger:

> An der späteren Front Richtung Russland hat man gesehen, dass eigene Soldaten Mädchen mit 7 Jahren und Frauen mit 80 Jahren vergewaltigten und sie in ihrem eigenen Blut lagen. Ortsbauernführer wurden bestialisch hingerichtet.[33]

Ein 79-Jähriger berichtete über den psychischen Druck, der auf ihm als 20-Jähriger lastete:

> Man muß ja als Soldat auch Gewalt anwenden und das belastet. Wenn ich mich damals nicht gewehrt hätte, wäre ich vielleicht selber tot. Es war im März 1945 im Oderbruch. Ich stand plötzlich vor einem russischen Panzer und 6-8 Russen kamen aus dem Graben herausgerannt. Dabei hab ich einen Querschläger an den Stahlhelm bekommen. Ich fühlte mich bedroht, aber ich mußte mich wehren. Ich hatte Angst, dass der Befehl zum Weitervorrücken kommt. Und Angst vor dem Kriegsgericht, wenn wir nicht weiter vorrücken, wie es befohlen wurde. Ich habe mit dem Hauptmann argumentiert, warum wir nicht weiter vorgehen können, die Russen waren in der Überzahl.
>
> Ich würde mir heute mehrmals überlegen, ob ich noch mal Offizier würde. Man steht als Soldat unter Zwang und muß den Befehl ausführen und bereit sein, zu sterben. Bewältigt habe ich das Geschehene, indem ich alles aufgeschrieben habe, meine Soldatengeschichte. Ich habe mir gesagt, ich konnte damals nicht anders handeln. Durch die Zeitverhältnisse bin ich darin verwickelt worden. Ich kann das nicht als persönliche Schuld sehen. Das Schlimmste war die Bedrohung mit dem Tod, die Konfrontation mit dem Tod.[34]

Aber es finden sich auch zwei völlig andere Einschätzungen:
Ein 81-Jähriger:

> Es war im Großen und Ganzen eine gute Zeit [in der Ausbildung, d.V.]. Bin 1945 verwundet worden durch eine Granate.[35]

Und ein 90-Jähriger:

> Die Zeit beim Militär war wunderbar.[36]

In der subjektiven Wahrnehmung der Betroffenen spiegeln sich auf dem Hintergrund des Systems der politischen Gewaltherrschaft – die im Vergleich zu heute – völlig anderen Lebensbedingungen wider. Der Mangel an Entscheidungsmöglichkeiten und die weitgehend autoritäre Orientierung führten zu einer unhinterfragten Pflichterfüllung durch die Interviewten.

In der quantitativen Befragung gaben einige Interviewer Rückmeldungen, die zu der Vermutung Anlass geben, dass es auch heute der Kriegsgeneration noch schwer fällt über ihre Erfahrungen zu berichten.
Zum Interview mit einem 79-jährigen:

> Kriegserlebnisse hat er verdrängt und spricht auch nur sehr ungern darüber, was ihn persönlich beeindruckt.[37]

Zum Interview mit einem 82-jährigen:

> Bestimmte Fragen, die mit dem Krieg zusammenhängen, wurden trotz sensiblem Nachfragen nicht immer tiefgehend beantwortet.[38]

3.2. Kriegskindheit

Krieg ist nicht nur eine Abfolge von grausamen Ereignissen. „Er ist auch das, was sich in kleinen empfindsamen Kinderköpfen eingeprägt hat und bis heute in ihnen eingraviert ist.“[39] Lange, allzu lange wurde darüber nicht gesprochen.

Erst Ende der 90er Jahre schien die Zeit dafür reif zu sein, den Blick auf die Heranwachsenden zu richten, die während des Krieges Kinder waren. Was mit Kriegskindern gemeint ist, bedarf jedoch der konkreteren Definition. Unter Kriegskindern in Deutschland werden die Geburtsjahrgänge zwischen 1930 und 1945 verstanden, dabei handelt es sich um mehrere Generationen. „Denn es macht einen großen Unterschied, in welchem Alter ein Kind diesem Krieg ausgeliefert war: ob als Säugling, als Kleinkind oder ob vor oder nach der Pubertät.“[40] Fünfzehn Jahrgänge sind angesiedelt zwischen der Flakhelfergeneration und der auf der Flucht Geborenen.

Ein 68-Jähriger berichtete über die Androhung seiner Tötung im Mai 1945 am Ende des Krieges in Prag. Er wurde als 10-Jähriger durch tschechische Partisanen gefangen genommen.

> Mit MG im Genick wurde ich auf eine Wiese geführt und es wurde mit Tötung gedroht. Ich habe gesehen (im Stadion in Prag), wie andere mit Peitschenhieben getötet und mit Kalaschnikow erschoßen wurden. Sieben junge Männer wurden mit Peitschen totgeschlagen. Wir haben gebetet. Ich dachte ‚Jetzt ist es aus!' und ‚Es tut weh, wenn man stirbt.' Ich habe geweint. Meine Mutter hat mir noch Mut gemacht: ‚Ihr kommt in den Himmel!'. Es sind ewig bleibende Folgen. Es geht mir bis heute im Kopf rum. Geholfen hatte niemand: Kein Mensch! Die meisten haben ja auch furchtbare Erlebnisse gehabt. Bewältigt wurde das Ereignis nicht. Unverständlich ist der Haß. Man hat ja vieles erst später erfahren. Das Schlimmste ist gewesen, als die sieben Leute totgeschlagen wurden.[41]

Im Rahmen der qualitativen Befragung[42] sprachen die Interviewten vereinzelt über ihre Kriegskindheit, am nachhaltigsten in einem Interview mit einem 1940 Geborenen[43]. Der eindrücklichen Darstellung wegen greife ich auf einen vom Interviewten für eine Tagung verfassten Bericht[44] zurück:

> Im Rahmen von Gewalt und Terror durch Krieg und staatliche Willkür (Judenverfolgung) ist die Erinnerung an die Kindheit ausschließlich von traurigen, schmerzlichen und leidvollen Ereignissen wie Tränen, Tod und Trauer anderer Menschen und der Zerstörung von Menschen und von Häusern geprägt. Es waren keine schönen Erinnerungen.
>
> Die Ursache für diese jahrelang zunehmende Angst, zuerst ‚nur' um meine Mutter und als Vier- oder Fünfjähriger immer mehr dann auch um mich selbst, mein Leben und meine eigene körperliche Unversehrtheit, war die über Jahre hinweg stetige Intensivierung der Luftangriffe mit dem wachsenden Bombenterror auf die Wohngebiete meiner Heimatstadt.
>
> Dieses sehr starke, mächtige und zentrale Gefühl der damaligen Angst, zunächst um Leib und Leben meiner Mutter, ist für mich in der Erinnerung jederzeit und in vielen Details abrufbar.
>
> Im Vordergrund steht dabei, wie sehr ich meine Mutter als so kleiner Junge geliebt habe, besonders wegen ihrer vielen Tränen und dem vielen ‚Traurigsein'. Und mir wird ein stets empfundenes Schuldgefühl erinnerlich, dass ich meiner Mutter nicht genug habe helfen können. Ich hatte, aus heutiger Sicht, sehr (zu) früh begonnen für diesen Menschen Verantwortung zu übernehmen.
>
> Diese erinnerten und heute ‚wieder' durchlebten Ängste verbanden sich mit ständigen psychischen Verletzungen und mit der Wirkung von seelischen und körperlichen Schmerzen.
>
> Insbesondere handelte es sich um
>
> - ständig zunehmende Zerstörungen;
> - ständig schrecklicher werdende Berichte über Tote und Verletzte;

- die Luftangriffe über Jahre hinweg zwischen 1942 und 1945, jedes Mal begleitet von der grauenhaften Geräuschkulisse der ohrenbetäubenden Luftschutzsirenen;
- die mit jedem Angriff immer häufiger werdenden und immer näher rückenden Brände;
- das jahrelange Erleben der stets angstvoll schweigend in den Luftschutzkeller des Mietshauses drängenden Erwachsenen;
- den stets mit Angst verbundenen, abscheulich modrigen Geruch in diesem Keller;
- die als bedrohlich empfundenen phosphoreszierenden Abmarkierungen in diesen Kellern;
- die bedrohlich dröhnenden feindlichen Flugzeugmotoren der Bombergeschwader;
- das schreckliche Pfeifen und Geheul der großkalibrigen Bomben und deren alles übertönende Detonationen;
- die Angstschreie der Menschen im Luftschutzkeller;
- die furchtbar langen Wartezeiten während des Anfluges der Bomberverbände im totenstillen Luftschutzkeller;
- die graugrünen Gesichter der zumeist alten, zersorgten, kaputten Menschen ohne jede Widerstandskraft;
- die erfolglosen Kommandos derer, die für ‚Ordnung' sorgen sollten oder wollten;
- die noch nahen Einschläge, solange unser Haus nicht getroffen wurde;
- meine Todesangst, der gußeiserne Kellerfensterverschluß, den ich von meinem festen Platz im Luftschutzkeller mir gegenüber sah, könnte jederzeit durch eine Explosion draußen bersten, seine Trümmer mich erschlagen und den Keller mit Feuer füllen;
- das Beben des Bodens, das Wanken des Kellers, vielleicht des ganzen Hauses;
- den von den Decken rieselnden Sand und die damit verbundene gräßliche Angst verschüttet zu werden;
- die bisweilen, sehr oft unerträgliche Stille und Grabesruhe: Sind wir vielleicht schon verschüttet? Sind wir vielleicht schon verloren? Vielleicht schon so gut wie tot?
- das Gefühl, nichts mehr zu spüren, nichts mehr zu wollen, sich ganz und gar einsam und völlig allein zu fühlen, schrecklich allein, von allen Menschen verlassen, dem Tod ganz nahe als Fünfjähriger.

In der Studie finden sich zu beiden folgenden Aspekten keine näheren Hinweise:

- Kriegskinder ganz anderer Art sind die Kinder, die im Kontext der beiden Weltkriege in Deutschland nach 1918 und 1945 als ‚Besatzungskinder' geboren wurden. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren dies ca. 65 000 Kinder, davon ca. 5000 dunkelhäutige Kinder, wovon 13 % von US-Amerikanern adoptiert wurden.[45] Die Folge war, dass diese Kinder in die USA verbracht wurden, ohne je eine Chance zu erhalten, ihre Eltern kennenzulernen.

- Auf einen weiteren wichtigen Aspekt weist Sabine Bode[46] hin: „Man weiß zwar, dass Kinder in Zeiten von Chaos und Elend oft allein gelassen werden, aber man denkt nicht unbedingt weiter: dass dies günstige Umstände sind für Erwachsene, die einen Gewinn daraus ziehen, sich an Schwächeren zu vergreifen. Kinder können im Krieg zu Freiwild werden.“[47] Die Aufmerksamkeit und der Schutz für Kinder können unter solchen Bedingungen auf ein Minimum herabgesetzt werden.

3.3. Flucht und Vertreibung

Etwa 14 Millionen Deutsche sind während des Krieges vertrieben worden. Ca. zwei Millionen von ihnen kamen während der Flucht und Vertreibung um. In den 1950er Jahren war jeder fünfte Bundesbürger ein Flüchtling oder Vertriebener.[48]

Ein 66-Jähriger berichtete über ein Widerfahrnis mit Todesängsten:

> Auf dem Marsch nach Sibirien kamen wir nach Danzig. Dort spielte sich der folgende Vorfall ab. Wir wurden aus Danzig vertrieben in einen anderen Ort. Dort fand man auf dem Dachboden einen erstochenen Russen. Daraufhin stellte der Kommandeur die ganze Familie an die Wand und wir sollten erschoßen werden. Dieser wurde dann hinterrücks von jemand anderem erschoßen. Der hatte festgestellt, dass der Soldat schon länger tot war und wir erst einen Tag da waren. Wir sind alle mit dem Leben davongekommen. Daraus entstand eine konstante Angst. Dies hat heute keine Folgen mehr. In den jungen Jahren musste man immer daran denken. Zur Bewältigung half, dass der Opa dies in der Erzählung als ‚normalen‘ Werdegang im Krieg beschrieben hat. Das Widerfahrene ist das größte Verbrechen. Das Schlimmste war die Ungewißheit, was passieren würde. Der ganze Vorgang dauerte etwa eine Höllenstunde.[49]

Ein 72-Jähriger berichtete über belastende Dinge, die er nicht weitererzählen sollte.

> Gegen Kriegsende, ich war 14, hat mir mein Vater eine Pistole in die Hand gegeben und mir gesagt, dass ich meine Mutter und meine Schwester erschießen soll, wenn die Russen kämen. Es war sehr belastend für mich. Es hat mir niemand geholfen, ich habe das für mich behalten. Ich habe das allein bewältigt. Weil nichts passierte, war es auch nicht so schlimm. Es war eine Überforderung: Mir wurde eine Verantwortung aufgebürdet, der ich in dem Alter nicht gewachsen war. Glücklicherweise ist nichts passiert, deshalb hat sich das Ereignis aufgelöst.[50]

Die beiden folgenden Abschnitte sind im Zusammenhang der Kriegsereignisse für die Betroffenen von erheblicher Bedeutung und ergänzen die empirischen Ergebnisse. Von den Interviewten liegen keine entsprechenden Aussagen vor.[51]

3.4. Heimkehrer

Ein kaum zu bewältigendes Problem stellten für das besiegte Deutschland und danach für die beiden deutschen Staaten die Heimkehrer aus der Gefangenschaft dar. Insgesamt gab es im Zweiten Weltkrieg elf Millionen deutsche Kriegsgefangene. Während die Westmächte ihre Kriegsgefangenen rasch entließen, kamen die ‚Ostgefangenen' erst später zurück und strömten ebenfalls überwiegend in den Westen. Viele Spätkeimkehrer hatten ihre Familien häufig lange Jahre nicht gesehen und kamen „aus den westlichen Ländern in der Regel gut ernährt und gesund, aus der Sowjetunion bis dahin eher unterernährt und krank."[52].

Die ehemaligen Kriegsgefangenen waren zumeist erschöpft und genügten oft nicht den traditionellen Rollenerwartungen. Sie waren Verlierer. Dies hat dann besonders die ohnehin schon stark geforderten Frauen zusätzlich belastet. Die Ehescheidungen nahmen nach Kriegsende rasant zu: In Westdeutschland verdreifachten sie sich im Jahre 1948 gegenüber 1939.

In den Interviews der Pilotstudie finden sich keine Aussagen über Heimkehrer. Vermutlich leben die meisten Betroffenen nicht mehr.

3.5. Deserteure

> ‚Recht ist, was der Truppe nützt'. Immer die ‚Kriegsnotwendigkeiten' und die ‚Schlagkraft der Wehrmacht' im Blick und vom Willen zu abschreckenden Strafen geleitet, richteten sich die deutschen Kriegsgerichte im Zweiten Weltkrieg bedingungslos an dieser Formel aus.[53]

Kurze Zeit nach der Machtübernahme des Faschismus wurde bereits eine ‚Kriegssonderstrafrechtsverordnung' eingeführt. Die Folge war, dass die Wehrmachtsgerichte weit mehr Todesurteile aussprachen als der suspekte Volksgerichtshof und die zahlreichen Sondergerichte. Der § 5 der Kriegssonderstrafrechtsverordnung bestimmte, dass jeder Versuch der Wehrdienstentziehung, die öffentliche Aufforderung dazu und die Lähmung des Willens zur ‚wehrhaften Selbstbehauptung' mit dem Tode zu bestrafen sei.[54] Kurz nach Kriegsbeginn wurde dieser Paragraph ergänzt durch § 5a, einem reinen Strafverschärfungsparagraphen. „Er bestimmt, dass eine Überschreitung des regelmäßigen Strafrahmens – einschließlich der Möglichkeit zur Verhängung der Todesstrafe – bei strafbaren Handlungen ‚gegen die Manneszucht oder das Gebot soldatischen Mutes' immer dann geboten sei, ‚wenn es die Aufrechterhaltung der Manneszucht oder die Sicherheit der Truppe erfordert' "[55]. Damit erhielten die Kriegsrichter quasi eine Generalbevollmächtigung für eine nahezu schrankenlose Ausweitung des Strafmaßes, im Einzelfall bis zur Todesstrafe. Gegen Deserteure wurden schätzungsweise 22.750 Todesurteile ausgesprochen und weitere 5.000 bis 6.000 Todesurteile wegen ‚Wehrkraftzersetzung', wobei es sich

zumeist um Fälle von ‚Selbstverstümmelung' und ‚Dienstpflichtentziehung durch Täuschung', z.B. durch Selbstmordversuche handelte. Die Vollstreckungsquote lag bei 60 bis 70%; die Zahl der allein wegen dieser beiden Hauptdelikte hingerichteten Wehrmachtangehörigen betrug mithin ca. 20.000.[56]

In der jährlichen Zunahme der Todesurteile spiegelt sich zugleich die kontinuierlich ansteigende Zahl von Soldaten wider, deren innerliche Abneigung gegen das alltägliche Töten und Getötet-Werden so groß wurde, dass sie in einer Außenwirkung zu Tage trat. Dies läßt sich an dem Anstieg der Desertionen und Entfernungen, der Selbsttötungen und Selbstbeschädigungen[57] aber auch an der Zunahme der ‚Kriegsneurosen'[58], also unbewusster Verweigerungs- und Vermeidungsreaktionen[59], ablesen. Manche hofften, durch die Selbstverstümmelung dem Wahnsinn des Krieges entrinnen zu können, was zumeist aber nicht gelang.

4. Geschlechtertheoretische Reflexionen

4.1. Im Militär fokussiert sich das System der hegemonialen Männlichkeit mit seiner Struktur von Über- und Unterordnung

Über Jahrtausende sind Männer im Rahmen des von ihnen betriebenen ‚Kriegshandwerks'[60] diejenigen, die immer wieder Zerstörung und Tod auslösen. Ohne die aktive Unterstützung, Billigung und engagierte Teilhabe des weiblichen Teils der Gesellschaft, insbesondere von Müttern[61], und von Ehefrauen, wäre dies jedoch nicht möglich[62]. Es gibt kein anderes Gewaltfeld, in dem der innere Zusammenhang zwischen Männlichkeit, sein Funktionieren und die systematische Vernichtung von Menschen beider Geschlechter und Sachen, insbesondere aber auch der eigenen Geschlechtsgruppe so deutlich wird.[63] Das Bild des soldatischen Mannes drückt als Spiegel der spezifischen Kultur das jeweils vorherrschende Männlichkeitsverständnis aus. Die Struktur von Über- und Unterordnung des Systems der hegemonialen Männlichkeit[64] fokussiert sich im Militär.

> Die Streitkräfte sind eine vergeschlechtlichte Institution; ihre Struktur, die in ihr aktualisierten Praktiken, Werte, Riten und Rituale spiegeln tradierte und weithin akzeptierte Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit wider.[65]

In der Vergangenheit war der Soldat stilbildend für das zivile Männlichkeitsbild, wie Klaus Theweleit[66] in seinem Werk *Männerphantasien* für die Zeit des deutschen Kaiserreichs herausgearbeitet hat. Wobei die Frage zu stellen ist, was von diesem traditionell-autoritären Männlichkeitsverständnis insbesondere im Kontext des Militärs in der Gegenwart noch Gültigkeit hat, auch unter der Perspektive, dass die westlichen Armeen sich Frauen öffnen.[67]

Ungebrochen scheint nach wie vor die Erkenntnis zu gelten, dass Kriege Inszenierungen waren und immer noch sind, in denen unmittelbare existentielle Konfron-

tationen zwischen Gruppen von (jungen) Männern im Auftrag von älteren Männern stattfinden.[68] Noch vor knapp 100 Jahren wurde der Kriegsdienst als Initiationsritus gesehen, der jungen Männern den Weg von der Welt der Jugendlichen in die Welt der Erwachsenen ermöglichen sollte. So feierte ihn Ernst Jünger im Ersten Weltkrieg in seinem Tagebuch *In Stahlgewittern*[69]. „Der Kampf wird zum inneren Erlebnis", in dem sich der Mensch erst voll und ganz begreife. Kriege fördern so die sittliche Gesundheit der Völker, „wir wachsen an ihm und wer ihn erlebt, tut dies als besserer Mensch"[70]. Ob der junge Mann will oder nicht, er wird vom Staat zum Kämpfen gezwungen, notfalls unter Androhung der standesrechtlichen Erschießung wegen Wehrkraftzersetzung. In Kriegszeiten verstärkt sich der kriegerische Habitus von Männern noch um ein Vielfaches. Es gibt keine moralischen Grenzen mehr, es geht um Leben und Tod. Der Mann wird zur Bestie, wie der Erste und Zweite Weltkrieg zeigen. Und das zerstörerische Geschehen wird staatlich legitimiert und ideologisch als ‚Wohl des Volkes' überhöht. Männer sind also im Rahmen der herrschenden politischen Verhältnisse gewalttätig. Sie werden für ihre Bereitschaft, ihr Leben ‚aufs Spiel zu setzen', positiv sanktioniert. Sind sie ‚heldenhaft' gestorben, wird ihnen kollektiv ein Mahnmal errichtet. Desertieren sie, werden sie wahrscheinlich getötet oder zumindest hart bestraft und bleiben ein Leben lang stigmatisiert, wie die Geschichte der Deserteure im Zweiten Weltkrieg zeigt.[71]

4.2. Die ‚Verletzungsoffenheit' von Männern im System der Zweigeschlechtlichkeit

Mitte der 80er Jahre erschien von dem Freiburger Soziologen Heinrich Popitz die Studie *Phänomene der Macht*[72]. Popitz ging es um eine „Untersuchung grundlegender Durchsetzungs- und Stabilisierungsformen von Macht".[73] Er versucht, das „Dickicht der Machtphänomene" durchschaubarer zu machen. Im Rahmen seiner Analyse untersucht er die Voraussetzungen von Macht. Eine ist die – wie er es nennt – ‚Verletzungsoffenheit' des Menschen.

> Im direkten Akt des Verletzens zeigt sich unverhüllter als in anderen Machtformen, wie überwältigend die Überlegenheit von Menschen über andere Menschen sein kann. Zugleich erinnert der direkte Akt des Verletzens an die permanente Verletzbarkeit des Menschen durch Handlungen anderer, seine Verletzungsoffenheit, die Fragilität und Ausgesetztheit seines Körpers, seiner Person.[74]

Popitz bietet hier wichtige Anhaltspunkte für die Definition von ‚Verletzung'. Es geht um Macht, Überlegenheit und die Zerbrechlichkeit des Gegenübers. Der Verletzungsmacht steht die Verletzungsoffenheit gegenüber.

Der Autor verbindet seinen Ansatz nicht mit der Geschlechterperspektive. Er spricht geschlechtsneutral von Menschen und meint damit alle Menschen, weibliche und männliche. Popitz geht davon aus, dass die Menschenrechte (und damit auch

der Schutz der persönlichen Integrität) unteilbar sind und allen Menschen zustehen. Wobei seine Perspektive auf die körperliche Unversehrtheit beschränkt bleibt. Weder bekommt er psychische und speziell sexualisierte Gewaltübergriffe noch strukturelle Gewalt in den Blick.

Generell wird das tradierte kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit mit seiner Konstruktion der Geschlechterklischees durch das Aufdecken der bislang weitgehend verborgenen männlichen Verletzbarkeit subversiv in Frage gestellt. Die hinter dem System stehende Logik lautet: Männern bleibt kulturell die physische und psychische Unversehrtheit vorenthalten, da die Verletzbarkeit von Frauen und Männern kulturstereotyp ungleich bewertet wird. Im System der Zweigeschlechtlichkeit auf der Basis kapitalistischer Vergesellschaftung stellt der Begriff des „männlichen Opfers" ein kulturelles Paradox dar: Entweder gilt jemand als Opfer oder er ist ein Mann.[75] Beide Begriffe werden als unvereinbar gedacht. Männer werden kulturell als Täter und nicht als Opfer definiert und versuchen auch um des Selbstschutzes willen, nicht als Opfer von Gewalt in Erscheinung zu treten. Der Begriff des ‚Opfers' gilt als weiblich konnotiert.

Die Folge ist, dass die Viktimisierung von Männern verleugnet bleibt oder bagatellisiert wird und Gewaltübergriffe, denen auch Männer ausgesetzt sind, normalisiert werden. Statt Männer auch als verletzbare Wesen in ihrer Bedürftigkeit und in ihrer Gewaltbetroffenheit ernst zu nehmen, wird über sie im öffentlichen Raum in Form von Klischeebildern verhandelt.

Die grundlegende Annahme des westlichen Zivilisationsmodells, wonach die Verletzbarkeit von Frauen und Männern ungleich zu bewerten ist, durchdringt sowohl die gesamte Gesellschaft als auch ihre Teilsysteme wie Politik, Medien und Wissenschaften. So sind bisherige Theorien und politische Programme geschlechtsspezifischer Gewalt von einem Geschlechtergegensatz ausgegangen, in denen die Rollen von TäterInnen und Opfern einseitig zwischen den Geschlechtern verteilt sind: Frauen werden als beachtens- und unterstützenswerte Opfer gesehen und die Viktimisierung von Männern wird verleugnet.[76] Der verletzte Mann befindet sich gleichsam im toten Winkel des Diskurses um Gewalt, Geschlecht und Gleichstellung. Allenfalls, wenn nach einer Erklärung für männliche Täterschaft gesucht wird, ist der Blick auf die Opfererfahrungen des Täters, weil entlastend, geradezu erwünscht. Eine Sensibilisierung für die Verletzbarkeit von (nicht-gewalttätigen) Männern kann den Blick auf geschlechtsspezifische Diskriminierungsformen schärfen, ohne sich dabei in vereinfachende Polarisierungen zu begeben. Die Gewalt gegen Männer zu thematisieren, indem ihre Verletzlichkeit aufgezeigt wird, bedeutet den allgegenwärtigen Mythos der Unverletzlichkeit von Jungen und Männern zu dekonstruieren.

Das Muster der geschlechterdifferenten Bewertung von Verletzbarkeit zeigt sich besonders deutlich bei der Ad-hoc-Problemlösung und -bewältigung von Großkatastrophen wie Schiffsunfällen oder Flugzeugabstürzen („Frauen und Kinder zuerst"). Es findet sich auch in Kriegen, in denen gefallene Männer als ‚Verluste' zählen,

während die ‚Opfer' bei Frauen, Kindern und Alten in der Zivilbevölkerung gesucht und gefunden werden.[77]

4.3. Geschlechtsspezifische Selbst- und Fremdwahrnehmung der männlichen Verletzbarkeit

Die realistische Erfassung von Widerfahrnissen männlicher Viktimisierung ist grundlegend dadurch eingeschränkt, dass das abzufragende Problem kulturell noch nicht im öffentlichen Bewusstsein ist und die Betroffenen oft nicht in der Lage sind, darüber zu sprechen. Themen, für die noch keine gesellschaftliche Sensibilisierung besteht und die im Gegenteil noch völlig durch kulturelle Klischees verstellt sind, können von den Befragten nicht oder nur sehr schwer benannt werden. Diese Nichtsichtbarkeit eines nicht unerheblichen sozialen Problems stellt für eine sozialwissenschaftliche Methodologie eine große Herausforderung dar, was bislang erstaunlicherweise keinen Niederschlag in fachwissenschaftlichen Diskursen findet.

Die Problematisierung der Gewalt gegen Frauen hat in den vergangenen 30 Jahren dazu geführt, dass sich gesellschaftlich eine hohe öffentliche und private Achtsamkeit für die Thematik durchgesetzt hat. Dies führt vermutlich auch zu ihrer besseren Aufdeckung. Die völlig unzureichende gesellschaftliche, politische und wissenschaftliche Problematisierung von Gewalt gegen Männer, das Fehlen spezifischer Hilfs- und Unterstützungseinrichtungen und die fehlende Schulung des Personals bei Polizei und Justiz führen hingegen zu einer zeitlich verzögerten Erfassbarkeit des Problems bei Männern.[78]

Aus der Pilotstudie ergibt sich diesbezüglich eine wichtige Erkenntnis: Männer sagen erst etwas zu den erlittenen Gewalterfahrungen, wenn sie einfühlsam danach gefragt werden und ihnen zugehört wird. Das sich dahinter verbergende methodische Problem der Unsichtbarkeit und Nicht-Besprechbarkeit vieler Gewaltphänomene führt allerdings nicht dazu, dass alle Gewalthandlungen gleichermaßen verborgen bleiben. Je nach Gewaltfeld und Tabuisierungsgrad wird ungleich darüber berichtet. Die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Männern in ihrer Verletzlichkeit spiegelt die kulturell geprägten Geschlechtermuster wider.

Für den Abschlussbericht der Pilotstudie wurde folgendes Schema entwickelt, mittels dessen die verborgene Gewalt gegen Männer bewusst gemacht werden soll:

Männliche Normalität (zu normal, zu männlich)	Wahrnehmbarer Bereich der Gewalt gegen Männer	Nicht männlich – von der Norm abweichend (zu schambesetzt, zu unmännlich)

Abb. 2: Erforschbarkeit und Wahrnehmbarkeit der Gewalt gegen Männer[79]

Bestimmte Gewaltformen (links im Schema) sind so normal im Leben eines Mannes, dass sie überhaupt nicht als Gewalt angesehen werden. Sie werden deshalb auch nur begrenzt erinnert. Zum Beispiel körperliche Gewaltakte im Alltag zwischen männlichen Jugendlichen, die zumeist als ‚normale Auseinandersetzung' zwischen Männern wahrgenommen werden. Oder von vielen Soldaten und ihren Angehörigen (Mütter und Ehepartnerinnen) wurde von einem männlichen Familienmitglied seine Teilnahme am Krieg regelrecht erwartet, als konsequent und letztlich als ‚normal' angesehen. Auf der anderen Seite (rechts im Schema) gibt es Gewaltformen, die tabuisiert und schambesetzt sind und als unmännlich gelten. Sie können so stark tabuisiert sein, dass sie entweder nicht erinnerbar sind oder die betroffenen Männer (z.B. aus Schamgefühl) nicht über sie berichten. Beispiele hierfür finden sich insbesondere bei sexualisierter Gewalt.

Der in der Mitte dargestellte Bereich ist die Gewalt, die ‚über das normale Maß', also über die männliche Normalität hinausgeht, aber noch nicht als ‚unmännlich' gilt. Ein alltägliches Beispiel hierfür ist, wenn ein Mann ohne ersichtlichen Anlass auf der Straße von anderen überfallen oder verprügelt wird und deswegen ins Krankenhaus eingeliefert werden muss.

5. Folgen und Auswirkungen der Verdrängung der ‚Verletzungsoffenheit' von Männern

Schon der Erste Weltkrieg hatte bei Soldaten und in der Bevölkerung in erheblichem Umfang Kriegstraumata hinterlassen. Traumatisierung von Fronterleben wurde bereits im und nach dem Ersten Weltkrieg in Fachkreisen aufgegriffen.[80] Allerdings in einer ganz spezifischen Weise: Die Symptome wurden nicht individuell bearbeitet, vielmehr entwickelte der Psychiater Bonhoeffer 1926 das Konzept der ‚Rentenneurose', demzufolge kriegstraumatisierte Menschen (insbesondere auch die Soldaten) als simulierende ‚Rentenneurotiker' und letztlich als Drückeberger einzuschätzen sind.[81] Kriegsfolgen, denen ganze Generationen ausgesetzt waren, wurden privatisiert. Diese Sichtweise einer Privatisierung der Kriegsfolgen[82] wirkte bis in die 1960er Jahre: Es war „gängige Lehrmeinung (!), dass traumatische Störungen entweder anlagebedingt oder Ausdruck von Rentenbegehren seien."[83]

Das Leben im Kontext des Weltkrieges wurde in jungen Jahren als eine Extremerfahrung durchstanden: Ohnmacht, existentielles Ausgeliefertsein, Überforderung, die Sprachlosigkeit über das Erlittene als sekundäre Traumatisierung in ihrer Zuspitzung noch schlimmer als das eigentliche Geschehen erlebt. Das Leiden an dem Unausgesprochenen erhielt auch nach dem Zweiten Weltkrieg keinen gesellschaftlichen Ort. Die Vergangenheit wurde öffentlich beschwiegen. Für die Soldaten war es schwierig, die erlittenen Widerfahrnisse zu bewältigen: Durch ihr soldatisches Handeln waren sie kollektiv als Täter ausgewiesen, in diesem Denkmuster

hatte das ihnen widerfahrene Leid keinen Platz. Deserteure hatten nach Jahrzehnten noch Alpträume im Hinblick auf das Verbotene ihres Tuns. Die Diagnose der Ärzte lautete vegetative Dystonie, eine Krankheitskategorie, die in der Nachkriegszeit aufkam.[84] Damit wurden die körperlichen Folgen in den Mittelpunkt gestellt. Es wurde eine Krankheit konstruiert, die klassisch medizinisch, zumeist medikamentös zu behandeln ist, statt die seelischen Verletzungen (‚Traumatisierungen') aufzugreifen. Beides wurde auch gedanklich nicht unterschieden. Die Kriegserlebnisse und die seelische Gesundheit von Männern wurden dabei gering geschätzt und galten als vernachlässigenswert.

Die 68er Bewegung griff in ihrem politischen Kampf als Subthema die erstarrten und emotional für ihre Kinder nicht zugänglichen Väter an. Die Väter sahen ihr Soldatsein als unvermeidlich und fühlten sich letztlich als Versager, da sie ihre Familie nicht hatten schützen können. Dagegen warfen ihnen ihre Söhne vor, als Feiglinge das System aufrecht erhalten zu haben und Mittäter gewesen zu sein. Sie reagierten verhärmt und zogen sich innerlich zurück.

Von Brähler, Decker und Radebold[85] werden im Kontext mit den potentiell schädigenden oder traumatisierenden Einflüssen im Krieg folgende Aspekte aufgeführt:

- Erleben ständiger Bombenangriffe (Verlust von Wohnung bzw. Haus);
- Evakuierung/Kinderlandverschickung mit häufig lang anhaltender Trennung von der Mutter und den vorhandenen Geschwistern;
- lang anhaltender Verlust des Vaters (Krieg, Gefangenschaft) oder sein dauernder Verlust (gefallen, vermisst, später aufgrund von Verletzungen/ Erkrankungen verstorben), somit Halbwaise oder (in geringerem Umfang) Vollwaise (auf Grund des Verlustes beider Elternteile);
- lang anhaltende ungünstige Lebensumstände (Hunger und Unterernährung; Verarmung und Armut, nicht behandelbare Erkrankungen etc.) und
- Vertreibung (Flucht, Verlust der Lebensgrundlage) und Existenz mit nachfolgendem Flüchtlingsstatus.

In einer Studie von Teegen und Meister[86] mit ehemaligen deutschen Flüchtlingen zu ihren Erinnerungen an traumatische Erfahrungen und in einem Screening zu heutigen Symptomen der Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) wurden 269 Personen (76 % Frauen) befragt, die im Mittel 69 Jahre alt und während der Flucht am Ende des Zweiten Weltkrieges 15 Jahre alt waren. 62 % litten unter intrusiven Symptomen; bei 5 % wurde eine voll ausgeprägte PTBS und bei weiteren 25 % eine partielle PTBS festgestellt. Im Vergleich zu gering belasteten Personen berichteten TeilnehmerInnen mit (voller oder partieller) PTBS signifikant häufiger über Mehrfachtraumatisierung, komorbide Beschwerden, Defizite der emotionalen Kompetenz und geringeres Kohärenzgefühl. Obwohl sich Frauen und Männer hinsichtlich ihrer

Angaben zu Häufigkeit und subjektiver Schwere traumatischer Erfahrungen nicht unterschieden, berichteten Frauen signifikant häufiger über PTBS-Symptome. Weitere Forschungen müssten die speziellen Belastungen, denen Männer ausgesetzt waren, aufgreifen und näher untersuchen.[87]

Ein spezielles Problem der Kriegskinder sind die abwesenden Väter. Etwa die Hälfte der Väter war zeitweise oder dauernd abwesend.[88] In seinem Buch *Abwesende Väter* stellt Hartmut Radebold[89] zehn Biografien von Patienten vor, die zwischen 1934 und 1947 geboren wurden. Sie belegen, dass sie „alle über die Erfahrung eines abwesenden Vaters verfügen und fast alle eine durch die Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegszeit beeinträchtigte Entwicklung aufweisen“[90].

6. Zusammenfassung und Ausblick

Es wurde deutlich, dass die Auseinandersetzung mit der erlittenen Gewalt beim Militär für Männer exemplarisch ist für den Zusammenhang von Geschlecht und Gewalt im Alltag. Kriegszeiten und Kriegserlebnisse sind Zeiten von Extremerfahrungen, deren Wirkung und generationenübergreifende Bedeutung wenig aufgearbeitet sind. Dieser noch nicht erfasste Einfluss des letzten Krieges müsste in weiterführenden Studien genauer untersucht werden, indem explizit (und nicht nur zufällig) auch nach den Wirkungen des Krieges für Männer und Frauen gefragt wird. Aber auch auf die Viktimisierung von Männern durch aktuelle kriegerische Ereignisse sollte fokussiert werden. Insbesondere sollte untersucht werden, wie die Zeit des Wehrdienstes und der Kriegserlebnisse ihr weiteres Leben beeinflusst hat und welche Auswirkungen auftraten, vor allem auch, ob Schuldgefühle, Depressionen, Alpträume und Déjà-vu-Erlebnisse vorkamen.

Auch für Soldaten der Bundeswehr sind die Auswirkungen der gegenwärtigen Auslandseinsätze sehr belastend, wie in den letzten Berichten des Wehrbeauftragten angedeutet wird.[91] Hier entsteht ein erheblicher Forschungsbedarf gerade auch angesichts einer immer deutlicher sich abzeichnenden „Re-Legitimierung des Krieges als Mittel der Politik“[92]. Insbesondere sind die Fragen nach der Notwendigkeit von zivilem und militärischem Ungehorsam vor dem „Hintergrund der neuerlichen Militarisierung der deutschen Außenpolitik und einer Nationalisierung der politischen Kultur “[93] erneut zu stellen.[94] Zu erforschen wäre dabei grundsätzlicher die Tradierung des Totalitären mit seinen Verführungs-, Vereinnahmungs- und Verwertungsstrukturen in der Gegenwart (z.B. dem spirituellen Psychomarkt), wie dies in einer neueren Studie von Karin Daecke[95] aufgezeigt wird.

Zudem muss der seit dreißig Jahren geführte öffentlich-politische und wissenschaftliche Diskurs um Gewalt und Geschlecht, der bislang nur auf die weibliche Verletzbarkeit unter Ausschluss der männlichen Verletzungsoffenheit fokussiert war, die geschlechtsspezifische Gewalt gegen Männer in den verschiedenen Lebensbereichen und speziell auch die durch Kriegssituationen entstandenen Traumatisierungen

integrieren. Womöglich wirken diese im Sinne einer transgenerativen Übertragung für nachfolgende Generationen[96], solange die Kriegserlebnisse und die damit verbundene Schuld und Scham nicht angemessen reflektiert und verarbeitet werden.[97]

Anmerkungen

1 Vgl. Alexander Mitscherlich/Margarete Mitscherlich: *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens.* Leipzig 1990. Das als Zitat allseits bekannte Buch der Mitscherlichs wurde zumeist nur auf die Trauer um die Opfer der NS-Zeit bezogen. Weniger wahrgenommen blieb ihre Kernthese, „dass vielmehr die enttäuschte ‚Liebe zum Führer' und die beschämende Niederlage des deutschen Größenwahns zu betrauern gewesen wären. Und noch weniger bekannt ist ihre Analyse der Abwehr der Nachkriegsgesellschaft mit ihrer narzißtischen Fixierung auf Konsum und ihrer Gleichgültigkeit gegenüber sozialen Fragen." Seite 2 des Ankündigungstextes eines Vortrages von Th. C. Bender „Die Unfähigkeit zu trauern – ein verdrängtes Fragment psychoanalytischer Sozialpsychologie" am 30.6.2006 beim Psychotherapie-Forum am Universitätsklinikum Freiburg. Bender bezieht sich auf einen Aufsatz von Tilmann Moser im Jahre 1992 (vgl. Tilmann Moser: „Die Unfähigkeit zu trauern: Hält die Diagnose einer Überprüfung stand? Zur psychischen Verarbeitung des Holocaust in der Bundesrepublik", in: *Psyche* Band 1, Jg. 46, Stuttgart 1992, S. 389-405.)

2 Der Begriff der ‚Viktimisierungsfalle' wurde von Thomas Kühne („Die Viktimisierungsfalle. Wehrmachtsverbrechen, Geschichtswissenschaft und symbolische Ordnung des Militärs", in: Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hrsg.): *Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik*, Opladen 2000, S. 183-196.) im Forschungskontext einer Analyse der Nachkriegszeit geprägt. Das ehemalige militärische Personal der Wehrmacht stellte sich teilweise als Verführte und als Missbrauchte dar, deren Leistung als Soldat ungerechtfertigt in Zweifel gezogen wurde. Die damalige Wehrmachtsforschung bestärkte diese Perspektive. Damit wurde die Verantwortung für das Tun abgegeben oder es ließen sich die kriegerischen Taten als Notwendigkeit rechtfertigen. Eine kritische Wehrmachtsforschung entwickelte sich darüber hinaus nicht. Eine der wenigen Studien, welche die Situation des Soldaten bereits in den 1990er Jahren aufgriff – allerdings nicht unter einer geschlechtsreflektierenden, eher unter einer geschlechtsvergessenen Sicht – waren die Studien des Freiburger Historikers Wolfram Wette: *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München 1995. (Reihe Serie Piper, 1420) und des Hamburger Volkskundlers Hans-Joachim Schröder: *Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtenerzählen im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Marinesoldaten*, Tübingen 1992.
In den vergangenen Jahren gibt es Ansätze einer neuen Militärgeschichte, welche sich durch das Bemühen auszeichnet, „pauschalisierende Darstellungen ihrer realiter komplexen Militär- und Kriegserfahrungen im Kontext hegemonialer Erinnerungskulturen ... wirksam zu dekonstruieren." Susanna Burghartz/Christa Hämmerle (Hrsg.): „Soldaten", in: *L'HOMME. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, 12. Jg., Heft 1/2001, S. 7, http://www.univie.ac.at/Geschichte/

LHOMME/lhomm011.html (Zugriff am 4.1.2007).

3 Vgl. Jürgen Müller-Hohagen: *Geschichte in uns. Seelische Auswirkungen bei den Nachkommen von NS-Tätern und Mitläufern*, Berlin 2002.

4 Vgl. Bernhard Giese/Christoph Schneider (Hrsg.): *Tätertrauma. Nationale Erinnerungen im öffentlichen Diskurs*, Konstanz 2004.

5 Vgl. Ute Fevert/Aleida Assmann: *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999. Siehe auch: Tilman Moser: *Dämonische Figuren: die Wiederkehr des Dritten Reiches in der Psychotherapie*, Frankfurt 1997.

6 Peter Wapnewski: „Churchill aus dem Bunker erlebt. Bomben auf uns. Wir haben geschwiegen, jetzt müssen wir reden", in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (*FAZ*), Nr. 281 vom 3.12.2002, S. 33.

7 Vgl. Jörg Friedrich: *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*, München 2002.

8 Vgl. Günter Grass: *Im Krebsgang. Eine Novelle*, Göttingen 2002. Hinsichtlich der Belegbarkeit von biografischen Erinnerungen fragt sich Ralf Dahrendorf in der *Neuen Züricher Zeitung* (vom 16.11.2006, S. 47) in einem Artikel *Das Tausendjährige Reich? Über Bezichtigungen, Selbstbezichtungen und deutsche Lebensgeschichten* „Warum lebt das ‚Dritte Reich' in immer skurrileren Geschichten fort?" Er knüpft in seinem Artikel an dem angeblich von Jürgen Habermas verschluckten ursprünglich an Hans-Ulrich Wehler adressierten Zettel und an dem neuesten Erinnerungsbuch von Günter Grass (*Beim Häuten der Zwiebel*, Göttingen 2006) an, in dem er seine Zugehörigkeit als 17-Jähriger zur Waffen-SS beschreibt. Für Dahrendorf ist dies eine „merkwürdige Geschichte. Was an ihr ist nachweisbare Tatsache, was diffuse Erinnerung eines phantasiebegabten Autors? Historiker würden Fragen stellen angesichts einer Darstellung, deren einzige Quellen ihr Hauptakteur und ein von ihm ausgefülltes Meldeformular aus der Kriegsgefangenschaft sind. Sie würden auch fragen, dass niemand, kein Leser und kein Leserbriefschreiber, in sechzig Jahren den doch sehr öffentlichen Autor Grass an die gemeinsame Waffen-SS-Zeit erinnert hat. (...) Was bei alledem zu kurz kommt, ist der Reichtum der deutschen Geschichte. Darf man davon in Deutschland nicht reden? Sind normale Zeiten nicht Autobiografie-würdig?"

9 Vgl. Hilke Lorenz: *Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation*, München 2003.

10 Zum Beispiel in Dokumentationssendungen im öffentlichen Fernsehen, wie etwa die ZDF-Dokumentation *Stalingrad* vom 10.1.2006 oder die ZDF-Dokumentation *Die Heimkehr der Zehntausend – Zehn Jahre nach Kriegsende kommen die letzten Gefangenen nach Hause* am 8.10.2003.

11 Vgl. Helke Sanders Filmdokumentation „BeFreier und Befreite" 1991/92, *BIFF, Bremer Institut Film/Fernsehen* in Koproduktion mit *Helke Sander Filmproduktion, Journal Film Klaus Volkenborn* und dem WDR, (http://www.helke-sander.de/Inhalt/Filme/befreier.html; Zugriff am 15.12.2006).

12 Ein exemplarisches Beispiel hierfür bietet Hans-Jochen Gamm (Hrsg.): *Erinnern – Bildung – Identität*, Frankfurt/M.

2003 (Reihe Jahrbuch für Pädagogik, 2003).

13 Forschungsverbund „Gewalt gegen Männer“: *Gewalt gegen Männer – Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland – Abschlussbericht der Pilotstudie.* Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin 2004. Download der Kurz- und Langfassungen unter: www.bmfsfj.de, Stichwort: Forschungsnetz, Forschungsberichte (Zugriff am 04.09.2006), oder: http://springhin.de/UyESD (Zugriff am 12.12.06).

14 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Ausschreibung zu einer Pilostudie „Gewalt gegen Männer“ im Wege des Verhandlungsverfahrens nach § 3a VOL/A vom 18. Oktober 2001, http://www.bmfsfj.de/dokumente/Artikel/ix_61537.htm (Zugriff am 30.10.01).

15 Eine erste Forschungsskizze zur Orientierung in dem tabuisierten, weiten Problemfeld wurde von Hans-Joachim Lenz „ ... und wo bleibt die solidarische Kraft für die gedemütigten Geschlechtsgenossen? Männer als Opfer von Gewalt – Hinführung zu einer (noch) verborgenen Problemstellung“, in: Hans-Joachim Lenz (Hrsg.): *Männliche Opfererfahrungen. Problemlagen und Hilfeansätze in der Männerberatung* (Reihe: *Geschlechterforschung*), Weinheim 2000, S. 19-69 vorgelegt. Dem ging die Veröffentlichung von neun zwischen 1992 und 1993 durchgeführten Interviews mit 21 bis 65 Jahren alten Männern zu ihren biografischen Gewalterfahrungen voraus (Hans-Joachim Lenz: *Spirale der Gewalt – Jungen und Männer als Opfer von Gewalt*, Berlin 1996). Beide Texte sind als wichtige Vorarbeit zu sehen, damit diese Pilotstudie auf den Weg gebracht werden konnte.

16 Vgl. Ursula Müller/Monika Schröttle: *Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland*. Im Auftrag des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin 2004. Download der Kurz- und Langfassungen unter: www.bmfsfj.de Stichwort: Forschungsnetz, Forschungsberichte.

17 Forschungsverbund „Gewalt gegen Männer“, Berlin 2004, S. 23.

18 Ludger Jungnitz/Hans-Joachim Lenz/Ralf Puchert/Henry Puhe/Willi Walter (Hrsg.): *Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland*, Opladen 2007, http://www.budrich-verlag.de/.

19 Forschungsverbund „Gewalt gegen Männer“, Berlin 2004, S. 30-47.

20 Vgl. Ursula Müller/Monika Schröttle, Berlin 2004.

21 Forschungsverbund „Gewalt gegen Männer“, Berlin 2004, S. 23.

22 Reemtsma plädiert in der Beschreibung und Reflektion seiner Entführung eindrücklich für die Verwendung dieses Begriffs (vgl. Jan Philipp Reemtsma: *Das Recht des Opfers auf die Bestrafung der Täter – als Problem*, Vortrag gehalten vor der Juristischen Studiengesellschaft Regensburg am 20.1.1998, München 1999, S. 45 f. (Schriften der Juristischen Studiengesellschaft Regensburg e.V.; H. 21).

23 Vgl. Gudrun Luh-Hardegg: *Von der Schönheit unserer Sprache oder König Midas zum Trotz*, Paderborn 2003, S. 155-169.

24 Forschungsverbund „Gewalt gegen Männer“, Berlin 2004, S. 23.
25 Vom Verfasser erstellter Überblick auf der Basis der Tabelle 2 in ebd., S. 48.
26 Für die Misshandlung von Soldaten der Bundeswehr, wie sie beispielsweise im November 2004 in Coesfeld sichtbar und zum Politikum wurden (vgl.: http://www.tagesschau.de/aktuell/meldungen/0,1185,OID3812850_NAV_REF1,00.html (Zugriff am 25.08.2006) finden sich in der Pilotstudie zahlreiche Belege (vgl. Kapitel 5.2 in: Ebd., S. 166-182.)
27 Stufe 4 des Forschungsdesigns (vgl. Abschnitt 2.2 dieses Textes).
28 Stufe 3 des Forschungsdesigns (vgl. Abschnitt 2.2 dieses Textes).
29 Jörg Friedrich, Frankfurt/M. 2002.
30 Stufe 4 des Forschungsdesigns (vgl. Abschnitt 2.2 dieses Textes).
31 Wehrpflichtiger, 81 Jahre, Modul 4, ID 15025.
32 Wehrpflichtiger, 80 Jahre, Modul 4, ID 1047.
33 Zeitsoldat, 83 Jahre, Modul 3, ID 14005.
34 Zeitsoldat, 79 Jahre, Modul 4, ID 19037.
35 Zeitsoldat, 81 Jahre, Modul 4, ID 03436.
36 Zeitsoldat, 90 Jahre, Modul 3, ID 14008.
37 Modul 4, ID 406, schriftliche Rückmeldung des Interviewers.
38 Modul 4, ID 2569, schriftliche Rückmeldung des Interviewers.
39 Peter Heinl: *„Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg“. Seelische Wunden aus der Kriegskindheit*, München 2003, S. 18 f.
40 Sabine Bode: *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*, Stuttgart 2004, S. 16.
41 Modul 4, ID 19012.
42 Stufe 3 des Forschungsdesigns (vgl. S. 4).
43 Modul 3, Interview 18.
44 Hans-Joachim Lenz: „Als Junge im Bombenkrieg – Gespräch mit einem Zeitzeugen. Das Denkmuster ‚Mann oder Opfer‘ und seine Folgen“, in: Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse und der Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): *Männlichkeit und Krieg. Dokumentation einer Fachtagung des Forums Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse und der Heinrich-Böll-Stiftung am 7./8. November 2003 in Berlin*, Berlin 2004 (Schriften zur Geschlechterdemokratie der Heinrich-Böll-Stiftung Nr. 10), S. 38-77. Vgl. http://www.boell.de/downloads/gd/maennlich_krieg.pdf (Zugriff am 23.12.2006).
45 Es gibt in Europa auch Wehrmachtskinder. Vgl. Ingivll C. Mochmann/Stein Ugelvik Larsen: „Kriegskinder in Europa“, in: *Aus Politik und Zeitschichte*, 2005, Jg. 55, Nr. 18-19, S. 34-38, http://www.bpb.de/publikationen/BER3HU.html (Zugriff am 24.08.2006).
46 Sabine Bode, Stuttgart 2004.
47 Ebd.,S. 171.
48 Vgl. Helga Hirsch: Kollektive Erinnerung im Wandel, in: *Aus Politik und Zeitschichte*, Band 53, Nr. 40-41, 2003, S.14- 26, http://www.bpb.de/publikationen/BER3HU.html (Zugriff am 24.08.2006).
49 Modul 4, ID 484.
50 Modul 4, ID 3490.
51 Im Rahmen der quantitativen Befragung findet sich ein nicht näher explizierter Hinweis auf Desertion.

52 Arnold Sywottek: „Kriegsgefangene und ihre Heimkehr", in: Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hrsg.), Opladen, 2000, S. 146.

53 Detlef Garbe: „Von ‚Furchtbaren Juristen' und ihrer Sorge um die ‚Schlagkraft der Truppe' – Deserteure der Wehrmacht", in: Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hrsg.), Opladen, 2000, S. 51.

54 Ebd., S. 53.

55 Ebd., S. 55.

56 Detlef Garbe, Opladen 2000, S. 58.

57 Vgl. Franz Seidler: *Prostitution, Homosexualität, Selbstverstümmelung. Probleme der deutschen Sanitätsführung 1939-1945*, Neckargemünd 1977, 234ff.

58 Manfred Messerschmidt: *Die Wehrmachtsjustiz 1933 bis 1945*, Paderborn 2005, S. 68.

59 Ebd., S. 72.

60 Vgl. Cora Stephan: *Das Handwerk des Krieges*, Berlin 1998.

61 Die Literaturwissenschaftlerin Aleida Assmann weist in ihrem, in dieser Reihe gehaltenen Vortrag Geschlecht und kulturelles Gedächtnis (siehe Aleida Assmann: „Geschlecht und kulturelles Gedächtnis", in: Meike Penkwitt (Hrsg.): *Erinnern und Geschlecht. Band* I, *Freiburger Frauenstudien – Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung*, Nr. 19, 2006, S. 29-46) anhand literarisch-filmischer Beispiele nach, wie „die *Gender*-Konstellation von heroischen männlichen Taten und weiblicher Erinnerung und Trauer noch einmal in Reinkultur präsentiert" (ebd., S. 36) wird, zugleich konstatiert sie die männliche Sprachlosigkeit.

Solange Männer als nicht so verletzbar wie Frauen fantasiert und Söhne von ihren Müttern auch noch freiwillig für den Krieg des Vaterlands geopfert werden, scheint es nicht verwunderlich zu sein, wenn Männer in der Sprachlosigkeit verharren, weil sie eben ein erhebliches Maß an individuell und kollektiv erlittenem Leid und Schmerz zu verdrängen haben. Dieses bleibt hinter der Fassade männlicher Normalität verborgen. (vgl. auch: Annette Rammelsberger: „Die Frau, die nie weinte", in: *Südeutsche Zeitung* Nr. 201, 1. September 2006, S. 39.)

62 Frauen haben in Kriegen auch ihre Beiträge geleistet und leisten sie noch immer. Nicht nur durch kriegswirtschaftliche Erwerbsarbeit, sondern auch durch Propaganda haben Frauen in beiden Weltkriegen dem Krieg zugearbeitet. Vgl. Tanja Thomas: „ ‚Also, es hat was Starkes, was Mächtiges, Männer halt ...' – Dimensionen eines militärischen Gendermanagements in Medien und Alltag", in: Tanja Thomas/Fabian Virchow (Hrsg.): *Banal militarism. Zur Veralltäglichung des Militärischen im Zivilen*, Bielefeld 2006, S. 336.

Vgl. auch Hans-Joachim Lenz: „Da werden Männer zu Hyänen – aber warum?", in: *Damit Europa blühe ... Licht auf die Schatten der Vergangenheit*, Tagungsband der Tagung der Evangelischen Akademie Bad Boll in Kooperation mit der Arbeitsgruppe „Kriegskind" in Bad Boll, Bad Boll 2004, S.155-178, http://www.kriegskinder.de/europa.htm (Zugriff am 28.08.2006).

63 Vgl. Christine Eifler/ Ruth Seifert (Hrsg.): *Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis*, Münster 1999.

64 Vgl. Robert W. Connell: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Wiesbaden 2000.

65 Tanja Thomas, Bielefeld 2006, S. 333-354.

66 Klaus Theweleit: *Männerphantasien. Band I und II*, Frankfurt/M 1977/1978.

67 Aufschlussreich ist eine Analyse von Uta Klein (http://www.ruendal.de/aim/tagung/abstracts.php3, Zugriff am 24.08.06) darüber, wie und warum in Israel Militär und Männlichkeit miteinander verknüpft sind. Bei der Staatsgründung Israels wurde die Wehrpflicht auch für Frauen festgeschrieben. Damit ist es das einzige westlich orientierte Land, in dem (jüdische) Frauen der Wehrpflicht unterliegen. „Trotzdem haben sich die Geschlechterbilder, die Geschlechtersymbolik, die Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft nicht geändert." (S. 1) Beispielsweise bleibt Weiblichkeit beim Militär abgewertet. Siehe auch: Uta Klein: *Militär und Geschlecht in Israel.*, Frankfurt/M. 2001.

68 Vgl. Sibylle Tönnies: „Soldaten sind Kinder. Wenn sie tot sind, räumt irgendwo eine Mutter ein paar Habseligkeiten weg", in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)*, Nr. 69 vom 22.03.2003, S. 9.

69 Ernst Jünger: *In Stahlgewittern: Ein Kriegstagebuch*, Berlin 1937.

70 Ebd., S. XIV.

71 Deserteure der deutschen Wehrmacht, die aus dem Zwangssystem ausbrachen, wurden erst vor kurzer Zeit rehabilitiert. Seit 1998 gibt es das Gesetz zur „Aufhebung der nationalsozialistischen Unrechtsurteile in der Strafrechtspflege" (http://bundesrecht.juris.de/nsaufhg/BJNR250110998.html, Zugriff am 12.12.2006). Darin werden pauschal die Urteile gegen Wehrmachtsdeserteure (ca. 300 von ihnen leben noch und sind teilweise über 80 Jahre alt), Homosexuelle, Sintis und Romas aufgehoben. Das Handeln der Deserteure, sich einem verbrecherischen Krieg zu entziehen, gilt jedoch noch immer als kein legitimes Handeln. Desertion gilt auch heute noch als Unrecht und wird mit bis zu fünf Jahren Haft bestraft, http://www.kampagne.de/Themen/DesertionimNS/DeserteureVorbestraft.php (Zugriff am 02.09.2006).
Von Kriegsdienstverweigerern wird bereits seit Bestehen der Wehrpflicht darauf aufmerksam gemacht, dass der Wehrzwang für Männer ein staatlich legitimierter Akt der Gewalt gegen Männer sei (www.ohne-uns.de/archiv/95_5/klebbra.shtml, Zugriff am 02.09.2006).
Es fehlt noch immer eine öffentliche Würdigung der Wehrmachtsdeserteure, der Verweigerer und „Zersetzer": „Die Juden haben ihr Mahnmal schon, Schwule und Sinti und Roma werden ihre ‚Orte der Erinnerung' bekommen. Nur die Deserteure, Kriegsdienstverweigerer und Wehrkraftzersetzer, die sich dem Mordapparat des Dritten Reiches verweigert haben, sterben weg, ohne dass ihrer gedacht wird." (http://service.spiegel.de/digas/servlet/find/ON=spiegel-355081, Zugriff am 24.08.2006).
Der in den siebziger und achtziger Jahren durch Rolf Hochhuth (siehe die „Filbinger-Affäre") oder Gerhard Zwerenz geführte literarische Diskurs setzte sich von verklärenden Kriegsbildern ab und öffneten den Blick auf „den anderen Soldaten". Das Forschungsinteresse der Zeithistoriker wurde dadurch nicht geweckt. Inzwischen ist zwar ein differenzierter Forschungsstand zur Geschichte der Wehrmachtsjustiz zu erkennen, es fehlt jedoch noch immer eine „Sozialgeschichte der Verweigerung in der deutschen Wehrmacht" (vgl. Norbert Haase/Gerhard Paul (Hrsg.): *Die*

anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt/M. 1995, S. 12.).

72 Heinrich Popitz: *Phänomene der Macht.* Nachdr. der 2. Aufl., Tübingen 1999.

73 Ebd., S. 5.

74 Ebd., S. 44.

75 Vgl. Hans-Joachim Lenz, Weinheim 2000, S. 21-24.

76 Vgl. Hans-Joachim Lenz: „Gewalt gegen Männer als neues Thema in Forschung und Gesellschaft", in: Wilhelm Heitmeyer/Monika Schröttle (Hrsg.): *Gewalt. Beschreibungen, Analysen, Prävention,* Bonn 2006, S. 98-116.
Die psychologische Studie von Silke Birgitta Gahleitner (*Sexuelle Gewalt und Geschlecht. Hilfen zur Traumabewältigung bei Frauen und Männern,* Gießen 2005) ist eine der wenigen Studien im Kontext von Geschlecht und Gewalt, welche ihre Ankündigung auch wirklich einlöst, unter der Geschlechterperspektive nicht nur Frauen zu verstehen und Männer nicht qua biologisierendem Ausschluss fernzuhalten.
Geschlechtsstereotype Rollenzuschreibungen sind auch auf der Ebene der Europäischen Union zu finden. Zwischen 2004 und 2008 werden europaweit 303 Projekte im „Kampf gegen die Gewalt gegenüber Frauen und Kindern" durch das mit 50 Millionen € aufgelegte EU-Programm „Daphne II" in allen 25 Mitgliedsländern gefördert. Männer finden sich als explizite Zielgruppe des Programmes und zwar – erstaunlicherweise – unter „Täter und gewalttätige Männer". Dafür stehen fünf Prozent aller geplanten Projektmittel zur Verfügung. Viktimisierte Männer hingegen bleiben bei diesen opferorientierten Programmen ausgeklammert (vgl. www.lissy-groener.de/public/2004/daphne_vermerk2004.pdf, Zugriff am 31.7.2006).

77 Vgl. Lothar Böhnisch: „Männer als Opfer – ein paradigmatischer Versuch", in: Hans-Joachim Lenz (Hrsg.): *Männliche Opfererfahrungen. Problemlagen und Hilfeansätze in der Männerberatung,* Weinheim/München 2000, S. 70-78.

78 Die öffentlich-politische und wissenschaftliche Thematisierung von Gewalt gegen Männer befindet sich gegenwärtig noch in einem Zustand, welcher der beginnenden Sensibilisierung für Gewalt gegen Frauen in den 1970er Jahren entspricht.

79 Forschungsverbund „Gewalt gegen Männer", Berlin 2004, S. 18.

80 Insbesondere unter dem Aspekt der Tötungshemmung wurden im Auftrag der Militärs psychologische Studien erstellt, die erklären sollten, warum vier von fünf Soldaten beim Schusswechsel daneben zielten (vgl. Ulrich Sachsse/Ulrich Venzlaff/Birger Dulz: „100 Jahre Traumaätiologie", in: *Persönlichkeitsstörungen,* Nr. 1, 1997, S. 4-14.). Vgl. zur Funktion und Arbeitsweise von Psychologie im Kontext des Militärs die aufschlussreiche Bestandsaufnahme von Peter Riedesser und Axel Verderber: *Aufrüstung der Seelen: Militärpsychiatrie und Militärpsychologie in Deutschland und Amerika,* Freiburg 1985.

81 Werner Tschan: *Missbrauchtes Vertrauen – Grenzverletzungen in professionellen Beziehungen : Ursachen und Folgen: eine transdisziplinäre Darstellung,* Basel 2001, S. 13.

82 Vgl. Vera Neumann: *Nicht der Rede wert. Die Privatisierung der Kriegsfolgen in der frühen Bundesrepublik.*

Lebensgeschichtliche Erinnerungen, Münster 1999.

83 Ebd.

84 „Tilmann Moser erinnert in diesem Zusammenhang an die im Ausland völlig unbekannte Fantasie-Diagnose ‚Vegetative Dystonie': Sie allein reichte in den sechziger und siebziger Jahren den Krankenkassen als Begründung aus, um Menschen eine Kur zu bewilligen. Auch in der Tatsache, dass in Deutschland das Kurwesen so weit verbreitet war wie in keinem anderen Land, vermutet Moser stillschweigende Angebote der Linderung für die, die noch immer an Kriegsfolgen litten." (Sabine Bode, http://www.kriegskinder.de/einfuehr.htm, Zugriff am 04.09.2006].

85 Elmar Brähler/Otmar Decker/Hartmut Radebold: „Beeinträchtigte Kindheit und Jugendzeit im Zweiten Weltkrieg. Fassbare Folgen bei den Geburtsjahrgängen 1930-1945", in: *Psychosozial*, Jg. 26, Nr. 92, 2003, H. 2. (Schwerpunktthema: Kindheit im II. Weltkrieg und ihre Folgen.), S. 51-59.

86 Frauke Teegen / Verena Meister: „Traumatische Erfahrungen deutscher Flüchtlinge am Ende des II. Weltkrieges und heutige Belastungsstörungen", in: *Zeitschrift für Gerontopsychologie & -psychiatrie*, 18. Jg., 2000, H. 13, S. 112-124.

87 In der Psychosomatik wird seit geraumer Zeit das Dissoziations-Modell diskutiert. Dissoziative Störungen manifestieren sich auf somatischer und mentaler Ebene regelmäßig nach wiederholten Traumatisierungen. Vgl. hierzu: Annegret Eckhardt-Henn/Sven Olaf Hoffmann (Hrsg.): *Dissoziative Bewusstseinsstörungen. Theorie, Symptomatik, Therapie*, Stuttgart 2004.

88 Vgl. Elmar Brähler/Otmar Decker/ Hartmut Radebold, 2003, S. 51.

89 Hartmut Radebold: *Abwesende Väter: Folgen der Kriegskindheit in Psychoanalysen*, Göttingen 2000.

90 Ebd., S. 11.

91 Deutscher Bundestag 16. Wahlperiode: Unterrichtung durch den Wehrbeauftragten. Jahresbericht 2005 (47.Bericht), Drucksache 16/850 vom 14.3.2006, S. 39 (http://dip.bundestag.de/btd/16/008/1600850.pdf, Zugriff am 21.12.2006). Nicht nur die direkte kriegerische auf Zerstörung des Gegenübers gerichtete Gewalthandlung belastet die Soldaten, sondern auch das Erleben von Unrecht und es nicht verhindern zu können. In diesem Zusammenhang kann die erlittene Ohnmacht traumatisch wirken.

92 Norbert Haase/Gerhard Paul, Frankfurt/ M. 1995, S. 14.

93 Ebd.

94 Vgl. Tanja Thomas/Fabian Virchow (Hrsg.), Bielefeld 2006.

95 Karin Daecke: *Moderne Erziehung zur Hörigkeit. Die Tradierung strukturell-faschistischer Phänomene in der evolutionären Psychologieentwicklung und auf dem spirituellen Psychomarkt. Ein Beitrag zur zeitgeschichtlichen Introjektforschung in drei Bänden*, Neuendettelsau 2006 (Verlag Edition Psychotherapie und Zeitgeschichte).

96 Vgl. Herta Lang/Benedikt Burkhard (Hrsg.): *Abends wenn wir essen, fehlt uns immer einer: Kinder schreiben an die Väter 1939-1945*, Hamburg 2000.

97 Vgl. Harald Welzer: „Das kommunikative Gedächtnis der Familie", in: *Familiendynamik. Interdisziplinäre Zeitschrift für systemorientierte Praxis und Forschung*, 30 Jg., 2005, H. 4, S. 353-369. Siehe auch Stephan Marks/Heidi Mön-

nich-Marks: „Scham und Schamabwehr. Zur psychosozialen Dymanik des Nationalsozialismus und der Perpetuierung traumatischer Erfahrungen“, in: *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 26 Jg., 2002, Nr. 101, S. 57-72. Siehe auch der zur Tagung „Scham – Beschämung – Anerkennung“ vom 18.-20. November 2005 an der Katholischen Akademie Freiburg erschienene Tagungsband: Stephan Marks (Hrsg.): *Scham – Beschämung – Anerkennung*, Münster 2007.

Literatur

Assmann, Aleida: „Geschlecht und kulturelles Gedächtnis", in: Meike Penkwitt (Hrsg.): *Erinnern und Geschlecht.* Band I, *Freiburger Frauenstudien – Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung*, Nr. 19, 2006, S. 29-46.

Böhnisch, Lothar: „Männer als Opfer – ein paradigmatischer Versuch", in: Hans-Joachim Lenz (Hrsg.): *Männliche Opfererfahrungen. Problemlagen und Hilfeansätze in der Männerberatung*, Weinheim/München 2000, S. 70-78.

Bode, Sabine: *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*, Stuttgart 2004.

Brähler, Elmar / Decker, Otmar / Radebold, Hartmut: „Beeinträchtigte Kindheit und Jugendzeit im Zweiten Weltkrieg. Fassbare Folgen bei den Geburtsjahrgängen 1930-1945", in: *Psychosozial*, Jg. 26, Nr. 92.2003, H. 2. (Schwerpunktthema: Kindheit im II. Weltkrieg und ihre Folgen.)

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: *Ausschreibung zu einer Pilostudie „Gewalt gegen Männer" im Wege des Verhandlungsverfahrens nach § 3a VOL/A vom 18. Oktober 2001*, http://www.bmfsfj.de/dokumente/Artikel/ix_61537.htm, (Zugriff am 30.10.01).

Burghartz, Susanna / Hämmerle, Christa (Hrsg.): „Soldaten", in: *L'HOMME. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*. 12. Jg., Heft 1/2001, S. 7, http://www.univie.ac.at/Geschichte/LHOMME/lhomm011.html, (Zugriff am 4.1.2007).

Connell, Robert W.: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Wiesbaden 2000.

Daecke, Karin: *Moderne Erziehung zur Hörigkeit. Die Tradierung strukturell-faschistischer Phänomene in der evolutionären Psychologieentwicklung und auf dem spirituellen Psychomarkt. Ein Beitrag zur zeitgeschichtlichen Introjektforschung in drei Bänden*, Neuendettelsau 2006 (Verlag Edition Psychotherapie und Zeitgeschichte).

Dahrendorf, Ralf: „Das Tausendjährige Reich? Über Bezichtigungen, Selbstbezichtungen und deutsche Lebensgeschichten", in: *Neue Züricher Zeitung* vom 16.11.2006, S. 47.

Deutscher Bundestag 16. Wahlperiode: *Unterrichtung durch den Wehrbeauftragten. Jahresbericht 2005 (47. Bericht)*, Drucksache 16/850 vom 14.3.2006, S. 39, http://dip.bundestag.de/btd/16/008/1600850.pdf (Zugriff am 21.12.2006).

Eckhardt-Henn, Annegret/Hoffmann, Sven Olaf (Hrsg.): *Dissoziative Bewusstseinsstörungen. Theorie, Symptomatik, Therapie*, Stuttgart 2004.

Eifler, Christine/Seifert, Ruth(Hrsg.): *Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis*, Münster 1999.

Fevert, Ute / Assmann, Aleida: *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999.

Forschungsverbund „Gewalt gegen Männer": *Gewalt gegen Männer – Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland – Abschluss-*

bericht der Pilotstudie. Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin 2004. Download der Kurz- und Langfassungen unter: www.bmfsfj.de, Stichwort: Forschungsnetz, Forschungsberichte (Zugriff am 04.09.2006), oder: http://springhin.de/UyESD (Zugriff am 12.12.06).

Friedrich, Jörg: *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*, Frankfurt/M 2002.

Gahleitner, Silke Birgitta: *Sexuelle Gewalt und Geschlecht. Hilfen zur Traumabewältigung bei Frauen und Männern,* Gießen 2005.

Gamm, Hans-Jochen (Hrsg.): *Erinnern – Bildung – Identität,* Frankfurt/M. 2003 (Reihe *Jahrbuch für Pädagogik*).

Garbe, Detlef: „Von ‚Furchtbaren Juristen' und ihrer Sorge um die ‚Schlagkraft der Truppe' – Deserteure der Wehrmacht", in: Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hrsg.): *Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik,* Opladen 2000, S. 57 ff.

Giese, Bernhard/Schneider, Christoph (Hrsg.): *Tätertrauma. Nationale Erinnerungen im öffentlichen Diskurs,* Konstanz 2004 (Reihe *Historische Kulturwissenschaft* 2).

Grass, Günter: *Im Krebsgang. Eine Novelle.* Ungekürzte Ausgabe, München 2004 (Reihe dtv).

Haase, Norbert / Paul, Gerhard (Hrsg.): *Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg,* Frankfurt/M. 1995.

Heinl, Peter: *„Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg". Seelische Wunden aus der Kriegskindheit,* München 2003.

Hirsch, Helga: Kollektive Erinnerung im Wandel, in: *Aus Politik und Zeitschichte,* Band 53, Nr. 40-41, 2003, S.14- 26, http://www.bpb.de/publikationen/BER3HU.html (Zugriff am 24.08.2006).

Jünger, Ernst: *In Stahlgewittern. Ein Kriegstagebuch,* 18. Aufl., Berlin 1937.

Jungnitz, Ludger / Lenz, Hans-Joachim/Puchert, Ralf / Puhe, Henry/ Walter, Willi (Hrsg.): *Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland,* Opladen 2007.

Klein, Uta: *Militär und Geschlecht in Israel,* Frankfurt/M. 2001.

Kühne, Thomas: „Die Viktimisierungsfalle. Wehrmachtsverbrechen, Geschichtswissenschaft und symbolische Ordnung des Militärs", in: Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hrsg.): *Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik,* Opladen 2000, S. 183-196.

Lang, Herta / Burkhard, Benedikt (Hrsg.): *Abends wenn wir essen fehlt uns immer einer: Kinder schreiben an die Väter 1939-1945,* Hamburg 2000.

Lenz, Hans-Joachim: *Spirale der Gewalt. Jungen und Männer als Opfer von Gewalt,* Berlin 1996.

Lenz, Hans-Joachim: „ ... und wo bleibt die solidarische Kraft für die gedemütigten Geschlechtsgenossen? Männer als Opfer von Gewalt – Hinführung zu einer (noch) verborgenen Problemstellung", in: Hans-Joachim

Lenz (Hrsg.): *Männliche Opfererfahrungen. Problemlagen und Hilfeansätze in der Männerberatung.* Weinheim 2000, S. 19-69 (Reihe: Geschlechterforschung).

Lenz, Hans-Joachim: „Mann versus Opfer? Kritische Männerforschung zwischen Verstrickung in herrschende Verhältnisse und einer neuen Erkenntnisperspektive", in: BauSteine Männer (Hrsg.): *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie.* Berlin 2001, S. 359-396 (Neuauflage, Argument-Sonderband).

Lenz, Hans-Joachim: „Als Junge im Bombenkrieg – Gespräch mit einem Zeitzeugen. Das Denkmuster ‚Mann oder Opfer' und seine Folgen", in: Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse und der Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): *Männlichkeit und Krieg. Dokumentation einer Fachtagung des Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse und der Heinrich-Böll-Stiftung am 7./8. November 2003 in Berlin.* Berlin 2004 (Schriften zur Geschlechterdemokratie der Heinrich-Böll-Stiftung Nr. 10), S. 38-77, http://www.boell.de/downloads/gd/maennlich_krieg.pdf (Zugriff am 23.12.2006).

Lenz, Hans-Joachim: „Da werden Männer zu Hyänen – aber warum?", in: Evangelische Akademie Bad Boll (Hrsg.): *Damit Europa blühe. Licht auf die Schatten der Vergangenheit,* Tagungsband, Bad Boll 2004 , S. 155-178, http://www.kriegskinder.de/europa.htm (Zugriff am 28.08.2006).

Lenz, Hans-Joachim: „Gewalt gegen Männer als neues Thema in Forschung und Gesellschaft", in: Wilhelm Heitmeyer/Monika Schröttle (Hrsg.): *Gewalt. Beschreibungen, Analysen, Prävention,* Bonn 2006, S. 98-116.

Lorenz, Hilke: *Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation,* 3. Aufl., München 2003.

Luh-Hardegg, Gudrun: *Von der Schönheit unserer Sprache oder König Midas zum Trotz,* Paderborn 2003.

Marks, Stephan / Mönnich-Marks, Heidi: „Scham und Schamabwehr. Zur psychosozialen Dymanik des Nationalsozialismus und der Perpetuierung traumatischer Erfahrungen", in: *Psychologie & Gesellschaftskritik,* 26 Jg., Nr. 101, 2002, S. 57-72.

Marks, Stephan (Hrsg.): *Scham – Beschämung – Anerkennung*, Münster 2006.

Messerschmidt, Manfred: *Die Wehrmachtsjustiz 1933 bis 1945*, Paderborn 2005.

Mitscherlich, Alexander / Mitscherlich, Margarete: *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens,* Leipzig 1990.

Mochmann, Ingivll C. / Larsen, Stein Ugelvik: „Kriegskinder in Europa", in: *Aus Politik und Zeitschichte*, 2005, Jg. 55, Nr. 18-19, S. 34-38.

Moser, Tilmann: „Die Unfähigkeit zu trauern: Hält die Diagnose einer Überprüfung stand? Zur psychischen Verarbeitung des Holocaust in der Bundesrepublik", in: *Psyche* 46, Stuttgart 1992, S. 389-405.

Moser, Tilman: *Dämonische Figuren: die Wiederkehr des Dritten Reiches in der Psychotherapie,* Frankfurt 1997.

Müller, Ursula / Schröttle, Monika: *Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu*

Gewalt gegen Frauen in Deutschland, Im Auftrag des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin 2004. Download der Kurz- und Langfassungen unter: www.bmfsfj.de (Stichwort: Forschungsnetz, Forschungsberichte).

Müller-Hohagen, Jürgen: *Geschichte in uns. Seelische Auswirkungen bei den Nachkommen von NS-Tätern und Mitläufern*, Berlin 2002.

Neumann, Vera: *Nicht der Rede wert. Die Privatisierung der Kriegsfolgen in der frühen Bundesrepublik. Lebensgeschichtliche Erinnerungen*, Münster 1999.

Popitz, Heinrich: *Phänomene der Macht*, Nachdruck der 2. Aufl., Tübingen 1999.

Radebold, Hartmut: *Abwesende Väter*: *Folgen der Kriegskindheit in Psychoanalysen.* Göttingen 2000.

Rammelsberger, Annette: „Die Frau, die nie weinte", in: *Südeutsche Zeitung*, Nr. 201, 1. September 2006, S. 39.

Reemtsma, Jan Philipp: *Das Recht des Opfers auf die Bestrafung der Täter – als Problem*, München 1999 (Schriften der Juristischen Studiengesellschaft Regensburg e.V.; H. 21).

Riedesser, Peter / Verderber, Axel: *Aufrüstung der Seelen. Militärpsychiatrie und Militärpsychologie in Deutschland und Amerika*, Freiburg 1985.

Sachsse, Ulrich/Venzlaff, Ulrich/Dulz, Birger: „100 Jahre Traumaätiologie", in: *Persönlichkeitsstörungen*, Nr. 1, 1977, S. 4-14.

Schröder, Hans-Joachim: *Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtenerzählen im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Marinesoldaten*, Tübingen 1992.

Seidler, Franz: *Prostitution, Homosexualität, Selbstverstümmelung. Probleme der deutschen Sanitätsführung 1939-1945*, Neckargemünd 1977.

Stephan, Cora: *Das Handwerk des Krieges*, Reinbek/Berlin 1998.

Sywottek, Arnold: „Kriegsgefangene und ihre Heimkehr", in: Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hrsg.): *Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik*, Opladen 2000, S. 133-150.

Teegen, Frauke / Meister, Verena: „Traumatische Erfahrungen deutscher Flüchtlinge am Ende des II. Weltkrieges und heutige Belastungsstörungen", in: *Zeitschrift für Gerontopsychologie & -psychiatrie*, 18. Jg., 2000, H. 13, S. 112-124.

Theweleit, Klaus: *Männerphantasien. Band I und II*, Frankfurt/M. 1977/ 1978.

Thomas, Tanja / Virchow, Fabian (Hrsg.): *Banal militarism. Zur Veralltäglichung des Militärischen im Zivilen*, Bielefeld 2006, S. 336.

Thomas, Tanja: „‚Also, es hat was Starkes, was Mächtiges, Männer halt ...' – Dimensionen eines militärischen Gendermanagements in Medien und Alltag", in: Tanja Thomas, Fabian Virchow (Hrsg.), Bielefeld 2006, S. 333-354.

Tönnies, Sibylle: „Soldaten sind Kinder. Wenn sie tot sind, räumt irgendwo eine Mutter ein paar Habseligkeiten weg", in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)*, Nr. 69 vom 22.03.2003, S. 9.

Tschan, Werner: *Missbrauchtes Vertrauen – Grenzverletzungen in pro-*

fessionellen Beziehungen: Ursachen und Folgen: eine transdisziplinäre Darstellung, Basel 2001.

Wapnewski, Peter: „Churchill aus dem Bunker erlebt. Bomben auf uns. Wir haben geschwiegen, jetzt müssen wir reden", in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (*FAZ*), Nr. 281 vom 3.12.2002, S. 33.

Welzer, Harald: „Das kommunikative Gedächtnis der Familie", in: *Familiendynamik. Interdisziplinäre Zeitschrift für systemorientierte Praxis und Forschung*, 30 Jg., H. 4/2005, S. 353-369.

Wette, Wolfram: *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München 1995 (Reihe Serie Piper, 1420).

Sven Kommer/Ralf Biermann

Zwischen Erinnerung und Inszenierung

Medienbiografien medial

Das Projekt

Das Projekt „Medienbiografien mit Kompetenzgewinn“[1] fragt unter anderem nach den ‚Medienbiografien‘ von Jugendlichen im 9. Schuljahr sowie von Studierenden der PH Freiburg. Ausgangspunkt ist dabei die Annahme, dass heutige Biografien nicht mehr ohne die Sozialisationsinstanz ‚Medien‘ denkbar sind. Dies gilt in doppelter Perspektive: Zum einen bleiben die von den unterschiedlichen Trägermedien transportierten Skripts nicht ohne Einfluss auf die individuellen Selbst-Konstruktionen, zum anderen kann in der individuellen Biografie das Hinzutreten eines je neuen (technischen) Mediums bzw. neuer Inhalte einen wichtigen Anker- oder gar Wendepunkt markieren. Wie eng mediale Erfahrungen, die Einführung neuer Technologien und die von den Medien vermittelten (z.B. jugendkulturellen) Inhalte mit dem je individuellen Prozess der Ich-Konstruktion verbunden sind, wird beispielsweise beim Lesen der von Thier und Lauffer[2] zusammengestellten medienzentrierten Autobiografien deutlich. Letztendlich steht das Projekt mit diesem Ansatz in der Traditionslinie einer auf vertiefte Einblicke in Lebenswelten angelegten Biografieforschung[3]. Der Prozess des Erinnerns selbst stand im Rahmen des Projekts allerdings zunächst einmal nicht im Mittelpunkt der Untersuchung, die neben den ‚Medienbiografien‘ noch auf weitere Dimensionen abhebt:

- Das Selbstbild (mit dem Fokus Mediennutzung und vor allem Medienkompetenz) der Befragten
- Die Beschreibung und Analyse des medialen Habitus der Befragten
- Die Erhebung der Medienkompetenz der Schülerinnen und Schüler und Studierenden mit Fokus auf die Neuen Medien
- Und nicht zuletzt: die Analyse der Divergenzen zwischen beiden Gruppen.

Um die Medienbiografien zu erheben und die weiteren Fragestellungen zu bearbeiten, wurde ein Methodenmix gewählt, innerhalb dessen das Projekt an einigen Stellen Neuland betreten hat. Zunächst wurden 67 leitfadengestützte Interviews mit den Schülerinnen und Schülern sowie Studierenden durchgeführt. Die Interviews fokussierten dabei auf die Medienbiografie, das medienbezogene Selbstbild und auf Selbst-Aussagen zur Medienkompetenz der ProbandInnen.

Im Anschluss an die Interviews wurde mit allen Personen ein Computerkurs durchgeführt. In diesem ca. zehnstündigen Kurs wurden Grundlagen und Anwendungsmöglichkeiten des Multimedia-Programms ‚Mediator' (ein Autorensystem, das auch im schulischen Bereich zum Einsatz kommt) vermittelt. Insgesamt wurden acht Kurse durchgeführt, bei denen jeweils zwei Personen während ihrer Tätigkeit am Bildschirm gefilmt wurden. Zugleich haben wir den Bildschirminhalt des Computermonitors aufgezeichnet und so die Interaktionen mit dem Rechner dokumentiert. Diese zunächst unabhängigen (aber synchronisierten) Aufzeichnungen wurden später über ein Video-Schnittsystem zu einer Bild-in-Bild-Darstellung zusammengefügt, so dass die Handlungs- und Vorgehensweisen der KursteilnehmerInnen auch kleinschrittig analysiert werden konnten.

Auf der inhaltlichen Ebene wurde den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Computerkurse die Aufgabe gestellt, ihre Medienbiografie als multimediale Präsentation darzustellen. Die Analyse dieser Präsentationen stellt eine weitere Dimension unserer Erhebung dar, die im Sinne einer Methodentriangulation[4] vertiefte und zugleich erweiterte Einblicke in die Lebenswelten der Befragten ermöglicht. Mit dieser Vorgehensweise greift das Projekt Anregungen und Forderungen für die medienpädagogische Forschung auf, die sich vor allem bei Niesyto[5] finden. Niesyto geht davon aus, dass heute zumindest für einen Teil der Heranwachsenden infolge der medial geprägten Sozialisation bildhafte oder multimediale Ausdrucksformen wichtiger geworden sind und ihnen helfen können, mangelnde Kompetenzen im sprachlichen Bereich zu kompensieren (bzw. durch einen ‚ästhetischen Diskurs' zu ersetzen). Somit stellen Eigenproduktionen eine zusätzliche Erhebungsdimension dar, die die traditionell starke Zentrierung auf verbale Daten aufzubrechen hilft. Das so entstandene Material geht damit über die Interviews hinaus, da hier auditive und visuelle Materialien sowie verschiedene mediale Gestaltungsmöglichkeiten genutzt werden konnten, um die eigene Medienbiografie zu präsentieren.

Es deutet sich bereits in der Projektvorstellung an: Erinnern als solches – wie auch eine Weiterführung der Erinnerungsdebatte – stellte nicht den primären Fokus des Projektes dar. Vielmehr dienen uns die in den qualitativen Interviews berichteten und in den multimedialen Präsentationen dargestellten Erinnerungen dazu, Aussagen über die Spezifik der unterschiedlichen Medienbiografien zu erarbeiten. Dass es sich bei diesen immer auch um situativ generierte Konstruktionen handelt, steht dabei außer Frage. Trotzdem gehen wir davon aus, dass gerade auch der konstruktive Charakter der Aussagen Analysen des ‚medialen Habitus' der Befragten ermöglicht. Doch zunächst einige Befunde zum Erinnern im Kontext der Befragung:

Erinnern

Die Fokussierung auf die RezipientInnen – also letztendlich auf die kognitiven Systeme, innerhalb derer Erinnerungen konstruiert werden (und nicht auf Texte als literarisch konstruierte Formen des Erinnerns) – bedeutet, dass Aspekte des (vermutlich alltäglichen) Erinnerns in der Befragungssituation ebenso sichtbar werden wie die Erinnerungen selber.

Vergleicht man die SchülerInnen-Interviews mit denen der Studierenden, so wird zunächst einmal deutlich, wie groß die Unterschiede beim Erinnern an die eigene Jugend ausfallen können: Obwohl (oder gerade weil?) für die Schülerinnen und Schüler die relevanten Lebensphasen noch nicht so weit zurückliegen, fällt es ihnen augenscheinlich schwer, über diese zu berichten. Die Kindergarten- und Grundschulzeit erscheint in diesen Interviews wie eine fast versunkene Vergangenheit, nur mit Hilfe von Erinnerungsstützen konnten – wenn auch in weit geringerem Ausmaß als zunächst erwartet – Aussagen über diese Lebensphasen evoziert werden. Sobald eine der aus der Not heraus meist sehr konkreten Fragen (die häufig nicht mehr den Idealen des narrativen Interviews entsprechen) abgearbeitet war, sprangen die Jugendlichen in ihrem Bericht sehr schnell wieder zurück in die Gegenwart, über die dann durchaus ausführlich berichtet wurde. Aber selbst in der ‚Fast-Gegenwart' erweist sich das subjektive Zeitgefühl der Befragten als auffällig kleinteilig strukturiert. Ein Beispiel dafür stellt die folgende Passage dar, in der ein Jugendlicher über die medienvermittelte Kommunikation mit seiner Freundin berichtet:

P: Ja gut. Wenn ich jetzt, wenn ich jetzt zum Beispiel mit meiner Freundin mich, keine Ahnung, bisschen unterhalten will oder so, vereinbaren wir's halt. Jetzt geh'n wir halt zum Beispiel in „Chat for free". In den und den Raum. Unter dem und dem Namen.

Und dann schreiben wir uns halt gegenseitig. (.)

Y: Mhm.

P: Statt zu telefonieren, oder halt so, auch mal chatten geh'n. Vielleicht seh' ich auch jemanden den ich kenn', vielleicht ein paar neue Leute kennenlernen. Unterschiedlich.

Y: Mhm. Und deine Freundin, die wohnt nicht hier in Freiburg?

P: Doch.

Y: Doch?

P: Die is' sogar in meiner Klasse.

Y: Und dann chattet ihr trotzdem?

P: Ja, gut. Meistens sehen wir uns sowieso jeden Tag, weil die wohnt, grad mal fünfhundert oder sechshundert Meter von hier weg.

Y: Mhm.

(…)

P: Und ich wohn' hier vorn. Also so weit is' des nicht. Dann schnapp ich mir schnell ein Fahrrad und dann fahr' ich rüber.

Y: Mhm.

P: Und außerdem seh' ich sie auch in der Schule jeden Tag. Also.

Y: Mhm. Aber ihr macht dann, also ihr chattet dann trotzdem noch?

P: Ja, wir schreiben sogar gegenseitig emails, also

Y: Mhm.

P: Wenn wir uns halt nicht seh'n, oder wenn ich jetzt halt zum Beispiel wieder irgendwo bei meiner Tante bin oder so, dann schreib' ich ihr halt mal, und keine Ahnung, wenn sie dann irgendwie grad- auch am Computer ist oder so, dann geh'm mer halt schnell in Chat rein, oder so.

(…)

P: Ich bin ja jetzt mit meiner jetzigen Freundin achtzehn Tage jetz- schon zusammen und, da geht bei mir gar nix. Ich bin treu.

(Hauptschüler, 15 Jahre)

Zunächst entsteht hier der Eindruck, dass die beiden schon ‚ewig' ihre Kommunikation in der beschriebenen Form organisieren. Erst an einer anderen Stelle im Interview wird deutlich, dass es hier keineswegs um Monate oder gar Jahre geht.

Bei der Suche nach den Ursachen für ein solches Verhalten wurden im Projekt verschiedene Thesen diskutiert, die aber bisher weder anhand des empirischen Materials, noch anhand der einschlägigen Theoriebildung überprüft sind:

- In der Forschung zu Medienbiografien findet sich der – für die gesamte Erinnerungsdebatte hoch relevante – Hinweis, dass die Mediennutzung geradezu unauflöslich in das Alltagshandeln integriert ist, so dass sie nicht mehr retrospektiv beobachtet oder gar reflektiert wird.
- Eher entwicklungspsychologisch orientiert wäre dagegen die Annahme, dass in der Altersgruppe der Befragten vor allem die Gegenwart und Zukunft relevant ist. – Und so ein ‚autobiografisches Modell' noch nicht entwickelt und etabliert ist. Eventuell könnte dies auch als Hinweis darauf gelesen werden, dass hier eine selbstreflexive Distanzierung zu der aktuellen Lebenslage (noch) kaum möglich ist. Die vorhandenen Erinnerungen sind noch nicht bewusst in einem kommunikativen Erinnerungsprozess

– wie ihn das Interview darstellt – verarbeitet worden, was zunächst zu Unsicherheiten und vielleicht sogar zu Blockaden und Hemmungen gegenüber dem fremden Interviewpartner geführt haben könnte.
- Daneben dürfte mit ziemlicher Sicherheit das Bildungsmilieu der Befragten eine Rolle spielen. So wird beispielsweise bei den multimedialen Präsentationen sichtbar, dass die Realschülerinnen und Realschüler deutlich aufwändigere und komplexere Produkte entwickelt haben, die dann auch einen höheren Anteil von medienbiografischen Rückblicken enthalten. Ein Vergleich zur Gruppe der GymnasiastInnen kann hier leider nicht hergestellt werden, da die Studierenden einer anderen Altersgruppe und Lebenssituation angehören.

Bei den befragten Studierenden fallen die retrospektiven biografischen Erzählungen meist wesentlich umfänglicher aus. Auch finden sich hier viel häufiger ‚selbstläufige'[6] Passagen, also Abschnitte, in denen der Erzählfluss nahezu ungebrochen ist und nicht immer wieder durch Nachfragen aufrechterhalten werden muss. Für diese Gruppe ist die Rückschau nicht nur möglich, sondern (zunächst einmal) unproblematisch. (Inwieweit sie aber – im Sinne eines ‚vorauseilenden Habitus' – von der angezielten Berufsbiografie überformt bzw. geprägt sind, ist noch zu diskutieren.) Allerdings bleiben die biografischen Erzählungen gerade mit Blick auf die Medien dann am Ende immer noch unschärfer, als wir es erwartet hätten. Nur selten wird ohne direkte Nachfrage das Hinzutreten eines neuen Mediums oder eine inhaltliche Umorientierung präzise benannt – letztendlich scheint auch hier, wenn auch auf einem ganz anderen Level, die biografische Selbstreflexion der eigenen Mediensozialisation kaum eine Rolle zu spielen.

Für beide Gruppen gilt der Befund, dass sich die Erinnerungen meist an besonders prägnanten Markern entlang hangeln bzw. diese als Orientierungs- und Anknüpfungspunkte suchen. Wechsel der Schulstufe, aber auch Umzüge oder die Anschaffung eines Satellitenempfängers sind Eckpunkte, die helfen, Erinnerung zu strukturieren. Wenig verwunderlich ist, dass hier einschneidende oder emotional stark besetzte Momente der Rezeption besonders deutlich erinnert werden. Dabei wird dann auch noch einmal sichtbar, wie sehr das Verstehen von Medien-Botschaften im ‚Auge' oder ‚Ohr' der Rezipienten verankert ist – und oftmals nicht mit der Perspektive der Erwachsenen korreliert. So berichtet ein Studierender, wie bedrohlich einmal eine Szene aus einer Folge der „Augsburger Puppenkiste" (die im Allgemeinen nicht im Verdacht steht, ein besonders problematisches Kinderprogramm zu sein) auf ihn gewirkt und damit einen tiefen emotionalen Eindruck hinterlassen hat (s.u.).

Eine ganz andere Form des Umganges mit Vergangenheit konnte in einer Hauptschulklasse beobachtet werden: In der Vorbereitungsphase, die der Erstellung der Präsentation vorgeschaltet war, begannen einige der männlichen Schüler

damit, sich über die (angebliche) Erinnerung an eigentlich für sie verbotenes Video-Material aus ihrer Sicht scheinbar positive soziale Distinktion zu erarbeiten. Über mehrere Minuten und mit einem stetigen Seitenblick auf die Kursleitung wurde von ihnen aufgezählt, welche Pornodarstellerinnen sie kennen. Damit wurde in dieser auf Video dokumentierten Szene augenfällig deutlich, wie sich die ‚Situiertheit von Erinnerung' im alltäglichen Handlungsvollzug darstellen kann. In einem wettkampfähnlichen Dialog ‚gewinnt' hier derjenige, der glaubhaft machen kann, mehr als alle anderen zu erinnern. Denn: Wer am meisten erinnert, muss ja zwangsläufig auch über die meiste Erfahrung verfügen – und erarbeitet sich so die Rolle des ‚Leitwolfs'. Anders ausgedrückt: Die glaubhafte Darstellung, einschlägig ‚Verbotenes' konsumiert zu haben, führt zwar im weiteren gesellschaftlichen Umfeld zu einer ‚negativen' Distinktion, während es in der Peergroup zumindest an der Oberfläche zu einem Distinktionsgewinn kommt. Das Erinnern (oder seine Konstruktion) wird also letztendlich zum Zwecke des Statusgewinns funktionalisiert.

Auf der anderen Seite eines solchen ‚situierten Erinnerns' stehen die von der jeweiligen Umwelt (Familie, Schule, Peers etc.) explizit oder implizit ausgesprochenen Erinnerungsverbote. Bestimmte Kindheits- und Jugendsünden ‚dürfen' nicht publik gemacht werden, da sie zu einer Diskriminierung innerhalb des je spezifischen Umfeldes führen (könnten).

Ein ähnlicher – aber intra-personaler – Prozess ist zu beobachten, wenn z.B. in der Interviewsituation bestimmte Ereignisse *nicht* berichtet werden (ganz im Sinne der berühmten ‚Schere im Kopf' – also den selbstauferlegten Verboten, Teile der eigenen Erinnerung öffentlich zu machen). Wenn eine/einer der befragten Studierenden beim Bericht über ihre/seine Vergangenheit als MediennutzerIn die Floskel von den ‚Peinlichkeiten' ins Spiel bringt, signalisiert sie/er bereits überdeutlich, dass es da ‚noch etwas gibt', was sie/er keinesfalls vergessen hat (es sind dann ja auch andere Situationen denkbar, in denen genau diese verschwiegenen Inhalte im Zentrum stehen), was sie/er aber in der (ebenfalls in ein hochkomplexes soziales Setting eingebundenen) Interviewsituation zunächst nicht preisgeben möchte. Ursachen sind hier natürlich kaum mit Sicherheit zu bestimmen – aber eine Figur scheint bei den befragten Studierenden des Lehramtes plausibel und immer wieder sichtbar: Eine Form der Habitualisierung, die das antizipierte Klischee von der Medienfeindlichkeit der Lehrpersonen auf das eigene Leben und Erleben übersetzt: Da zur antizipierten, wenn nicht gar imaginierten Rolle einer Lehrperson ein gewisser Grad an Medienfeindlichkeit gehört, muss diese auch für die eigene Vergangenheit konstatiert (oder eben konstruiert) werden. Sonst droht ein kognitives Ungleichgewicht – das vielleicht nur mit der rhetorischen Figur ‚vom Saulus zum Paulus' in die eigene Biografie integriert werden kann.

Medienbiografien

Bereits bei der ersten Durchsicht der Interviews entstand ein Eindruck von den Spannungsfeldern, innerhalb derer die Auswertung angesiedelt sein würde. So zeigte sich in den Interviews auf der einen Seite (und insbesondere bei den Schülerinnen und Schülern) eine kaum mehr zu fassende Heterogenität der Lebenslagen der Befragten: verschiedene, nicht immer freiwillig entstandene Familienmodelle und Familienkonstellationen, Alteingesessene und MigrantInnen, an der Entwicklung ihrer Kinder interessierte oder eben desinteressierte Eltern, Schulerfolg oder Schulversagen etc. Für all diese Dimensionen müsste eigentlich für jede Person eine einzelne Falldarstellung geschrieben werden.

Auf der anderen Seite wird sichtbar, dass gerade die Entwicklung der Medienlandschaft (und zwar sowohl auf der Ebene der Medientechnik wie auch auf der Ebene der Inhalte) für verschiedene Kohorten, Milieus, Szenen etc. eine hochgradig normierende Funktion hat. So könnte man zunächst einmal, ganz der Mode folgend, nicht nur von einer ‚Generation @', sondern auch von einer ‚Generation Chat' oder aber – eher inhaltlich fokussiert – von einer ‚Generation Soap' sprechen. Wenn man will, könnte man in diesen Befunden durchaus eine Bestätigung für die einstmals von Beck[7] formulierte These von Individualisierung bei gleichzeitiger Standardisierung finden.

Bei dem dann folgenden intensiven Durcharbeiten der Interviews ließ sich aber, bei allen Abweichungen und Varianzen, so etwas wie ein ‚Mainstream' herausarbeiten. Streng genommen verbietet es sich natürlich, Einzelfälle in einem solchen zu subsumieren, aber für die Darstellung und das Verständnis der Lebenslagen scheint es hilfreich, einen solchen herauszuarbeiten. So sollen nun zwei aus dem Material destillierte und natürlich idealtypische Medienbiografien als Ausgangspunkt für die Darstellung einiger Befunde zu den ‚Medienbiografien' zur Veranschaulichung dienen.

Eine mediale ‚Normalbiografie' von NeuntklässlerInnen der Haupt- und Realschule:

Den ersten, in allen Interviews unreflektierten Medienzugang stellt die elterliche Fernsehnutzung dar, parallel dazu (oder gar pränatal) werden die unterschiedlichen auditiven Medien mitrezipiert. Damit, wie auch mit den anderen Mediennutzungsgewohnheiten der Eltern, beginnt ein Habitualisierungsprozess, der bisher vor allem für das Lesen untersucht ist. Einen weiteren, recht frühen Schritt der Mediensozialisation könnte der gemeinsame Umgang mit Bilderbüchern etc. darstellen, gefolgt vom Vorlesen durch die Eltern. Allerdings wird diese Phase nur von Studierenden berichtet, nicht aber von den befragten Schülerinnen und Schülern. Die Normalität

und Omnipräsenz des Fernsehens lange vor dem Einsetzen der eigenen Erinnerung hat zur Folge, dass hier ein bewusstes, als Einschnitt empfundenes ‚erstes Mal' nicht erinnert wird – der Fernseher war einfach schon immer da.

Bei den ersten bewussten Fernseherlebnissen dominieren meist die zeichentrickorientierten Kinderprogramme der kommerziellen Anbieter. Sie werden fast übereinstimmend von beinahe allen Jugendlichen erinnert (von den Studierenden dagegen eher selten).

Mehr Autonomie bei der Mediennutzung bieten die verschiedenen kinderspezifischen Tonträger mit Geschichten von Benjamin Blümchen, Bibi Blocksberg und andere Kinder-Hörspiele. Ihre Nutzung reicht meist bis in die Mitte der Grundschulzeit und wird in unserer Stichprobe erstaunlich selten berichtet.

Mit dem Beginn der Schulzeit erweitert sich das zur Verfügung stehende und genutzte Medienensemble rasant: Erste Spielkonsolen und die ausgemusterten Computer der Eltern am Ende der Grundschulzeit, Fernsehen mit der Familie oder teilweise im eigenen Zimmer, manchmal auch der Videorekorder für Disney-Produktionen und anderes erweitern die Nutzungsmöglichkeiten beträchtlich und fordern zugleich ihren Anteil an dem zur Verfügung stehenden Zeitbudget.

Der Übergang in die Sekundarstufe markiert einen weiteren Wandel: Der Computerbesitz wird immer mehr zur Normalität (allerdings eher bei den RealschülerInnen), die ersten Handys dienen der Selbststilisierung und befriedigen das elterliche Sicherheitsbedürfnis. Auf der Inhaltsebene werden die Zeichentrickserien durch Soaps, Serien und andere Programme (MTV/VIVA) abgelöst. Die Kindertonträger verlieren schon ein wenig früher an Relevanz, dafür wird über die Selbst-Zuordnung zu spezifischen Musikrichtungen ein wichtiger medialer Distinktionsgewinn erzielt. Für manche beginnt hier eine ‚Lesephase' – die einschlägigen Jugendzeitschriften mindern die Distanz zum Medium Schrift für die bisher schriftfernen Jugendlichen ein wenig.

In der Gegenwart (neunte Klasse) ist dann beinahe von einer medialen Vollausstattung auszugehen. Das Handy hilft per SMS und Anruf (aber mit Prepaid-Karte) die Peergroup zusammenzuhalten, die Lieblings-Soap strukturiert den Tagesablauf und zwischendurch vertreiben (zumindest bei den männlichen Befragten) reale und virtuelle GegnerInnen im Computerspiel die Langeweile, das Internet ermöglicht die (von den Befragten wenig genutzte) Möglichkeit, eigene Communities zu etablieren und sich per Chat mit mehr oder weniger bekannten ‚Anderen' in einem spezifischen ‚verdünnten' virtuellen Raum auszutauschen. Nicht zuletzt hat die Musik nun einen hohen Stellenwert bei der Verortung in jugendkulturellen Szenen.

Varianzen: studentische Medienbiografien

Die ‚Normalbiografie' bei den befragten Studierenden stellt sich etwas anders dar: Sie ist zunächst einmal geprägt von einem kritischen Blick auf die neueren Medien, vor allem das Fernsehen. Zwar ist auch hier im Allgemeinen ein Fernseher im Haus, aber er wird meist weniger (und anders) genutzt. Dafür wird das Lesen früh und intensiv gefördert, die Eltern engagieren sich beim Vorlesen etc.

Insbesondere bei den jungen Frauen spielt der Computer (mit wenigen Ausnahmen) eine andere Rolle: Er ist nur selten ‚Spielzeug', sondern in erster Linie Werkzeug. Genutzt wird er dann, wenn es praktikabel und hilfreich erscheint und am Ende einen ‚Benefit' verspricht oder es sich im Kontext von Schule und Hochschule nicht vermeiden lässt. Wenn aufgrund des Studiums der eigene Wohnort verlegt wird, hat der Rechner – neben dem Telefon – die Aufgabe, den Kontakt zur alten Heimat aufrecht zu erhalten. Dank Internet und den diversen Kommunikationsdiensten (insbesondere natürlich E-Mail) muss die Nabelschnur ‚nach Hause' noch nicht durchtrennt werden.

Die Soaps, die zumindest für einen Teil der Befragten einmal relevant waren, verlieren einige Jahre später rasch ihren Reiz, in der aktuellen Lebenslage kommt es gelegentlich zu eindeutigen Distanzierungen. Zunehmend an Relevanz gewinnen dagegen die Printmedien, neben dem Buch vor allem auch die Tageszeitung.

In allen Interviews wird zunächst also sichtbar, in welchem Umfang die Rede von ‚Medienkindheit' und ‚Medienjugend' heute zutreffend ist. Alle der befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind mit einem mehr oder weniger umfänglichen Medienensemble und vielfältigen Medienerfahrungen aufgewachsen, die Nutzung vieler Medien (Fernsehen, Musik, Print) ist fest integrierter Bestandteil des Alltags, der normalerweise nicht hinterfragt wird. In den Interviews wird aber auch deutlich, wie sehr die allgemeinen gesellschaftlichen Debatten um die verschiedenen Medien auf die Selbst-Reflexionen durchschlagen. So finden sich verhältnismäßig oft lange Passagen zum Fernsehen und insbesondere zum Computer, die zeigen, wie sehr die immer wieder medial verbreiteten Problematisierungen (und die Klischees in den Köpfen der Eltern) in das eigene Denken eingesickert sind – auch wenn dies manchmal nur in der Form eines unscharfen ‚schlechten Gewissens' sichtbar wird. Der Computer (und damit auch das WWW) erweisen sich dabei als besonders janusköpfig: Auf der einen Seite gilt er als Garant für eine erfolgreiche Zukunft, ist längst Gegenstand des Schulunterrichts und diffuser Hoffnungsträger. Auf der anderen Seite steht der immer wieder auch als Bedrohung empfundene Zwang, sich mit dieser fast als mystisch wahrgenommenen Maschine auseinander zu setzen – ebenso wie die Angst, sich in den unendlichen Spielewelten oder im Cyberspace zu verlieren. Daneben sind Fernsehen, Computer und das Handy in der Peergroup thematisch hoch relevant, da hier eine vielfältige An-

schlusskommunikation generiert werden kann – und wenn es nur darum geht, sich ein wenig über ‚die Jungen' zu ärgern, die immer am Computer sitzen.

Wie wichtig die Medien für die Heranwachsenden heute sind, wird auch an der folgenden Beobachtung noch einmal deutlich: Wenn die Eltern – wie bei einigen Fällen innerhalb der Studierenden-Stichprobe – versuchen, die nachfolgende Generation von den elektronischen Medien (das Buch hat hier immer eine Sonderstellung) und medialem ‚Trash' fern zu halten, entwickeln die Kinder und Jugendlichen Partisanenstrategien, die helfen, das elterliche Medienverbot zu umgehen. Spätestens im Kreise der Peers finden sich immer Gelegenheiten, den einen oder anderen Film dann doch noch zu sehen, ‚andere' Bücher und Musik zu rezipieren etc. Die Medienabstinenz des Elternhauses reicht in einer derartig durchmedialisierten Welt demnach keinesfalls mehr aus, um auf Dauer bei den Kindern eine ähnliche Haltung zu generieren. Statt der erhofften Habitus-Übertragung auf die nachfolgende Generation kommt es zu einem widerständigen Handeln, im Extremfall zu einer Auflösung des unbewusst vorausgesetzten ‚habituellen Generationenvertrages'. Die Medien sind – gerade in kinder- und jugendkulturellen Milieus – heute zu wichtig (und natürlich auch zu verlockend), als dass man auf Dauer ohne sie auskommen könnte.

Derartige Vermeidungsstrategien der Erziehenden können ungewollte Spätfolgen haben. So finden sich Fälle, bei denen der einstmals beschränkte Zugang zu den Medien in einer späteren Lebensphase wiederum instrumentalisiert wird: Bei einigen Studierenden mit einer stark eingeschränkten Medien-Nutzung im Kindesalter beobachteten wir eine Selbstinszenierung, die diese Nicht-Nutzung zum Distinktionsmerkmal und Persönlichkeitsmerkmal erhebt. Da ‚damals' eine breitere Mediennutzung nicht möglich war, entschuldigt dies alles heutige Unwissen – und den (aus unserer Sicht dann doch wieder selbstverantworteten) ‚Unwissens-Habitus', der ein außergewöhnlich hohes Support-Level einfordert. Eine weitere Spätfolge sehr starker Nutzungskontrolle im Kindesalter wird von einigen Studierenden berichtet: Für diese ist es als junge Erwachsene schwierig, ihren Fernsehkonsum in den Griff zu bekommen. Läuft die ‚Kiste' erst einmal, schaffen sie es nicht mehr, rechtzeitig ‚auszusteigen'. Mit dem Ergebnis einer hohen Unzufriedenheit, die in mindestens einem Fall dazu geführt hat, dass der Fernseher aus der Wohnung verbannt wurde.

Bei allen individuellen Unterschieden und zeitlichen Divergenzen ist zu beobachten, dass das Medienensemble mit zunehmendem Alter eine immer stärkere Ausdifferenzierung erfährt und die Nutzungsmuster von zunehmender Komplexität geprägt sind. Nach den ersten eigenen (Bilder-)Büchern ist meist ein Kassettenrekorder (manchmal in der kinderspezifischen Variante à la ‚My first Sony') noch vor dem Eintritt in die Grundschule das erste eigene Mediengerät. Der Zeitpunkt für die Anschaffung des ersten eigenen Fernsehers kann dann stark divergieren: Während einige der Befragten aus dem Kreis der Haupt- und RealschülerInnen bereits im

Grundschulalter über einen eigenen Fernseher verfügen, begnügen sich einige der Studierenden bis zu ihrem Auszug mit dem gemeinsam genutzten Familiengerät.

Die Nutzungsmuster und die zunehmende Kompexlität gehen mit einem stetig zunehmendem Eigenbesitz technischer Medien einher, die dann nicht mehr im Wohnzimmer gemeinsam mit den anderen Familienangehörigen genutzt werden müssen, sondern im Sinne einer zunehmenden Individuierung von Geschmack und Nutzungsmustern in den eigenen vier Wänden konsumiert werden können. Das hat zur Folge, dass der familiale Einfluss auf die Mediensozialisation stark zurückgeht. So findet sich insbesondere bei den Jugendlichen aus bildungsfernen Milieus die Aussage, dass die Eltern nicht wissen, was auf den Bildschirmen ihrer Kinder passiert.

Wie sehr der Umgang mit dem Computer inzwischen zur Normalität in unserer Gesellschaft geworden ist, wird in den Interviews mit den Schülerinnen und Schülern deutlich: So berichtet fast die Hälfte der von uns Befragten, dass sie bereits im Grundschulalter zumindest gelegentlich mit dem Rechner hantiert haben. In diesem Alter sind das allerdings meist eher erste Versuche des Herantastens an das Medium, von einer intensiven Auseinandersetzung kann dabei noch nicht gesprochen werden. Wenn dann aber in der Sekundarstufe die Lese- und Schreibfähigkeiten (auch im Zeitalter der grafischen Oberfläche sind dies ja letztendlich grundlegende Kompetenzen für einen sinnvollen Umgang) ausreichend entwickelt sind und auch in der Schule zumindest gelegentlich am Rechner gearbeitet wird, wird die Auseinandersetzung intensiver. Das bedeutet aber keinesfalls, dass alle Jugendlichen auch begeisterte Userinnen und User sind. Vielmehr findet sich ein sehr breites Spektrum von Nutzungsmustern, wobei eine hedonistische, spaßorientierte Umgehensweise dominiert. ‚Spaß' kann dabei sowohl eine kommunikationsorientierte Nutzung (Chatten) bedeuten wie auch das Spielen von Computerspielen aller Art. Vorlieben und Abneigungen können sich dabei im Laufe der Zeit stark verändern. Besonders deutlich wird dies vielleicht an dem Phänomen ‚Chat': Fast alle der Befragten haben es einmal ausprobiert. Aber spätestens wenn die erhoffte Beziehungsanbahnung nicht funktioniert hat oder die eigene sprachliche Kompetenz nicht ausreicht, nimmt das Interesse rasch ab – für die Schüler wird dann das Chatten schnell zum ‚Mädchenkram'.

Bei den Studierenden setzt die Nutzung des Computers meist später ein – und nicht selten ist hier bis heute eine gewisse Distanz zu diesem Medium wahrnehmbar (s.u.). So hat er hier viel eher die Funktion eines Werkzeuges, hedonistische Nutzungsmuster spielen nur eine untergeordnete Rolle.

Analoges gilt für den Umgang mit dem Internet, allerdings beginnt hier die Nutzung etwas später, gerade bei den HauptschülerInnen fehlt hier oft ein zumindest familieneigener Zugang. – Ist dieser nicht vorhanden, bleibt die Nutzug meist weit unterdurchschnittlich, da alternative Zugangsweisen fehlen oder nicht gesehen werden.

Von den ersten Schritten am Computer berichten Jungen und Mädchen sehr unterschiedlich. Gerade die Computerspiele und Spielkonsolen sind eine Domäne der Jungen, während die Mädchen sich eher in einer produktionsorientierten oder auf Kommunikation abzielenden Weise mit der digitalen Technik auseinander setzen. So sind es zunächst einmal die Kommunikationsformen des Internet, aber auch Textverarbeitung etc., die einen gewissen Reiz ausüben. Die Gründe hierfür sind vielfältig – auf der einen Seite ist dabei ein an traditionellen Mustern orientiertes *doing gender* (s.u.) ebenso zu beobachten wie eine starke Fokussierung von Spielangebot und entsprechender Werbung auf die action-orientierten männlichen Jugendlichen – man denke hier nur an Lara Croft als Heldin im Spiel „Tomb Raider". Denn – so stellt sich heraus – Mädchen spielen durchaus auch am Rechner, wenn Software zur Verfügung steht, die ihren Interessen entgegen kommt oder es werden die ‚serienmäßigen' Windows-Spiele genutzt.

Vergleicht man die Medienbiografien der Schülerinnen und Schüler mit denen der Studierenden, so wird ein weiterer Aspekt deutlich: Das ‚Durchschlagen' der medientechnischen Entwicklungen, die zu einem starken Kohorteneffekt führen.[8] Die zum Zeitpunkt der Befragung (2004) meist etwas über 20 Jahre alten Studierenden sind kurz nach 1980 geboren. Das bedeutet hier, dass sie ihre Kindheit in einer Zeit erlebt haben, in der das Privatfernsehen in der Bundesrepublik sich rasant zu etablieren beginnt – und das Internet nur ein unix-basiertes Medium für Eingeweihte ist. In der Folge wird der oft über den Kauf einer Satellitenschüssel realisierte Umstieg auf die Nutzung kommerzieller Sender nicht selten als relevanter Einschnitt innerhalb der eigenen Medienbiografie erinnert.

Für die befragten Jugendlichen, die knapp 10 Jahre jünger sind, stellt sich die Situation dagegen vollständig anders dar: Eine Welt, in der es nur ARD und ZDF gibt, ist für sie schon fast nicht mehr vorstellbar. Und auch Computer und Internet haben quasi ‚von Anfang an' einen vollkommen anderen Normalitätsgrad – sie sind bei den meisten der befragten Jugendlichen längst fest in den Alltag integriert:

Y: Wenn du jetzt kein Internet hättest, was wäre anders, in deinem Leben?

P: Oh Gott, ich würde glaub' nich so viel wissen, glaub' ich auch, und ich hätt' auch nicht soviel; also ich hätt' jetzt zum Beispiel jetzt auch keine Emailadresse, ich könnt mir jetzt verschiedenes nicht runterladen oder so, also dann wär' ich schon irgendwie ärmer dran. Oder ich glaub dann wär' ich auch manchmal so ins Internetcafe gegangen oder so um Sachen rauszuholen oder so; aber ich glaub dann hätt' ich vieles nicht, was ich jetzt hab.

(Hauptschülerin, 14 Jahre)

Dass es einmal eine Zeit gab, in der es nicht möglich war, sich schnell etwas herunterzuladen etc. ist für diese Schülerin allem Anschein nach kaum mehr denkbar. Es entsteht stellenweise der Eindruck, dass das Vorhandensein von Bibliotheken

etc. für die Jüngeren fast nur noch ein Mythos ist, über den man sich im Netz informieren kann. Zugleich wird aber auch sichtbar, wie naiv gerade dem Netz der Netze nicht nur von Jugendlichen eine hohe Relevanz zugeschrieben wird.

Jenseits aller Milieu- und Genderfragen lässt sich hier also – ausgehend von den immer kürzeren Innovationszyklen im Medienbereich – eine medial formierte Kohortenbildung ausmachen, die den traditionellen Modellen die Dimension ‚Medien' hinzufügt. Die inzwischen in immer engerer zeitlicher Abfolge beobachtbaren Innovationszyklen bei den neueren und neuesten Medien bleiben damit nicht ohne Folgen für die Medienbiografien – wie auch für die Frage, welche Medien und Inhalte in einer bestimmten Altersgruppe präferiert werden.

Medialer Habitus

Die Auswertung der Interviews hat nicht nur gezeigt, welche unterschiedlichen Lebenslagen sich bei den Befragten finden lassen, sondern auch erkennen lassen, in welchem Ausmaß die verschiedenen Sozialisationsagenturen und Sozialisationsmuster Einfluss auf den Umgang mit den Medien haben. Aus unserer Sicht bietet es sich dabei an, im Sinne von Bourdieu[9] von Ressourcen unterschiedlicher Kapitalsorten zu sprechen und sich dabei dem Habitus-Konzept anzunähern. Da in dem Projekt insgesamt stark auf Medien fokussiert wird, entwickelte die Arbeitsgruppe das zunächst einmal heuristisch gebrauchte Konzept des ‚medialen Habitus'. Damit rückt zum einen die Frage nach frühen Schritten der Mediensozialisation im Elternhaus wie auch die Frage nach der Transformierbarkeit eines einmal entstandenen medialen Habitus in den Fokus, wie auch die komplexen Wechselwirkungsprozesse des Habitualisierungsprozesses[10], die in diesem Feld zu beobachten sind.

Stellt man die befragten SchülerInnen den Studierenden gegenüber, wird schnell deutlich, was Unterschiede des medialen Habitus bedeuten. So finden sich zunächst einmal unterschiedliche medienbezogene Erziehungsstile, die übergeneralisiert mit ‚Kontrollorientierung' (bei den Studierenden) und ‚(inhaltliches) Desinteresse' (SchülerInnen) kontrastiert werden können. Während in den Herkunftsfamilien der Studierenden fast immer Wert darauf gelegt wird, das die rezipierten Medien zumindest altersgerecht und im Idealfall entwicklungsfördernd sind, finden sich bei den Schülerinnen und Schülern stellenweise generationenübergreifende gemeinsame Nutzungssituationen, bei denen die Inhalte vor allem an den wenig altersgerechten Interessen der Eltern orientiert sind. Die folgende kleine Interviewpassage zeigt, wie von Seiten der Mutter eine ‚Qualitätskontrolle' stattfindet. Dabei geht es nicht nur um eine als Schutz verstandene Erziehung durch Verbote, sondern auf einer oftmals kaum bewussten Ebene auch um die Vermittlung des aus Sicht der Erziehenden ‚legitimen Geschmacks'.

Y: Die erste Sendung die sie gesehen haben im Fernsehen oder an was können sie sich da als erstes erinnern?

P: Ähm, Jim Knopf also Lukas der Lokomotivführer und Jim Knopf. Aber ich weiß nicht mehr welche Folge, ich weiß nur dass es ein sehr traumatisches Erlebnis war. Es war unglaublich spannend mit irgendwie Drachen oder in ner Höhle und… An mehr kann ich mich auch nicht mehr erinnern, aber des bin ich mir ziemlich sicher, das es so ziemlich das erste war und ähm, dann im allgemeinen zu den ersten Sendungen, ähm da war eben meine Mutter sehr drauf bedacht, dass ich sehr ausgewählt fernsehe, also ich durft mich nicht einfach vor den Fernseher setzen und gucken was kommt. Sondern das war ganz klar, die drei Klassiker: Peter Lustig, äh die Sendung mit der Maus und dann aber nur bei Freunden der äh Disney Club.

Y: Mhm

P: Das war meiner Mutter auch schon ein bisschen zu trashig. Genauso wie die Sesamstrasse: haben wir nie geguckt. Aber die Sendung mit der Maus und Peter Lustig; regelmäßig und ansonsten eigentlich gar nich.

(Student, 22 Jahre)

Bei diesem Interview-Ausschnitt sei ein kleiner Exkurs über die kindlichen Verarbeitungsformen von Medien erlaubt: Wie das Beispiel zeigt, sind es nicht immer die aus Elternsicht (oder aus Sicht anderer Erwachsener) als problematisch empfundenen Inhalte, die dann den Kindern Angst machen. Vielmehr können auch scheinbar so ‚kindergerechte' Produktionen wie die der „Augsburger Puppenkiste" Ängste evozieren, mit denen Erwachsene an dieser Stelle kaum gerechnet hätten. Die Perspektiven und Wahrnehmungsformen insbesondere von Kindern unterscheiden sich (z.B. aufgrund anderer Entwicklungsaufgaben, aber auch einer anderen und noch weniger weit fortgeschrittenen Wahrnehmungssozialisation) oftmals stark von denen der Erwachsenen.

Auch wenn (wie oben konstatiert) mit zunehmendem Alter die Peer-Orientierung eine größere Rolle spielt, bleibt der Einfluss von Habitus und Bildungsmilieu der Eltern für Ausprägung von Mediennutzungsgewohnheiten und inhaltlichen Vorlieben bei den Heranwachsenden an vielen Stellen unübersehbar. So bevorzugen die befragten Haupt- und RealschülerInnen das actionreiche, mit jugendkulturellen Skripts angereicherte Angebot der privaten Fernsehanbieter, während die Studierenden dieses eher ablehnen und das öffentlich-rechtliche Fernsehen favorisieren. Neben inhaltlichen Fragen (verschiedene Niveaus von Unterhaltung/Informationen) scheint dabei das Image der jeweiligen Medien eine große Rolle zu spielen – und dies nicht erst, nachdem Harald Schmidt den Begriff des ‚Unterschichtfernsehens' salonfähig gemacht hat. In Anlehnung an Schulze[11] kann hier auch von einer (zunächst idealtypischen) Dichotomisierung von hedonistischer Mediennutzung (Schülerinnen und Schüler) auf der einen Seite und einer mehr auf ‚Qualitätsfernsehen' mit gelegentlichem Bildungszweck orientierten Nutzung (Studierende) auf der

anderen gesprochen werden. So werden Inhalte bzw. die zugehörige Medientechnik anhand von Bildungswertzuschreibungen auf- oder abgewertet.

Y: Gab's noch mehr was im Fernsehen wichtig war?

P: Hmm… Okay vielleicht zu der Zeit, was man oder ich ja oft angeschaut hab so Sesamstrasse oder so. Was dann schon so in Richtung Bildung ging.

Y: Was fasziniert denn so an diesen anspruchsvolleren Filmen, ist ja dann eigentlich nichts mehr zum abschalten.

P: Ja das stimmt. Jetzt ich weiß nich' ich will jetzt einfach mein Gehirn wieder füttern; also ich will mich einfach wieder n' bisschen geistig anstrengen. Weil durch das Jahr da hab ich eigentlich nicht viel gemacht für mein, also für meine Bildung auch einfach. Und deswegen will ich da ein bisschen… Ja, mich wieder anstrengen, ja. Und ein bisschen anzufangen zu denken.

(Studentin, 23 Jahre)

Wie divergent der mediale Habitus beider Gruppen ist, wird besonders deutlich, wenn über die Freizeitgewohnheiten während der mittleren Kindheit berichtet wird. Hier sticht eine Gruppe von Studierenden hervor, für die die quasi ‚natürliche' Einbindung der Medien in Biografie und Sozialisation zumindest in Frage steht, wenn nicht gar aufgehoben ist. Diese Studierenden betonen sehr stark, dass sie als Kinder vor allem ‚draußen' (und dies meint nicht ‚auf der Strasse') gespielt haben. Zugleich scheint bei ihnen eine klare Wertung durch: Der enge Bezug zur Natur stellt in dieser Perspektive für die Kinder ein zentrales Element für die Entwicklung zu einem ausgeglichenen und erfolgreich sozialisierten Erwachsenen dar. Das Spielen im Freien dient dabei als Synonym für eine ‚heile' und unbeschwerte Kindheit, deren Idealisierung und Romantisierung durch die Medien bedroht wird. Die (neuen) Medien können noch warten, ihre Nutzung bedarf einer ausreichenden ‚Reife'.

Dass dies der eigenen Biografie dann aber doch nicht ganz entspricht, wird dabei außen vor gelassen. Auffällig ist in diesem Kontext die Figur, dass gerade diese Studierenden in ihrer Selbsteinschätzung das Gefühl haben, mit dem Computer erst unverhältnismäßig spät in Kontakt gekommen zu sein. Vergleicht man jedoch die Angaben mit anderen Untersuchungen, so ist dies nur bedingt der Fall. Sie liegen dabei nahe an den statistischen Mittelwerten für ihre Alterskohorte.[12]

PC hab ich eigentlich gar kein Kontakt gehabt, bis ich 12 wurde, das ist richtig spät eigentlich und zwar, weil's es bei uns einfach nicht gab.

(Studentin, ca. 22 Jahre)

Am Ende sind hier dann auch unterschiedliche Durchlässigkeiten zu konstatieren: Während die befragten Jugendlichen kaum auf die Idee kommen, einmal „Tagesschau" oder gar ein Politmagazin zu rezipieren, nutzen die Studierenden durchaus auch (in sehr unterschiedlichem Umfang) das Angebot des kommerziel-

len Fernsehens. Die Frage, inwieweit sich auf Seiten der Studierenden aus dieser Ambivalenz von negativer Bewertung und ‚Trotzdem-Nutzung' so etwas wie ein Selbstbild-Konflikt ergibt, wird im Moment anhand weiterer Daten noch analysiert.

Diese Ergebnisse zeigen also vor allem eines: Das Milieu und die im Zeitfenster des Aufwachsens vorherrschende Medienwelt prägen die Medienbiografien. Die Medienerziehung der Eltern spielt eine wichtige Rolle für das zukünftige Medienhandeln und die Einstellungen gegenüber Medien. Indem sie anregen, abwerten oder gar verbieten, aber auch durch ihr Handeln als Vorbilder tragen sie maßgeblich dazu bei, den medialen Habitus der nachfolgenden Generation zu prägen.

Damit wird aber auch deutlich, wie tragfähig ein weiterentwickeltes Habitus-Konzept in Anlehnung an Bourdieu[13] auch heute noch ist. Bei allen Tendenzen der Individualisierung, trotz jugendkultureller Bricolage und postmodernen Stilvermischungen lassen sich gesellschaftliche Segregierungen, die sich u.a. an Geschmacksfragen, Bildungsmilieus und Lebensstilen orientieren, ausmachen.

Doing Gender

Wenn man Medien als Sozialisationsfaktoren fasst, liegt die Frage nahe, inwieweit sie sowohl in Rezeptions- wie auch Produktionssituationen und nicht zuletzt im Rahmen von Interaktionen mit Peers und Erwachsenen für Prozesse des *doing gender* genutzt werden. Der Begriff ‚genutzt' macht dabei deutlich, dass hier kein einfaches monokausales, den Medien eine geradezu grenzenlose Verführungskraft zuschreibendes Konzept gemeint ist. Wie u.a. Süß[14], aber auch Kommer[15] betonen, ist die Sozialisationswirkung einzelner Medienbotschaften von einem komplexen Wirkgefüge abhängig. Der Begriff der „Selbstsozialisation"[16] macht dann auch in Anlehnung an Luhmann[17] darauf aufmerksam, dass es letztendlich von der Geschichte, der Lebenslage, den Vorerfahrungen, den aktuellen Bedürfnissen etc. der einzelnen Person abhängt, wie ein medialer ‚Reiz' verarbeitet wird.[18] Das impliziert aber wiederum weder eine Wirkungslosigkeit der Medien, noch eine quasi objektive Wahlmöglichkeit der RezipientInnen[19].

Weiterhin ist hier im Blick zu behalten, dass die Rezeption nicht die einzig mögliche Umgangsform mit Medien ist – und dass hier gerade in sozialen Kontexten noch vielfältige weitere Nutzungsformen mit bedacht werden müssen (s.u.).

In allen drei Materialdimensionen des Projekts (Interviews, Videomitschnitte, Präsentationen) finden sich Belege dafür, wie stark sowohl die Schülerinnen und Schüler, aber auch die Studierenden dem heteronormativen Modell verhaftet sind. Insbesondere für die Jugendlichen steht fast immer außer Frage, dass Mädchen ‚so' sind und Jungen ‚so'. Dies wird besonders deutlich mit Blick auf die verschiedenen

Formen des Mediengebrauchs, wobei sich hier die gesellschaftlichen Klischees von männlichen und weiblichen Rollen geradezu idealtypisch wieder finden:

Y: Denkst du, dass Jungs besser mit nem' Computer umgehen können als Mädchen?

P: Mhm, ich glaub schon.

Y: Was meinst du woran das liegt?

P: Weil die Jungs mehr am Computer hängen, als die Mädchen;

Y: Meinst du auch dass die Jungs ganz andere Sachen machen, am Computer, als Mädchen?

P: Ne, ich glaub die Jungs spielen mehr,

Y: Mhm, und was machen Mädchen denn eher so?

P: Die gehen wahrscheinlich mit den Freunden von denen in die Stadt und shoppen dann.

Y: Mhm, also du denkst Mädchen machen auch mehr gemeinsam, als Jungs?

P: Ja

(Hauptschüler, 14 Jahre)

P: Ehm: Jungs gucken wahrscheinlich eher so auf Pornoseiten oder was weiß ich, das machen Mädels zum Beispiel nich und ja: oder wir gehen meist oder wie ich des kenn gehen wir meistens erstmal unsere Emails checken und die andern gehen halt erstmal so einfach nur rumgucken was es Neues gibt, oder wir ham auch spezielle Ziele wo wir hinwollen um was zu gucken und die düsen da einfach irgendwo im Netz rum, so, wissen nich so ganz wo se hinwollen;

(Hauptschülerin, 14 Jahre)

Y: Hast du des Gefühl, es gibt diesbezüglich n' Unterschied zwischen Jungs und Mädels?

P: Ja. Denk' ich schon.

Y: Und zwar wie ?

P: Ja, Mädchen, des, die steh'n auch nich so auf Gewalt und so, und andere Sachen

Und, Mädchen spielen auch kein Play-Station und nich so gern Computer. Das machen halt Jungs eher. Ich weiß nicht. Das hat halt irgendwas Komisches an sich.

Y: Und wenn Mädchen im Netz sind, zum Beispiel hier bei euch in der Schule, was machen die dann ?

P: Chatten. (.) Nur chatten. (.) Nichts weiter. Ihre emails prüfen und chatten.

(Hauptschüler, 14 Jahre)

P: Nicht so oft, weil die des nich' mögen.

Y: Wollt' ich grad' sagen. Also kucken die die gleichen Filme?

P: Nein. Ha.

Y: Was kuckt ihr denn dann so, also ohne Mädels?

P: So etwas gewalttätigere ab sechzehn oder so. Und die Mädchen, die schauen sich halt was anderes an.

Y: Was?

P: „Bruce Allmächtig" mit Jim Carrey. Und die Jungs schauen sich halt „Blade 2" an oder so. Also die Mädchen mögen des halt nich' so, einfach nur sinnloses Rumgemetzel. Für die muss jeder Film einen Sinn haben. Irgendwas dahinterstecken, so Love-Story wie „Lindenstraße" und „Gute Zeiten, Schlechte Zeiten", so was schauen Mädchen dann an.

(Hauptschüler, 14 Jahre)

Nicht weniger klischeehaft sind in den meisten Fällen die Zuschreibungen zu verschiedenen Kompetenzen. Sehr häufig sind es die Jungen, denen von beiden Seiten insbesondere die technische Kompetenz zugeschrieben wird. So verwundert es dann auch nicht, dass sich die Jungen (und jungen Männer) immer wieder als die in diesen Fragen Kompetenten inszenieren. Wie wir im Rahmen der Videobeobachtung zeigen konnten, steht diese Inszenierung allerdings nicht selten auf tönernen Füßen. Dies beginnt bei der nicht immer korrekten Verwendung von Fachbegriffen und endet bei dem in einigen Fällen beobachtbaren Scheitern, wenn die Software nicht so reagiert wie angenommen oder das Bedienwissen (insbesondere im Sinne von Strukturwissen) dann doch nicht ausreicht.

Besonders augenfällig wird dieses an einer traditionellen Geschlechter-Dichotomie orientierte *doing gender* bei der Gestaltung der multimedialen Präsentationen zur eigenen Medienbiografie. Fast alle vorliegenden Präsentationen und im Besonderen diejenigen der Schülerinnen und Schüler folgen einem dichotomen ästhetischen Code: Ist die Präsentation von einer Schülerin gestaltet, finden überwiegend Abstufungen von Pink Verwendung als Hintergrundfarbe. Auch sind die Bilder, Schriften und Symbole etc. eng an Bildern von kommerziell inszenierten Mädchenwelten orientiert, wie sie in Reinform bei „Barbie", aber auch den einschlägigen Zeitschriften etc. zu finden sind. Da flattern digitale Schmetterlinge, pochen rote Herzchen und dazwischen sehen wir süße Babys mit großen Augen in die Welt blicken.

Die Präsentationen der (männlichen) Schüler nutzen einen anderen Code und andere Symbole. Hier ist der Hintergrund eher schwarz, manchmal auch blau oder grün. Die gesamte Aufmachung wirkt meist weniger verspielt und ‚lieblich', dafür finden sich manche technische Extravaganzen. Bei einigen Realschülern ist deutlich zu erkennen, wie stark das Medium nicht nur für eine Retrospektive auf

die eigene Geschichte, sondern auch für eine Selbstinszenierung aus der augenblicklichen Situation heraus genutzt wird. Die mediale Rekonstruktion der eigenen Geschichte fokussiert dann auf ‚Alkohol und Frauen'.

Ob gerade bei diesen Präsentationen ‚nur' auf biografische Fakten rekurriert wird, darf getrost in Frage gestellt werden. Wir würden inzwischen davon ausgehen, dass hier eine situationsspezifische, mit Wirkungsabsicht (und wenn es die Provokation der PädagogInnen, die den Kurs leiten, ist) versehene Selbst-Konstruktion und -Inszenierung stattfindet.

In den Computerkursen konnten wir daneben in einigen Fällen noch eine ganz anders gelagerte Form des *doing gender* beobachten, die wir – in Anlehnung an lange tradierte Rollenstereotype – scherzhaft das ‚digitale Taschentuch' genannt haben. Gemeint ist die Ausnutzung von Rollenstereotypen bei der Interaktion zwischen Jungen und Mädchen im Kontext der Computernutzung: Die (scheinbare) Unwissenheit und Hilflosigkeit der Mädchenrolle dient dazu, die (oder den einen) Jungen immer wieder um Hilfe zu bitten, die diese auch – mehr oder weniger gerne – leisten. Letztendlich hat die Interaktion, achtet man u.a. auf die körpersprachlichen Signale, aber eine ganz andere Funktion: Es geht darum, mit dem Jungen Kontakt aufzunehmen, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen – und letztendlich mit ihm ‚anzubändeln'. Die zumindest in Teilen inszenierte Hilflosigkeit wird hier also zu einem strategisch eingesetzten Werkzeug des Flirts.

Folgerungen

Die Annahme, dass Sozialisation heute immer auch als ‚Mediensozialisation' gedacht werden muss, hat auch für die verschiedenen Fragen nach dem ‚Erinnern' weit reichende Folgen. So ist davon auszugehen, dass Erinnerungen heute immer auch zumindest medial durchdrungen – wenn nicht gar medial formiert – sind. Damit kommt den Medien eine viel weitere Rolle zu, als es Konzepte von ‚Speichermodellen' zunächst vermuten lassen. Gerade mit Blick auf die jetzt heranwachsende Generation bedeutet dies auch, dass die ‚medialen Kohorten' immer rascher aufeinanderfolgen. Die Veränderung vom Walkman zum MP3-Player ist dabei vermutlich nicht so wichtig (beide Geräte erlauben es, mobil und jederzeit Musik zu konsumieren) wie z.B. die Einführung des WWW (das Internet ist ja schon älter) oder des Handys.

Fragt man nach den inhaltlichen Dimensionen einer ‚medialen Formierung', so wird schnell deutlich, dass es hier zum augenblicklichen Zeitpunkt meist nicht die ‚kulturell wertvollen', an den Ansprüchen einer traditionellen Hochkultur orientierten Produktionen (auch: ‚Höhenkamm-Literatur' etc.) sind, die wirkmächtig werden. Vielmehr sind es die vielfältigen und meist von einer großen Zahl von NutzerInnen rezipierten Produktionen, deren zentrale Perspektive die kommerzielle Verwertbarkeit ist. So manche Hollywood-Produktion dürfte mehr Erinnerungsspuren legen als eine ARTE-Produktion.

Forschung, die sich diesen Prozessen zuwendet, darf dabei nicht vergessen, dass die Erinnerungen in den Köpfen der Menschen konstruiert werden – und das oft sehr ‚eigenmächtig'. Eine alleinige Analyse des medialen Angebotes greift damit zu kurz, solange nicht auch die u.a. biografisch geprägten Wahrnehmungs- und Erinnerungsprozesse mit in den Blick genommen werden.

Anmerkungen

1 Pädagogische Hochschule Freiburg (gefördert vom Ministerium Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden – Württemberg).

2 Michaela Thier/Jürgen Lauffer (Hrsg.): *Medienbiographien im vereinten Deutschland*, Bielefeld 1993.

3 Vgl. z.B. Ralf Bohnsack/Winfried Marotzki (Hrsg.): *Biographieforschung und Kulturanalyse*, Opladen 1998; Bettina Dausien: „‚Biographie' als rekonstruktiver Zugang zu ‚Geschlecht' – Perspektiven der Biographieforschung", in: Doris Lemmermöhle u.a. (Hrsg.): *Lesarten des Geschlechts*, Opladen 2000; Martin Kohli/Günther Robert: *Biographie und soziale Wirklichkeit: neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, Stuttgart 1984; auch: Uwe Sander/Ralf Vollbrecht: „Mediennutzung und Lebensgeschichte. Die biographische Methode in der Medienforschung", in: Dieter Baacke/Hans-Dieter Kübler (Hrsg.): *Qualitative Medienforschung. Konzepte und Erprobungen*, Tübingen 1989, S. 161-176; Ralf Vollbrecht: „Lebensläufe und sozialer Wandel. Das Krisenkonzept der Erfahrung als Grundlage medienbiographischer Reflexion", in: Michaela Thier/Jürgen Lauffer (Hrsg.): *Medienbiographien im vereinten Deutschland*, Bielefeld 1993, S. 10-27.

4 Sven Kommer/Ralf Biermann: „Triangulation zur Annäherung an die Medienbiografie und die Mediennutzung von Jugendlichen", in: Buchen, Sylvia u.a. (Hrsg.): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen?*, Wiesbaden 2004, S. 195-211.

5 Horst Niesyto (Hrsg.): *Selbstausdruck mit Medien. Eigenproduktionen mit Medien als Gegenstand der Kindheits- und Jugendforschung*, München 2001.

6 Ralf Bohnsack: *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*, Opladen 2003.

7 Ulrich Beck: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M. 1986.

8 Vgl. Daniel Süss: *Mediensozialisation von Heranwachsenden. Dimensionen – Konstanten – Wandel*, Wiesbaden 2004.

9 Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, 5.Aufl., Frankfurt/M. 1992.

10 Sven Kommer: *Kinder im Werbenetz. Eine qualitative Studie zum Werbeangebot und zum Werbeverhalten von Kindern*, Opladen 1996.

11 Gerhard Schulze: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt/M./New York 1995.

12 Vgl. z.B. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.): *JIM-Studie 2005. Jugend, Information, (Multi-)Media*, Stuttgart 2005.

13 Pierre Bourdieu, Frankfurt/M. 1992.

14 Daniel Süss, Wiesbaden 2004.

15 Sven Kommer, Opladen 1996.

16 Johannes Fromme/Sven Kommer/Jürgen Mansel/Klaus Treumann (Hrsg.): *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*, Opladen 1999.

17 Niklas Luhmann: *Soziale Systeme*, Frankfurt/M. 1984

18 Vgl. dazu auch: Humberto R. Maturana/Francisco J. Varela: *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des*

menschlichen Erkennens, Bern/München 1987.

19 Zur Kritik einiger zu stark vereinfachender Konzepte vgl. Horst Niesyto: „Kritik zu phänomenologisch und kulturalistisch verkürzten Auffassungen in Jugend- und Mediensozialisationstheorien", in: Udo Göttlich u.a. (Hrsg.): *Arbeit, Politik und Vergnügen in Jugendkulturen*, Weinheim/München 2007 (i.V.).

20 Sherry Turkle: *Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet*, Reinbek 1998.

Literatur

Baacke, Dieter / Kübler, Hans-Dieter (Hrsg.): *Qualitative Medienforschung. Konzepte und Erprobungen*, Tübingen 1989.

Beck, Ulrich: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M. 1986.

Bohnsack, Ralf / Marotzki, Winfried (Hrsg.): *Biographieforschung und Kulturanalyse*, Opladen 1998.

Bohnsack, Ralf: *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*, Opladen 2003.

Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, 5.Aufl. Frankfurt/M. 1992.

Dausien, Bettina: „‚Biographie' als rekonstruktiver Zugang zu ‚Geschlecht' – Perspektiven der Biographieforschung", in: Doris Lemmermöhle u.a. (Hrsg.): *Lesarten des Geschlechts*, Opladen 2000.

Fromme, Johannes / Kommer, Sven / Mansel, Jürgen / Treumann, Klaus (Hrsg.): *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*, Opladen 1999.

Kohli, Martin / Robert, Günther: *Biographie und soziale Wirklichkeit: neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, Stuttgart 1984.

Kommer, Sven: *Kinder im Werbenetz. Eine qualitative Studie zum Werbeangebot und zum Werbeverhalten von Kindern*, Opladen 1996

Kommer, Sven / Biermann, Ralf: „Triangulation zur Annäherung an die Medienbiografie und die Mediennutzung von Jugendlichen", in: Sylvia Buchen u.a. (Hrsg.): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen?*, Wiesbaden 2004, S. 195-211.

Lemmermöhle, Doris u.a. (Hrsg.): *Lesarten des Geschlechts*, Opladen 2000.

Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme*, Frankfurt/M. 1984.

Maturana, Humberto R./ Varela, Francisco J.: *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*, Bern/München 1987.

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.): *JIM-Studie 2005. Jugend, Information, (Multi-) Media*; Stuttgart 2005.

Niesyto, Horst (Hrsg.): *Selbstausdruck mit Medien. Eigenproduktionen mit Medien als Gegenstand der Kindheits- und Jugendforschung*, München 2001.

Niesyto, Horst: „Kritik zu phänomenologisch und kulturalistisch verkürzten Auffassungen in Jugend- und Mediensozialisationstheorien", in: Udo Göttlich u.a. (Hrsg.): *Arbeit, Politik und Vergnügen in Jugendkulturen*, Weinheim/München 2007 (i.V.).

Sander, Uwe / Vollbrecht, Ralf: „Mediennutzung und Lebensgeschichte. Die biographische Methode in der Medienforschung", in: Dieter Baacke/ Hans-Dieter Kübler (Hrsg.): *Qualitative Medienforschung. Konzepte und Erprobungen*,Tübingen 1989, S. 161-176.

Schulze, Gerhard: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt/M./New York 1995.

Süss, Daniel: *Mediensozialisation von Heranwachsenden. Dimensio-*

nen – Konstanten – Wandel, Wiesbaden 2004.

Thier, Michaela / Lauffer, Jürgen (Hrsg.): *Medienbiographien im vereinten Deutschland*, Bielefeld 1993.

Turkle, Sherry: *Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet*, Reinbek 1998.

Vollbrecht, Ralf: „Lebensläufe und sozialer Wandel. Das Krisenkonzept der Erfahrung als Grundlage medienbiographischer Reflexion", in: Michaela Thier/Jürgen Lauffer (Hrsg.): *Medienbiographien im vereinten Deutschland*, Bielefeld 1993, S. 10-27.

Ursula Elsner

Albtraum und Vision

Erinnerungsarbeit bei Anna Seghers und Christa Wolf

> *Man hat uns nun einmal von klein auf angewöhnt, statt uns der Zeit demütig zu ergeben, sie auf irgendeine Weise zu bewältigen. Plötzlich fiel mir der Auftrag meiner Lehrerin wieder ein, den Schulausflug sorgfältig zu beschreiben. Ich wollte gleich morgen oder noch heute Abend, wenn meine Müdigkeit vergangen war, die befohlene Aufgabe machen.*[1]

So endet Anna Seghers' Novelle *Der Ausflug der toten Mädchen*, ihr erster Schreibversuch nach einem unfallbedingten Gedächtnisverlust im Juni 1943. Es ist der Text, der bis heute als ihr einziger dezidiert autobiografischer gilt. Seghers hielt sich sonst eher bedeckt, trat hinter ihrem Werk zurück. Wir wissen wenig von ihr, sie gab kaum Interviews und war der Meinung: „Die Erlebnisse und Anschauungen eines Schriftstellers (…) werden am allerklarsten aus seinem Werk, auch ohne spezielle Biographie."[2]

Ganz anders Christa Wolf. Ihr Werk taucht fast immer ein in autobiografische Sphären und in die Vergangenheit. Sie selbst erhob für sich den Anspruch der subjektiven Authentizität und formulierte ganz explizit, dass es ihr darum gehe, Klarheit zu gewinnen: „Wie sind wir so geworden, wie wir heute sind?"[3]

Die „Erinnerungsarbeit" (Freud), die Seghers und Wolf für sich und ihre Zeit leisten – als eine selbst auferlegte Pflicht – ist ein Moment, das beide verbindet. Wolfs Tagebuch „Ein Tag im Jahr"[4] ist durchzogen von Verweisen auf Seghers, von der zeitlebens eine starke Inspiration auf die Jüngere ausging, auf ihr gesellschaftliches Engagement, ihr poetologisches Selbstverständnis und auf die Wahl ihrer Stoffe und Themen. Zu erzählen hieß für beide „wahrheitsgetreu zu erfinden auf Grund eigener Erfahrung."[5] Für Christa Wolf bot die intensive Lektüre der Exilliteratur und die persönliche Beziehung zu Anna Seghers literarische und politisch-moralische Orientierung. Die aus kleinbürgerlichen, in das NS-System verstrickten Verhältnissen stammende Christa Wolf empfand großen Respekt für die aus dem Exil Heimgekehrten. Darauf gründete für sie die moralische Glaubwürdigkeit der

in den Anfangsjahren der DDR noch gültigen sozialistischen Utopie. Was Anna Seghers wie Christa Wolf zeitlebens, trotz aller Rückschläge, für diese Gesellschaftsutopie einnahm, waren Werte wie Wahrheit, Gerechtigkeit und Vernunft und darüber hinaus: die Selbstfindung des Individuums und die Sehnsucht nach Glück in der Gemeinschaft.

Der Blick auf den Briefwechsel[6] zwischen Seghers und Wolf und auf ausgewählte Texte beider Autorinnen mag belegen, worin ihre gemeinsame, aufeinander sich beziehende Erinnerungsarbeit und damit ihre literarische Wahlverwandtschaft besteht. Meine Entscheidung, sehr textnah zu argumentieren, entspricht Seghers' oben genannter Maxime, dass die Erlebnisse und Anschauungen eines Schriftstellers am allerklarsten aus seinem Werk selbst hervorgehen.

Erinnerung und Auftrag bei Anna Seghers

Seghers' Novelle *Der Ausflug der toten Mädchen* führt zurück in ihre Schulzeit in Mainz. Es ist die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, denn die Knaben der Jungenklasse, denen die Mädchen auf den Rheinterrassen begegnen, stehen noch vor der Einberufung an die Front, von einigen heißt es, dass sie später vor Verdun fallen werden. Da sich der Text so nah an der Lebensgeschichte der Autorin bewegt, arbeitete sie bewusst eine Zeitdifferenz in den fiktiven Text ein, um die Gleichsetzung von Realität und Fiktion und damit von Autorin und Erzählerin auszuschließen: Während die im Jahre 1900 geborene Autorin Netty Reiling eben 12 oder 13 Jahre alt war, sind die Erzählerin Netty und die Mädchen auf dem Schulausflug etwa 15 bis 17, sie haben ihre ersten Liebschaften. Alle – egal ob sie dem Regime anhängen, sich ihm gegenüber gleichgültig verhalten, Widerstand leisten oder verfolgt werden – kommen im Zweiten Weltkrieg um, so erklärt sich der Titel der Novelle. Aber wie erklärt sich diese albtraumhafte Vorstellung, die übrigens glücklicherweise nicht ganz mit der Wirklichkeit übereinstimmt? Denn einige der Mitschülerinnen haben überlebt, mit einer der Lehrerinnen hatte Anna Seghers nach ihrer Rückkehr aus dem Exil über lange Jahre Briefkontakt. Welche Gründe also hat die apokalyptische Todesvision der Novelle? Neben der Traumatisierung durch die unfallbedingte Amnesie der Autorin die Nachricht, dass ihre Heimatstadt Mainz 1942 von einem Flächenbombardement zerstört worden sei und der Schock darüber, dass das am meisten Gefürchtete eingetreten war: die Deportation der Mutter. Unter dem Datum 20. März 1942 findet sich der mit der Nummer 856 versehene Name der 62-jährigen Hedwig Reiling neben dem der Lehrerin Johanna Sichel, derer Seghers im *Ausflug der toten Mädchen* gedenkt, auf einer Deportationsliste von insgesamt 1000 BürgerInnen jüdischen Glaubens aus der Mainzer Region. Der polnische Ort Piaski, wo sich die Spur der Mutter verliert, tauchte als Schauplatz der 1945 entstandenen Erzählung *Das Ende* wieder auf, ein Zusammenhang, der lange unentdeckt blieb.

Der Ausflug der toten Mädchen umfasst einen Zeitraum von ca. 30 Jahren. Er spielt auf mehreren Zeit- und Handlungsebenen: Zwischen dem unbeschwerten Aus-

flug der Mainzer Mädchenklasse im Jahr 1912/13 und der Erinnerung der Erzählerin im Jahr 1943 ereignen sich die traurigen Schicksale der Mädchen.

Die personale Ich-Erzählerin befindet sich – wie die Autorin Anna Seghers – im mexikanischen Exil, sie hat „Monate Krankheit gerade hinter [sich]“[7] – wie die Autorin, die von einem Auto angefahren worden war und eine schwere Kopfverletzung einschließlich einer Amnesie davongetragen hatte. Bis heute ist nicht restlos geklärt, ob es ein Unfall oder ein Anschlag auf ihr Leben war, und wenn es ein Anschlag war, ob er vom CIA oder von Stalins Leuten verübt wurde, die auch Trotzki bis nach Mexiko verfolgt hatten.

Die Erzählerin im mexikanischen Exil fühlt sich müde und kraftlos, „die Augen [brennen ihr] vor Hitze und Müdigkeit“, aber „[t]rotz Schwäche und Müdigkeit“ macht sie sich auf den Weg, sie „musste (...) selbst herausfinden, was es mit dem Haus auf sich hatte.“[8] Auf dem Weg zu einem mexikanischen Rancho erleidet sie einen Schwächeanfall, fällt in eine Art Trancezustand und gerät an den Ort ihrer Kindheit. Innere Vorstellung und äußeres Geschehen vermischen sich. Und während alles vor ihren Augen verschwimmt, kommt paradoxerweise die Erhellung, eine Vision stellt sich ein, eine Vision, die mehr und mehr zum Albtraum wird.

> Die Wolke von Staub oder auch von Müdigkeit, die sich schon ein wenig gelichtet hatte, verdichtete sich, in den Bergeinschnitten nicht dunkel, wie Wolken sonst, sondern glänzend und flimmrig. Ich hätte an mein Fieber geglaubt, wenn nicht ein leichter, heißer Windstoß die Wolken wie Nebelfetzen nach anderen Abhängen verweht hätte.[9]

Dann schimmert es grün hinter einer langen weißen Mauer, die Erzählerin sieht ein Tor mit einem Wappen, das ihr bekannt vorkommt, sie geht hindurch, sie hört ein seltsames Knarren, das Auf und Ab einer Schaukel, sie kann das Grün jetzt schon riechen und hört schließlich, wie sie jemand bei ihrem Kindheitsnamen ruft: „Netty!“[10]

> Mit diesem Namen hatte mich seit der Schulzeit niemand mehr gerufen. Ich hatte gelernt, auf alle die guten und bösen Namen zu hören, mit denen mich Freunde und Feinde zu rufen pflegten, die Namen, die man mir in vielen Jahren in Straßen, Versammlungen, Festen, nächtlichen Zimmern, Polizeiverhören, Büchertiteln, Zeitungsberichten, Protokollen und Pässen beigelegt hatte.[11]

Sie hatte manchmal auf diesen Namen gehofft, der für immer verloren schien, hatte gehofft, dass er sie wieder gesund machen könne, „gesund (...), jung, lustig, bereit zu dem alten Leben mit den alten Gefährten.“[12] Beim Klang ihres Namens packt sie voller Bestürzung nach ihren Zöpfen und wundert sich, dass man sie doch nicht im Krankenhaus abgeschnitten hatte.

Es gibt nur eine Lebensphase, in der Anna Seghers das Haar kurz trug, das war nach der schweren Kopfverletzung in Mexiko. Im Arztbericht vom 13. Juli 1943 heißt es:

> Frau Anna Seghers erlitt am 24. Juni d. J. einen Autounfall. Als Folge davon trat sofort Bewusstlosigkeit ein. Die Patientin blieb auf der Straße liegen, wurde durch das Rote Kreuz aufgefunden und auf deren Erste-Hilfe-Posten in der Calle Monterrey gebracht. Es wurde sofort Dr. Mariano Vazquez benachrichtigt, hiesiger Spezialist in Kopf- und Gehirnchirurgie. Die Untersuchung ergab folgendes: Weichteilwunde der rechten Frontalgegend von 2 cm Länge, großes, subcutanes Hämatom in der linken Schläfengegend, symmetrische Ekchymosen in beiden Augenwinkeln (...). Dieser Zustand [der Bewusstlosigkeit] hielt 4 Tage an. Das Röntgenbild zeigte einen linearen Bruch des rechten Frontalknochens. (...) Die Patientin befindet sich in einem Zustand der Amnesie für verschiedene Vorgänge ihres früheren Lebens. (...) Schon jetzt ist bei Unterhaltungen mit der Patientin, sowie aufgrund ihres allgemeinen Verhaltens und der mehr und mehr auftauchenden Erinnerung im Bewusstsein der Kranken die sich anbahnende Wiederherstellung [der] Funktionen [des zentralen Nervensystems] deutlich festzustellen. (Mexiko, 13. Juli 1943)[13]

Beim Klang ihres Namens hatte sie also voller Bestürzung nach ihren Zöpfen gegriffen und sich gewundert, dass man sie doch nicht im Krankenhaus abgeschnitten hatte. Dieses leitmotivisch den Text durchwebende Nicht-genau-Wissen, Staunen, Sich-Wundern und Fragen ist kennzeichnend für die Traumkonzeption der Novelle, die das Nebeneinander von kindlicher Unbeschwertheit und Tod, von Freundschaft und Verrat, von friedlicher Rheinfahrt und Zerstörerischem narrativ zu bewältigen versucht; ein Beispiel:

> Sie [Fräulein Sichel, U.E.] setzte sich dicht neben mich, die hurtige Nora schenkte ihr, der Lieblingslehrerin Kaffee ein: In ihrer Gefälligkeit und Bereitschaft hatte sie Fräulein Sichels Platz sogar geschwind mit ein paar Jasminzweigen umwunden. (...) Doch später [„als Leiterin der Nationalsozialistischen Frauenschaft“] sollte sie dieselbe Lehrerin, die dann schon greisenhaft zittrig geworden war, mit groben Worten von einer Bank am Rhein herunterjagen, weil sie auf einer judenfreien Bank sitzen wollte. Mich selbst durchfuhr plötzlich, da ich dicht neben ihr saß, wie ein schweres Versäumnis in meinem Gedächtnis, als ob ich die höhere Pflicht hätte, mir auch die winzigsten Einzelheiten für immer zu merken, dass das Haar von Fräulein Sichel keineswegs von jeher schneeweiß war (...), sondern in der Zeit des Schulausflugs duftig braun (...). Alle übrigen Mädchen an unserem Tisch freuten sich mit Nora über die Nähe der jungen Lehrerin, ohne zu ahnen, dass sie später Fräulein Sichel bespucken und als ‚Judensau‘ verhöhnen würden.[14]

Fast unmerklich, in einer subtilen Mischung von visuellen, akustischen und olfaktorischen Zeichen vollzieht sich der Übergang von der Rahmen- in die Binnenhandlung.[15]

Auf ähnliche Weise wird der Übergang von der Binnen- in die Rahmenhandlung gestaltet, das Erwachen der Erzählerin aus dem Albtraum: Die Erzählerin – und hier verschmelzen erlebendes und erzählendes Ich – hat Angst, in die heimi-

sche Straße einzubiegen, als ahnte und fürchtete sie, dass sie zerstört sein könnte; es kommt ihr unerträglich schwer vor, die Treppe zur elterlichen Wohnung hinauf zu steigen, denn es war hell und heiß und nicht dämmrig, wie sonst in Treppenhäusern. Das Treppengeländer drehte und wölbte sich zu einem mächtigen Zaun aus Orgelkakteen; sie hört das klatschende Geräusch von Händen auf Teig und ist befremdet, dass man im Rheinland auf diese Art Pfannkuchen buk; sie wundert sich, wie jung die Mutter aussah, viel jünger als sie selbst, wie dunkel ihr Haar war, verglichen mit dem ihren, aber sie kommt nie bei ihr an und denkt noch schwach: „Wie schade, ich hätte mich gar zu gern von der Mutter umarmen lassen.“[16] Der nächste Satz: „Wenn ich zu müd bin, hinaufzusteigen, wo nehme ich dann die Kraft her, um mein [Dorf] zu erreichen, in dem man mich zur Nacht erwartet?“[17], signalisiert die Ankunft in der mexikanischen Gegenwart des Jahres 1943. Und hier schließt sich der Kreis, die Erzählerin geht zu Tode erschöpft, aber auch gestärkt aus diesem Albtraum hervor:

> Ich fragte mich, wie ich die Zeit verbringen sollte, heute und morgen, hier und dort, denn ich spürte jetzt einen unermesslichen Strom von Zeit, unbezwingbar wie die Luft.
>
> Man hat uns nun einmal von klein auf angewöhnt, statt uns der Zeit demütig zu ergeben, sie auf irgendeine Weise zu bewältigen. Plötzlich fiel mir der Auftrag meiner Lehrerin wieder ein, den Schulausflug sorgfältig zu beschreiben. Ich wollte gleich morgen oder noch heute Abend, wenn meine Müdigkeit vergangen war, die befohlene Aufgabe machen.[18]

Selbsterkundung und Reflexion bei Christa Wolf

Dass Christa Wolf in der Lust und Pein, sich in Erinnerung und (Selbst-)Reflexion zu ergehen, weiter gehen konnte als ihre Vorgängerin, hat mit dem Generationsunterschied und nicht zuletzt mit der zunehmenden Akzeptanz weiblichen Schreibens zu tun. Das Buch, in dem sie am weitesten geht, ist *Kindheitsmuster*. Wie Seghers beim Schreiben der „Ausflug“-Novelle ist Wolf 43 Jahre alt, als sie *Kindheitsmuster* schreibt, Wolfs Protagonistin *Nelly* scheint in phonetischer Assoziation auf Seghers' *Netty* zu verweisen – doch die beiden haben wenig gemein.

Christa Wolf unterscheidet bewusst zwischen dem Thomas-Mann'schen Erzähler, dem „raunenden Beschwörer des Imperfekts“[19], und dem Autor, der „um der inneren Authentizität willen, die er anstrebt, den Denk- und Lebensprozess, in dem er steht, fast ungemildert (...) im Arbeitsprozess mit zur Sprache bringen“[20] müsse. Es geht ihr bei dieser Differenzierung um die Nähe bzw. Distanz zum Stoff, um das Ausmaß der Betroffenheit von den geschilderten Ereignissen.

In ihrem Buch *Kindheitsmuster* – sie vermeidet bewusst die Genrebezeichnung Roman – mischen sich wie in Seghers' *Ausflug der toten Mädchen* mehrere Zeit- und Handlungsebenen, es kommt zu einer Häufung metafiktionaler Elemente.

> Ich meine, ich kaschiere an keiner Stelle, dass es sich sozusagen um Autobiographisches handelt; das wird nicht verschwiegen. Wobei dieses ‚sozusagen' wichtig ist, es ist nämlich keine Identität da. Das Reservoir, aus dem der Autor schöpft, ist seine Erfahrung, sie vermittelt zwischen der objektiven Realität und dem Subjekt Autor, und es ist hoch wünschenswert, dass es sich um gesellschaftlich bedeutsame Erfahrung handle.[21]

Was bei Seghers der Versuch war, die Erinnerung zurückzugewinnen, die schockierenden Nachrichten aus der zerstörten Heimat und von der Deportation der Mutter zu verarbeiten und das didaktisch-warnerische Potenzial dieser Erinnerung produktiv zu machen, ist bei Wolf Selbsterkundungsversuch gegen, wie Sigmund Freud es nennt, „Verdrängungswiderstände", mühevolles Aufarbeiten von Gedächtnisverlusten.

Schon in früheren Erzählungen und Essays hatte sich Christa Wolf dem Thema Nationalsozialismus angenähert, hatte sie versucht, ohne Retuschierungen, ohne nachträglich erworbene Erkenntnisse und Einsichten – in wahrheitsgetreuer Darstellung die Gemütsverfassung des Mädchens, das sie einmal war, zu erkunden. Die bei dieser Vorarbeit gewonnene Erkenntnis, dass Vergangenheit sich nicht auf kurzem Weg erschließt, weil innere und äußere Tabus den Zugang zu ihr blockieren, weil eine Art Selbstzensur die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte behindert, schlägt sich in den Reflexionen der *Kindheitsmuster* nieder:

„Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen uns von ihm ab und stellen uns fremd (...) sprachlos bleiben oder in der dritten Person leben, das scheint zur Wahl zu stehen"[22], heißt es zu Beginn des Erinnerungsbuches, in dem der Versuch unternommen wird, Einflüssen und Prägungen aus der Kindheit und der Zeit der Adoleszenz auf die Spur zu kommen, die ihre Haltung bis in die Gegenwart hinein bestimmen. Wir „stellen uns fremd" – ein Fremdheitsempfinden darüber stellt sich ein, „dass *ich* das war, die das gedacht, gesagt oder getan hat"[23], bekennt Christa Wolf in einem Gespräch. Sie konstatiert aber auch, dass ihr die Anstrengungen der Spurensicherung überraschende Einblicke in die vielfältigen Funktionen des Gedächtnisses gewährt haben. Leitmotivisch taucht der Begriff immer wieder auf: Das Gedächtnis kann aufnehmen, bewahren und reproduzieren, sein Auftrag kann aber auch lauten: „Vergessen! Verfälschen!"[24]

Die Erzählerin begibt sich mit Mann und Tochter auf den Weg in ihre Geburtsstadt L. – unschwer als Landsberg an der Warthe, das heutige Gorzów-Wielkopolski, zu erkennen.

Vier verschiedene Zeitdimensionen sind ineinander geschichtet: die biografische Zeit (biografische Daten von Nelly, dem erlebenden Ich), die biologische Zeit

(Geburt, Pubertät, Reife, Altern, Sterben), die familiengeschichtliche Zeit (Generationenabfolge) und die historische Zeit (Jahrestage, Geschichtszahlen, historische Ereignisse); und drei Zeit- und Erzählebenen sind ineinander verschränkt: die Kindheit der Nelly Jordan 1929-1947, die 46 Stunden währende Wochenend-Reise in die polnische Stadt G. am 10./11. Juli 1971 und die Gegenwartsebene, die den Entstehungsprozess des Romans 1972-75 reflektiert. Diesen ineinander verschachtelten Zeit- und Erzählebenen sind wiederum verschiedene Erzählerfiguren, Figurenbeziehungen und Erzählperspektiven zugeordnet: Über Nelly Jordan, das erlebende Ich, wird in der 3. Person berichtet. Mutter Charlotte, Vater Bruno, Bruder Lutz, Großeltern (Schnäutzchen-Oma und -Opa, Tanten, Onkel, Vetter Manfred, Lehrerinnen und Lehrer, Mitschülerinnen und Mitschüler, Freunde, Kunden, Flüchtlinge, Bürgermeister, die Russen, die Dorfbevölkerung) repräsentieren ein Kaleidoskop von Verhaltensweisen. Aus der personalen Erzählperspektive wird in Dialogen der reisenden Familie (Ehemann H., Bruder Lutz und die 15-jährige Tochter Lenka) das Erlebnis der Polenreise dargestellt. Und in Monologen und Selbstreflexionen des erzählenden Ich schließlich gibt sich die Autor-Erzählerin selbst zu erkennen. Während sie auf der ersten und zweiten Erzählebene mit Distanz von sich nur in der 2. und 3. Person spricht, sagt sie am Ende des Buches zum ersten Mal „Ich“.

Erinnerungsbuch *versus* ‚Wandlungsroman‘

Das Erinnerungsbuch *Kindheitsmuster* ist ein bewusster Gegenentwurf zu dem von Wolf kritisierten Typ des ‚Wandlungsromans‘, in dem die Konzeption des Helden von Anfang an auf eine vorweggenommene Wandlung des Helden orientiert ist. Im Wandlungsroman werden Lebenstatsachen weniger auf ihren Wahrheitsgehalt, mehr auf ihren Beitrag zur Wandlung hin untersucht. Das führe unweigerlich zur Nivellierung von Widersprüchlichkeiten und damit zur Fälschung der Wirklichkeit – „romanhaft lügen“[25] heißt es in *Kindheitsmuster* – dem entgegengesetzt wird: „stockend und mit belegter Stimme sprechen“[26]. Die Generation der Tochter Lenka findet sich nicht wieder in solchen „Heilsarmeegeschichten“[27]. Die 15-jährige Lenka, als Kontrastfigur zu Nelly konzipiert, ist misstrauisch gegenüber jeglicher Anpassung, findet in ihrer momentanen Lebensphase einfach alles „pseudo“, „falsch, unecht, unaufrichtig, unwahr“[28], auf den Zauberer Cipolla in Thomas Manns Novelle *Mario und der Zauberer*, die sie gerade in der Schule liest, wäre sie nie hereingefallen, „den würde ich durchschauen“[29], ist sie überzeugt. Mit Lenka kommt die Verantwortung für die Generation der Nachgeborenen ins Spiel und die Erzählerin versucht sich zugleich in der Analyse der psychischen Struktur des Kindes Nelly, das *sie* einmal war. Sie besteht auf einer Beteiligung des Lesers/der Leserin an ihrem Nachdenken. Sie gibt sich als Autorin zu erkennen in Monologen, in erlebter Rede, in Passagen des Bewusstseinsstroms, im Dialog mit Bruder, Mann und Tochter – ein breites Angebot an Identifikationsmodellen für Leser und Leserinnen.

Der fortschreitende Selbsterkundungsprozess in *Kindheitsmuster* wäre in einem linear-chronologisch erzählten Roman vermutlich gar nicht darstellbar gewesen. In einem assoziativen Gedankenstrom, in dem Erzähl- und Zeitebenen scheinbar übergangslos, also weder säuberlich voneinander getrennt noch chronologisch geordnet, aufscheinen, wird der/die Lesende stark gefordert. Neben den autobiografischen Erlebnissen, Erfahrungen, Gedanken seit der Kindheit bis heute werden Probleme der Gegenwart berührt: Vietnam, Chile, Widersprüche des so genannten real existierenden Sozialismus – sie liefern immer wieder Schreibimpulse. Im Sinne von Brechts im „Arturo Ui" formulierten Satz: „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch", wird nach Ursachen für neofaschistische Tendenzen gefragt. Wie Franz Fühmann macht Christa Wolf in sich die verhängnisvollen Muster von Glaubenseifer und Autoritätshörigkeit aus, die sie in ihrer Erziehung geprägt haben:

„Wie sind wir so geworden, wie wir heute sind?"[30] „Es ist ein großes Thema, den Reifeprozess dieser meiner Generation zu verfolgen, auch die Gründe zu suchen, wenn er ins Stocken kam"[31], kommentierte Christa Wolf im Gespräch mit Hans Kaufmann. Erzählt wird also bewusst nicht im Stil des ‚Wandlungsromans': mit einer berechenbaren, vorgefassten Meinung über die Wandlungsfähigkeit des Helden, sondern reflektierend, d.h. fragend, sich wundernd, nachdenkend, die anderen befragend, abschweifend, assoziierend usw., gegen das „romanhafte Lügen"[32] also.

Im Vergleich mit Hermann Kants Roman *Der Aufenthalt*, der zeitgleich mit den *Kindheitsmustern* erschien, lässt sich sehr genau beschreiben, wie zwei Autoren derselben Generation dasselbe Sujet auf sehr unterschiedliche Weise behandeln. Dabei ist m.E. allerdings weniger die Differenz der Geschlechter als der Grad der ideologischen Angepasstheit bzw. der Aufrichtigkeit sich selbst gegenüber Ausschlag gebend, denn Beispiele für Christa Wolfs Art, mit sich ins Gericht zu gehen, finden sich in den 70er-Jahren auch bei anderen männlichen DDR-Autoren wie Franz Fühmann (*Zweiundzwanzig Tage oder die Hälfte des Lebens*, 1973; *Vor Feuerschlünden/Der Sturz des Engels*, 1982) und Christoph Hein (*Horns Ende*, 1985).

Hermann Kant erzählt im *Aufenthalt* die Geschichte von Mark Niebuhr, der, im November 1946 aus polnischer Kriegsgefangenschaft entlassen, ein anderer, ein zur Einsicht Gekommener ist. Erzählt wird aus der Perspektive eines Ich-Erzählers, der von höherer Warte resümiert, urteilt, den Unterschied zwischen damals und heute oft betont, den Eindruck, dass er seine Geschichte sowie ihre Helden fest im Griff hat und das gesteckte Ziel nicht aus den Augen verliert. Er ‚erscheint als eine stabile Größe, er macht keine Entwicklung durch, die Maßstäbe seines Urteilens sind eindeutig'[33].

> Dieser Erzähler kann über seine Vergangenheit verfügen, weil sie ihm verfügbar geworden ist. Der Zweifel manchmal, ob eine Sache sich genauso wie beschrieben ereignet hat, Gedächtnislücken und Eintrübungen der Erinnerung sind nur der normale Tribut, der dem großen zeitlichen Abstand gezollt werden

> muss. Vergessen und Verdrängen als Nicht-wahrhaben-Wollen der Nachwirkungen von Kindheit und Jugend mit Konsequenzen für das Identitätsbewusstsein sind bei Kant kein Thema.[34]

Der Held stand schon immer auf der richtigen Seite. Er wurde zwischenzeitlich nur benutzt, er war wohl ein Rädchen im Getriebe, aber das kann ihm jetzt nicht mehr passieren, denn jetzt steht er erst recht auf der richtigen Seite. Er repräsentiert jene, die aus der Geschichte gelernt haben und alles ein für allemal begriffen haben.

Wie selbstgefällig erscheint dies im Vergleich zu dem selbstquälerischen Prozess, den Christa Wolf und Franz Fühmann durchgemacht haben, wie differenziert und um Wahrheit bemüht das Herangehen des Chronisten Christoph Hein im Roman *Horns Ende*, dessen leitmotivisch eindringlichster Satz lautet: „Erinnere dich! Du musst dich erinnern!“[35] Sich auf Hegel berufend, formuliert Hein: „Für das Vorübergegangene haben wir nur Aufmerksamkeit, sofern es das Unsrige ist, insofern es unsere Gegenwart ausmacht und wir darin verstrickt sind.“[36]

Christa Wolf, Christoph Hein und Franz Fühmann, aber auch Helga Schütz, Günter de Bruyn und andere haben versucht, gegen eine einseitige Geschichtsbetrachtung und geschönte Geschichtsschreibung anzuschreiben, von der es in *Kindheitsmuster* heißt: „Zeitungsanekdoten aus Anlass von Jahrestagen (...) Löschen, auswählen, pointieren.“[37]

Das, was uns heute legitim erscheint, aber längst nicht durchgesetzt ist, haben diese Autorinnen und Autoren mit angestoßen: das Ernstnehmen der subjektiven Seite des Geschichtsprozesses, das Misstrauen gegen (literarische, politische, feuilletonistische) Verallgemeinerungen und Vereinfachungen, die Beteiligung der Leserinnen und Leser am Prozess der Wahrheitsfindung; Sie sollen die Anstrengungen und Mühen der künstlerischen Arbeit, der Erinnerungsarbeit nachvollziehen, sich im Dargestellten wiederfinden können. Der Erzähler/die Erzählerin führt seinen/ihren Denk- und Schreibprozess vor: das Ausprobieren, Verwerfen und Finden von Ausdrucks- und Darstellungsweisen.

Für Christa Wolf ist Kunst eine selbständige, durch nichts zu ersetzende Erkenntnisform, und ähnlich formuliert es auch Franz Fühmann in seinem Mythos-Aufsatz: „Wer in der Kunst nur seine Illusion bestätigt haben will, der will im Grunde Kunst gar nicht, auch wenn er beteuert, sie sei ihm heilig.“[39]

Christa Wolf hat die herkömmlichen Muster autobiografischen Erzählens und damit auch die Spielräume des künstlerischen Umgangs mit Vergangenheit und Erinnerung erweitert durch ihr Verfahren der subjektiven Authentizität. Inspiriert und ermutigt wurde sie auch durch Anna Seghers, deren ‚inneren Auftrag‘ sie teilte.

Anmerkungen

1 Anna Seghers: *Der Ausflug der toten Mädchen*, Berlin 1948, S. 36.
2 Anna Seghers: *Aufsätze, Ansprachen, Essays 1954-1979*, Berlin 1980, S. 411.
3 Christa Wolf: *Kindheitsmuster*, Berlin 1976, S. 276; auch in: „Diskussion mit Christa Wolf", in: *Sinn und Form* 28, H. 4, Berlin 1976 S. 876.
4 Christa Wolf: *Ein Tag im Jahr*, Frankfurt/M. 2003.
5 Christa Wolf: „Lesen und Schreiben", in: Dies. (Hrsg.): *Fortgesetzter Versuch. Aufsätze, Gespräche, Essays*, Leipzig 1979, S. 22.
6 Christa Wolf/Anna Seghers: *Das dicht besetzte Leben. Briefe, Gespräche, Essays*, Berlin 2003.
7 Anna Seghers, Berlin 1948, S. 7.
8 Ebd., S. 7 f.
9 Ebd., S. 8 f.
10 Ebd., S. 9.
11 Ebd.
12 Ebd.
13 Auszug aus dem Arztbericht; zit. n.: Frank Wagner/Ursula Emmerich/Ruth Radvanyi (Hrsg.): *Anna Seghers. Eine Biographie in Bildern*, Berlin 1994, S. 136.
14 Anna Seghers, Berlin 1948, S. 13, 14 f.
15 Ebd., S. 14 f.: Übergang von der Rahmen- in die Binnenhandlung: visuelle Zeichen: „Es schimmerte grün hinter der langen weißen Mauer"; akustische Zeichen: „Ich hörte jetzt inwendig zu meinem Erstaunen ein leichtes, regelmäßiges Knarren"; olfaktorische Zeichen: „Ich konnte das Grün im Garten jetzt riechen, das immer frischer und üppiger wurde, je länger ich hinsah."
16 Ebd., S. 35.
17 Ebd.
18 Ebd., S. 36.
19 Thomas Mann: *Der Zauberberg*, Berlin 1924, S. 5.
20 Christa Wolf: „Die Dimension des Autors. Gespräch mit Hans Kaufmann", in: Dies. (Hrsg.): *Fortgesetzter Versuch. Aufsätze, Gespräche, Essays*, Leipzig 1979, S. 81.
21 „Diskussion mit Christa Wolf", in: *Sinn und Form* 28, Berlin 1976, H. 4, S. 876.
22 Christa Wolf: *Kindheitsmuster*, Berlin 1976, S. 9.
23 „Diskussion mit Christa Wolf", in: *Sinn und Form*, Berlin 1976 28 (1976), H. 4, S. 867.
24 Christa Wolf: *Kindheitsmuster*, Berlin 1976, S. 13.
25 Ebd., S. 16.
26 Ebd.
27 Ebd., S. 464.
28 Ebd., S. 287.
29 Ebd.
30 Vgl. Christa Wolf: *Kindheitsmuster*, Berlin 1976, S. 276.
31 Christa Wolf: „Die Dimension des Autors. Gespräch mit Hans Kaufmann", in: Dies. (Hrsg.): *Fortgesetzter Versuch. Aufsätze, Gespräche, Essays*, Leipzig 1979, S.87.
32 Christa Wolf: *Kindheitsmuster*, Berlin 1976, S. 16.
33 Hans-Georg Werner: „Hermann Kant. Der Aufenthalt", in: Louis Fürnberg (Hrsg.): *Weimarer Beiträge* 23 (1977), H. 10, S. 141.
34 Karl-Heinz Hartmann: „Erinnerungsarbeit. Hermann Kant: ‚Der Aufenthalt' (1977), Christa Wolf: ‚Kindheitsmuster' (1977), Christoph Hein: ‚Horns Ende' (1985)", in: Manfred Brauneck (Hrsg.):

Der deutsche Roman nach 1945, Bd. 13, Bamberg 1993, S. 192.

35 Christoph Hein: *Horns Ende*, Berlin 1985, S. 5.

36 Christoph Hein: „Anmerkungen zu ‚Chromwell' ", in: Ders. (Hrsg.): *Schlötel oder Was solls*, Darmstadt/Neuwied 1986, S. 173 f.

37 Christa Wolf: *Kindheitsmuster*, Berlin 1976, S. 464.

38 Franz Fühmann: „Das mythische Element in der Literatur", in: Ders. (Hrsg.): *Erfahrungen und Widersprüche*, Rostock 1975, S. 196.

Literatur

„Diskussion mit Christa Wolf“, in: *Sinn und Form* 28 (1976), H. 4.

Fühmann, Franz: „Das mythische Element in der Literatur“, in: Ders: *Erfahrungen und Widersprüche*, Rostock 1975.

Hartmann, Karl-Heinz: „Erinnerungsarbeit. Hermann Kant: ‚Der Aufenthalt‘ (1977), Christa Wolf: ‚Kindheitsmuster‘ (1977), Christoph Hein: ‚Horns Ende‘ (1985)“, in: *Der deutsche Roman nach 1945*. Bd. 13. Hrsg. v. Manfred Brauneck, Bamberg 1993.

Hein, Christoph: *Horns Ende*, Berlin 1985.

Hein, Christoph: „Anmerkungen zu ‚Chromwell‘ “, in: Ders.: *Schlötel oder Was solls*, Darmstadt/Neuwied 1986.

Mann, Thomas: *Der Zauberberg*, 1924. Romananfang.

Seghers, Anna: *Der Ausflug der toten Mädchen*, Berlin 1948.

Seghers, Anna: *Aufsätze, Ansprachen, Essays 1954-1979*, Berlin 1980.

Werner, Hans-Georg: *„Hermann Kant. Der Aufenthalt“*, in: Weimarer Beiträge 23 (1977), H. 10.

Wolf, Christa: *Kindheitsmuster*, Berlin 1976.

Wolf, Christa: „Die Dimension des Autors. Gespräch mit Hans Kaufmann“, in: Dies.: *Fortgesetzter Versuch. Aufsätze, Gespräche, Essays*, Leipzig 1979.

Christa, Wolf: „Lesen und Schreiben“, in: Dies.: *Fortgesetzter Versuch. Aufsätze, Gespräche, Essays*, Leipzig 1979.

Wolf, Christa: *Ein Tag im Jahr*, Frankfurt/M. 2003.

Wolf, Chista / Seghers, Anna: *Das dicht besetzte Leben. Briefe, Gespräche, Essays*, Berlin 2003.

Meike Penkwitt

Erinnern zwischen Performanz und Referenz

Die ‚Erinnerungstexte' der Autorin Erica Pedretti

> *Um es gleich vorwegzunehmen: Authentische Erinnerung gibt es nicht.*[1]

> *Ich habe alles genau vor mir gesehn, nicht nur in den schlaflosen Nächten: den gußeisernen Tisch im Garten, die Großmutter und Tante Berta, ganz lebendig, Fräulein Bielohradsky und die alte, von jahrelanger Gartenarbeit bucklige Frau Dietrich, Mademoiselle Nicolet, einen Seiltänzer vor ihrem Fenster, Onkel Gregor und den Großvater, mitten in seinen blühenden Stauden.*
>
> *Dann bin ich hingefahren, die erste Reise ist auch schon wieder ein paar Jahre her, und jetzt streiten sich meine alten Erinnerungen mit den neuen.*
> *Und diese Erinnerungen stimmen kaum mehr überein mit denen einer zweiten Reise.*[2]

„Authentisches Erinnern gibt es nicht." Diese lapidare Aussage aus der Einleitung eines geschichtswissenschaftlichen Sammelbandes zum Thema Erinnern und Gedächtnis ließt sich für mich wie ein gut nachvollziehbarer Stoßseufzer, angesichts der doch immer wieder auftauchenden Annahme eines zuverlässig speichernden Gedächtnisses, mit dem der immer wieder als neu und überraschend eingeführte Befund korrespondiert, dass wir erinnernd konstruieren. Erinnerungen sind Konstruktionen, die in einem konkreten Hier und Heute stattfinden. Sie lassen sich, wie ich zeigen werde, als performative Prozesse charakterisieren. Dennoch spielt für Erinnerungen ‚Referenz' als Vergangenheitsbezug eine entscheidende Rolle.

Späteres Erinnern im Zuge wiederholter Reisen an die Orte der Kindheit stellt in dem oben angeführten Zitat aus einem Roman der Autorin Erica Pedretti frühere (zunächst als „genau" und sehr bildlich erlebte und beschriebene) Erinnerungen einer Figur in Frage. Insbesondere der letzte Satz des Zitates ordnet die Erinnerungen in erster Linie nicht der Vergangenheit sondern der Situation zu, in der erinnert wird.

Auch in den Texten Pedrettis wird nicht von einem authentischen Erinnern ausgegangen. Die Spannung zwischen Performanz und Referenz ist, wie ich herausarbeiten werde, dabei auf unterschiedlichen Ebenen charakteristisch für Pedrettis ‚Erinnerungstexte': Zunächst auf der Handlungsebene, durch die Art und Weise, in der Pedretti hier das Erinnern thematisiert und explizit reflektiert, außerdem aber auch bei der Frage nach dem Status der Texte. Diese sind als fiktional gekennzeichnet, haben aber zugleich deutliche autobiografische und, was wichtiger ist, historische Bezüge, die sie auch deutlich als solche ausstellen. Insbesondere Letztere sind bei der Rezeption der Texte Pedrettis von Bedeutung.

Im Folgenden werde ich zunächst auf den Stand der aktuellen Diskussion um den Gegenstand Erinnern/Vergessen eingehen. Danach werde ich zeigen, wie die Autorin Erica Pedretti das Phänomen Erinnern und die mit ihm verbundenen Probleme in ihren Texten darstellt und formal umsetzt. Des Weiteren werde ich unter Bezugnahme auf literaturtheoretische Auseinandersetzungen um Autobiografie, Fiktionalität und die Kategorie ‚Autofiktion' auf die von mir verwendete Kategorie ‚Erinnerungstexte' eingehen. Abschließend werde ich dann einen gedanklichen Bogen von der Schreibweise Pedrettis und dem damit im Zusammenhang stehenden Konzept von Subjektivität zum schwierigen Thema ‚Flucht und Vertreibung' schlagen.

Zum Stand der Erinnerungsdebatte

Bei aller Heterogenität der in den unterschiedlichen Disziplinen verwendeten Erinnerungs-Begriffe besteht zumindest über zwei Punkte weitestgehend Konsens: Zum einen wird fast einhellig der Gegenwartsbezug des Erinnerns hervorgehoben, zum anderen der konstruktive (und damit oftmals auch auf die Zukunft ausgerichtete) Charakter von Erinnerungen. Astrid Erll z.B. resümiert den derzeitigen Diskussionsstand in einem Band zur Einführung in die Debatte:

> Erinnerungen sind keine objektiven Abbilder vergangener Wahrnehmungen, geschweige denn einer vergangenen Realität. Es sind subjektive, hochgradig selektive und von der Abrufsituation abhängige Rekonstruktionen. Erinnern ist eine sich in der Gegenwart vollziehende Operation der Zusammenstellung (*re-membering*) verfügbarer Daten. Vergangenheitsversionen ändern sich mit jedem Abruf, gemäß den veränderten Gegenwarten. (...) Individuelle und kollektive Erinnerung ist zwar nie ein Spiegel der Vergangenheit, wohl aber ein aussagekräftiges Indiz für die Bedürfnisse und Belange der Erinnernden in der Gegenwart.[3]

Die oben bereits angesprochene permanente Neuentdeckung des Erinnerns als ‚Erfinden' erklärt sich vor dem Hintergrund, dass das Erinnern (allzu) lange Zeit unhinterfragt als zuverlässiges Speichern begriffen wurde, und in einigen Fachbereichen auch heute noch wird – vor allem aber im unreflektierten ‚Alltagsdenken'.

Innerhalb der kulturwissenschaftlichen Debatte stellt das Speichermodell dagegen in erster Linie ein Konzept dar, gegen das man sich – zu Recht – abgrenzt.[4]

Erinnern als performativer Prozess

Eine ähnliche Konjunktur wie der Begriff ‚Konstruktion' erlebt im Moment die Vokabel ‚Performanz'. Beide Begriffe werden im Rahmen der Kritik an einer essentialistischen Wirklichkeitsauffassung oft geradezu als Synonyme verwendet. Der Begriff Performanz betont allerdings noch stärker als der Begriff ‚Konstruktion' die Aspekte Oberfläche, Prozesshaftigkeit, Medialität, Materialität, Ereignishaftigkeit – und ein verändertes Verhältnis von ProduzentInnen und RezipientInnen.[5] Obwohl es für das aktuelle Verständnis des Erinnerns schon länger charakteristisch ist, genau diese Gesichtspunkte herauszuarbeiten und das Erinnern bereits 1999 als „performativer Prozess par excellence"[6] bezeichnet wurde, wird erst neuerdings explizit darüber reflektiert, was es bedeutet, Erinnern als ‚Performanz' zu begreifen.[7]

Der Begriff ‚Performanz'[8] wurde von dem Sprachphilosophen John L. Austin 1955 in seiner Vorlesung *How to do things with words*[9] in die Diskussion eingeführt. Austin war aufgefallen, dass es Äußerungen gibt, die sich nicht mit den Kriterien wahr und falsch beurteilen lassen. Diese Äußerungen können stattdessen gelingen oder auch misslingen – mit ihnen wird, indem sie ausgesprochen werden, etwas getan. Häufig angeführte Beispiele sind z.B. Taufen oder auch trauen (als sprachliche Handlungen eines Pfarrers oder Standesbeamten) und darüber hinaus z.B. bitten, versprechen oder auch verfluchen. Nachdem Austin zunächst mit der Zusammenstellung von Listen performativer Verben begonnen hatte, stellte er bald fest, dass alle Äußerungen neben der ‚konstativen' (auf Bedeutung ausgerichteten und zumeist auf etwas ‚Vorgängiges' referierenden) auch eine ‚performative' Dimension haben. Er verabschiedete deshalb die binäre Gegenüberstellung konstativ/performativ und sprach stattdessen von ‚lokutionären' (d.h. dem Akt des Etwas-Sagens), ‚illokutionären' (d.h. der Handlung, die man vollzieht, indem man etwas sagt) und ‚perlokutionären' (d.h. dem Effekt, den man dadurch erreicht, dass man etwas sagt) Akten, aus denen sich Sprachhandlungen zusammensetzen, Begriffe, die heute vor allem in der linguistischen Sprechakttheorie von Bedeutung sind.[10]

In den vom Poststrukturalismus geprägten Kulturwissenschaften und in den *Gender Studies* waren es dann jedoch trotzdem die (früheren) Begriffe ‚Performanz' und ‚performativ', die aufgenommen wurden.[11] Als Gegenbegriffe zum Begriff der ‚Performanz', tauchen neben ‚Referenz' z.B. die Bezeichnungen ‚Repräsentation', ‚Semiotik' oder auch ‚Abbildung' auf.

Im *gender*-Kontext ist der Begriff ‚Performanz' vor allem mit dem Namen Judith Butler verknüpft. Für die Theorie Judith Butlers ist es entscheidend, dass die performativen Akte das, was sie als ihre Ursache ausgeben, erst hervorbringen, es also keinen ‚Täter vor der Tat', kein ‚Subjekt vor dem Gesetz' und kein ‚Original vor der

Kopie‘ gibt.[12] Die konstative Seite spielt bei Butler so gut wie keine Rolle. Bei ihr gibt es also vor allem Performanz – und dem ‚Vorgängigen‘ wird nur an wenigen Stellen eine gewisse Relevanz ‚eingeräumt‘.[13]

Andere Theoretikerinnen, wie z.B. die Berliner Theaterwissenschaftlerin Erika Fischer-Lichte, vertreten ein etwas anderes Konzept des Performativen. Fischer-Lichte orientiert ihren Performativitätsbegriff vor allem an dem Konzept der ‚Aufführung‘.[14] Bei dieser gibt es zumindest im traditionellen Theater den zugrunde liegenden Text, d.h. nicht nur reine Performativität, bei der die Bedeutung in den Hintergrund tritt, sondern auch den auf Bedeutung ausgerichteten Text. Auch im Berliner Sonderforschungsbereich „Kulturen des Performativen“, der von Fischer-Lichte geleitet wird, spricht man (ganz im Sinne Austins) von zwei Aspekten der untersuchten Gegenstände: einem performativen, ereignishaften (der den Signifikationsprozess verweigert) und einem textuellen oder auch referentiellen, auf Bedeutung ausgerichteten. Trotzdem liegt sowohl bei Fischer-Lichte als auch im Sonderforschungsbereich das Hauptinteresse auf der Betrachtung der performativen Seite.[15]

Im Anschluss an diese Positionen betrachte ich Performanz und Referenz nicht als binäre d.h. sich jeweils ausschließende Gegenüberstellung. Performanz und Referenz stellen für mich vielmehr zwei Dimensionen dar, die z.B. Zeichen und Zeichensystemen meist gleichermaßen zukommen, jedoch in recht unterschiedlicher Gewichtung.[16] Dabei bedeutet ein ‚Mehr‘ an Performativität, doch nicht unbedingt ein ‚Weniger‘ an Konstativität. Die von Austin betonte Möglichkeit, eine konstative und eine performative Dimension nebeneinander zu sehen, ist ein weiterer Grund, weshalb ich es vorziehe im Folgenden von ‚Performanz‘ und ‚Performativität‘ und nicht von ‚Konstruktion‘ zu sprechen.

Zur Vernachlässigung der Referenz in der Erinnerungsdebatte

Dem Terminus ‚Performanz‘ stelle ich den Begriff ‚Referenz‘ gegenüber. Das Problem der Referenz stellt eines der zentralen Themen in der konstruktivistischen, poststrukturalistischen oder auch postmodernen Diskussion dar.[17] Unproblematisch erscheint der Begriff ‚Referenz‘ eigentlich nur im linguistischen Zeichenmodell des ‚semiotischen Dreiecks‘. Doch selbst hier gilt der Bezug zwischen Zeichen und Bezeichnetem als kein selbstverständlicher, sondern als einer, der vom Zeichenbenutzer jeweils neu hergestellt werden muss.[18] Und noch komplizierter wird es, wenn nicht mehr nur von einem einzelnen Zeichenbenutzer ausgegangen wird, sondern von mehreren Zeichenbenutzern in einer Kommunikationssituation.

Bereits in Ferdinand de Saussures Zeichenbegriff[19] spielt das so genannte Referenzobjekt keine Rolle mehr. Entscheidend sind hier vielmehr das ‚Signifikat‘ und der ‚Signifikant‘, der Zeicheninhalt und der Zeichenausdruck. In der poststrukturalistischen Theoriediskussion wird dann selbst der Zeicheninhalt problematisch. Das

Signifikat entzieht sich; Signifikanten verweisen nur noch auf andere Signifikanten und es ist (im Anschluss an Lacan) vom Gleiten (der Bedeutung) in der Signifikantenkette die Rede.

Vor diesem Hintergrund ist es wenig erstaunlich, dass – anders als der Bezug von Texten auf eine vermeintlich prädiskursive Wirklichkeit – die Bezugnahme von Texten auf vorgängige Texte (also Intertextualität) geradezu eines der Lieblingsthemen der neueren Literaturwissenschaft darstellt. Im Zusammenhang mit Intertextualität wird der Begriff ‚Referenz' problemlos verwendet, sind es doch Texte (im weitesten Sinne), Sprache und andere Symbolsysteme, die die vorsprachliche Wirklichkeit gewissermaßen ‚verstellen'.

Die Scheu vor der problematisch gewordenen außertextuellen Referenz hat den Vergangenheitsbezug in der Erinnerungsdebatte paradoxerweise geradezu zum Stiefkind gemacht. Eine konsequente Reduktion des Erinnerns auf einen sich in der Gegenwart vollziehenden Prozess wird dem Phänomen Erinnern jedoch nicht gerecht. Dazu Aleida Assmann:

> [Mir] ... erscheint ... die These von der totalen Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit des Gedächtnisses als zu pauschal und ins andere Extrem des Speichermodells zu verfallen. So überzeugend und unbestritten die Feststellung ist, dass Erinnerungen stets in der Gegenwart und unter deren spezifischen Bedingungen rekonstruiert werden, so überzogen scheint mir die These, dass Erinnerungen ausschließlich von der Gegenwart und nicht von der Vergangenheit abhängen.[20]

Aleida Assmann entwickelt in *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses* ein Konzept so genannter „Stabilisatoren der Erinnerung".[21] Zu den „materiellen"[22], „(teilweise gedächtnisexternen) Stabilisatoren"[23], zählt sie u. a. Gegenstände und Orte,[24] aber z.B. auch die Schrift. Als „gedächtnisinterne Mechanismen, die der allgemeinen Tendenz zum Vergessen entgegenwirken"[25], führt Assmann neben ‚Affekt' und ‚Symbol' das ‚Trauma' an. Unter der Bezeichnung ‚Symbol' versteht Assmann dabei vor allem die „retrospektive Deutungsarbeit der eigenen Lebensgeschichte"[26] also Sinnzuschreibung und narrative Integration in das autobiografische Gedächtnis.

Auf die Stabilisatoren Orte bzw. Landschaften, Gegenstände sowie Narrativisierung und Traumata werde ich unten – in direkter Auseinandersetzung mit den Texten Pedrettis – genauer eingehen.[27]

Erinnern als performativer Prozess in den Texten Pedrettis

Erica Pedretti beschreibt nicht einfach Erinnerungsinhalte, sondern macht Erinnern als einen in der Gegenwart stattfindenden Prozess zum Thema, zu dem gerade auch das Vergessen und Probleme beim Erinnern gehören. Oftmals hat eine erinnernde Figur so z.B. Probleme, sich zu erinnern. An anderen Stellen wird der ‚Wunsch zu vergessen' dagegen geradezu zum Ausgangspunkt des Erinnerns. So beginnt Pedrettis erster langer Prosatext z.B. mit den Sätzen: „Vergessen, soweit man vergessen kann."[28]

Ich werde mich im Folgenden vor allem auf die von mir als ‚Erinnerungstexte' bezeichneten längeren Prosatexte Erica Pedrettis beziehen, die durch eine starke Orientierung auf von Pedretti selbst Erlebtes charakterisiert sind, die aber trotzdem keineswegs einfach als ‚Autobiografien' gelesen werden können. Sie lassen sich in zwei Trilogien unterteilen. Die einzelnen Bücher der ersten Trilogie – *Harmloses, bitte*, *Heiliger Sebastian* und *Die Zertrümmerung von dem Kind Karl und anderen Personen* oder *Veränderung* – sind in den Jahren 1970, 1973 und 1977 erschienen. Zur zweiten Trilogie gehören *Engste Heimat* von 1995 sowie *Kuckuckskind oder Was ich ihr unbedingt noch sagen wollte* von 1998. Der dritte Band der zweiten Trilogie ist bisher (leider) noch nicht erschienen.

Es gibt sehr viele Gemeinsamkeiten zwischen diesen Büchern, was das Personal betrifft, hinsichtlich der beschriebenen Ereignisse und nicht zuletzt der Schreibweise. So liegt es nahe, die Bücher gemeinsam zu betrachten. Die Bücher innerhalb einer Trilogie schließen jedoch nicht etwa chronologisch aneinander an – und auch zwischen den beiden Trilogien gibt es durchaus Bezüge und Übereinstimmungen. Es tauchen Figuren auf, die einander zu entsprechen scheinen. Diese tragen aber nicht durchgängig dieselben Namen. Eine sehr ähnliche Figur ist einmal der Bruder (in *Heiliger Sebastian*), das andere Mal der Onkel der wiederkehrenden Protagonistin (in *Engste Heimat*), sie trägt einmal den Namen Grueber (*Heiliger Sebastian*), dann Gregor (*Engste Heimat*). In *Heiliger Sebastian* ist es dagegen der Partner der Protagonistin, der den Namen Gregor (nicht aber dieselben ‚Züge' wie der ‚Grueber' und der ‚Gregor' aus *Engste Heimat*) trägt. In späteren Büchern tauchen teilweise auch neue Versionen schon bekannter Szenen auf. Die unterschiedlichen Bücher stehen in einem Verhältnis wechselseitiger Überschreibungen.

In vielen dieser Bücher schildert Pedretti die Schreibsituation, in der sich eine (erinnernde) Erzählerin befindet, oder sie beschreibt das Erinnern als einen mit einer Reise verbundenen Prozess. In *Engste Heimat* gibt es z.B. eine Erzählerinnenfigur, die, wie übrigens auch Erica Pedretti selbst, einen Wohnwagen zu ihrem ausgelagerten Arbeitszimmer gemacht hat – und die eine Figur (Anna) nach Mähren, „an die Stätten ihrer frühen Erinnerungen zurückschickt"[29]:

> Sie soll dableiben. Lass ihr Zeit. Ich beschließe, Anna vorläufig an diesem Ort bleiben zu lassen. (...)

> Sie, Anna, soll durch alle Straßen gehen: „Laß dir Zeit“, durch alle Gassen, an den alten und neuen Häusern vorbei, sooft sie kann, wieder und wieder zu Jarmilas Haus und durch den Fürstengrund und über den Damm und an ihrem Garten entlang... (...)
>
> „Was fällt dir ein! Das kannst du mir nicht zumuten“, sagt, nein schreit Anna nach vier Tagen.
>
> So geht’s nicht, das seh ich ein, es ist zum davonlaufen. Also gut, ich schicke sie nach Sternberk und von dort auf die Suche nach Gregors zurückgelassenen, verschollenen Bildern.[30]

Die Figur Anna, die in diesem Textabschnitt einer Art Spielfigur entspricht, beginnt gegen Ende der (hier stark gekürzten) Passage gegen die Erzählerin zu rebellieren. Dabei handelt es sich um ein metafiktionales Spiel und eine Ebenendurchdringung, die (zusätzlich zu der geschilderten Schreibsituation) deutlich machen, dass es die Erzählerin ist, die den Text und die von diesem geschilderte Handlung hervorbringt. Sie stellt damit die von ihr soeben entworfene „fiktionale Faktizität“[31] zugleich infrage.

Im Prozess des inszenierten Erinnerns wird bei Pedretti oft die performative, mediale oder auch materiale Seite von Sprache und Schrift, die also nicht in erster Linie auf Bedeutung ausgerichtet ist, betont. Beispiele hierfür sind Intertextualität, aber auch Alliterationen und vor allem eine starke Rhythmik. Und es gehören z.B. gerade auch die Lücken, die sich im Textbild als größere oder kleinere *blanks* zeigen, mit zum Text.

> Vergissmeinicht komm lieber Mai und mache
> vergiss mein keine Angst nicht nie vergisst man
> niemand vergisst die Wiesen nicht nicht Mai
> nie 8. Mai nicht Mähren nicht Teichgasse Teich
> Teichgraben Fische Frösche
> Vergiss die Enten nicht![32]

Auch die Bedeutung der zuhörenden Adressatin für erzählendes Erinnern ist in den Texten Pedrettis immer wieder Thema. So erzählt in *Zertrümmerung* die selbstbewusste Bootsvermieterin Frau Gerster der Figur „Erica“ (die Anna oder auch Anne in anderen Büchern entspricht), die über das von ihr Berichtete ein Buch verfassen soll, aus ihrem Leben. In *Kuckuckskind oder Was ich ihr unbedingt noch sagen wollte* sind vor allem *die* Erinnerungen der alten Tante Sophie Thema, die diese gerne Anne erzählt *hätte*, die jedoch oft gar nicht anwesend war oder auch nicht zuhörte. Und in *Engste Heimat* schließlich reflektiert die Erzählerin, die an dieser Textstelle beinahe mit ihrer ‚Spielfigur‘ Anna zu verschwimmen scheint, auf dem Zeltplatz:

> ... mit jeder Wiederholung scheint ihr, und somit auch mir, das Erzählte unwahrscheinlicher zu werden. Ja, es wird deutlich, wenn ich ihren Berichten zuhöre, daß die von Mal zu Mal, je nachdem an wen gerichtet, leicht verändert, je nach der vermeintlichen oder auch tatsächlichen Aufnahmefähigkeit des Adressaten, verkürzt oder ausführlich mitgeteilt werden.[33]

Stabilisatoren der Erinnerung bei Pedretti

Die von Assman benannten Stabilisatoren der Erinnerung finden sich auch in den Texten Pedrettis wieder. Im Folgenden möchte ich auf die externen Stabilisatoren Orte bzw. Landschaften und Gegenstände sowie den internen Erinnerungsstabilisator Versprachlichung und Trauma eingehen.

Orte und Gegenstände

Eine wichtige Rolle beim Erinnern spielt bei Pedretti der Raum. Die erinnernden Figuren erinnern sich oft, indem sie sich auf imaginäre oder auch reale Reisen begeben. An dieser Verräumlichung des Erinnerns, einer Fähigkeit des ‚natürlichen' Gedächtnisses, versuchen bestimmte Konzepte des ‚künstlichen' Gedächtnisses ‚Mnemotechnik' anzuknüpfen, die jedoch allzu sehr mit der Vorstellung eines zuverlässig speichernden Erinnerns verbunden sind.

In Pedrettis Erstlingswerk *Harmloses, bitte* wird in einer imaginären Reise ein geografisch sehr detaillierter Gedächtnisraum entworfen, Wege werden wieder und wieder gegangen. Und über die erinnerten Orte werden dann nach und nach auch die mit diesen verknüpften Ereignisse wieder zugänglich.

Ein Beispiel für das Erinnern im Zuge einer Reise habe ich oben bereits angeführt. Hier bestand eine weitere Besonderheit in einer Art metafiktionalem Spiel im Rahmen dessen die Figur Anna von der Erzählerin durch den Raum bewegt wurde, sodass der Prozess des Erzählens und die damit verbundene Medialität (des Erzählens) zusätzlich zum Thema wurde.

In anderen Szenen, die ebenfalls aus *Engste Heimat* stammen, wundert sich Anna, wie wenig die wieder besuchten Orte ihren Erinnerungen entsprechen, wie stark sich die Orte mittlerweile verändert haben. Überrascht ist sie auch davon, dass dieselben Orte nicht die gleichen Erinnerungen und vor allem nicht in derselben Intensität auslösen wie bei der ersten Reise. Und manche Orte, die auf der ersten Reise nur wenige Emotionen auslösten, haben auf der zweiten Reise auf einmal sehr viel mehr Bedeutung.

Es wird deutlich, dass die Erinnerungen nicht quasi in den besuchten Orten ‚schlafen' – ein Eindruck, den manche Texte im Rahmen der Erinnerungsdebatte vermitteln[34] –, sondern dass stattdessen von der Reisenden etwas ‚mitgebracht'

wird, die Orte lediglich als *cue* (Auslöser oder Stichwort) wirken[35] und der konkrete Prozess des Erinnerns in der Gegenwart stattfindet.

Ganz ähnlich können auch Gegenstände wirken: In den meisten Büchern Pedrettis tauchen Gegenstände auf, die einen materiellen Bogen zu der als Erinnerung geschilderten Vergangenheit schlagen, der sie entstammen. So z.B. das Messer des geliebten Großvaters in *Engste Heimat*:

> Der Hirschhorngriff
> von Großvaters Messer liegt gut in der Hand, die Klingen sind scharf, die eine, die ich, so wie er, zum Bleistiftspitzen benütze, ist vom vielen Schleifen ganz kurz und schmal.[36]

Dieser Schilderung (auf der Zeit- und Erzählebene der in ihrem Wohnwagen arbeitenden Erzählerin) geht die Beschreibung einer erinnerten Kindheitsepisode voraus, in der dasselbe Messer eine Rolle spielt – eine Erinnerung, die vermutlich durch den Anblick des Messers ausgelöst wird:

> Großpapa schleift sein Messer mit Schmirgelleinen. Das Messer hat einen Griff aus Hirschhorn, das vom vielen Anfassen flach und glänzend geworden ist, und zwei Klingen; die große braucht er im Garten, die kleinere zum Bleistiftspitzen.[37]

Im Prosatext *Zertrümmerung* ist die Erzählerin von vielfältigen Gegenständen umgeben, die von einer russischen Immigrantin hinterlassen wurden, die zuvor die Räume bewohnt hatte. Die Gegenstände stellen Spuren des Lebens einer anderen dar, bzw. tragen deren Spuren. Die mit diesen Spuren verknüpften fremden Erinnerungen greifen die ihnen exponierte neue Bewohnerin geradezu an, bedrängen diese, obwohl die Erzählerin gar nicht genau weiß, welche Erinnerungen der ursprünglichen Besitzerin mit den jeweiligen Gegenständen verknüpft waren. Auch hier wird deutlich, dass es nicht die Fotos als solche sind, die Erinnerungen konservieren, sondern dass es eines begleitenden menschlichen Erinnerungsvermögens bedarf. Auch die Gegenstände als solche beherbergen natürlich keine Erinnerungen, sondern können die mit ihnen verknüpften Erinnerungen lediglich wieder auslösen – ähnlich wie Prousts berühmte in Lindenblütentee getränkte Madeleine.[38]

Narrativisierung und Traumata

Narrativisierung und Traumata sind zwei Stabilisatoren, die regelrecht komplementär zueinander stehen, da die Stabilität der traumatischen Erinnerungen gerade dadurch zustande kommt, dass diese sich der Versprachlichung und insbesondere der Integration in das autobiografische Gedächtnis entziehen.

Bei der Stabilisierung von Erinnerungen durch Versprachlichung oder auch Narrativisierung stellt das so genannte *‚emplotment‘* einen zentralen Punkt dar.

‚*Emplotment*' bedeutet wörtlich die „Einbettung der historischen Fakten in einen Handlungs- und Sinnzusammenhang".[39] Das Entscheidende ist, dass von den Erinnernden vermeintliche Fakten oder auch (genauer:) Erinnerungsbruchstücke ausgewählt werden und in einen chronologischen und kausalen, auf Sinnstiftung ausgerichteten Zusammenhang gestellt werden.

Dabei tritt das Paradox auf, dass gerade diese, die Erinnerungen stabilisierende Narrativisierung – indem sie die Erinnerungsfragmente überformt – dazu führt, die Erinnerungen zu ‚verfälschen', weshalb manche SchriftstellerInnen (wie auch Erica Pedretti) eine Schreibweise vorziehen, die zumindest dem herkömmlichen *emplotment* gerade nicht entspricht. Hierzu ein Zitat von Erica Pedretti aus einem Interview:

> Als ich anfing zu schreiben, habe ich Dostowjewski, Dickens bewundert, so kontinuierlich schreiben zu können und habe auch so angefangen. Mit *Harmloses, bitte*, die Erinnerungen an das Kriegsende, als ich noch ein Kind war oder ein halbes Kind, habe ich aber gemerkt, dass diese Erzählung so etwas anekdotisches bekommen hat, so etwas glattes, das mit meinen Erinnerungen überhaupt nichts mehr zu tun hatte, obwohl mehr Fakten da waren als in der endgültigen Fassung. Ich habe dann solange daran gearbeitet, bis es von der Form her dem Erzählten entsprochen hat, nämlich einer bestimmten Atmosphäre der Erwartungsangst, der Angst. Ich konnte es nur in dieser Form mitteilen. Und das stimmt eigentlich seither immer: Wenn es allzu glatt wird, dann stimmt es nicht, es gibt dann Schulbuchgeschichte.[40]

In *Zertrümmerung* entgegnet die Erzählerin (allerdings nur in Gedanken) der selbstgewiss ihre Lebensgeschichte erzählenden Bootsvermieterin Frau Gerster:

> Nein, Madame. Ich will etwas anderes, ich versuche, etwas, was ich vor langem an einem andern Ort begonnen habe, fortzusetzen, hier weiterzuschreiben. Keine Geschichten. Ich bezweifle, daß ich dem, was ich beschreiben will, mit Geschichten beikommen kann, ich kenne zu viele Leute, die alles in Geschichten aufteilen, mitteilen, ohne zu merken, daß Geschichten ein Eigenleben führen, eigenen Gesetzen folgen, nur eine Auswahl zulassen und anderes, vielleicht Wesentliches verbieten, das wird fallengelassen, vergessen, am Ende ist ein ganzes Leben nichts als schöne Geschichten: Grabreden.[41]

Und in *Engste Heimat* reflektiert die Erzählerin:

> Wenn ich diesen Geschichten zuhöre, wird mir schmerzlich bewußt, daß ich nur fragmentarisch sagen kann, wie etwas wirklich war, was ich empfinde. Als erzählte ich Unwahres.[42]

Auch das traumatische Erinnern gilt als ein paradoxes Erinnern, da Traumata Erinnerungsinhalte gerade dadurch stabilisieren, dass sie sie dem bewussten Erinnern, und damit der sprachlichen Integration in das Selbstbild, dem autobiografischen Gedächtnis oder auch dem *emplotment* entziehen.

Wie die folgende Beschreibung deutlich macht, ist das traumatische Erlebnis durch ein „Zuviel“ und zudem dadurch charakterisiert, dass sich der traumatische Erinnerungsinhalt der Symbolisierung entzieht:

> ... [D]as Trauma durchschlägt den Schutzmantel, den die seelische Bedeutungsstruktur des Menschen bildet. Es wird dem Körper eingeschrieben, und wirkt sich unmittelbar auf das organische Substrat seelischer Funktionen aus. Das Spezifische des Traumas (...) liegt in der Struktur der Wahrnehmungsprozesse und der Affekte sowie der Erfahrung, dass der psychische Raum durchbrochen und die Symbolisierung zerstört wird. Das traumatische Erleben ist im Kern das eines ‚Zuviel‘.[43]

Obwohl die meisten TheoretikerInnen davon ausgehen, dass es für das Trauma charakteristisch ist, dass sich die Erinnerungsinhalte entziehen, machen sie diese inkonsequenterweise dann aber doch wieder zum Thema, zumeist ohne darzulegen, wie der Psychoanalytiker Werner Bohleber explizit ausführt, „dass der wesentliche Inhalt traumatischer Ereignisse in der Mehrzahl der Fälle sehr wohl mittels des autobiografischen Gedächtnisses erinnert wird“.[44] Konsequenter ist da die Kulturwissenschaftlerin Elisabeth Bronfen, für die die präsentierten Schilderungen angeblich traumatischer Erinnerungsinhalte immer nur Deckerinnerungen darstellen, während sich die eigentliche Erinnerung an die ursprüngliche traumatische Erfahrung auch weiterhin entzieht.[45]

Die eingangs zitierte Passage, der dort bereits eine erste viel ausgiebigere Schilderung derselben Erinnerungseindrücke vorausgeht, taucht leicht variiert und etwas verkürzt gegen Ende von *Engste Heimat* noch einmal auf. Hier fehlt z.B. die oben neben der Großmutter erwähnte Tante. Daran schließt sich folgende Überlegung (der Erzählerin) an:

> Und sie hat wiederholt manche ihrer Erlebnisse anderen mitgeteilt, unter sorgfältiger Vermeidung bestimmter Punkte. Mit dem Verdacht, ‚dass immer ein *Etwas* zurückbleibt, das sich auf keine Weise anderen Menschen mitteilen lässt ... und damit stirbt man dann, ohne auch nur einem einzigen andern Menschen vielleicht das Wichtigste an seiner Idee übergeben zu können.‘[46]

Es stellt sich die Frage, wie die traumatischen Erinnerungen bzw. traumatischen Erinnerungslücken in den Texten Pedrettis ‚gefüllt‘ sind. Eventuell ließe sich davon sprechen, dass es sich bei den Erinnerungen der (Roman-)Figur Anna/Anne um die Erinnerungen der Autorin Pedretti handelt. So schreibt z.B. die Rezensentin Anne Hamilton, dass die Autorin Pedretti (ich würde allerdings eher sagen: die Erzählerinnenfigur des Textes) in *Engste Heimat* „Anna an die Stätten ihrer Kindheit und frühen Erinnerungen zurück[schicke], die zugleich ihre eigenen sind.“[47] Dann würde die Autorin Pedretti ihre Romanfigur wohl nicht nur mit ihren zugänglichen (und erzählten) Erinnerungen ausstatten, sondern auch mit ihren unzugänglichen (und ausgesparten) Traumata.

Autofiktion, ‚*immigrant objects*' und ‚Erinnerungstexte'

> Ich komme noch einmal auf das zurück, was ich bereits den ‚monströsen' Charakter meiner Bücher genannt habe, nicht Autobiographien, nicht ganz Romane, gefangen im Drehkreuz, im Zwischenraum der Gattungen, die gleichzeitig, und somit widersprüchlich den autobiographischen und den romanesken Pakt geschlossen haben, vielleicht um dessen Grenzen und Beschränkungen außer Kraft zu setzen.[48]

> Fiktion strikt realer Ereignisse und Fakten, wenn man so will, ist Autofiktion: die Sprache über das Abenteuer zu einem Abenteuer der Sprache machen, jenseits von Konvention und Syntax des Roman, sei es neu oder traditionell.[49]

Für mich stellte es lange Zeit keinerlei Frage dar, dass es sich bei den ‚Erinnerungstexten' Pedrettis um fiktionale Texte, d.h. um ‚Romane' im weitesten Sinne handelt, da es z.B. (abgesehen von einer Ausnahme) keine namentliche Übereinstimmung zwischen dem Namen der Autorin, der Erzählerin und einer wiederholt auftauchenden Figur (meistens Anne oder Anna) gibt, die allem Anschein nach als eine Art *alter ego* der Autorin fungiert. Dies sind Aspekte, die für den von Philippe Lejeune konzeptualisierten ‚autobiografischen Pakt'[50] eine maßgebliche Rolle spielen.

Immer wieder bin ich jedoch auf Rezensionen gestoßen, in denen Texte Pedrettis als Autobiografien oder gar Tagebücher rezipiert und bezeichnet wurden. Im schlimmsten Fall wurde gar von einem/r RezensentIn, die Erzählerin umstandslos mit der Autorin gleichgesetzt, der Text als ‚Bewältigungstext' interpretiert und die Hoffnung bekundet, dass Pedretti, da sie durch den Prozess des Schreibens endlich ihr Leben bewältigt zu haben scheine, nun bald einen ‚richtigen Roman' mit fiktivem Personal zu schreiben imstande wäre:[51]

> Erica Pedretti hat sich buchstäblich in ihre neue Umgebung hineingeschrieben. Und von diesem neuerworbenen „Hier" aus müssen eigentlich auch wieder imaginäre Reisen ins Reich der Phantasie und der Erinnerung möglich sein.[52]

Diese biografistische Lesweise, die im Übrigen ja geradezu klassisch für die Rezeption von Autorinnen ist,[53] halte ich selbstverständlich nach wie vor nicht für ‚angemessen': Es stellt eine Verkennung der Texte Pedrettis dar, sie nur als (in erster Linie persönliche oder gar private) Bewältigungstexte zu begreifen. Richtig ist allerdings, dass eine referentielle Ebene der Texte Pedrettis durchaus auch von Relevanz ist.

Spätestens seit Philippe Lejeunes Ausführungen zum ‚autobiografischen Pakt' wird in der Autobiografie-Forschung nicht mehr die etwaige Ähnlichkeit der von einem Text geschilderten Person mit derjenigen der AutorIn sowie der geschilderten (Lebens-)Umstände als entscheidend angesehen um zu beurteilen, ob es sich bei einem Text um eine ‚Autobiografie' handelt (oder auch nicht). Stattdessen kommt der Lesweise, die ein Text durch spezifische Signale nahe legt oder auch einfordert, eine besondere Bedeutung zu. Dem ‚autobiografischen Pakt' wird von Lejeune

der ‚romaneske' Pakt gegenübergestellt und den beiden unterschiedlichen Pakten jeweils eine (ihnen angemessene) ‚referentielle' oder auch ‚ästhetische' Lesweise zugeordnet. Fiktionalität wird in der aktuellen Forschung nicht mehr als eine Texteigenschaft angesehen, sondern als ein spezifischer Rezeptions- oder auch Verarbeitungsmodus, der allerdings durch Strukturen des Textes (oder auch seiner Paratexte) nahe gelegt wird. Eine ganz ähnliche Entwicklung wie innerhalb der Autobiografie-Theorie fand z.B. auch in der Diskussion um den historischen Roman statt.[54]

In den Texten Pedrettis ergibt sich aus dem Nebeneinander zahlreicher Fiktionalitätssignale und Faktizitätssignale eine insgesamt widersprüchliche Appellstruktur. Ein eindeutiges Fiktionalitätssignal besteht darin, dass in vielen Texten Pedrettis eine (Erzählerinnen-)Figur auftaucht, die zwar einer Art *alter ego* der Autorin (deren Name auf dem Buchdeckel steht) zu entsprechen scheint, jedoch einen anderen Namen als diese trägt: In *Heiliger Sebastian* und in *Kuckuckskind* heißt diese Erzählerinnenfigur Anne und in *Engste Heimat* Anna.

Heiliger Sebastian und *Kuckuckskind* tragen darüber hinaus den Fiktionalität implizierenden Untertitel ‚Roman' und bei *Kuckuckskind* steht zudem auf der letzten Seite die ebenfalls Fiktionalität signalisierende juristische Absicherungsformel: „Alle im Buch vorkommenden Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit toten oder lebenden Personen sind nicht beabsichtigt"[55]. *Veränderungen* trug dagegen zwar noch als Manuskript die Bezeichnung ‚Roman', nicht aber als gedrucktes Buch.[56]

Als ein weiteres Fiktionalitätssignal gelten z.B. auch die die Fiktionalität unterstreichenden metafiktionalen Reflexionen, bei denen es zu einer Ebenendurchmischung kommt. Dies geschieht z.B. wenn die Macht einer ErzählerInnenfigur über ihre Figuren deutlich gemacht oder aber durchaus auch spielerisch in Frage gestellt wird, wie z.B. in der der oben zitierten Auseinandersetzung zwischen Erzählerin und erzählter Figur (aus *Engste Heimat*).

Neben diesen recht eindeutigen Signalen gibt es auch etwas fragwürdigere. So wurde die literarische Sprache oder auch ‚Literarizität' der Texte Pedrettis als Fiktionalitätssignal gewertet.[57] Diese Aussage muss jedoch zumindest relativiert werden: Fiktionalität und Literarizität[58] wurden lange Zeit quasi als untrennbar und beinahe miteinander gleichsetzbar betrachtet; Faktizität und Literarizität dagegen als nicht miteinander vereinbar. Literarizität und Rhetorik wurden als Gegenspieler des ‚Authentischen' begriffen. Diese früher selbstverständliche Position wird jedoch durch die neuere Autobiografieforschung problematisiert. So wird mittlerweile oftmals gerade auch die Literarizität autobiografischer Texte herausgearbeitet. Wie Almut Finck hervorhebt, fällt diese Perspektivenverschiebung allerdings nicht zufällig mit der Entdeckung der ‚Fiktionalität' jeglichen Erinnerns – und damit natürlich auch des autobiografischen Schreibens – zusammen.[59]

Als ein Hinweis auf die Faktizität von Texten wird die ‚Referenzialisierbarkeit', insbesondere von Angaben über Ort und Zeit,[60] angeführt. Die generelle Frage nach

der ‚Referenzialisierbarkeit' für die Bestimmung der Fiktionalität von Texten ist hochgradig problematisch, bringt sie doch die von neueren Autobiografiediskussionen überwundene Frage nach der Ähnlichkeit der vom Text entworfenen Welt mit der so genannten ‚Wirklichkeit' erneut ins Spiel. Anders ist es jedoch mit der Referenzialisierbarkeit bedeutungsvoller Ort- und Zeitangaben. Entscheidend ist, dass die Rezipierenden hier ihr spezifisches ‚Weltwissen' zu diesen Angaben mit in den Text einbringen und umgekehrt diesen wiederum auf das Weltwissen rückbeziehen – wenn auch natürlich in anderer Weise als bei einem Sachtext.

Insbesondere, was die Erinnerungen an die Kindheit betrifft sind viele Ort- und Zeitangaben in den Texten Pedrettis referenzierbar und das durch diese Bezugnahme aufgerufene Vorwissen der LeserInnen spielt durchaus auch für die Sinnkonstitution im Rahmen des Leseprozesses eine entscheidende Rolle. So tauchen eine Vielzahl an konkreten Ortsnamen sowie andere geografische Bezeichnungen auf. Aber auch die zeitliche Einordnung ist bei genauerem Hinsehen zumeist sehr eindeutig möglich – und durchaus von Bedeutung. Beispielsweise lässt sich *Harmloses, bitte*, bei genauerem Hinsehen ziemlich genau in den Sommermonaten des Jahres 1945 verorten, d.h. in der Zeit zwischen Kriegsende und Vertreibung. Im obigen Zitat kam z.B. das Datum „8. Mai [1945]" vor.

Frank Zipfel setzt sich in seiner Analyse *Fiktion, Fiktivität und Fiktionalität* mit dem „Problem der ‚realen Entitäten' in fiktiven Geschichten"[61] auseinander.[62] Im Anschluss an Terence Parsons[63] unterscheidet Zipfel zwischen „objects *native* to the story versus objects that are immigrants to the *story*".[64] Obwohl, wie Zipfel ausführt, ‘reale Objekte', sobald sie in fiktiven Geschichten vorkommen, bzw. in diese transferiert werden, „grundsätzlich von den tatsächlichen Objekten der Wirklichkeit verschieden"[65] sind, wendet er sich gegen TheoretikerInnen, die, wie z.B. Rudolf Haller, „der Ansicht [sind], dass nicht davon gesprochen werden sollte, dass in fiktiven Geschichten reale Objekte vorkommen"[66]. Wie Zipfel ausführt, ist ein London oder New York, das in einem fiktionalen Kontext auftaucht, natürlich nicht mit dem ‚realen London' (oder New York) identisch, da es sich z.B. schon alleine dadurch von letzterem unterscheidet, dass es im fiktionalen Kontext von einer fiktionalen Figur bewohnt wird, zu der es keine reale Entsprechung gibt. Trotzdem ist „[e]ine adäquate Rezeption solcher Texte ... nur möglich, wenn die Rezipienten das New York der Geschichte als das reale New York ansehen."[67] Der Autor kann auf das Wissen seiner RezipientInnen zu New York zurückgreifen, selbst wenn sein New York in einigen Punkten von diesem abweicht, und es ist durchaus sinnvoll und erwünscht, dass in die Aktualisierung des Textes im Akt des Lesens Wissen der Lesenden über New York eingeht. Zipfel kritisiert den Verzicht auf die Unterscheidung zwischen fiktiven und realen Objekten als „zu teuer erkauft"[68], sie führe zu einer „Vereinheitlichung der in fiktionalen Texten auftauchenden Objekte und damit zu einer Einebnung textanalytisch signifikanter Differenzen".[69] Diese würden einer erwünschten Homogenität geopfert.

Der französische Autor und Literaturtheoretiker Serge Doubrovsky führte 1977 die Kategorie ‚Autofiktion' als „Fiktion strikt realer Ereignisse und Fakten"[70] in die literaturwissenschaftliche Debatte ein, ein Begriff, der die Spannung oder auch das Oszillieren zwischen Faktizität und Fiktionalität beschreibt, die meines Erachtens auch für die Texte Erica Pedrettis entscheidend ist. Neben erkenntnistheoretischen Zweifeln und der Auffassung, das Subjekt konstituiere sich in der Sprache, ist es für die Autofiktion kennzeichnend, dass die Ausrichtung auf Chronologie, Finalität und homogene Totalität abgelehnt wird – also genau die Punkte, die auch für ein traditionelles *emplotment* charakteristisch sind, auf das Pedretti, wie ich oben bereits ausgeführt habe, weitgehend verzichtet.

Dubrouvsky lässt sich bezeichnenderweise im Kontext von *nouveau roman* und *nouvelle autobiographie* verorten, dem einige AutorInnen zuzuordnen sind, die von Pedretti besonders geschätzt werden: Nathalie Sarraute, Marguerite Duras, Robert Pinget und Claude Simon.[71] Die (‚autofiktionalen') Texte, für die die sich „offenbar abzeichnende Umwertung der Relationen von Wirklichkeit und Text"[72] als wegweisend angesehen wird, sind aber interessanterweise erst nach *Harmloses, bitte* (1970) und *Heiliger Sebastian* (1973) erschienen: 1975 erschien *Roland Barthes par Roland Barthes*, 1977 Serge Doubrovskys ‚Autofiktion' *Fils* und erst 1984, 1987 und 1994 Alain Robbe-Grillets Trilogie *Romanesques*, die von diesem als *nouvelle autobiographie* bezeichnet wurde. Nathalie Sarrautes *Enfance* erschien 1983, Marguerite Duras *L'amant* 1984 und *Les Géorgiques* und *L'Accacia* von Claude Simon 1981 und 1989. Andere Texte dieser AutorInnen, die von diesen eindeutiger im Raum des Fiktionalen verortet wurden, erschienen aber durchaus schon früher: Pedretti scheint die neue autobiografische Schreibweise zwar nicht von den französischen KollegInnen übernommen zu haben, jedoch eigenständig einen ähnlichen Weg gegangen zu sein.[73]

Wird die jeweils spezifische (durch entsprechende Signale nahe gelegte) Rezeptionsweise als entscheidend für die ‚Fiktionalität' oder ‚Faktizität' von Texten betrachtet, stellt sich die Frage, was es für den Leseprozess bedeutet, wenn der Text sich widersprechende Markierungen enthält. Sowohl der autobiografische als auch der romaneske Pakt werden konterkariert, beide ‚funktionieren' nicht mehr reibungslos. Von den Lesenden wird gewissermaßen eine ambivalente Rezeptionshaltung eingefordert. Frank Zipfel charakterisierte das (angemessene) Lesen fiktionaler Texte, das „fiktions-adäquate Rezeptionsverhalten"[74] im Anschluss an Gregory Currie als „playing a game of make believe"[75], als „eine Art Ausklammerung oder Einklammerung des Unglaubens, der gegenüber wirklichen Geschichten eigentlich geboten ist".[76] Umgekehrt charakterisiert Zipfel damit zugleich (implizit) das Lesen nicht-fiktionaler Texte als von ‚Misstrauen' begleitet: Indem ein Text *nicht mehr* eindeutig dem fiktionalen Bereich zuzuordnen ist, stellt er *nicht mehr* den vom Unglauben befreiten ästhetischen Raum dar, in den sich TextrezipientInnen, ‚jenseits aller Zweifel' zurückziehen können.

Die Ambivalenz zwischen Fiktionalität und Faktizität ist insbesondere mit Blick auf die geschilderten historischen Umstände und Ereignisse von Bedeutung: Der ‚historische Gegenstand', um den es in den Texten Erica Pedrettis beinahe durchgängig geht, ist das Thema ‚Flucht und Vertreibung', das eines „der heikelsten, der am schwersten mit Ressentiments und Revanchegedanken belasteten Themen der europäischen Geschichte"[77] darstellt. Während es in *Harmloses, bitte* noch eher verschlüsselt auftaucht, wird es in *Engste Heimat* sehr viel expliziter thematisiert. Hier beschreibt Pedretti z.B. auch das Aufeinandertreffen der Erinnerungen einer einstmals ‚Vertriebenen' (jetzt Schweizerin), die an die Orte ihrer Kindheit zurückkehrt und die eines Tschechen, der sich ebenfalls an diese Zeit erinnert; es geht um die Unsicherheit, die diese Begegnung prägt:

> Kadlec sieht sie an. Sie weiß, was Tschechen von Deutschen angetan wurde. Kadlec weiß nicht, daß sie das, im Gegensatz zu vielen Landsleuten, sehr gut weiß. Weiß er, daß dasselbe wie den Tschechen auch manchen Deutschen von Deutschen angetan wurde? Er ist im gleichen Spital wie Anna auf die Welt gekommen, in einer Stadt, die heute noch ihren deutschen Namen kaum leugnet, so weiß er, vom Hörensagen zumindest, was Deutschen von Tschechen angetan wurde, aber er weiß nicht, daß sie, anders als viele Landsleute, Tschechen deswegen nicht haßt, nicht hassen kann.[78]

Durch die Verwendung von *immigrant objects*, eine Kategorie, die ich oben bereits eingeführt habe, und insbesondere durch die Bezugnahme (fiktionaler) Texte auf so genannte historische Ereignisse oder auch „erinnerungshistorische Kontexte" (im Sinne Astrid Erlls[79]) passiert etwas ganz Ähnliches, wie es in der Intertextualitätsdiskussion im Hinblick auf die Bezugnahme von Texten auf vorgängige Texte beschrieben wurde. Meines Wissens ist dieser Punkt in der Auseinandersetzung mit historischen Romanen bisher noch nicht diskutiert worden. Das Phänomen ist hinsichtlich intertextueller Bezüge von der Konstanzer Slavistin Renate Lachmann als „Sinnkomplexion und Sinndispersion"[80] beschrieben worden: Indem LeserInnen die in einem Text angelegten, intertextuellen Verweise aktualisieren, reichern sie ihre Lesweise mit Bedeutungen aus dem ursprünglichen Zitatkontext an, was zu einer Sinnkomplexion führt. Zur Sinndispersion kommt es, weil unterschiedliche LeserInnen sehr verschiedene Lesebiografien in ihre je spezifische Lesweise eines Textes mit einbringen. So habe ich lange Zeit die Thematik ‚Flucht und Vertreibung' beim Lesen der Texte Pedrettis tendenziell eher ausgeblendet. Nachdem ich aber angefangen hatte, mich intensiver mit dieser Thematik zu befassen und dadurch Hintergrundwissen sowohl zu den historischen Ereignissen als auch zu der entsprechenden Debatte in den Leseprozess einbrachte, wurde mir deutlich, wie präsent dieses Thema in den Texten Pedrettis ist.

Für die ‚Autobiografie nach der Autobiografie' wurden unterschiedliche Begriffe geprägt. Neben Doubrovskys Bezeichnung ‚Autofiktion' stehen z.B. ‚*nouvelle Autobiographie*' (Robbe-Grillet), ‚*anti-autobiographie*' (Barthes) und ‚*auto-roman*'

(Duras).[81] Eine Gefahr des Bestandteiles ‚auto-' der unterschiedlichen Kategorien liegt darin, dass dieser die bereits angesprochene, vor allem für Texte von Frauen ‚sehr beliebte' biografistisch-reduktionistische Lesweise nahe legt.

Möglicherweise liegt hier eine Stärke des von mir verwendeten Begriffes ‚Erinnerungstext': Für die ‚Erinnerungstexte' Erica Pedrettis ist meines Erachtens die Einsicht in die Fiktionalität jeglichen Erinnerns – und auch jeglichen ‚repräsentierenden' Schreibens – zentral, die sich nicht nur in der Verortung des (oftmals stark autobiografischen ‚inspirierten') Erzählten im Raum des Fiktionalen, sondern insbesondere auch in begleitenden Reflexionen sowie einer entsprechenden, d.h. auf Homogenität und Linearität verzichtenden Schreibweise ausdrückt und auch unterschiedlichen Varianten eines Ereignisses Raum gibt.

Postmoderner Subjektbegriff

Die hybriden Erinnerungstexte Pedrettis können auch als Ausdruck eines postmodernen oder auch ‚offenen'[82] Subjektbegriffs gedeutet werden, der in Zusammenhang mit der spezifischen Art der Thematisierung des Erinnerns steht. Ein schönes Bild für dieses offene oder auch postmoderne Subjektkonzept findet sich im dritten Band der ersten Trilogie *Die Zertrümmerung von dem Kind Karl und anderen Personen oder Veränderungen,* in dessen Zentrum die selbstsichere Bootsvermieterin Frau Gerster steht, die im Dialog mit der Erzählerin ‚Erica' ihre Biografie erzählt. Es handelt sich um die Beschreibung des Hauses, in dem die Familie der Erzählerin wohnt. Das Haus, das in diesem Buch geradezu eine Art Hauptfigur darstellt und dem sich auch eine Fotoserie in einer Zeitschrift widmet[83], befindet sich in einer in erster Linie von MigrantInnen bewohnten, eher heruntergekommen Altstadtstraße, in der die Häuser dicht an dicht stehen. Es ist möglich, über die Straße in die Fenster der gegenüberliegenden Häuser und Wohnungen hineinzuschauen. Und auch Gerüche und Geräusche lassen die Menschen am jeweiligen Leben geradezu zwangsläufig teilnehmen. Da sich die Schilderung dieses Hauses durch das gesamte Buch zieht, kann eine einzelne Textstelle nur ansatzweise das von mir Geschilderte veranschaulichen:

> Alle lauten Unterhaltungen von einem Fenster zum andern und die unten auf der Straße, die Rufe auf Spanisch, Italienisch und meist spanisch oder italienisch tönendem Französisch, die Musik aus verschiedenen voll aufgedrehten Lautsprechern, den Belcanto, life, hie und da zweistimmig von gegenüber, den Motorrad- und Autolärm, Hupen und quietschende Bremsen und Lachen und dazu Gestank von Abgasen, vermischt mit den Gerüchen aus verschiedenen Küchen, in denen Zwiebeln und Knoblauch vorherrschen.[84]

Dieses von Pedretti geschilderte Haus lässt sich als Bild für eine spezifische ‚offene Subjektivität'[85] lesen, zumal Freud davon sprach, dass das Haus „[d]ie einzige typische, d.h. regelmäßige Darstellung der menschlichen Person als Ganzes"[86] sei. Ganz ähnlich charakterisiert Elsbeth Pulver die Schilderung des Hauses in *Ver-*

änderungen als „ein Bild der seismographischen Aufmerksamkeit für das Leben von Menschen, die sich jenseits der Familiengemeinschaft befinden".[87] Das Haus mit seiner Offenheit für die es umgebende und von Pedretti als sehr vielstimmig geschilderte Straße, in der vor allem auch viele GastarbeiterInnen und MigrantInnen leben, lässt sich auch als eine polyphone Struktur im Sinne Michail Bachtins[88] verstehen. So wird das Haus im Sinne der Psychoanalyse zum Bild für eine ‚offene Subjektivität', die auch in der Figurenzeichnung in Pedrettis Texten zum Ausdruck kommt und korrespondiert darüber hinaus mit der von ihr praktizierten Schreibweise.

Furor der Entmischung

Die Texte Erica Pedrettis können als hybride, vielfältig ‚kontaminierte' Texte begriffen werden, die offensichtlich durch ihre Art der Schreibweise keine Homogenitätsvorstellung favorisieren. Das drückt sich nicht nur im weitgehenden Verzicht auf ein traditionelles *emplotment*, durch das Verlassen eines rein ästhetischen Rückzugsraumes und durch das brisante historische Thema aus, sondern auch durch eine starke Intertextualität der Texte, die im vorliegenden Aufsatz allerdings nicht Thema sind.

Vor dem Hintergrund der in der Erzähltheorie diskutierten ‚Semantisierung der Form' halte ich es für keinen Zufall, dass Pedretti diese Heterogenität favorisierende, ‚kontaminierte' Schreibweise zur Schilderung des Erinnerns an den Gegenstand ‚Flucht und Vertreibung' wählt, zumal diese in krassem Gegensatz zu der typischen ‚eichendorffschen Ästhetik' oder auch ‚Poetik'[89] der üblichen Vertriebenenliteratur steht.

Meines Erachtens gibt es darüber hinaus eine (nicht zufällige) Parallele zwischen dieser Textform und dem ‚Flickenteppich' oder auch dem „gefleckte[n] Leopardenfell"[90], die das frühere Mitteleuropa darstellten. Ausgelöst wurden die von Pedretti geschilderten schmerzhaften Prozesse durch den „Säuberungswahn der Moderne"[91], durch die mit der Idee des Nationalstaates einhergehenden Entmischungs- und Angleichungsversuche, die im Rahmen der nationalsozialistischen ‚Biopolitik' am konsequentesten und grausamsten durchgesetzt wurde. Gipfelpunkt dieser menschenverachtenden und mörderischen Politik war bekanntlich die Ermordung von sechs Millionen Juden. Aber auch darüber hinaus bekämpften die Nationalsozialisten die für Ost- und Mitteleuropa lange Zeit typische ‚Gemengelage' (ein Begriff aus der damaligen Zeit) unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen, die der nationalsozialistischen Vorstellung von nationaler ‚Reinheit' zutiefst widersprach. Aufgrund des nationalsozialistischen Rassenwahns wurden beim Versuch der ‚Eindeutschung' auch (nicht-jüdische) PolInnen je nach ‚qualitativer Beurteilung' (unterschieden wurde „gutrassige und gutgesinnte", „schlechtrassige" und „schlechtgesinnte" Einwohner) ermordet, vertrieben oder aber auch zwangs-assimiliert. Ganz ähnliche Pläne seitens der Nationalsozialisten bestanden hinsichtlich (nicht-jüdischen) TschechInnen – und wurden auch teilweise bereits in Angriff genommen.[92] Nach Kriegsende hingen dann

aber auch die Alliierten, tschechische und polnische Politiker der Idee an, eine weitestgehende Entmischung oder auch ‚ethnische Säuberung' (ein zynischer Begriff, der allerdings erst anlässlich des Jugoslawienkrieges aufkam) sei Voraussetzung für ein friedliches Miteinander. Überlagert und verstärkt wurde die Idee der Homogenisierung nach Kriegsende aber auch durch das Element der Vergeltung und Bestrafung für die Verbrechen des NS-Regimes nach Ende des dritten Reiches.

Zusammenfassung und Ausblick

Im Sinne der in der neueren Erzähltheorie diskutierten ‚Semantisierung der Form', ist die von Erica Pedretti in ihren Texten praktizierte Schreibweise untrennbar mit dem Inhalt dieser ‚Erinnerungstexte' verbunden, zum einen hinsichtlich des geschilderten performativen Prozesses der Erinnerns, zum anderen aber auch mit Blick auf den brisanten Erinnerungsgegenstand ‚Flucht und Vertreibung'. Bezogen auf die Erinnerungsthematik unterstreicht die Schreibweise die grundlegenden erkenntnis- und erinnerungstheoretischen Zweifel – ohne jedoch eine Ausrichtung auf Referenz vollständig aufzugeben. Vor dem Hintergrund des Vertreibungsthemas ist es relevant, dass die Texte Pedrettis auf unterschiedlichen Ebenen nicht Homogenität sondern stattdessen Kontamination und Hybridität favorisieren und sich damit gegen das von den Nationalsozialisten propagierte Ideal (völkischer) (R)Einheit stellen, die in vielen Vertriebenen-Texten noch erschreckend präsent sind.

Sinnvoller als eine Verortung der Erinnerungstexte Erica Pedrettis im Kontext der ‚Vertreibungs- oder auch ‚Vertriebenenliteratur' ist es darum, diese auf die Erinnerungsdebatte zu beziehen. Pedrettis Schreiben ist mit den Diskussionen um *nouveau roman*, *nouvelle autobiographie* oder auch *autofiction* und die ‚Autobiografie nach der Autobiografie' in Verbindung zu setzen – oder auch sind Verbindungslinien und Parallelen zu Autorinnen wie Zsusanna Gahse, Agota Kristof, Libuse Moníková und eventuell auch Herta Müller aufzuzeigen, ebenfalls aus Ost- oder Mitteleuropa stammender und nach Westeuropa migrierter Autorinnen, die ähnlich wie Pedretti das Leben ‚in der Fremde' zum Thema machen. Das wäre allerdings ein anderes Thema, bei dem auch die Haltungen der genannten Autorinnen zum ehemaligen Sozialismus in den Herkunftsländern berücksichtigt werden müsste.

Anmerkungen

1 Hanno Loewy / Bernhard Moltmann (Hrsg.): *Erlebnis – Gedächtnis und Sinn. Authentische und konstruierte Erinnerung*, Frankfurt/M. 1996, S. 7.

2 Erica Pedretti: *Engste Heimat*, Frankfurt/M. 1995, S. 16.

3 Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2005, S. 7.

4 Das Verständnis von Erinnerung, Erinnerungen und Gedächtnis als Konstruktion ist natürlich auch im Kontext einer, fast alle Gegenstandsbereiche betreffenden, konstruktivistischen Theoriediskussion zu begreifen: Es ist wenig überraschend, dass auch das Erinnern als konstruierender Vorgang aufgefasst wird, wenn bereits die ‚Wirklichkeit' als solche als Konstruktion erklärt wird ...

5 Vgl. Erika Fischer-Lichte: *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt/M. 2004.

6 Erika Fischer-Lichte / Gertrud Lehnert: „Einleitung. Der Sonderforschungsbereich ‚Kulturen des Performativen'", in: Interdisziplinäres Zentrum für Historische Anthropologie Freie Universität Berlin (Hrsg.): *Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie*, Band 9, Heft 2, 2000, („Inzenierungen des Erinnerns", hrsg. v. Erika Fischer-Lichte und Gertrud Lehnert), S. 9-19, S. 14.

7 So heißt es im Ankündigungstext eines Workshops, der am 3. und 4. November 2005 an der Freien Universität Berlin stattgefunden hat: „Die für die Gender Studies inzwischen grundlegend gewordene Performativitätstheorie bietet einen innovativen und fruchtbaren Ansatz gerade auch zur Erforschung von kollektivem und kulturellem Gedächtnis." (Abgedruckt auch in Meike Penkwitt (Hrsg.): *Freiburger FrauenStudien Ausgabe* 19 „Erinnern und Geschlecht Band I", Freiburg 2006, S. 391).

8 Dessen Bedeutungsspektrum von „Verrichtung, Erfüllung, Durchführung" über „Aufführung, Vorstellung, Vortrag" bis hin zu „Leistung" reicht. Vgl.: André Bucher: *Repräsentation als Performanz. Studien zur Darstellungspraxis der literarischen Moderne*, München 2004, S. 10.

9 John L. Austin: *How to do things with words: the William James lectures delivered at Harvard Univ. in 1955*, Cambridge 1962.

10 Vgl. z.B. Angelika Linke / Markus Nussbaumer / Paul R. Portmann: *Studienbuch Linguistik*, Kapitel „Sprechakttheorie, Tübingen 1991, S. 182-195.

11 Einen guten Überblick über die Wissenschaftsgeschichte des Begriffs ‚Performanz' gibt der Band *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hrsg. von Uwe Wirth, Frankfurt/M. 2002 sowohl durch die Einleitung („Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität", S. 9-60) als auch durch die Zusammenstellung einer Vielzahl für die Debatte wichtiger Texte.

12 Vgl. Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke, Frankfurt/M. 1991 (Originalausgabe *Gender Trouble*, New York 1990).

13 So z.B.: Judith Butler: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann, Berlin 1995

(Originalausgabe: *Bodies that Matter*, New York 1993), S. 33.

14 Erika Fischer-Lichte: *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt/M. 2004.

15 http://www.sfb-performativ.de (Zugriff vom 10.10.06).

16 André Bucher: *Repräsentation als Performanz. Studien zur Darstellungspraxis der literarischen Moderne*, München 2004.

17 Vgl. z.B.: Silja Freudenberger / Hans Jörg Sandkühler (Hrsg.): *Repräsentation, Krise der Repräsentation, Paradigmenwechsel. Ein Forschungsprogramm in Philosophie und Wissenschaften*, Frankfurt/M. 2003.

18 Angelika Linke / Markus Nussbaumer/ Paul R. Portmann: *Studienbuch Linguistik*, Tübingen 1991, S. 25/26.

19 Ferdinand de Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprach-Wissenschaft*, hrsg. von Charles Bally / Albert Sechehaye unter Mitwirkung von Albert Riedlinger, übersetzt von Herman Lommel, Berlin 1967.

20 Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, S. 250.

21 Ebd., S. 249.

22 Ebd.

23 End.

24 Mit ‚Orte' meint Aleida Assmann anders als etwa Pierre Nora, der in der Vergangenheitsdebatte auch eine wichtige Rolle spielt, an dieser Stelle tatsächlich geografische Orte, d.h. Orte im engeren Wortsinne.

25 Ebd.

26 Aleida Assmann, ebd., S. 257.

27 Affekte werden in meinen weiteren Ausführungen keine Rolle spielen, weshalb ich an dieser Stelle nicht näher auf sie eingehe.

28 Erica Pedretti: *Harmloses, bitte*, Frankfurt/M. 1970, S. 7.

29 Anne Hamilton: „Das feine Geflecht der Erinnerungen", in: *Frankfurter Rundschau*, 10.6.1995.

30 Erica Pedretti: *Engste Heimat*, Frankfurt/M. 1995, S. 52-55.

31 Mit dieser Formulierung lehne ich mich bewusst an die Ausführungen von Jürgen Petersen (*Der deutsche Roman der Moderne. Grundlegung – Typologie – Entwicklung*, Stuttgart 1991) an.

32 Erica Pedretti: *Harmloses bitte*, Frankfurt/M. 1970, S.13.

33 Erica Pedretti: *Engste Heimat*, Frankfurt/M. 1995, S. 188. Das Verständnis vom Erinnern als performativem Prozess, ließe sich auch mit dem Konzept des ‚situativen Wissens' der US-amerikanischen Feministin und Wissenschaftstheoretikerin Donna Haraway parallelisieren, was allerdings ein eigenes Thema darstellen würde.

34 Früher Text von Jan Assmann.

35 Vgl. z.B. Astrid Erll, Stuttgart/Weimar 2005.

36 Erica Pedretti: *Engste Heimat*, Frankfurt/M. 1995, S. 17.

37 Ebd. S. 12.

38 Marcel Proust: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (in drei Bänden), Band I : *In Swanns Welt. Im Schatten junger Mädchenblüte*, S. 62-67, aus dem Französischen von Eva Rechel Mertens, Frankfurt/M. 2000, Originalausgabe 1953, französische Originalausgaben Paris 1913 und Paris 1919, S. 145/146, S. 145.

39 Laurenz Volkmann: „Emplotment", in: Ansgar Nünning (Hrsg.): *Metzler-Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, dritte, aktualisierte und erweiterte Auflage, Stuttgart/Weimar 2004.

40 Patricia Zurcher: *Entretien avec Erica Pedretti*, La Neuveville, Oktober 1999, http://www.culturactif.ch/entretiens/pedretti.htm (Zugriff vom 17. 3. 2007).

41 Erica Pedretti: *Veränderung oder Die Zertrümmerung von dem Kind Karl und anderen Personen*, Frankfurt/M. 1977, S. 30/31.

42 Erica Pedretti: *Engste Heimat*, Frankfurt/M. 1995, S. 188.

43 Werner Bohleber: „Die Entwicklung der Traumatheorie in der Psychoanalyse", in: Ders. (Hrsg.): *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung*, Heft 9/10, September/Oktober 2002 („Trauma, Gewalt und kollektives Gedächtnis), S. 789.

44 Ebd., S. 807.

45 Elisabeth Bronfen: *Das verknotete Subjekt. Hysterie in der Moderne*, aus dem Englischen von Nikolaus G. Schneider, Berlin 1998.

46 Erica Pedretti: *Engste Heimat*, Frankfurt/M. 1995, S. 188.

47 Anne Hamilton: „Das feine Geflecht der Erinnerungen", in: *Frankfurter Rundschau*, 10.6.1995.

48 Serge Doubrovsky: „Nah am Text/ Textes en main" (Übersetzung und Anmerkungen: Claudia Gronemann), in: Alfonso de Toro/ Claudia Gronemann (Hrsg.): *Autobiographie revisited. Theorie und Praxis neuer autobiographischer Diskurse in der französischen, spanischen und lateinamerikanischen Literatur*, Hildesheim 2004, S. 117-127, S. 119.

49 Ebd., S. 117. Originalerscheinungsort: Ders.: *Fils*, Paris 1977, auf der Rückseite des Umschlags.

50 Philippe Lejeune: *Le pacte autobiographique*, Paris 1975.

51 li.: „Die Lust unterzutauchen", in: *Der Bund*, Bern, 17.12.1977.

52 Ebd.

53 Vgl. Kay Goodman: „Weibliche Autobiographien", in: Hiltrud Gnüg/ Renate Möhrmann (Hrsg.): *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Frankfurt/ M. 1989, Erstausgabe Stuttgart 1989, S. 289-299, S. 299.

54 Vgl. z.B. Ansgar Nünning: *Von historischer Fiktion zu historiographischer Metafiktion, Band I, Theorie, Typologie und Poetik des historischen Romans*, Trier 1995, insbesondere Kapitel „2.3. Zur Fiktionalität literarischer Geschichtsdarstellung: Fiktionalitätsindikatoren in zeitgenössischen Romanen", S. 151-172.

55 Erica Pedretti: *Kuckuckskind*, S. 185.

56 Vgl. Peter Rüedi: „Die Alte und die Autorin. Erica Pedretti: ‚Veränderungen' ", in: *Die Weltwoche*, 12.10.1977.

57 Vesna-Kondric Horvat: „Fiktionalisierung der eigenen Biographie durch Sprachexperimente", in: *Acta-Neophilologica* 33 (1-2), Ljubljana 2000, S. 35-47.

58 Die besonderen Texteigenschaften, die eine sprachliche Nachricht (in Abgrenzung zur Alltagssprache) zu einem literarischen Kunstwerk machen: Vgl.: Achim Barsch: „Literarizität", in: Ansgar Nünning (Hrsg.): *Metzler-Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, dritte, aktualisierte und erweiterte Auflage, Stuttgart/Weimar 2004, S. 391/392.

59 Almut Finck: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiograpie*, Berlin 1999.

60 Ansgar Nünning: „Fiktionssignale" in: Ders. Stuttgart/Weimar 2004, S. 128.

61 Frank Zipfel, Berlin 2001, S. 248, S. 90-106, hier S. 90.

62 Für mich nicht nachvollziehbar begreift er dabei nur reale Orte und Ereignisträger, nicht aber Zeitpunkte und Räume als solche.
63 Terence Parsons: *Nonexistent Ojects*, New Haven/London 1980.
64 Ebd., S. 49, zitiert nach Frank Zipfel, Berlin 2001, S. 248, S. 92.
65 Frank Zipfel, Berlin 2001, ebd.
66 Ebd.
67 Ebd., S. 95.
68 Ebd.
69 Ebd.
70 Serge Doubrovsky: „Nah am Text/ Textes en main", Übersetzung und Anmerkungen Claudia Gronemann, in: Alfonso de Toro/ Claudia Gronemann: *Autobiographie* revisited. *Theorie und Praxis neuer autobiographischer Diskurse in der französischen, spanischen und lateinamerikanischen Literatur*, Hildesheim 2004, S. 117-127, hier: S. 117. Originalerscheinungsort: Ders.: *Fils*, Paris 1977, auf der Rückseite des Umschlags.
71 Information aus einer persönlichen Email.
72 Claudia Gronemann: *Postmoderne/ Postkoloniale Konzepte der Autobiographie in der französischen und maghrebinischen Literatur*, Hildsheim/ Zürich/New York 2002, S. 11.
73 Auf Parallelen der Texte Pedrettis mit dem *nouveau roman* wies bereits 1980 Gerda Zeltner hin. (Gerda Zeltner: „Erica Pedretti", in: dies: *Das Ich ohne Gewähr. Gegenwartsautoren aus der Schweiz*, Frankfurt/M. 1980, S. 101-123.
74 Frank Zipfel, Berlin 2001, S. 248.
75 Gregory Currie: *The Nature of Fiction*, Cambrigde 1990, S. 70, zit. nach ebd. S. 248.
76 Frank Zipfel, ebd.
77 Elsbeth Pulver: „Das ‚allervornehmste Werkstück Gottes'. Engste Heimat, das Opus magnum von Erica Pedretti", in: *Schweizer Monathefte*, Heft 6 1995, S. 33.
78 Erica Pedretti: *Engste Heimat*, Frankfurt/M. 1995, S. 99.
79 Astrid Erll, Stuttgart/Weimar 2005.
80 Renate Lachmann: *Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne*, Frankfurt/M. 1990.
81 Claudia Gronemann: „Einleitung", in: Alfonso de Toro/ Claudia Gronemann (Hrsg.): *Autobiographie revisited. Theorie und Praxis neuer autobiographischer Diskurse in der französischen, spanischen und lateinamerikanischen Literatur*, Hildesheim 2004, S. 7-21, S. 11.
82 Martina Wagner-Egelhaaf: „Autobiografie und Geschlecht", in: Meike Penkwitt (Hrsg.): *Freiburger FrauenStudien Ausgabe* 19 „Erinnern und Geschlecht, Band I", Freiburg 2006, S. 49-67.
83 Lili Sommer: „Ein Haus wie eine Höhle", in: *Das ideale Heim. Schweizer Wohnmagazin*, 6/1982, S. 42-49.
84 Erica Pedretti: *Veränderung oder Die Zertrümmerung von dem Kind Karl und anderen Personen*, Frankfurt/M. 1977, S. 221.
85 Martina Wagner-Egelhaaf, Freiburg 2006, S. 49-67.
86 Siegmund Freud: „X. Vorlesung. Die Symbolik des Traums", *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, Frankfurt/M. 1991, Originalausgabe Wien 1917, S. 142-161, S. 145.
87 Elsbeth Pulver: „Erica Pedretti", in: Heinz Puknus (Hrsg.): *Neue Literatur von Frauen. Deutschsprachige Autor-*

innen der Gegenwart, München 1980, S. 138-143, S. 139.

88 Vgl. Michail Bachtin: *Die Ästhetik des Wortes*, Frankfurt/M. 1979, Erstausgabe 1975.

89 Patricie Eliásová: „Zwischen Fiktion und Autobiographie. Zur literarischen Aufarbeitung des Heimatverlustes in der Literatur der Sudetendeutschen", 6. Münchner Bohemisten-Treffen, Exposé Nr. 22, 1. März 2002, ,S.3.

90 Karl Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, Frankfurt/M. 2006, Originalsaugabe München/Wien 2003.

91 Karl Schlögel: *Die Mitte liegt ostwärts*, München/Wien 2002, S. 85.

92 Vgl. z.B. Detlef Brands/ Jiri Pesek: „Thesen zur Vertreibung und Zwangsaussiedlung aus der Tschechoslowakei, in: Anja Kruke (Hrsg.): *Zwangsmigration und Vertreibung – Europa im 20. Jahrhundert*, Bonn 2006, S. 173-182, S. 177.

Literatur

Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.

Assmann, Aleida: *Der lange Schatten der Vergangenheit, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München 2006.

Austin, John L.: *How to do things with words: The William James lectures delivered at Harvard Univ. in 1955*, Cambridge 1962.

Bachtin, Michail: *Die Ästhetik des Wortes*, Frankfurt/M. 1979, Erstausgabe 1975.

Bohleber, Werner: „Die Entwicklung der Traumatheorie in der Psychoanalyse", in: Ders. (Hrsg.): *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung*, Heft 9/10, September/ Oktober 2002.

Bronfen, Elisabeth: *Das verknotete Subjekt. Hysterie in der Moderne*, Aus dem Englischen von Nikolaus G. Schneider, Berlin 1998.

Brands, Detlef/ Pesek, Jiri: „Thesen zur Vertreibung und Zwangsaussiedlung aus der Tschechoslowakei, in: Anja Kruke (Hrsg.): *Zwangsmigration und Vertreibung – Europa im 20. Jahrhundert*, Bonn 2006.

Bucher, André: *Repräsentation als Performanz. Studien zur Darstellungspraxis der literarischen Moderne*, München 2004.

Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke, Frankfurt/M. 1991 (Originalausgabe *Gender Trouble*, New York 1990).

Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann, Berlin 1995 (Originalausgabe: *Bodies that Matter*, New York 1993).

Currie, Gregory: *The Nature of Fiction*, Cambridge 1990.

De Saussure, Ferdinand: *Grundfragen der allgemeinen Sprach-Wissenschaft*, hrsg. von Charles Bally / Albert Sechehaye unter Mitwirkung von Albert Riedlinger, übersetzt von Herman Lommel, Berlin 1967.

Doubrovsky, Serge: „Nah am Text/ Textes en main" (Übersetzung und Anmerkungen: Claudia Gronemann), in: Alfonso de Toro / Claudia Gronemann (Hrsg.): *Autobiographie revisited. Theorie und Praxis neuer autobiographischer Diskurse in der französischen, spanischen und lateinamerikanischen Literatur*, Hildesheim 2004.

Eliásová, Patricie: „Zwischen Fiktion und Autobiographie. Zur literarischen Aufarbeitung des Heimatverlustes in der Literatur der Sudetendeutschen", 6. Münchner Bohemisten-Treffen, Exposé Nr. 22, 1. März 2002.

Erll, Astrid: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2005.

Faulenbach, Bernd / Helle, Andreas (Hrsg.): *Zwangsmigration in Europa. Zur wissenschaftlichen und politischen Auseinandersetzung um die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten*, Essen 2005.

Finck, Almut: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*, Berlin 1999.

Fischer-Lichte, Erika / Lehnert, Gertrud: „Einleitung. Der Sonderfor-

schungsbereich ‚Kulturen des Performativen'", in: Interdisziplinäres Zentrum für Historische Anthropologie Freie Universität Berlin (Hrsg.): *Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie*, Band 9, Heft 2, 2000.

Fischer-Lichte, Erika: *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt/M. 2004.

Freud, Siegmund: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, Frankfurt/M. 1991, Originalsausgabe: Wien 1917.

Freudenberger, Silja / Sandkühler, Hans Jörg (Hrsg.): *Repräsentation, Krise der Repräsentation, Paradigmenwechsel. Ein Forschungsprogramm in Philosophie und Wissenschaften*, Frankfurt/M. 2003.

Goodman, Kay: „Weibliche Autobiographien", in: Hiltrud Gnüg / Renate Möhrmann (Hrsg.): *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Frankfurt/M. 1989, Erstausgabe Stuttgart 1989.

Gronemann, Claudia: *Postmoderne/ Postkoloniale Konzepte der Autobiographie in der französischen und maghrebinischen Literatur. Autofiction – Nouvelle Autobiographie – Double Autobiographie – Aventure du texte*, Hildesheim/Zürich/New York 2002.

Hamilton, Anne: „Das feine Geflecht der Erinnerungen", in: *Frankfurter Rundschau*, 10.6.1995.

Horvat, Vesna-Kondric: „Fiktionalisierung der eigenen Biographie durch Sprachexperimente", in: *Acta-Neophilologica*, Ljubljana 2000.

Klüger, Ruth: *Dichter und Historiker: Fakten und Fiktionen*, Wien 2000, *Wiener Vorlesungen im Rathaus*, Band 73 (hrsg. von Hubert Christian Ehalt), Vortrag vom 24. März 1999.

Lachmann, Renate: *Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne*, Frankfurt/M. 1990.

Lejeune, Philippe: *Le pacte autobiographique*, Paris 1975.

li.: „Die Lust unterzutauchen", in: *Der Bund*, Bern, 17.12.1977.

Linke, Angelika / Markus Nussbaumer / Paul R. Portmann: *Studienbuch Linguistik*, Tübingen 1991.

Loewy, Hanno / Bernhard Moltmann (Hrsg.): *Erlebnis – Gedächtnis und Sinn. Authentische und konstruierte Erinnerung*, Frankfurt/M. 1996.

Nünning, Ansgar (Hrsg.): *Metzler-Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, dritte, aktualisierte und erweiterte Auflage, Stuttgart/Weimar 2004.

Nünning, Ansgar: *Von historischer Fiktion zu historiografischer Metafiktion. Band I Theorie, Typologie und Poetik des historischen Romans*, Trier 1995.

Parsons, Terence: *Nonexistent Objects*, New Haven/London 1980.

Erica Pedretti: *Harmloses, bitte*, Frankfurt/M. 1970.

Erica Pedretti: *Heiliger Sebastian*, Frankfurt/M. 1973.

Erica Pedretti: *Veränderung oder Die Zertrümmerung von dem Kind Karl und anderen Personen*, Frankfurt/M. 1977.

Erica Pedretti: *Engste Heimat*, Frankfurt/M. 1995.

Erica Pedretti: *Kuckuckskind oder Was ich ihr unbedingt noch sagen wollte*, Frankfurt/M. 1998.

Petersen, Jürgen: *Der deutsche Roman der Moderne. Grundlegung – Typologie – Entwicklung*, Stuttgart 1991.

Proust, Marcel: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (in drei Bänden), Band I : *In Swanns Welt. Im Schatten junger Mädchenblüte*, S. 62-67, aus dem Französischen von Eva Rechel Mertens, Frankfurt/M. 2000, Originalausgabe 1953, französische Originalausgaben Paris 1913 und Paris 1919.

Pulver, Elsbeth: „Das ‚allervornehmste Werkstück Gottes'. *Engste Heimat*, das Opus magnum von Erica Pedretti", in: *Schweizer Monathefte*, Heft 6, 1995.

Pulver, Elsbeth: Erica Pedretti, in: *Kritisches Lexikon der Gegenwartsliteratur*.

Rüedi, Peter: „Die Alte und die Autorin. Erica Pedretti: ‚Veränderungen'", in: *Die Weltwoche*, 12.10.1977.

Schlögel, Karl: *Die Mitte liegt ostwärts. Europa im Übergang*, München/Wien 2002, Originalausgabe: *Die Mitte liegt ostwärts. Die deutschen, der verlorene Osten und Mitteleuropa*, Berlin 1986.

Schlögel, Karl: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, Frankfurt/M. 2006, Originalsaugabe München/Wien 2003.

Sommer, Lili: „Ein Haus wie eine Höhle", in: *Das ideale Heim. Schweizer Wohnmagazin*, 6/1982.

Wagner-Egelhaaf, Martina: *Autobiographie*, zweite aktualisierte und erweiterte Auflage, Stuttgart 2005, Erstausgabe: Stuttgart/Weimar 2000.

Wagner-Egelhaaf, Martina: „Autobiografie und Geschlecht", in: Meike Penkwitt (Hrsg.): *Freiburger FrauenStudien Ausgabe* 19 „Erinnern und Geschlecht, Band I", Freiburg 2006.

Wilkomirski, Binjamin: *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948*, Frankfurt/M., 1995.

Wirth, Uwe (Hrsg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M. 2002.

Zeltner, Gerda: „Erica Pedretti", in: Dies: *Das Ich ohne Gewähr. Gegenwartsautoren aus der Schweiz*, Frankfurt/M., 1980, S. 101-123.

Zipfel, Frank: *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*, Berlin 2001.

Zurcher, Patricia: *Entretien avec Erica Pedretti*, La Neuveville, Oktober 1999, http://www.culturactif.ch/entretiens/pedretti.htm (Zugriff vom 17. 3. 2007).

Claudia Gronemann/Cornelia Sieber

Selbstentwürfe lateinamerikanischer Autorinnen als rhizomatische Überschreibung und Umschreibung kultureller Erinnerung:

Margo Glantz, Gloria Anzaldúa und Margarita Mateo

Die Vorstellung von individueller Identität, über die sich in autobiografischen Texten traditionell rückversichert wird, ist konstituiert durch die narrative Repräsentation der Erinnerungen an den eigenen zurückgelegten Lebensweg und der sich daraus ergebenden gegenwärtigen Position. Zunehmend erweist sich seit dem 20. Jahrhundert auch die Komponente der Reflexion darüber als charakteristisch, wie hinzukommende Geschehnisse in das angelegte narrative Erinnerungsmuster eingeordnet werden und das Muster dabei im Erinnerungsprozess beständig remodelliert wird. Ein Hauptinteresse der gegenwärtigen Autobiografieforschung besteht darin, den Übergang von einem traditionellen autobiografischen Subjekt, dem ein logozentrischer Autorbegriff und ein konventionelles Verständnis von Referentialität zugrunde liegt, zu diesem dynamischen Textverständnis veränderbarer narrativer Erinnerungsmuster zu beschreiben und die Produktivität des Textes[1] sowie die unabschließbare semantische Offenheit der Sprache zu analysieren, die jede neue Lektüre zum Akt des Wi(e)derschreibens machen.[2] Jenseits der veränderten Vorstellung von Text und (Re)Präsentation lässt sich in autobiografischen Schriftstücken westlicher Prägung zumeist weiterhin ein Ich im Zentrum verorten, das zur narrativen Repräsentation seiner persönlichen Erfahrung bestimmte Elemente aus den Beständen an Symbolen, Sinnstrukturen und Ausdrucksmöglichkeiten auswählt, die in den Formen und Inhalten der kollektiven Erinnerung und Performanz der sprachlichen bzw. kulturellen Gemeinschaft zur Verfügung stehen. Das autobiografische Subjekt reflektiert, bereits ausgelöst durch das Krisenbewusstsein der Moderne, verstärkt über diese Auswahl- und Kombinationsvorgänge, und besonders postmoderne Texte ziehen prinzipiell die Möglichkeit des Gelingens derartiger narrativer Selbstrepräsentation in Zweifel.

Erst beim Blick auf postkoloniale Selbstentwürfe indes, die die koloniale Komponente einer sich als universal verstehenden westlichen Kultur hinterfragen und diese zu bestimmten anderen kulturellen Mustern in Differenz setzen können, fällt auf, wie westlich geprägt die zentrale Position des Ich im autobiografischen Text ist. Aus der reichen Fülle an Darstellungsvarianten eines dezentralen Ich lassen sich,

neben vielen anderen, Assia Djebar und Gabriel García Márquez herausgreifen, die wohl zu den prominentesten Vertretern der Einschreibung außereuropäischer Kulturmuster in europäische Sprach- und Literaturformen zählen. Djebar konstituiert sich in ihren ‚autobiografischen Romanen' *L'Amour, la phantasia* (1985) und *Vaste est la prison* (1995) nicht nur als Erzählerin ihrer eigenen Lebensgeschichte, sondern auch als Sammlerin verschiedener vergangener und vergessener Stimmen ihrer algerischen Heimat und der französischen Kolonialmacht.[3] Das Ich zeigt sich hier als Medium zur Aufzeichnung, Speicherung, sprachlich-kulturellen Translation und literarischen Transformation von Lebensgeschichten, die sich weder im vorherrschenden kollektiven Gedächtnis der Nation repräsentiert finden noch im kulturellen und kommunikativen Gedächtnis der Frankophonie. Das Ich wird dabei selbst in seiner spezifischen, insbesondere durch die kulturelle und die damit verknüpfte Geschlechterdifferenz geprägten Position am Rande der genannten offiziellen Diskurse sichtbar. Genau im Ausloten und Bestimmen sowie im Überschreiten dieser zugewiesenen Randstellung charakterisiert sich das postkoloniale autobiografische Subjekt.[4]

Dass die dezentrale Darstellung des Ich nicht eine ausschließlich „weibliche" Position postkolonialer Selbstentwürfe ist, hat jüngst Gabriel García Márquez in seinem Memoirenbuch *Vivir para contarla* (2002) [*Leben, um davon zu erzählen*] gezeigt.[5] Der kolumbianische Literaturnobelpreisträger beschränkt seine Selbstdarstellung ebenfalls nicht auf die Repräsentation der eigenen Erlebnisse, sondern präsentiert sich vor allem in den ersten beiden Kapiteln als Speichermedium und kreativer Transformator der Familiengeschichte. Er gibt Einblick in den Kosmos der oralen Erzähltradition, in dem vergangene Ereignisse durch das beständige Wieder- und immer wieder Neuerzählen derartig lebendig erhalten werden, dass die erzählten Ereignisse wie selbst erlebt erscheinen und durch die Prozesse des Hörens und Weitergebens untrennbarer Teil des Selbsterlebten werden. Seine Erinnerung beginnt dementsprechend in der Jugend seiner Großeltern. Mit der Darstellung der Art, wie deren Lebensgeschichten im beständigen Fluss der Wiedererzählung im Rahmen der Familie aktualisiert werden, gibt der Autor darüber Auskunft, mit welchen Techniken er das einzigartige literarische Universum in seinem 1967 erschienenen Jahrhundertroman *Hundert Jahre Einsamkeit* erschaffen hatte: Er wandelte die Lebensgeschichten ein klein wenig mehr ab, setzte sie mit westlichen Diskursen in Verbindung und brachte sie zu Papier. Mit dieser Darstellung in *Leben, um davon zu erzählen* konstituiert sich das Ich als Mittler zwischen oraler Erzähl- und literarischer Schriftpraxis und damit als Grenzgänger beider Diskurse.

Bei den literarischen Selbstentwürfen der lateinamerikanischen Autorinnen, die im Folgenden betrachtet werden sollen, fällt neben den dezentralen Positionen des autobiografischen Ich eine weitere Erzähltechnik auf. Sowohl in Margo Glantz' *Las Genealogías* (1981) als auch Gloria Anzaldúas *Borderlands/La frontera* (1987) und Margarita Mateos *Ella escribía poscrítica* (1995) zeigt sich das Ich nicht nur in der Funktion des Sammelns, sondern augenfällig auch in der gegenläufigen Bewegung der Dispersion kultureller Erinnerung. Das Ich wird damit nicht mehr vorrangig

der einen Funktion des Aufnehmens, Speicherns und Wiedergebens von Erinnerung unterstellt, sondern als eigensinnige, Sinn transformierende und streuende Größe erfahrbar gemacht. Das autobiografische Ich wird hier in der rhizomatischen Über- und Umschreibung der je spezifischen kulturellen Erinnerungen als hybrides Zeichen, das zugleich Sinn produziert und Sinn streut, als Zeichen, das auf etwas anderes verweist, und zugleich für sich selbst steht, sichtbar.[6] Mit dem Begriff des ‚Rhizomatischen' haben Gilles Deleuze und Félix Guattari in ihrer Schrift *Rhizome* (1976) ein Denken bezeichnet, das sich nicht entlang des Korsetts einer Hauptsignifikantenkette entwickelt, sondern durch die Amputation derselben möglich wird.[7] Das Denken ist dann von den Zwängen befreit, ‚einen Sinn zu ergeben' und sich einer Repräsentation zu unterstellen. Es kann in alle möglichen Richtungen auseinander fließen und seine zuvor als unwürdig oder für den Hauptsinn belanglos betrachteten Bewegungen wieder sichtbar werden lassen. Damit wird das dehierarchisierende und dynamische Potential eines Denkens betont, das sich nicht in festgelegten Sinnstrukturen bewerten, sondern nur in der biologischen Metapher eines wachsenden Wurzelgeflechts beschreiben und in musikalischen Kategorien wie Intensität, Dauer, Timbre, Frequenz, Sequenz u.ä erfassen lässt, wie es das schwungvolle Notenbeispiel von Sylvano Bussoti suggeriert, das auf der Titelseite des Kapitels „Rhizom" in *Tausend Plateaus* ([1980] 1992) abgedruckt ist.[8]

Die Verwendung von Erzähltechniken in den Selbstentwürfen der lateinamerikanischen Autorinnen, die sich in diesem Sinne als rhizomatisch beschreiben lassen, wirft zum einen generell die Frage auf, wie ‚authentisch' die klassische narrative Repräsentation des Erinnerten ist, wenn in ihr die sinnstreuende Komponente des autobiografischen Subjekts unter dem Primat der Sinnhaftigkeit der Erzählung verschwiegen und ausradiert wird.[9] Zum anderen setzen sich die Autorinnen vom Stil des *‚Testimonio'* ab, der als typisch lateinamerikanische Ausformung der Autobiografie institutionalisiert worden ist.[10] Im Gegensatz zur westlichen Autobiografie, die als Repräsentation eines ausufernden Individualismus betrachtet wird, suggeriert das *Testimonio* primär die Einbindung des erzählenden Ich in seine sozialen und kulturellen Zusammenhänge. Diese binäre Sichtweise eines zur Vereinzelung führenden westlichen Individualismus, dem die Gemeinschaftsvorstellung der Lateinamerikaner gegenüber gestellt wird, dient sicher der Umkehrung der üblichen Bewertung, nach der Lateinamerika eine negativ verstandene Rückständigkeit in Bezug auf den moderneren Westen attestiert wird, jedoch wird so der Binarismus im Denken – westliche Moderne versus lateinamerikanische Traditionalität – weiter fortgeschrieben. Durch Betonung der Komponente der rhizomatischen Sinnstreuung entziehen sich die Autorinnen nun der Festlegung, als Augenzeuginnen und Gedächtnis für das Schicksal ihrer kulturellen bzw. sozialen Gruppe zu funktionieren und ihr Schicksal als metonymisch für das der Gruppe zu präsentieren. Erst durch diese zweite, rhizomatisch streuende Bewegung, so unsere These, ist es den Autorinnen möglich, sich in ihren Texten derart zu entwerfen, dass sie sowohl die soziokulturelle Prägung als auch die Individualität des Ich aufdecken und thematisieren können, so dass der Binarismus von entweder nur egozentrischem Individualismus oder aber unhinter-

fragter Ein- und Unterordnung als Gruppenmitglied verwunden werden kann.[11] Die Texte entwerfen jeweils ein Ich, das einerseits untrennbar mit der kulturellen Erinnerung und Performanz der Gemeinschaft verbunden ist und deutlich ausstellt, wie es sich im Rekurs auf deren spezifisches Repertoire an Symbolen, Sinnstrukturen und Ausdrucksmöglichkeiten konstituiert. Gleichzeitig loten die Darstellungen des Ich Bereiche aus, die nicht durch den Fundus der Erinnerung und tradierte Rollenmuster vermessen sind. Die kreative Individualität des erzählenden Ich entsteht durch rhizomatische über- und umschreibende Erinnerungsprozesse, die aus den vorhandenen kulturellen Beständen bestimmte Symbole und Ausdrucksformen selektieren, neu kombinieren, mit neuen Bedeutungen belegen und in neue Richtungen ausströmen lassen. Diese Schreibformen stellen das Erinnern als performativen Akt aus, in dessen Verlauf sich das Ich im Geflecht von kulturellen, religiösen, sexuellen und historischen Kodes entwirft, deren Setzungen und, mit Bezug darauf, die eigene Differenz markiert, diese umschreibt und sich dabei immer wieder neu deutet.

Grundlegend für ein solches Verständnis vom prozessualen, textgebundenen Akt der Ich-Konstitution im Sinne der neuen Autobiografik, welche nicht mehr der Repräsentationslogik traditioneller Selbstdarstellung folgt, ist die Vorstellung, dass Realität und Text miteinander verflochten sind. Der Blick auf die Vertextung wird insofern bedeutsam, als die Perzeption von Wirklichkeit ihrerseits geprägt ist von den Signifikationsmustern, die sich aus den verschiedenen Erinnerungssträngen bilden. Vor diesem Hintergrund stellt sich auch die Frage einer spezifisch *weiblichen* Autobiografik neu, denn geschlechtliche Markierungen sind somit ebenfalls in erster Linie kulturelle Kodierungen und semantische Zuschreibungen. Dies bedeutet zwar, dass derartige Grenzziehungen und semantische Festlegungen verschiebbar, also revidierbar sind und somit weibliche und männliche Autobiografien mit Blick auf jenseits des Textes verankerte Essenzen keinen Unterschied aufweisen. Gleichwohl schreiben Frauen, die sich autobiografisch äußern, stets vor dem Hintergrund einer ganz eigenen (Literatur-)Geschichte weiblicher Lebensäußerungen, die – auch wenn auf sie nicht explizit Bezug genommen wird – immer einen Bezugspunkt des als weiblich markierten Ich darstellt. Eine geschlechtliche Verortung – auch wenn sie für das Ich selbst kein Kriterium mehr darstellt – erfährt das weibliche Ich somit im Rahmen jeweils historisch geprägter ästhetischer Normen, was eine Auseinandersetzung mit deren Genderkomponenten, d.h. den geschlechtsspezifischen Bedingungen von Reden und Schreiben notwendig macht. In den patriarchalen Kulturen sowohl westlicher wie lateinamerikanischer Prägung impliziert die Polarisierung der Geschlechter einen geschlechtsspezifischen Zugang zur Schrift, welcher im modernen bürgerlichen Modell durch die Idee einer Arbeitsteilung der Geschlechter, d.h. ihrer komplementären Zuständigkeit für Öffentlichkeit *oder* Privatheit konstruiert wird. Die Vorstellung eines autonomen, kohärenten und sich selbst bewussten Subjekts moderner Prägung, welche die idealistische Basis der Gattungstheorie der Autobiografie darstellt, beruht demzufolge auf dem Ausschluss anderer Formen und Ausprägungen von Subjektivität, die nicht dem universalen männlich-weißen, heterosexuellen Modell entsprechen. Gerade lateinamerikanischen Autorin-

nen, die sich weniger vom okzidentalen, in ihrer Kultur nicht normativen Modell von Individualität und Autobiografie abgrenzen müssen, stehen vielfältige Kodes der Ich-Konstitution jenseits westlich tradierter Normsetzungen zur Verfügung. Gleichwohl wird es ihren autobiografischen Entwürfen, wie wir zeigen möchten, nicht gerecht, sie lediglich in Umkehrung der dominanten Subjektvorstellung vorrangig als Ausdruck *kollektiver* und gruppendynamischer Erinnerungsprozesse zu lesen oder ihnen – nun in positiver Setzung – den im klassischen Modell weiblich konnotierten Gegenstandsbereich des familiären und privaten Erinnerungsraums als wesenhaften zuzuschreiben. Von *weiblicher* Autobiografik kann demzufolge (wohlgemerkt jenseits der Repräsentationslogik) nur ohne Generalisierungen die Rede sein, nämlich wenn der Begriff des Weiblichen nicht substanzialisiert, sondern lediglich als unter bestimmten Bedingungen kulturell zugewiesene und entsprechend diskursive Kategorie betrachtet wird. Dem soll auch unser Vorgehen in der Analyse entsprechen, indem wir kulturell konstruierte Differenzen wie die von Geschlecht nicht perpetuieren und die Texte von Autorinnen somit nicht erneut in dieser Differenz festschreiben möchten, sondern vielmehr ist es unser Ziel, die geschlechtliche Differenz – wie dies die Autorinnen selbst praktizieren – als eine unter zahlreichen anderen Prägungen im rhizomatischen Geflecht verschiedener kultureller Semantiken zu beschreiben.

Margo Glantz (1981): Otobiografie – familiäre Stimmen als rhizomatische Umschreibung des genealogischen Konzepts

In Margo Glantz' autobiografischem Text *Las genealogías* [*Die Genealogien*] (1981)[12] manifestiert sich ein solch positionales Ich,[13] das keine stabile auktoriale Perspektive einnimmt und das zwar den familiären Erinnerungsprozess anstößt, aber in dessen Verlauf als Element eines übergreifenden genealogischen Feldes immer wieder neue Positionen erhält, sie wechselnd einnimmt, besetzt und wieder verlässt. Die mexikanische Schriftstellerin, Literaturprofessorin, Kulturschaffende und Journalistin Margo Glantz Shapiro, 1930 in Mexiko geboren, entstammt einer ukrainisch-jüdischen Familie, von deren spezifischen kulturellen Wurzeln in Osteuropa sie sich mit Übersiedelung der Eltern nach Mexiko in den 1920er Jahren als Angehörige der neuen lateinamerikanisch sozialisierten Generation abgeschnitten sieht. Die Kultur ihrer Vorfahren kennt Glantz nur aus Lektüren, vom Hörensagen und damit fern des Klangs der Sprachen Jiddisch, Ukrainisch und Russisch. In den 1970er Jahren beginnt sie daher ihre inzwischen betagten Eltern danach zu befragen und sammelt deren Erinnerungen in Form von Tonbandaufnahmen, die als *oral history* den zentralen Bezugspunkt ihres autobiografischen (bzw. *oto*biografischen)[14] Buches bilden. Die Ich-Erzählerin des Textes tritt hier jedoch nicht nur als Sammlerin dieser Familienerinnerungen auf, die bis in die Generation der Urgroßeltern zurückreichen, sondern übernimmt – ähnlich der Erzählerin in Assia Djebars autobiografischen Romanen – wechselnde Rollen als Vermittlerin, als autobiografische

Ich-Erzählerin, als Stimme im Dialog mit den Eltern und Kommentatorin. Sie reiht ihre Aussagen gleichgeordnet in die Erzählungen von Mutter, Vater und Schwester ein. Der Text, welcher gerade die Überschneidung von kommunikativem und kulturellem Gedächtnis vorführt,[15] setzt sich aus 74 Abschnitten zusammen und ist im Unterschied zur klassischen autobiografischen Narration keine linear geordnete Darstellung von Genealogie(n), wie sie etwa Glantz' mexikanischer Landsmann Carlos Fuentes in seinem autobiografischen Text *En esto creo* (2002, dt.: *Woran ich glaube*) in Kurzform darlegt.[16] Die Strukturierung in Abschnitte spiegelt bei Glantz vielmehr die Stimmwechsel im familiären Erinnerungsprozess wider und dient dazu, dem von ihr evozierten vielstimmigen Erinnerungsprozess eine Ordnung zu geben, die sich gerade nicht chronologisch aus dem gesammelten Material oder teleologisch aus dem vermeintlichen Besitz einer Identität herleiten lässt.

Die Entstehungsgeschichte dieses Textes selbst verweist auf die dezentrale Position des autobiografischen Ich bei Glantz. Am Beginn steht nicht die Intention, eine Autobiografie zu verfassen, sondern diese entfaltet sich im Prozess der kollektiven Erinnerung, die Glantz später in Form des Buches in Szene setzen wird. An erster Stelle standen Tonbandaufnahmen, in denen die Autorin – mit autobiografischem Gestus – die Geschichte der Eltern und das für sie fremde, aber auch als Teil der eigenen Identität erfahrbare jüdisch-russisch-ukrainische Erbe zu bewahren sucht. Aus diesen Aufzeichnungen entsteht ihr Text, den sie abschnittsweise in der mexikanischen Zeitschrift *Unomásuno* und schließlich 1981 (zuletzt 2006) als Buch im Sinne einer „especie de autobiografía" [einer Art Autobiografie] veröffentlichte.

Dabei entwirft sie ihre Genealogien nicht ausgehend vom autobiografischen Telos einer wie auch immer gearteten stabilen Ich-Identität und verbannt ihren Stammbaum in die *Vor*geschichte des eigenen Entwicklungsweges, vielmehr sammelt und vergegenwärtigt sie eigene und familiäre Geschichten, ohne deren Sinn in einem übergreifenden Sinnmuster oder als *méta-récit* zu domestizieren. Gleichwohl bedeutet dies nicht, dass das Subjekt ganz beliebige Positionen einnehmen könnte. Vielmehr zielt der Rückgriff auf rhizomatische und sinnstreuende Strategien darauf, zu zeigen, dass sich kulturelle Identitätsmuster nicht ausschließen und sich sowohl eine Teilhabe wie auch zeitlich begrenzte differente Identitätspositionen denken lassen, womit jeder Versuch einer exklusiven, eindeutigen und beständigen Festschreibung unterlaufen wird. So beschreibt die Ich-Erzählerin das Nebeneinander kultureller Erinnerungsgegenstände in ihrem Haus, in dem jüdische Gegenstände wie ein *shofar* (jüdisches Blasinstrument) oder ein neunarmiger Leuchter neben den vornehmlich figurativen Objekten der mexikanischen Volkskunst und präkolumbinischen Skulpturen ihren Platz finden. Inwiefern diese unkonventionelle Nachbarschaft verschiedener Kultursymbole nicht für sie selbst, sondern vielmehr für das Umfeld ein Problem darstellt, beschreibt die Ich-Erzählerin:

> Por ellos, y porque pongo árbol de navidad, me dice mi cuñado Abel que no parezco judía, porque los judíos les tienen, como nuestros primos hermanos los árabes, horror a las imágenes (S. 16)

> [Deswegen, und weil ich einen Weihnachtsbaum aufstelle, sagt mein Schwager Abel zu mir, wirke ich nicht jüdisch, denn die Juden ebenso wie unsere arabischen Brüder haben Horror vor Bildern].

Ihr geht es weder um Aufhebung oder Harmonisierung kultureller Gegensätze noch um deren Festschreibung im Sinne einer Entscheidung für die eine oder andere Identität. Daher ist es im Sinne rhizomatischer Positionalitäten kein Widerspruch, wenn die Erzählerin antwortet: „Y todo es mío y no lo es y parezco judía y no lo parezco y por eso escribo –estas– mis genealogías“ (ebd.) [Alles ist mein und doch nicht mein, ich wirke jüdisch und auch wieder nicht und deshalb schreibe ich diese, meine Genealogien].

Derartige Positionswechsel bleiben jedoch nicht auf die autobiografische Ich-Erzählerin beschränkt, sondern vollziehen sich auch im erzählten Erinnerungsprozess der Eltern, deren Identitäten im über 50jährigen Zusammenleben derart verschmolzen sind, dass sie ihre Lebensgeschichten gegenseitig korrigieren und kurzzeitig die Rolle des Anderen einnehmen. Eine ähnliche Dispersion der Identitätspositionen, die hier keineswegs als konfliktiv oder krisenhaft aufgefasst werden, widerspiegelt sich auch in den zahlreichen Familienfotos, die Glantz in ihr Buch integriert. So lässt sich ihr (ukrainischer) Vater in mexikanischer Volkstracht, in dichterischer Pose oder, gemeinsam mit seiner Frau, in Faschingsverkleidung fotografieren und vermittelt damit nicht nur Sinn für Humor und die Masken der Identität, sondern in weit ernsthafterem Sinn ein Verständnis für die Konstruktion von Identität(en).

Selbstironische Inszenierung des Vaters als Mexikaner

Die ‚reale‘ Dimension visueller Verfestigungen und Klischees belegt eines der erschütterndsten Kapitel dieser – durchaus im traditionellen Sinne wahrhaftigen – Genealogien, welches Glantz in einem Tondokument auf ihrer Internetseite selbst vorliest. Im 35. Abschnitt beschreibt die Ich-Erzählerin einen beinahe tödlichen

faschistoiden Überfall auf ihren Vater, dessen Bart vermeintlich Attribute des Jüdischen und Kommunistischen vereinte und ihn zum Opfer des Angriffs werden lässt: „La barba, el tipo de judío y quizá su parecido con Trotski hicieron de Jacobo Glantz el blanco perfecto para una especie de *pogrom* o linchamiento" (S. 93) [Der Bart, das jüdische Aussehen und, mag sein, die Ähnlichkeit mit Trotzki machten Jacobo Glantz zum perfekten Ziel für eine Art *Pogrom* oder Lynchjustiz]. Als die Zeitungen von der Attacke berichten, wird der Vater ein zweites Mal stigmatisiert und sein spitzer brauner Bart als Signum seiner Judaizität ausgestellt (S. 95).

Das in *Las genealogías* angelegte Familienfotoalbum findet sich auf der für Margo Glantz eingerichteten Internetseite der Reihe *Biblioteca de Autor*[17] bis in die Gegenwart (2005) fortgeschrieben. Es verhindert durch seine familiäre Prägung den oftmals üblichen Personenkult derartiger Seiten und verweist auf den (selbst-)ironischen Impetus in Margo Glantz' Umgang mit Autorschaft. Eine Trennung von öffentlicher und privater Person im Sinne der Konstitution literarischer Autorschaft wird hier von Glantz bewusst unterlaufen. Die auf den ersten Blick illustrativen Abbildungen erweisen sich als Teil einer rhizomatischen Erzählstrategie, die nicht auf Sinnsetzung und -verfestigung, sondern Aneignung und Dispersion vorhandener kultureller Kodes und ihrer jeweiligen Inszenierungsformen zielt, wobei sie sich bewusst im Schnittpunkt privater und öffentlicher Diskurse positioniert.[18]

Dass Glantz den Begriff der Genealogie im Plural verwendet und damit über traditionelle, auf die biologisch-genetische Abstammung von Vater und Mutter begrenzte Auffassungen hinaus vervielfältigt, verweist auf eine heterogene, nicht mehr nur einer Genea*logik* verpflichteten Praxis des Erbes. Glantz evoziert die Verbindung der Generationen in ihrem Text weniger durch die Herstellung von Familienähnlichkeiten im Sinne einer ‚Gattungs'-Kohärenz und die Projektion einer den Familienmitgliedern gemeinsamen Geschichte, als vielmehr dialogisch über die Kommunikation der Protagonisten, die Präsenz ihrer Körper, ihre Stimmen und Erinnerungen. Dies bedeutet, dass nicht nur die biologische Abstammung von Vater und Mutter in den Stammbaum eingezeichnet wird, sondern auch die kulturellen, künstlerischen und individuellen Prägungen der einzelnen Familienmitglieder,[19] die alle wieder zum Ausgangspunkt für weitere Erzähl- und Erinnerungslinien werden könnten. So ist beispielsweise nicht nur der Vater, sondern auch seine Bibliothek Teil einer Genealogie, die – obgleich allgegenwärtig – niemals in essenzialistischer Manier festgeschrieben wird.

Die Autorin entwickelt damit eine Mikroform für den kulturellen Prozess der Erinnerung, der sich ähnlich rhizomatisch wie der intrafamiliäre aus einer Vielstimmigkeit und dem Zusammenspiel von kulturellem und kommunikativem Gedächtnis entfaltet. Aus dieser Weigerung, einheitliche Linien im Sinne von Generationen, Kulturen, Religionen, Gattungen usw. zu entwerfen, ergibt sich ein Identitätskonzept, das sich weder aus dem okzidentalen Genre der Autobiografie noch der lateinamerikanischen *Testimonio*-Literatur erklären lässt. Ihre Genealogie entwickelt sie einmal mit Blick auf die Eltern und deren Eltern und Großeltern, darüber hinaus

fasst sie es aber auch symbolisch und allegorisch: „Yo desciendo del Génesis, no por soberbia sino por necesidad“ (S. 13) [Ich stamme von der Genesis ab, nicht aus Hochmut, sondern notwendigerweise].

Obgleich Margo Glantz mit ihrer (genealogischen) Suche nach den eigenen Ursprüngen einen autobiografischen Topos aufruft, verabschiedet sie die traditionelle Idee der Zentrierung um das eigene Ich. Dieses entsteht vielmehr in der Bewegung der Suche, die gekennzeichnet ist vom steten Sammeln und Zerstreuen heterogener Erinnerungsfäden sowie der Reflexion über diesen Prozess. Das Ich rückt, wie gezeigt, aus dem Zentrum der Erzählung, da ein Hauptsinn, auf den hin sich diese ausrichten würde, in eine vielstimmige Narration der Verästelungen verschiedener Stammbäume übergeht: Margo, von den jüdischen Eltern geprägt, heiratet gegen deren Willen einen nichtjüdischen Mann. Obgleich damit im jüdischen Sinne kein neuer Stammbaum beginnen muss, da die Religion durch die Mutter vererbt wird, verändert sich ihre religiöse Haltung durch die Pluralisierung der Prägungen. Die Erzählerin ist bildungsbürgerlich erzogen und früh erfasst sie die Manipulationen der „Kulturindustrie“ (im Sinne der Kritischen Theorie von Adorno). Gleichzeitig hat sie aber auch Spaß an der Popkultur, die die Unterscheidung zwischen Unterhaltungs- und Hochkultur durch den Anspruch auf Protest gegen das Etablierte sprengt.[20] Derart kreuzen sich die Referenzen im literarischen und akademischen Werk der Autorin.

Zusammenfassend lässt sich bei Glantz die Einschreibung eines Identitätsprinzips erkennen, das gegen jedwede Festschreibung, gegen die konventionellen Binarismen des Ein- vs. Ausschlusses und gegen zeitliche und räumliche Fixierungen immun ist. Ihr autobiografischer Text lässt sich weder als Ausdruck eines vermeintlich im lateinamerikanischen kollektiven Gedächtnis verankerten Kulturdokuments interpretieren noch als literarische Konstitution eines Individuums im Sinne der idealistischen Subjekttheorie, die in der (freilich okzidentalen) Autobiografie die höchste Ausdrucksform der Genese neuzeitlicher (männlich konnotierter) Subjektivität sieht.[21]

Gloria Anzaldúa (1987): Körper als Medium und Einschreibfläche kultureller Erinnerungen

Auch in *Borderlands/La frontera* (1987)[22] von Gloria Anzaldúa (1942-2004) geht es um Strategien, die es ermöglichen, sich gleichzeitig auf verschiedene kulturelle Muster zu beziehen und sich zu ihnen in Differenz zu setzen. Als Tochter eines Farmarbeiters in einer spanisch-stämmigen Familie im südlichen Texas geboren, erlebte Gloria Evangelina Anzaldúa vor allem die soziokulturellen Spannungen beim Aufeinandertreffen von mexikanischen Traditionen und den Normen, Leitbildern sowie Organisationsweisen der anglophonen Mehrheitsgesellschaft. Später trat mit ihrer lesbischen Orientierung eine Komponente hinzu, mit der sie gegenüber den normierten Verhaltensmustern in beiden Kulturen an Grenzen stieß.

Sie studierte an der Universität von Texas Pädagogik und Anglistik und lehrte dann selbst an verschiedenen US-Universitäten. Die Schwerpunkte ihrer Kurse – Feminismus, Chicano-Studies und zweisprachige Erziehung – zeigen die Auseinandersetzung mit der eigenen Position innerhalb der US-amerikanischen Gesellschaft und deren Institutionen, aber im gleichen Maße auch mit einem traditionellen, von machistischen Vorstellungen geprägten Bild von Mexikanität, das die Chicano-Bewegung zur Abgrenzung gegenüber der dominanten ‚weißen, angelsächsisch-protestantischen' Mehrheitskultur gebrauchte.

Der Begriff ‚Chicanos' als (Selbst-)Bezeichnung für mexikanisch-stämmige Einwohner der USA wurde insbesondere durch die Chicano-Bewegung bekannt, die sich ab den 1960er Jahren in der US-Gesellschaft große Aufmerksamkeit verschaffte. Die weibliche Form ‚Chicana' hat Anzaldúa mit anderen Aktivistinnen, u.a. Cherrie Moraga, ab den späten 70er Jahren mitgeprägt.[23] Mit dieser Form kommt es zu einer signifikanten Abweichung von dem Habitus, sich durch die unhinterfragte Berufung auf das mexikanische Erbe zu definieren, da die weibliche Endung die Auseinandersetzung mit der machistischen Facette jener Tradition markiert. Durch diese weibliche Endung am Begriff für die Menschen mit mexikanisch-US-amerikanischer Prägung wird die Teilhabe der Frauen am Bestand an kulturellen Ausdrucksformen und Erinnerungen unterstrichen und darüber hinaus das Recht und die kreative Kraft, diese zur Markierung ihrer eigenen Position zu erweitern und zu verändern. In diesem Sinne thematisiert Anzaldúa auch in *Borderlands/La frontera* ihre persönlichen Differenzerfahrungen als Einschreibung in und Umschreibung von Ausdrücken für prägende Erfahrungen des Grenzlandes der USA zu Mexiko. Wie es der zweisprachige Titel samt dem Trennstrich zwischen dem englischen Begriff für ‚Grenzland' und dem spanischen Begriff für ‚die Grenze' bereits andeutet, ist das Erleben in diesem Grenzland in der Gegenwart stark durch die trennende Grenze selbst geprägt und strukturiert.

Es ist nicht zufällig ein autobiografisches Ich, an dem Anzaldúa die Vorstellung von Grenze erfahrbar und das geografische Territorium als einen vielschichtigen Erinnerungsraum sichtbar macht, in dem sich heterogene Geschichtsstränge überlagern und verweben. Sie medialisiert dies, indem sie diesen Raum mit ihrem Körper als ebenso vielschichtiger Erinnerungsfläche parallelisiert und partiell ineinander setzt. So werden die kulturellen Erinnerungen und Diskurse in ihrer Auswirkung auf das tägliche individuelle Erleben gezeigt.

Zu Beginn ihres Werkes evoziert Gloria Anzaldúa einen Moment, in dem sie direkt am Grenzzaun an der Pazifikküste zwischen der kalifornischen Stadt San Diego und dem mexikanischen Ort Tijuana stand, und sie vergegenwärtigt die Gedanken und Empfindungen in jener Situation. In ihrer Erinnerung steht sie am Strand und zwar genau an der Trennlinie zwischen beiden Staaten, und wird vom Geruch des Meeres durchdrungen (S. 2). Die widersprüchliche Erfahrung der Grenze zwischen den Staaten einerseits und der grenzenlosen Natur des Meeres andererseits projiziert sie in ihrem Werk typografisch in eine freie Versform und gestaltet eine Bewegung, die die Augen des Lesers abwechselnd erst von Zeile zu

Zeile weiter nach rechts und dann nach links führt, so dass in der Schrift eine Wellenform angedeutet wird. Sie identifiziert sich mit der Position zwischen Meer und Land sowie zwischen Mexiko und den USA, womit sie gleichzeitig die stete Kraft des Meeres, den Grenzzaun zu unterspülen, übernimmt, als auch selbst körperlich zerrissen wird durch den Grenzzaun. Sie identifiziert sich mit dem durch die Grenze geteilten Volk (‚pueblo') als selbst körperlich zerrissen, und markiert gleichzeitig ihre Chicana-Differenz, indem sie dem englischen Begriff ‚splits me' das spanische ‚me raja' hinzustellt, das neben dem Zerreißen eine Konnotation aufweist, die der englische Ausdruck nicht hat, denn ‚raja' ist u.a. auch ein pejorativer Ausdruck für das weibliche Geschlecht. So schreibt sie (S. 2):

1,950 mile-long open wound
dividing a *pueblo*, a culture
running down the length of my body
staking fence rods in my flesh,
splits me splits me
me raja *me raja*

Die Empfindung von Zerteilung und Zerrissenheit nimmt sie als Quelle intensiven Schmerzes wahr, aber gleichzeitig erkennt sie darin eine Möglichkeit, ein neues Bewusstsein auszubilden, das die vielfältigen und oft gegensätzlichen Erfahrungen nicht mehr versucht zu entflechten, gegeneinander zu gewichten und in normierten Ausdrucksmustern zu isolieren: „She learns to juggle cultures. She has a plural personality, she operates in a pluralistic mode, nothing rejected, nothing abandonded" (S. 79). Dementsprechend beschreibt sie die ‚*borderlands*' als einen Erinnerungsraum, in dem ihre vielfältigen persönlichen Erfahrungen und die ebenso große Vielfalt kultureller Erinnerungsspuren, die dieses Territorium trägt, so ineinander verwoben werden, dass sie sich jeweils mit bestimmten Facetten identifiziert, um gleichzeitig andere Aspekte anzuführen, die ihre Differenzerfahrung beschreiben. Sie markiert den Grenzraum der USA zu Mexiko nicht nur als Gebiet der Auseinandersetzung der beiden Nationalkulturen, sondern hebt und vergegenwärtigt auch die indigenen Erinnerungsspuren. Sie bezeichnet das Gebiet in der Überschrift ihres ersten Kapitels als „The Homeland, Aztlán/*El otro México* " [*Das andere Mexiko*], und verweist damit auf den mythischen Ursprungsort der Azteken, Aztlán, im Süden der heutigen USA, von dem aus diese nach Süden wanderten und die Hauptstadt ihres Reiches, das heutige Mexiko-Stadt gründeten. Von dieser Bedeutung, mit der sie auf den Chicano-Diskurs rekurriert, geht sie in der oben erwähnten Darstellung ihrer Empfindungen am Grenzzaun dazu über, zu beschreiben, wie das Meer sie mit seinem Geruch durchdringt und in seiner ausdauernder Kraft den Zaun unterspült, und sie schreibt (S. 3):

To show the white man what she thought of his
arrogance,
Yemaya blew that wire fence down.

Mit Yemaya verweist Anzaldúa auf eine andere Erinnerungsspur. Jene Göttin der westafrikanischen Yoruba-Kultur war ursprünglich mit dem größten Fluss in deren Gebiet verbunden. Die afrikanischen Sklaven, die bis ins 19. Jahrhundert auf den Großfarmen der weißen Siedler im Süden der USA vor allem zur Baumwollproduktion eingesetzt wurden, brachten diese religiöse Vorstellung mit und Yemaya wurde durch sie, die den Schutz bei der Überfahrt über den Atlantik garantierte, hier dann als Göttin des Meeres weiterverehrt. Anzaldúa evoziert nun an der Westküste, am Pazifischen Ozean stehend, dieses religiöse Symbol und stellt der Chicano-Vorstellung von Aztlán eine afroamerikanische Erinnerungsspur hinzu, die das Grenzland durchzieht. So wird jeder exklusive Anspruch abgewiesen, der das Territorium als nur der eigenen bzw. nur einer Kultur zugehöriges Gebiet zu markieren versucht. In ihrem weiteren Text, der die literarischen Genre-Grenzen unterspült und u.a. Charakteristika einer Autobiografie, einer kulturkritischen Essaysammlung, einer Sprachgrammatik für die Chicano-Sprache und Reminiszenzen an die Corridos, eine traditionelle orale Erzählform des Grenzlandes, aufweist, verwebt Anzaldúa weitere Stile und Erinnerungselemente. Sie erinnert sich, wie sie mit der Lebensart, die für die US-amerikanische Mehrheitsgesellschaft üblich ist, in ihrer Familie aneckte. So galt sie als faul und von der Tradition entfernt, wenn sie die Wäsche für ihren kleinen Bruder nicht bügelte oder nicht die Tassen spülte, und statt dessen studierte, las, malte und schrieb (S. 16). Und gleichzeitig erinnert sie sich, wie sie ein Gefühl von purem Glück durchblitzte, als sie das erste Mal Gedichte in texanischem Mexikanisch (Tex-Mex) las: „I felt like we really existed as a people“ (S. 60). Sie fühlt sich jeweils mit bestimmten Facetten der Kulturen verbunden, kann sich jedoch nicht völlig identifizieren, denn: „As a lesbian I have no race, my own people disclaim me; but I am all races because there is the queer of me in all races“ (S. 80). Das Ich muss sich in einem von vielfältigen Kodes beschriebenen Territorium zu verschiedenen kulturellen Mustern und Kontexten gleichzeitig in Relation setzen. So entsteht keine abgeschlossene Identität, sondern ein Ich, das durch immer wieder neue Differenzerfahrungen weitere Komponenten hinzugewinnt. Ihr Gedächtnis lässt sich nicht nach einem chronologischen und kausalen Muster ordnen, sondern muss ständig neue Formen von Differenzerfahrung integrieren. Diese widersprüchlichen und heterogenen Erfahrungen können nie vollständig in einem einzigen Ordnungsparadigma gespeichert und in einer einzigen Erzählform repräsentiert werden, so dass immer wieder neue rhizomatische Abweichungen und Ausdehnungen zustande kommen.

Margarita Mateo (1995): Alltagsrituale und postkritische Reflexionen als rhizomatische Stimmenvielfalt

Ähnlich komplex wird in Margarita Mateos Text *Ella escribía poscrítica* (1995)[24] [*Sie schrieb Postkritik*] (Premio de la Crítica, 1996) ein Ich thematisiert, in dessen Schreiben sich insbesondere die Überlagerung von öffentlicher Sphäre und Arbeitswelt mit dem privaten Raum kristallisiert. Margarita Mateo Palmer, Schriftstellerin, Literaturdozentin und Essayistin, wurde 1950 in Havanna geboren, sie lehrte Literaturgeschichte und -theorie an der Universidad de la Habana, an der renommierten Casa de las Américas und ist heute überwiegend am *Instituto Superior de Arte* (ISA) in der kubanischen Hauptstadt tätig. Neben einem Lyrikband *Del bardo que te canta* (1988) [*Von dem Dichter der Dich besingt*] und dem prämierten Essay *Paradiso: la aventura mítica* (2002, Premio Alejo Carpentier, Kategorie Essay) [„P*aradiso": das mythische Abenteuer*] hat sie vor allem literaturkritische Texte veröffentlicht, so z.B. *Narrativa caribeña: reflexiones y pronósticos* (1991) [*Karibische Literatur: Reflexionen und Prognosen*],[25] woran sie in *Ella escribía poscrítica* anknüpft.

Ausgangspunkt ihres Schreibens ist die Intention, das Verhältnis von lateinamerikanischer Literatur und postmoderner Literaturkritik auszuloten, von deren Vertretern diese Literatur gern als Beispiel angeführt wird. So reflektiert Mateo im ersten Kapitel ihres Buches über die lateinamerikanische und karibische Literatur aus der Position innerhalb des lateinamerikanischen Sprach- und karibischen Kulturkreises. Sie argumentiert, dass die Postmoderne aus ihrer westlichen Verortung heraus bestimmte Charakteristika als neu ausgibt, die dies nur gegenüber einer antiquierten Moderne-Konzeption von Literatur seien, welche, mehr an der Ordnung und Klassifizierung interessiert, die Verschiedenheit und den Reichtum auf Altäre [Paradebeispiele] reduziere, um ein kohärentes Bild von ihrer Zukunft zu erhalten:

> Tal intento parece responder a una concepción anticuadamente moderna de la literatura que, más interesada en su ordenamiento y clasificación, reduce variedad y riqueza en aras de obtener una imagen coherente de su devenir. (S. 16)

Demgegenüber haben die lateinamerikanischen Schriftschaffenden insbesondere aufgrund der historischen Prägung durch die Kolonialzeit einen anderen Blickwinkel. Mateo bezieht sich auf Fernando Ortiz, den eminenten kubanischen Ethnologen, der mit seinem *Contrapunteo cubano del tabaco y el azúcar* (1940) [*Kubanische Kontrapunktik des Tabaks und Zuckers*] eines der wichtigsten Werke über die Kultur und vor allem die Transkulturationsprozesse zwischen der afrikanischen Sklaven- und weißen Herrenkultur auf der größten Karibikinsel vorgelegt hatte. Sie verweist auf Ortiz' Erkenntnisse über das arglistige Verwerfen der Autorität, die Verletzung der Regeln, die Tendenz, sich über die Hierarchie lustig zu machen, die zum Teil durch die schwindelerregende Entgegensetzung der sozialen Kanons und Positionen in der Kolonialzeit konditioniert seien (S. 12 f.). Vor diesem Hintergrund war etwa das Zweifeln am offiziellen historiografischen Diskurs schon lange vor der Postmo-

derne eine Praxis der lateinamerikanischen Menschen (S. 12) und sie beherrschten schon vor den Doppelkodierungen und Ambiguitäten der Postmoderne, wie in einem Zitat von Ortiz erinnert wird, das doppelte, „amphibische Leben", in dem man sowohl durch die Lunge als auch mit den Kiemen atmen können mußte.[26]

Nach diesem ersten Essay folgen in Mateos Buch weitere Kapitel zur Beschäftigung mit Literatur und Kultur, so eines über die Graffitis in den Straßen von Havanna, die mit ihren privaten Aussagen die offizielle Choreografie des Gedenkens der Straßennamen und Denkmäler supplementieren. Ein anderes Kapitel widmet sich der Auseinandersetzung mit der strukturalen Literaturtheorie von Juri Lotman; in einem weiteren reflektiert Mateo über Tattoos, die heute als modischer Akzent auf der Haut ausgestellt werden, jedoch ihren Ursprung in der Markierung von Sklaven und Vieh hatten – und damit gerade zur Auslöschung der Individualität des markierten Körpers beitrugen (S. 60). Ein Kapitel beschäftigt sich mit Vorläufern des Postmodernismus in der kubanischen Literatur und weitere mit neuen Tendenzen und Themen der kubanischen Literatur. Diese Struktur des Reflektierens über Phänomene der Literatur und Kultur in einer Essaysammlung erinnert an die große lateinamerikanische Essaytradition, so z.B. an den mexikanischen Autor Octavio Paz und sein Werk *El laberinto de la soledad* (1950, dt.: *Das Labyrinth der Einsamkeit*).[27] Paz spürte darin dem kollektiven Seelenleben der Mexikaner nach, indem er Aspekte der mexikanischen Geschichte, Kultur und Ausdrucksformen analysierte. Wenn Mateo jedoch die Intention hatte, aus einem ähnlichen, zwar persönlichen aber nicht in das Geschehen involvierten Blickwinkel zu schreiben, so ist dieser Anspruch zum Scheitern verurteilt gewesen und ihr Werk das Dokument ihrer Untrennbarkeit von privater und öffentlicher, individueller und kollektiver Sphäre. Zwischen die Essaykapitel ist jeweils ein Kapitel eingeschoben, das immer wieder den Buchtitel als Überschrift wiederholt. Das erste dieser Kapitel mit dem Titel „Ella escribía poscrítica" besteht nur aus Vermerken über Werke der literaturwissenschaftlichen Sekundärliteratur, die in der Institutsbibliothek nicht über Fernleihe oder als Anschaffung bereitgestellt werden konnten. Im zweiten geht es um die Zugfahrt nach Madrid nach einem Kongress in Poitiers; im nächsten um den Prozess des Schreibens des Postkritik-Buches zwischen dem Baseballstadion, Fahrradreparieren, Schlange stehen und Examensfragen ausarbeiten. In dieser Aufzählung fügt die Ich-Erzählerin weiterhin hinzu, dass sie den Nachbarn die Tarotkarten legte, einen Artikel von Juri Lotman durcharbeitete und exzerpierte, den Eingang scheuerte und die Tae-Kwan-Do-Uniform ihres Sohnes nähte. Sie schaute das Projekt für das Loyola-Stipendium in Sao Paulo durch, machte Oca-Pastentorten, während sie „The Mamas and the Papas" hörte, sie ging zu den Fachbereichsversammlungen, nährte ihren Talisman mit Tabakrauch, tötete morgendliche Küchenschaben und gab ihren Neffen spirituelle Ratschläge (S. 36 f.). Diese Aufzählung, die noch weiter fortgesetzt wird, macht deutlich, dass die postmoderne Auswahl und Kombination verschiedener ästhetischer, sozialer, religiöser, ökonomischer und politischer Praktiken bereits Alltag für die Autorin ist. Sie schreibt damit nicht nur in ihrem Buch, dessen Schreibprozess immer wieder durch die anderen Notwendigkeiten des Lebens

unterbrochen wird, über die Postkritik, sondern lebt sie, sozusagen mit Lungen und Kiemen, in ihrem Alltag. Sind die beiden Kategorien von Kapiteln am Anfang noch nach Reflexion über kulturelle und literarische Phänomene einerseits und dem Einblick in den Erarbeitungsprozess andererseits getrennt, so verschwimmt diese Trennung zunehmend. Die Postkritik, d.h. Ansicht und Reflexion der Akademikerin zum Thema, wird in den Kapiteln „Ella escribía poscrítica" in ihrer Entstehung inmitten des Alltags gezeigt, und umgekehrt wird dieser Entstehungsprozess selbst zunehmend Thema der Essaykapitel. So besteht das Kapitel „Algunas precisiones metodológicas o Se pone el parche antes de que salga el grano" [Einige methodologische Präzisierungen oder Schnell einen Flicken draufsetzen, bevor das Korn aus dem Sack fällt] aus Teilen eines Briefes an John Beverley, einen Lateinamerikanisten in den USA, und Fußnoten mit Fragmenten anderer Briefe sowie Anmerkungen zum besseren Verständnis. In dem Kapitel „Apuntes de un chino en un pozo" [Notizen eines Chinesen in einem Brunnen] mischen sich verschiedene Stimmen ihrer Persönlichkeit, die man in einem „Ella escribía poscrítica"-Kapitel kennen gelernt und denen die Autorin Kosenamen gegeben hat – etwa Surligneur-2 (die Intellektuelle); Dulce Azucena (die Gutherzige); Mitopoyética (die Spirituelle) – immer wieder mit unterschiedlichen Ideen in die Ausarbeitung über Fragen der Postmoderne ein. Surligneur-2 überlegt z.B., welche Themen im Bereich des Postmodernismus sie nicht in ihrem Kurs besprechen kann und wie diesen im Notfall auszuweichen sei. Sie könnte auf ein Buch verweisen, dass sie selbst nicht verstanden hat oder ein anderes empfehlen, von dem sie nur den Titel kennt, das die Studenten dann aber in einem geheimen „laberinto de la ciudad" (S. 51) [Labyrinth der Stadt] auftreiben und ihr borgen würden. Dulce Azucena hingegen möchte in diesem Moment die Sinnsprüche des Textes übersetzen und die Bibliografie vervollständigen, so dass es wenig voran geht. Als „manera íntima de ordenar el caos" (S. 51) [intime Art, das Chaos zu ordnen] führt die Autorin dann ein Selbstinterview durch. Auch in den weiteren Kapiteln kommt es nicht zu einer endgültigen Version des Textes über die Postkritik, sondern zu einer immer wiederholten Auseinandersetzung mit dem Thema, bei der immer wieder neue Aspekte aufgezeigt werden. Mateo zeigt sich dabei als gleichzeitig untrennbar eingebunden in die lateinamerikanische, karibische und kubanische Kultur sowie in ihrer eigenen inneren Vielstimmigkeit, so dass das Ich gleichermaßen als Bündel- und Schnittstelle verschiedener kultureller Diskurse *und* als streuende, vervielfältigende und verändernde Positionalität sichtbar wird. So verbindet ihr Text die lateinamerikanische Form des Essaybandes mit einer Idee von Rhythmus und Wiederholung, wie sie der expatriierte kubanische Schriftsteller Antonio Benítez Rojo in *La isla que se repite. El Caribe y la perspectiva posmoderna* (1989) [*Die Insel, die sich wiederholt. Die Karibik und die postmoderne Perspektive*] als charakteristisch für die karibische Kultur herausgestellt hatte.[28] In seiner postmodern-chaotischen Relektüre der Geschichte der karibischen Inseln hatte er Rhythmen wie das Rauschen des Meeres, den Krach der Menschen sowie ihre Tänze und Gesänge als tragende Sinnstrukturen herausgearbeitet.[29] Seine Idee der (Poly)Rhythmik sich überlagernder Wiederholungen in unterschiedlichen Takten

und Geschwindigkeiten, die durch die Abweichung kleiner Elemente von Wiederholung zu Wiederholung zu großen Veränderungen führen kann – mehr als die Vorstellung des abrupten Bruches, die das westliche Modernedenken konstituiert –, findet sich als Echo in Mateos Werk in der sich wiederholenden Kapitelbezeichnung „Ella escribía poscritica“, die auch innerhalb der Kapitel immer wieder aufgenommen wird. Ihre Reflexionen über die karibische Identität als chimärische Identität mit einem „nabelartig“ [omphálicamente] stabilen Zentrum, das gleichzeitig zur Auflösung tendiert und zuweilen eine Einheit in der Diversität erahnen lässt, endet mit der dreimaligen Wiederholung von Benítez Rojos Buchtitel: „la isla que se repite, la isla que se repite, la isla que se repite“ (S. 46) [die Insel, die sich wiederholt, die Insel, die sich wiederholt, die Insel, die sich wiederholt], und wird dann zu einer konkreten kubanischen und ganz persönlichen Erfahrung aktualisiert. Entkräftet beendet Surligneur-2 ihre akademischen Überlegungen und die Postkritikerin geht in die Küche, aber es gibt gerade weder Gas noch Elektrizität und ihr Kühlschrank ist gähnend leer. So kommt ihr ein Lied aus der Kindheit in Erinnerung und sie wiederholt nun den Refrain in der gleichen Struktur ebenfalls dreimal: „otro lunes sin almorzar, otro lunes sin almorzar, otro lunes sin almorzar“ (S. 54) [ein weiterer Montag ohne zu frühstücken, ein weiterer Montag ohne zu frühstücken, ein weiterer Montag ohne zu frühstücken]. So wie Gloria Anzaldúa ihr körperliches Durchdrungensein durch das Meer evoziert, zeigt sich Margarita Mateo als vom karibischen Rhythmus durchdrungen und aktualisiert diesen in ihrer konkreten kubanischen und persönlichen Alltagserfahrung. In der ständigen Wiederholung der Kapitelüberschrift „Ella escribía poscrítica“ leuchtet ebenso die Liedstruktur von Strophe/Refrain auf[30], und die Wiedergabe von Dialogen, Briefen, Fernleihzetteln und den Antworten darauf sowie die Verwendung von Zitaten erscheinen zuweilen weniger als Beleg und Untermauerung einer Argumentation als vielmehr wie wiederholt Gehörtes, das man wie einen Liedtext mitsummen kann. Die Sprache ihres Textes ist in weiten Teilen weniger analytisch als assoziativ, weniger wissenschaftlich als ästhetisch. So entsteht das Ich nicht in einer vollständigen Form, sondern jede neue ‚Strophe‘ könnte vielerlei neue Positionen und Aspekte sowohl in Bezug auf die essayistischen Reflexionen als auch die alltagskulturellen und persönlichen Schilderungen aufleuchten lassen.

Dezentrierung, Rhizom und Verkörperung als performative Strategien im autobiografischen Erinnerungsprozess lateinamerikanischer Autorinnen

Geht es in Margo Glantz' *Las genealogías* um den familiären Erinnerungsprozess, der sich in rhizomatische Erinnerungsspuren verästelt und in Gloria Anzaldúas *Borderlands/La frontera* um den Umgang mit verschiedenen, sich überlagernden kulturellen Mustern, der zu einem rhizomatisch operierenden Gedächtnis und Denken führt, so steht in Margarita Mateos Text *Ella escribía poscrítica* die Überlagerung von öffentlicher Sphäre, Arbeitswelt und privatem Raum im Mittelpunkt. Das Rhizomatische ergibt sich hier insbesondere durch die vielfältigen Strukturen der Wiederholung auf Wort-, Satz-, Überschriften- und Textebene, die immer wieder neu angeordnet und mit anderen Elementen in Beziehung gesetzt werden, so dass es nicht zur Wiederholung des Gleichen kommt, sondern die jeweiligen Abweichungen und Modifizierungen ausgestellt werden.

Diese Strategie ist dem autobiografischen Schreiben aller drei Autorinnen gemeinsam, da sie ihren Erinnerungsprozess als Performanz sichtbar machen und hinzutretende Aspekte dem einmal gesetzten (Entwicklungs-)Schema ihres „Curriculums" nicht bloß hinzufügen, sondern dieses mit jeder neuen Information verändern oder sogar neu strukturieren. Sie verweigern eine Abstrahierung sowie die damit mögliche Verfestigung ihrer Erinnerung. Bei Margo Glantz findet sich dies besonders im Konzept verflochtener familiärer Erinnerungsstimmen ohne Hierarchisierung durch eine ordnende autobiografische Instanz und ohne Markierung des jeweiligen Sprechers – es bleibt den Lesenden überlassen, die Aussagen (mühsam) den drei Zeitzeugen zuzuordnen.

Eine andere Strategie der Dezentralisierung des Subjekts findet sich im Werk von Gloria Anzaldúa, in welchem immer wieder eigene Überschreitungen der kulturell normierten Rollenmuster im amerikanisch-mexikanischen Grenzland markiert werden. Dabei macht sie die Erfahrung, sich nie ganz in einem Rollenmuster zuhause fühlen zu können und sich damit zu identifizieren. Neben persönlichen Erfahrungen rekurriert sie immer wieder auf Ausgrenzungen, die die mexikanisch-amerikanische Geschichte prägen, jedoch in den offiziellen Versionen der Geschichtsschreibung marginalisiert werden. Gerade dieses Aufspüren und Ausprobieren von Differenzen schafft in ihrem Fall eine Art von Identität, die sich nirgendwo festschreiben lässt, weil sich Anzaldúa immer wieder neu mit kulturellen Rollen und Identitätsmasken in Beziehung – und Differenz – setzt.

Ein drittes Modell, Identität und Erinnerung als Performanz zu gestalten, stellt Margarita Mateo in ihrem Text *Ella escribía poscrítica* vor, in dem sie immer wieder den Augenblick des Schreibens zeigt. Das Buch ist somit keine Anordnung von Resultaten ihrer theoretischen Überlegungen mehr, sondern vertextet Erinnerung und Reflexion – stets gebunden an den Schreibakt – mitten im Alltag.

Bei allen drei Autorinnen wird der Körper zu einem Medium, das hinter dem Erinnerten gerade nicht verblasst und verschwindet, sondern das Erinnerungsmaterial mit seiner konkreten Anwesenheit durchkreuzt und ein Festschreiben von Bedeutung in Bezug auf das autobiografische Ich verhindert. Der in der Schrift materialisierte Körper übernimmt dabei die Schlüsselfunktion, die der Namensidentität in der traditionellen Autobiografik zukam. Er wird zur Aufnahme- und Einschreibfläche vielfältiger Kodes, die sich in ihm bündeln (Ohr, Stimme, Blick, Gedächtnis) und von dort über seine (Schrift-)Bewegungen wieder auf neue Art ausgestreut werden. Die Selbstentwürfe lateinamerikanischer Autorinnen stellen sich demnach als rhizomatische Überschreibungen und Umschreibungen kultureller Erinnerung dar. Im Rahmen dieser Umschreibungsprozesse nimmt das autobiografische Ich keine gesonderte, vom Objekt des Erinnerten geschiedene und diesen Bereich kontrollierende Instanz ein, sondern erweist sich als Ich, das unlösbar in die erinnerten Bezüge eingebunden ist und diese im Schreibakt in die Gegenwart holt. Verschiedene Zeitebenen verschmelzen in der Performanz eines derart textuell vorgeführten Erinnerns. Die große Tradition essayistischer Subjektivität z.B. von Octavio Paz' *El laberinto de la soledad* (1950) fortschreibend und zugleich verändernd, geben die Autorinnen jegliche Form des distanzierten Beobachtens auf und inszenieren sich als Glieder innerhalb der gestalteten Erinnerungsketten und -rhizome. Dabei verschleiern sie ihre Affizierung nicht. Da sich derart schreibende Subjekte mit der Textualisierung der Erinnerung auch verändern, sind sie weder autobiografische Gravitationszentren ihrer Texte noch kontrollieren sie den Schreibprozess im Sinne von Autobiografie *oder* Essay. Ihre Dezentralisierung vollzieht sich durch die Verflechtung mit kulturellen und familiären Erinnerungsgegenständen. Auch bei den lateinamerikanischen Autorinnen gilt die Inszenierung eines pluralen Ich im Sinne postkolonialer Identitätskonzepte nicht mehr als Ausweis einer Krise, welche durch Erzählstrategien der Homogenisierung und Vereindeutigung im Sinne des traditionellen Autobiografiemodells vor allem *behoben* werden muss. Vielmehr ermöglichen es hier gerade die Grenzerfahrungen und die dabei verhandelten Differenzen, vorgegebene kulturelle und Geschlechterrollen als Identitätsmasken zu entlarven und sich im Rahmen neuer Vorstellungen von Identität(en) als stets temporäre und heterogene Setzungen zu entwerfen.

Anmerkungen

1 Vgl. Julia Kristeva: „Problèmes de la structuration du texte", in: *Théorie d'ensemble*, Paris 1968 (coll. Tel Quel), S. 297-326.

2 Vgl. Alfonso de Toro / Claudia Gronemann: „Einleitung", in: Dies. (Hrsg.): *Autobiographie ‚revisited'. Theorie und Praxis neuer autobiographischer Diskurse in der französischen, spanischen und lateinamerikanischen Literatur*, Hildesheim 2004, S. 8.

3 Assia Djebar: *Vaste est la prison*, Paris 1995; Djebar, Assia: *L'Amour, la Fantasia* [1985], Paris 1995.

4 Vgl. dazu Claudia Gronemann: *Postmoderne/postkoloniale Konzepte der Autobiographie in der französischen und maghrebinischen Literatur. Autofiction – Nouvelle Autobiographie – Double Autobiographie – Aventure du texte*, Hildesheim 2002.

5 Gabriel García Márquez: *Vivir para contarla*, Buenos Aires 2002.

6 Für ein Modell der Hybridität vgl. Alfonso de Toro: „*Jenseits* von Postmoderne und Postkolonialität. Materialien zu einem Modell der Hybridität und des Körpers als transrelationalem, transversalem und transmedialem Wissenschaftskonzept", in: Christof Hamann/Cornelia Sieber (Hrsg.): *Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur*, Hildesheim 2002, S. 15-53.

7 Gilles Deleuze / Félix Guattari: *Rhizome*, Paris 1976.

8 Gilles Deleuze / Félix Guattari: *Tausend Plateaus*. (*Kapitalismus und Schizophrenie*, Bd. 2) [1980], übers. von G. Ricke und R. Voullié, Berlin 1992, s.p.. Die dehierarchisierende und befreiende Kraft des rhizomatischen Denkens bedeutet nicht automatisch, dass rhizomatische Prozesse mit der Aufhebung von Gewalt gleichzusetzen sind, wie der in diesem Sinne sehr verstörende Erfolgsfilm *Amores perros* (2002, dt.: *Hundelieben*) des mexikanischen Regisseurs Alejandro González Iñárritu zeigt. Hier ist es gerade verbale und physische Gewalt, die sich in einer rhizomatischen Struktur ausbreitet, vgl. dazu Claudia Gronemann/Cornelia Sieber: „Gewaltinszenierungen in *Amores perros* und *Cidade de Deus*", in: Uta Felten / Isabel Maurer / Alejandra Torres (Hrsg.): *Strategien der Intermedialität in der hispanoamerikanischen Mediengeschichte*, Bielefeld, erscheint 2007.

9 Die lateinamerikanischen Autoren reflektieren das Problem der Authentizität, indem sie die rhizomatische Erzähltechnik in den Alltag fortsetzen, während postmoderne Autobiografien das Rhizomatische vor allem als fiktionales Zeichenspiel inszenieren.

10 Die Institutionalisierung des Genres *Testimonio*-Roman in Lateinamerika ist insbesondere mit dem Namen des kubanischen Ethnologen Miguel Barnet verbunden, der mit *Biografía de un cimarrón* (Havanna 1966, dt.: *Der Cimarrón. Die Lebensgeschichte eines entflohenen Negersklaven aus Cuba, von ihm selbst erzählt*, Frankfurt/M. 1969) ein paradigmenbildendes Werk herausgegeben hat. Im Vorwort zu diesem sowie im Anhang zu seinem zweiten *Testimonio*-Roman *La canción de Rachel*, Havanna 1970 (dt.: *Das Lied der Rachel*, Berlin 1980) hat er ein theoretisches Konzept des ethnografischen *Testimonio*-Romans als „Sozio-Literatur" entwickelt. Seit 1970 vergibt

die Casa de las Américas in Havanna einen Preis für das beste *Testimonio* des Jahres. Internationale Berühmtheit hat das lateinamerikanische *Testimonio* durch das Werk *Me llamo Rigoberta Menchú y así me nació la conciencia* (1983, hrsg. von Elisabeth Burgos, dt.: *Rigoberta Menchú: Ein Leben in Guatemala*, Bornheim-Merten 1984) erlangt, aufgrund dessen die guatemaltekische Quiché-Indianer-Aktivistin Rigoberta Menchú 1992 den Friedensnobelpreis erhielt.

11 Zur postkolonialen Strategie der Verwindung vgl. Alfonso de Toro: „Fundamentos epistemológicos de la condición contemporánea: postmodernidad, postcolonialidad en diálogo con Latinoamérica", in: Alfonso de Toro (Hrsg.): *Postmodernidad y postcolonialidad. Breves reflexiones sobre Latinoamérica*. Frankfurt/M./Madrid 1997, S. 11-49.

12 Margo Glantz: *Las genealogías* [1981], Mexico D.F. 1987 (Serie Lecturas Mexicanas).

13 Wir beziehen uns hier auf das Konzept von Almut Finck („Identität als Positionalität. Zur Theorie weiblicher Autobiographik", in: Dies.: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*, Berlin 1999, S. 109-138), die Identität in der neuen Autobiografie als Positionalität beschreibt: das Subjekt nimmt im Laufe seines Lebens heterogene Positionen ein, „sowohl gleichzeitig als auch nacheinander" (S. 131), wobei die räumliche und zeitliche Verankerung im jeweiligen Diskurs und somit der Entwurf als prozessuale Repräsentation gedeutet wird. Hier entsteht eine wichtige Verbindung postkolonialer Repräsentationsmodelle wie dem von Homi K. Bhabha in *The location of culture*, London/New York 1994, vorgeschlagenen, mit dem der neuen Autobiografie(theorie).

14 Derrida prägt diese Schreibweise, die auf das Ohr und die phonetische Dimension des Erinnerns verweist, in einem autobiografietheoretischen Essay über Nietzsches *Ecce homo*. Der Autobiograf hört sich gewissermaßen selbst zu und verleiht dem Gehörten dann per Eigenname den Rang autobiografischer Identität, vgl. Jacques Derrida: *Otobiographies. L'enseignement de Nietzsche et la politique du nom propre*, Paris 1984.

15 Jan Assmann entwirft diese Begriffe mit Blick auf Instanzen und Prozesse der Entstehung kultureller Erinnerung, vgl. Jan Assmann: „Formen kollektiver Erinnerung: Kommunikatives und kulturelles Gedächtnis", in: Ders.: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992, S. 48-66. Während er das Wechselspiel der beiden Vergangenheitsebenen (kulturell fixierte und rezente) in der Formation von Kulturen untersucht, fokussieren wir diesen Prozess in den Schreibprozessen postkolonialer Autorinnen.

16 Im Kapitel „familia" [Familie] erläutert Fuentes seinen Stammbaum chronologisch geordnet ausgehend von den Urgroßeltern bis hin zu seinen Eltern, vgl. Carlos Fuentes: *En esto creo*, Barcelona 2002, S. 82-89.

17 Vgl. ihre Internetseite in der *Biblioteca Virtual Miguel de Cervantes*: www.cervantesvirtual.com/include/pcuartonivel_imagenes.jsp?autor=margoglantz&pagina=img_album.jsp.

18 Ganz anders scheint dies der Fall bei den Fotos zu sein, die in Borges' „Autobiographical Essay" von fremder Hand

nachträglich eingefügt wurden. Obgleich der argentinische Autor das Paradox der Autobiografie gerade inszeniert, steht die Wirkung der Fotos der von Borges bewusst hervorgerufenen Ambivalenz entgegen. Sie legen statt der meta-autobiografischen vielmehr eine ungebrochen autobiografische Lektüre des Essays nahe, vgl. Jorge Luis Borges: *Autobiografía*, Buenos Aires 1999 und ebenso die mit anderen Fotos bestückte deutsche Übersetzung: „Autobiographischer Essay", in: Jorge Luis Borges et al.: *Borges lesen*, Frankfurt/M. 1991,S. 7-73.

19 So bezieht sich Glantz auf die jüdische Kultur, auf literarische Strömungen wie die jüdisch-ukrainische Lyrik, auf die russische Literatur und auf Avantgardeliteratur, aber ebenso auf Pop- und Massenkultur wie Mode, Comic, Filme, Figuren (Drácula, King Kong u.a.). Sie beschreibt Besonderheiten der Familienmitglieder, so das Streben nach Aufmerksamkeit der kleinen Schwester u.a.

20 Lindstrom zeigt vor diesem Hintergrund Glantz' Affinität zum jüdischen Humor auf, spricht aber von „heterogeneous jewish wit" und betont dabei ebenso die Unmöglichkeit, das Werk der Autorin kulturell festzuschreiben, vgl. Naomi Lindstrom: „The Heterogeneous Jewish Wit of Margo Glantz", in: Marjorie Agosín (Hrsg.): *Memory, oblivion and Jewish Culture in Latin America*, Austin 2005, S. 115-129.

21 Vgl. dazu u.a. Martina Wagner-Egelhaaf: *Autobiographie* [2000], Stuttgart/ Weimar 2005; sowie Almut Finck, Berlin 1999, S. 109-138.

22 Anzaldúa, Gloria: *Borderlands/ La frontera. The new mestiza*, San Francisco 1987.

23 Vgl. zum ‚Chicano'- und ‚Chicana'-Begriff u.a. Cherríe Moraga/ Gloria Anzaldúa (Hrsg.): *This bridge called my back. Writings by radical women of color*, Watertown/Mass. 1981 sowie Cherríe Moraga/ Ana Castillo (Hrsg.): *Esta puente, mi espalda. Voces de mujeres tercermundistas en los Estados Unidos*, San Francisco 1988.

24 Margarita Mateo: *Ella escribía poscrítica*, Havanna 1995.

25 Margarita Mateo: *Del bardo que te canta*, Havanna 1988; Dies.: *Narrativa caribeña: reflexiones y pronósticos*, Havanna 1991; Dies.: *Paradiso: la aventura mítica*, Havanna 2002.

26 „(...) aquella vida fue doble, su sentido anfibiológico y su adaptación anfibia: habrá que respirar con pulmones y con agallas, por lo común, con más agallas que pulmones" (Fernando Ortiz: „El choteo", in: *Albur*, 4. Jahrgang (Sonderausgabe), Havanna, May 1993, S. 162-163, zitiert in: Margarita Mateo: *Ella escribía poscrítica*, Havanna 1995, S 13). Der Ausdruck „tener agallas", „Kiemen haben", bedeutet in regionalen Varianten des lateinamerikanischen Spanisch auch „gerissen sein".

27 Octavio Paz: *El laberinto de la soledad* [1950], México 1993.

28 Antonio Benítez Rojo: *La isla que se repite. El Caribe y la perspectiva posmoderna*, Hannover 1989.

29 Vgl. dazu Cornelia Sieber: „*La isla que se repite* – Antonio Benítez Rojos chaostheoretische/postmoderne Relektüre der Karibik", in: Dies.: *Die Gegenwart im Plural. Postmoderne/postkoloniale*

Strategien in neueren Lateinamerikadiskursen, Frankfurt/M. 2005, S. 137-158.

30 Auch hier lässt sich eine Parallele zur algerischen Autorin Assia Djebar herstellen, die sowohl literarische Texte wie auch Filme (*La Nouba des femmes du Mont Chenoua*, 1978 und *La Zerda et les chants de l'oubli*, 1982) auf der Basis musikalischer Formen strukturiert und damit teleologische Geschichtsmuster außer Kraft setzt.

Literatur

Anzaldúa, Gloria: *Borderlands/ La frontera. The new mestiza*, San Francisco 1987.

Anzaldúa, Gloria: „Chicana artists: Exploring nepantla, el lugar de la frontiera", in: Antonia Darder/Rodolfo Torres (Hrsg.): *The Latino Studies Reader. Culture, Economy and Society*, Malden/Mass. 1998, S.163-169.

Assmann, Jan: „Formen kollektiver Erinnerung: Kommunikatives und kulturelles Gedächtnis", in: Ders.: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992, S. 48-66.

Bandau, Anja: *Strategien der Autorisierung. Projektionen der Chicana bei Gloria Anzaldúa und Cherríe Moraga*, Hildesheim 2004.

Barnet, Miguel: „La novela-testimonio: socio-literatura", in: Miguel Barnet: *La canción de Rachel*, Barcelona 1970, S. 125-150.

Benítez Rojo, Antonio: *La isla que se repite. El Caribe y la perspectiva posmoderna*, Hanover 1989.

Bhabha, Homi K.: *The location of culture*, London/New York 1994.

Borges, Jorge Luis: *Autobiografía*, Buenos Aires 1999.

Deleuze, Gilles/ Guattari, Félix: *Rhizome*, Paris 1976.

Deleuze, Gilles/ Guattari, Félix: *Tausend Plateaus*. (*Kapitalismus und Schizophrenie*, Bd. 2) [1980], übers. von G. Ricke und R. Voullié, Berlin 1992.

Derrida, Jacques: *Otobiographies. L'enseignement de Nietzsche et la politique du nom propre*, Paris 1984.

Djebar, Assia: *Vaste est la prison*, Paris 1995.

Djebar, Assia: *L'Amour, la Fantasia* [1985], Paris 1995.

Finck, Almut: „Identität als Positionalität. Zur Theorie weiblicher Autobiographik", in: Dies.: *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*, Berlin 1999, S. 109-138.

Fuentes, Carlos: *En esto creo*, Barcelona 2002.

García Márquez, Gabriel: *Vivir para contarla*, Barcelona 2002.

Glantz, Margo: *Las genealogías* [1981], Mexico/D.F. 1987 (Serie Lecturas Mexicanas).

Gronemann, Claudia: *Postmoderne/ postkoloniale Konzepte der Autobiographie in der französischen und maghrebinischen Literatur. Autofiction – Nouvelle Autobiographie – Double Autobiographie – Aventure du texte*, Hildesheim 2002.

Gronemann, Claudia/ Sieber, Cornelia: „Gewaltinszenierungen in *Amores perros* und *Cidade de Deus*", in: Uta Felten/ Isabel Maurer/ Alejandra Torres (Hrsg.): *Strategien der Intermedialität in der hispanoamerikanischen Mediengeschichte*, Bielefeld, erscheint 2007.

Kristeva, Julia: „Problèmes de la structuration du texte", in: *Théorie d'ensemble*, Paris 1968 (coll. Tel Quel), S. 297-326.

Lindstrom, Naomi: „The Heterogeneous Jewish Wit of Margo Glantz", in: Marjorie Agosín (Hrsg.): *Memory, oblivion and Jewish Culture in Latin America*, Austin 2005, S. 115-129.

Moraga, Cherríe/Anzaldúa, Gloria (Hrsg.): *This bridge called my back. Writings by radical women of color*, Watertown/Mass. 1981.

Moraga, Cherríe/ Castillo, Ana (Hrsg.): *Esta puente, mi espalda. Voces de mujeres tercermundistas en los Estados Unidos*, San Francisco 1988.

Mateo, Margarita: *Ella escribía poscrítica*, Havanna 1995.

Ortiz, Fernando: *Contrapunteo cubano del tabaco y el azúcar* [1940], Madrid 1999.

Ortiz, Fernando: *El choteo*, in: *Albur*, 4. Jahrgang (Sonderausgabe), Havanna, May 1993.

Paz, Octavio: *El laberinto de la soledad* [1950], México 1993.

Sieber, Cornelia: „Gloria Anzaldúas ‚autohistoria' – Das Konzept einer hybriden Identität in *Borderlands/La frontera*", in: Alfonso de Toro/Claudia Gronemann (Hrsg.): *Autobiographie revisited. Theorie und Praxis neuer autobiographischer Diskurse in der französischen, spanischen und lateinamerikanischen Literatur*, Hildesheim 2004, S. 207-224.

Sieber, Cornelia: „*La isla que se repite* – Antonio Benítez Rojos chaostheoretische/ postmoderne Relektüre der Karibik", in: Dies.: *Die Gegenwart im Plural. Postmoderne/postkoloniale Strategien in neueren Lateinamerikadiskursen*, Frankfurt/M. 2005, S. 137-158.

Toro, Alfonso de: „Fundamentos epistemológicos de la condición contemporánea: postmodernidad, postcolonialidad en diálogo con Latinoamérica", in: Alfonso de Toro (Hrsg.): *Postmodernidad y postcolonialidad. Breves reflexiones sobre Latinoamérica*, Frankfurt/M./Madrid 1997, S. 11-49.

Toro, Alfonso de: „*Jenseits* von Postmoderne und Postkolonialität. Materialien zu einem Modell der Hybridität und des Körpers als transrelationalem, transversalem und transmedialem Wissenschaftskonzept", in: Christof Hamann / Cornelia Sieber (Hrsg.): *Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur*, Hildesheim 2002, S. 15-53.

Toro, Alfonso de/ Gronemann, Claudia (Hrsg.): *Autobiographie ‚revisited'. Theorie und Praxis neuer autobiographischer Diskurse in der französischen, spanischen und lateinamerikanischen Literatur*, Hildesheim 2004.

Toro, Alfonso de: „Margarita Mateo: Posicionalidades y estrategias de hibridación", in: Emilia Perassi / Susanna Regazzoni (Hrsg.): *Mujeres en el umbral. El tema de la iniciación femenina en las escritoras hispánicas*, Sevilla 2006, S. 118-149.

Wagner-Egelhaaf, Martina: *Autobiographie* [2000], Stuttgart/Weimar 2005.

Anna Strasser

Wer erinnert was?

Gedächtnisforschung aus kognitionswissenschaftlicher Sicht

Ohne das faszinierende Phänomen des Gedächtnisses wären die komplexen Lernformen, zu denen Menschen fähig sind, nicht denkbar. Die Ausbildung eines Gedächtnisses ist eine Voraussetzung *sine qua non* für Erkenntnis und Denken, vergleichbare Gedächtnisleistungen findet man im Tierreich nicht. So sind Tiere zwar in der Lage zu lernen, jedoch beschränkt sich dies auf einfachere Lernformen wie Konditionieren oder in seltenen Fällen einfaches Problemlösen.

Menschen zeichnen sich dadurch aus, dass sie nicht nur motorische Fähigkeiten, sondern auch Fakten, Episoden und Zusammenhänge und dies auch noch mit einem klaren Selbstbezug erinnern können. Diese Gedächtnisleistung nennt man das autobiografische Gedächtnis. Vielleicht ist gerade das autobiografische Gedächtnis eine Eigenschaft, die den Menschen von anderen Lebewesen unterscheidet, denn Tieren scheint diese Fähigkeit nicht in diesem Maße zuzukommen. Inwiefern selbst bei Tieren ein gewisser Selbstbezug bei Erinnerungsleistungen zu finden ist, soll hier nicht weiter problematisiert werden. Verwiesen sei an dieser Stelle auf die *Theory of Mind*-Debatte.[1]

Betrachtet man die Fähigkeit des Erinnerns, sieht man, dass sie die grundlegende Voraussetzung für Lernen und Erkenntnis ist. Damit sollte Gedächtnis ein originär philosophisches Thema darstellen. Jedoch findet man in der Philosophie nicht sehr viele Debatten, die ihren Fokus speziell auf das Gedächtnis gelegt haben.[2] So hat z.B. Bertrand Russell Folgendes gesagt: „ (…) this analysis of memory is probably extremely faulty, but I do not know how to improve it.“[3]

Trotzdem trägt zum einen die Theoriebildung in der Erkenntnistheorie viel zum Thema Gedächtnis bei. Und zum anderen sind die Debatten über Fragen, was es heißt, eine Person zu sein, wie die Frage nach dem Begriff des Selbstbewusstseins, immer auch mit dem autobiografischen Gedächtnis verbunden. Gerade das autobiografische Gedächtnis spielt bei Fragstellungen, die sich mit der Kontinuität einer Person beschäftigen, eine gewichtige Rolle.[4]

Das autobiografische Gedächtnis ist in den letzten Jahren in den Fokus einiger interdisziplinärer Forschungsprojekte geraten. Zu nennen wäre hier beispielhaft das

von der *Volkswagen-Stiftung* unterstützte Projekt „Autobiographical Memory in Interdisciplinary Perspective“ von H. Welzer und H. Markowitsch.[5]

In diesem Aufsatz wird es zum einen um eine Auseinandersetzung mit den metaphorischen Bezeichnungen von Gedächtnisprozessen gehen, da diese Aufschluss darüber geben kann, mit welchen impliziten Vorannahmen oft an Gedächtnisforschung herangegangen wird.

Zum anderen werden kognitionswissenschaftliche und neurowissenschaftliche Forschungsparadigmen vorgestellt, wobei hier ein Schwerpunkt auf die Schemata-theorien gesetzt werden wird. Danach wird der Fokus auf das autobiografische Gedächtnis als eine besondere Form der Erinnerung gesetzt. Im Anschluss werden Studien zur Geschlechterdifferenz beschrieben und die verschiedenen Perspektiven von soziologischen und biologischen Theorien zur Interpretation von Geschlechterdifferenzen diskutiert.

Metaphern für das Gedächtnis

Die benutzte Begrifflichkeit der Gedächtnisforschung bildet eine wahre Schatzkammer, die mit vielen Metaphern angefüllt ist. Grundsätzlich kann man zwei verschiedene Gruppen von Metaphern für das Gedächtnis und die Erinnerungsprozesse unterscheiden. Zum einen gibt es die Speichermetaphern (z.B. des Magazins, der Schubladen und der Register), die sich auf das Gedächtnis als etwas Künstliches beziehen. Zum anderen sind die Metaphern, die das Erinnern als Prozess illustrieren, zu nennen.

Die so genannten Speichermetaphern basieren seit der Antike auf der Vorstellung, dass man Gedächtnisinhalte lokalisieren kann. Diese Vorstellung gründet auf den Annahmen der Rhetoriker und deren Gedächtniskunst (Mnemotechnik). Sie wird repräsentiert durch Gedächtnisbilder, z.B. an klar bezeichneten Orten in einem Gebäude oder einer Landschaft, die dabei als Stellvertreter des Gedächtnisses auftreten. Inzwischen hat jedoch die neurowissenschaftliche Forschung gezeigt, dass man nicht von so einer klaren Lokalisierung von Gedächtnisinhalten ausgehen kann. Nichtsdestotrotz bleibt sowohl dieses Bild der Metapher sowie die Technik der bildlichen Repräsentation weiterhin aktuell.

Beginnend bei Platon könnte man eine lange Liste von Metaphern für das Gedächtnis aufzählen: Jener verglich den Geist mit einer Voliere, in der die Vögel verschiedene Gedächtnisinhalte repräsentieren. Fängt man den richtigen Vogel, hat man eine Information richtig erinnert; täuscht man sich bei einer Erinnerung, hat man den falschen Vogel gefangen. Damit nimmt Platon einige frühe Theorien des Gedächtnisses vorweg.[6] Dies ist jedoch bei ihm nicht die einzige Metapher, viel bekannter ist sein früherer Vergleich von Erinnerungsspuren mit Abdrücken in einer Wachstafel:

> Und nun sagen wir, dies sei ein Geschenk der Mnemosyne (Erinnerung), der Mutter der Musen, und sooft wir uns an irgend etwas erinnern möchten, was wir gesehen oder gehört oder selber gedacht haben, so halten wir dieses Wachs unter die Wahrnehmungen und Gedanken und nehmen einen Abdruck davon, wie wenn wir einen Abdruck mit einem Siegelring machen, und das was sich einprägt, daran erinnern wir uns und wissen es, solange das Abbild davon in uns ist. Was aber ausgelöscht wurde oder was nicht stark genug war sich einzuprägen, das haben wir vergessen und wissen sie nicht.[7]

Ebenso beschreibt Platon Erkenntnis als ein Zurückerinnern der Seele an bereits Bekanntes.[8]

Die Technik des Palimpsestierens wurde seit Mitte des 19. Jahrhunderts mehrfach als Metapher für geistige Prozesse verwendet. Ein Palimpsest (griechisch: *palimpsestos* wieder abgeschabt) ist eine antike Manuskriptrolle, welche beschrieben, durch Schaben oder Waschen gereinigt und danach neu beschrieben wurde. Dieses Wiederbeschreiben bezeichnet man als Palimpsestieren.

Der englische Essayist Thomas De Quincey vergleicht in „Suspiria de Profundis“ (1845) den menschlichen Geist und besonders das Gedächtnis mit einem Palimpsest:

> What else than a natural and mighty palimpsest is the human brain? Such a palimpsest is my brain; such a palimpsest, O reader, is yours. Everlasting layers of ideas, images, feelings, have fallen upon your brain softly as light. Each succession has seemed to bury all that went before. And yet in reality not one has been extinguished.[9]

Auch Sigmund Freud hat sich mit dem „Wunderblock“[10] auf das Bild des Sich-Eindrückens bezogen. Mit dem Bild kann man gut erklären, warum manche Erinnerungen nicht so leicht zugänglich sind, jedoch mit Mühe, z.B. mit einer Psychoanalyse oder den passenden *Cues* (Hinweisreize) sozusagen wieder gefunden werden können. Ist etwas einmal in den Wunderblock eingeschrieben und später dann überschrieben worden, kann man die Spuren der ursprünglichen Erinnerung wieder finden. Das illustriert die Auffassung, warum nicht alle Erinnerungen dem Bewusstsein so leicht zugänglich sind. Freud argumentiert mit dieser Metapher für die unbegrenzte Aufnahmefähigkeit und Erhaltung von Dauerspuren im Gedächtnis, jedoch können solche Gedächtnisspuren überlagert werden.

Als drittes Beispiel für die Speichermetapher soll hier auf Hermann Ebbinghaus (1850-1909) als dem Begründer der experimentellen Erforschung des Gedächtnisses hingewiesen werden. Auch er beschreibt das Gedächtnis als einen räumlichen Speicher (*storehouse*) von diskreten, elementaren Einheiten.[11]

Als weitere Metaphern kann man folgende Begriffe nennen: Magazin, Schubladen, Register, Schatzkammer, Lagerhaus, Taubenschlag, Bergwerksschacht, lebender Magnet, photografischer Film, Tonband, Hologramm, Fotoapparat, visuelle Wahrnehmung, Gedächtnisbilder und Buch. Diese Speichermetaphern beschreiben alle einen Raum, in dem einzelne Gedächtnisinhalte abgelegt sind.

Auf der anderen Seite stehen Metaphern, die wie oben schon erwähnt, auf den prozessualen Aspekt von Gedächtnis eingehen. So beispielsweise Augustinus:

> Das Gedächtnis ist gleichsam der Magen der Seele, Freude aber und Trauer wie süße und bittere Speise; einmal dem Gedächtnis übergeben, sind sie wie in den Magen eingegangen, der sie verwahren, aber doch nicht schmecken kann. (…) Vielleicht also wie beim Wiederkäuen die Speise aus dem Magen, kommen auch diese Dinge beim Erinnern aus dem Gedächtnis hervor.[12]

Eine sich von Speichermetaphern abhebende Metapher ist auch die Beschreibung des Gedächtnisses als zellulärer Automat von Giordano Bruno (1548-1600). Hier wird der prozessuale Charakter des Gedächtnisses hervorgehoben.

Selbst wenn man hoffen könnte, dass sich in der neuen Betrachtungsweise das Gedächtnis „nicht mehr als Spur und Speicher, sondern als eine plastische Masse aufgefasst wird, die unter den wechselnden Perspektiven der Gegenwart immer wieder neu geformt wird“,[13] muss man feststellen, dass sich inzwischen der Computer als Metapher für den Geist in vielen Bereichen durchgesetzt hat, und momentan sieht es auch nicht so aus, als ob eine neue Metapher in absehbarer Zeit andere Aspekte von Gedächtnis beleuchten wird.

Betrachtet man die vielen Metaphern für Gedächtnisprozesse, ist es interessant herauszufinden, was ihnen eventuell gemein sein könnte. Durch alle genannten Speichermetaphern hinweg zieht sich das Bild, dass Gedächtnisinhalte quasi klar beschreibbare Entitäten wie Vögel, Teile eines Schatzes oder ein Abdruck von etwas seien, die irgendwo aufbewahrt werden und dann beim Erinnern wieder hervorgeholt werden. Damit verhindern diese Metaphern die Beschreibung des konstruktiven Charakters von Erinnerung. In vielen Fällen ist es aber offensichtlich, dass Erinnerungen rekonstruiert werden, da sie mit dem, was wirklich passiert ist, nicht übereinstimmen, wie sich bei vielen Untersuchungen über Zeugenaussagen gezeigt hat.[14]

Das legt die Vermutung nahe, dass sie nicht als vollständiges Item irgendwo abgelegt worden sind, sondern dass sie beim Prozess des Erinnerns aktuell neu konstruiert werden. Erinnern als Prozess aufzufassen und den konstruktivistischen Charakter der Erinnerungsinhalte zu betonen, kommt in den konstruktivistischen Theorien von Humberto Maturana, Francisco Varela, Ernst von Glasersfeld, Heinz von Foerster, Paul Watzlawick und Gerhard Roth klar zum Ausdruck. Auch die Lerntheorien von Jerome Bruner, David Paul Ausubel und Jean Piaget gehen von einer konstruktivistischen Position aus. Betrachtet man die Herkunft des Wortes Gedächtnis: das althochdeutsche *githehtnissi*, ist damit ‚das Denken an etwas‘ gemeint, und dies schließt nicht aus, dass man auch an ‚frisch‘ konstruierte Erinnerungen denken kann. Skripts und Schemata können diese Komponente von Erinnerung gut erklären.

Gedächtnisforschung in der Kognitionswissenschaft und den Neurowissenschaften

Im Folgenden möchte ich sowohl die kognitionswissenschaftlichen als auch die neurowissenschaftlichen Perspektiven zum Thema Gedächtnis umreißen. In der Kognitionswissenschaft wie auch in den Neurowissenschaften unterscheidet man in der Regel zwischen vier Gedächtnisprozessen:

1. der Enkodierung (Lernen),
2. dem Behalten,
3. dem Abruf (Erinnern) und
4. dem Vergessen.

Ad 1.) Die Enkodierung entspricht dem neuen Einspeichern von Informationen in das Langzeitgedächtnis; etwas wurde enkodiert, wenn es gelernt wurde, und dies ist nur überprüfbar, wenn es wieder abrufbar ist. Hier sind Wahrnehmungsprozesse und die Eigenschaften der Sensorik, welche die Voraussetzung für die Möglichkeit Informationen zu enkodieren bilden, ein wichtiger Themenbereich. Dabei spielen sowohl der Inhalt als auch die Modalität eine entscheidende Rolle beim Enkodieren, denn sie legen fest, in welchen Gehirnarealen Prozesse stattfinden. So bestimmt die Modalität des sensorischen Inputkanals, durch den die Informationen in das Gehirn gelangen können, die Verarbeitungsweise und die Speicherorte.

In der Erziehungswissenschaft gibt es verschiedene Theorien zur Gestaltung von Lernmaterialien, in denen die Vor- und Nachteile der Benutzung verschiedener Verarbeitungskanäle bewertet werden. Die *Dual-Coding Theory* geht davon aus, dass verschiedene Subsysteme unabhängig voneinander arbeiten können, ohne sich zu behindern. Werden Informationen sowohl akustisch (sprachlich) als auch visuell und vielleicht zusätzlich noch haptisch dargeboten, konnte experimentell gezeigt werden, dass dadurch das Lernziel besser erreicht wird.[15] Es konnte auch experimentell gezeigt werden, dass das Lernziel besser erreicht wird, wenn dem Lernenden sowohl visuelle als auch verbale Wissensrepräsentationen präsentiert werden.[16]

Jedoch gibt es auch die Auffassung, dass dadurch der so genannte *cognitive load* überschritten werden kann; in diesem Fall können zusätzliche Informationen nicht berücksichtigt werden, und die Verarbeitung wird durch die maximale Auslastung eher gestört als befördert.[17] Denn es wird vorausgesetzt, dass jeder Arbeitsgedächtnisspeicher eine begrenzte Kapazität hat.

Ad 2.) Das Behalten beschreibt die Art und Weise, wie gelernte Informationen z.B. durch regelmäßigen Abruf bewahrt werden können. So gilt etwa Lachen in der Hirnforschung als wichtiger, emotionaler Marker, der uns hilft, Informationen besser und nachhaltig in unserem Gedächtnis zu speichern.

Ad 3.) Der Abruf beschreibt die Reproduktion oder auch Rekonstruktion von Gedächtnisinhalten.

Ad 4.) Mit Vergessen werden Prozesse bezeichnet, die entweder den unwiederbringlichen Zerfall von Gedächtnisspuren oder auch die möglichen Konsequenzen von Abruf-Interferenzen durch konkurrierende Informationen beschreiben. Der Abrufprozess eines spezifischen Gedächtnisinhalts kann blockiert sein, wie dies z.B. bei Traumata häufig der Fall ist – sie sind zwar vorhanden und haben ihren Einfluss, dringen aber nicht ins Bewusstsein vor. Das Vergessen ist ein notwendiger Prozess, da sonst die Kapazitäten des Gehirns für aktuelle Aufgaben gesprengt werden würden, wie es in manchen pathologischen Fällen, wie z.B. beim Savant-Syndrom deutlich wird.[18] Die Inselbegabung – so kann man das Savant-Syndrom auch nennen – ist ein Phänomen, das bei Menschen in den meisten Fällen mit einer kognitiven Behinderung einhergeht.

Schemata

Eine wichtige Frage in der Gedächtnisforschung beschäftigt sich mit der Art und Weise der Repräsentation der Gedächtnisinhalte. Eine Erklärung, wie das Wissen repräsentiert werden kann, wird durch die Theorie der Schemata gegeben. Schemata organisieren als kognitive Strukturen Wissen über typische Zusammenhänge in einem Realitätsbereich. Schemata sind die Bausteine unserer Kognition.[19] Sie bilden ein Skelett, das mit aktuellen Fakten gefüttert werden kann. Solche Leerstellen können auch ineinander eingebettet sein und haben eine Prozesskomponente, d.h. sie können andere Schemata im Sinne von Assoziationsketten aktivieren.[20] Schemata können ganz unterschiedliche Wissensinhalte speichern.

Eine für das autobiografische Gedächtnis wichtige Gruppe von Schemata bilden die emotionalen Schemata. Eine gängige Definition beschreibt emotionale Schemata als Verbindungen und Verknüpfung von Reizeindrücken, die immer oder häufig an gleichem Ort und zu gleicher Zeit wiederkehrend auftreten. Als Beispiel kann man sich die Situation eines Vokabeltestes vorstellen: sie findet immer in einer ähnlichen Umgebung statt und ist mit ähnlichen Gefühlen gekoppelt. Für die emotionalen Schemata gilt genauso, dass sie Organisationseinheiten bilden.

Neben den angeborenen, natürlichen emotionalen Reizschemata wie Wut, Furcht und Liebe, gibt es kulturspezifische emotionale Schemata, die als vorgeformte Mustervorlagen für das Erleben und den Umgang mit Gefühlen benutzt werden. Eltern übertragen Gefühle betreffend ihre Vorstellungen und Verhaltensmuster auf ihre Kinder (sie verstärken, ignorieren bzw. bestrafen entsprechende Gefühle und sind selber auch Modell). Hier kann man sich eine typische Situation auf dem Kinderspielplatz vor Augen führen: Fällt ein Kind hin, schaut es oft erst seine Mutter an und liest an deren Reaktion ab, wie sehr es wehgetan hat. Als dritte Gruppe gibt es noch die individuell-subkulturellen emotionalen Schemata. Hier werden persönliche Eigenheiten im Laufe der Zeit ausgebildet.

Der Vorteil solcher Schemata liegt in der Reduzierung der Komplexität und ermöglicht somit die Vereinfachung und Automatisierung emotionaler Reaktionen.

Sie werden schablonenartig an neue Erfahrungen angelegt und können durch automatisierte Prozesse eine Reaktion beschleunigen. Neben dieser Automatisierung sind emotionale Reaktionen schneller als kognitive Prozesse, da sie ohne Bewusstsein ablaufen. Deswegen ist es wichtig, dass emotionale Schemata ausgebildet werden. Gebildet werden Schemata, angeborene ausgenommen, durch häufige Wiederholung. In einer gefährlichen, zeitkritischen Situation, in der nicht viel Zeit zur Verfügung steht, wird in der Regel ‚aus dem Bauch heraus' entschieden, denn ein rein kognitiver Entscheidungsprozess wäre nicht schnell genug: der Zeitpunkt, an dem man reagieren müsste, wäre schon vorbei, bevor man zu einer Entscheidung gekommen wäre.

In der Kognitionswissenschaft geht es nicht nur um emotionale Schemata, sondern es gibt auch Schemata (oft auch als *scripts* bezeichnet), in denen sich Weltwissen und Erfahrungswissen niederschlagen. So haben wir für gewöhnliche Alltagssituationen, wie z.B. einen Restaurantbesuch, schematisierte Vorstellungen, die sowohl in der Wahrnehmung als Erwartungskomponente als auch in der Erinnerung eine Rolle spielen.[21] Sehr anschaulich ist dieser Vorgang an der Comicserie „Asterix und Obelix" untersucht worden: Die einzelnen Geschichten sind nach wiederkehrenden Schemata aufgebaut, wie z.B. das Erscheinen der Seeräuber, dem darauf folgenden Kampf und dem Untergang. Jedoch sind nicht in jeder Folge alle einzelnen Aktionen dargestellt – befragt man hingegen die LeserInnen, berichten sie in der Regel die komplette Abfolge. Der Leser/die Leserin ergänzt das Gelesene durch die Schemata, die er oder sie durch seine Leseerfahrung gebildet hat. Schemata spielen eine Rolle in den Rekonstruktionsprozessen von Gedächtnisinhalten, wobei damit der Einfluss des Alltagswissens erklärt wird. Dadurch, dass sie die Wahrnehmung durch eine Erwartungshaltung mitbestimmen, beeinflussen sie auch das Enkodieren.

Schließlich sind Schemata noch durch das Rollenverständnis einer Person geprägt, die sich z.B. zu einem bestimmten Zweck erinnern will. Das Selbstbild einer Person färbt ihre Erinnerung, genauso wie die Geschlechterrolle an der Ausprägung bestimmter Schemata beteiligt ist.

Die vorher erwähnte Speichermetapher hatte Einfluss auf die Theoriebildung in der Kognitionswissenschaft, es gibt hier viele Speichermodelle; zu nennen wäre z.B. das modale Gedächtnismodell von Atkinson und Shiffrin[22]: Hier wird unterschieden zwischen einem sensorischen Speicher (Ultrakurzzeitgedächtnis), dem Kurzzeitspeicher und dem Langzeitspeicher. Neuere Forschungsergebnisse aus der Neuropsychologie belegen aber, dass man eher von einem inhaltsspezifischen Gedächtnismodell ausgehen muss. Der Inhalt oder die Modalität einer Erinnerung hat Einfluss auf die Art und Weise der Enkodierung, Konservierung und eben auch auf die Reproduktions- oder Rekonstruktionsprozesse.

Da die Kognitionswissenschaft eng mit den Neurowissenschaften zusammenarbeitet, kann man für diese Behauptung Untersuchungen zur Lokalisierung verschiedener Erinnerungsprozesse heranziehen. So ist es möglich, grundlegen-

de Unterschiede zwischen impliziten (reflexiven) und expliziten (deklarativen) Gedächtnisinhalten zu postulieren. Anzumerken ist, dass viele verschiedene Begriffe für das Implizite verwendet werden, manchmal bezieht man sich mit dem Begriff ‚unbewusst' oder ‚reflexiv' auf diese Gruppe von Gedächtnisinhalten. Diese Unterscheidung bezieht sich sowohl auf den Status, den Gedächtnisinhalte gegenüber dem Bewusstsein haben, als auch auf den spezifischen Inhalt. Zu den impliziten Gedächtnisinhalten gehören Produkte des nicht-assoziativen Lernens, des klassischen Konditionierens, Effekte der so genannten Primingprozesse und das prozedurale Gedächtnis. Mit *Priming* bezeichnet man die Tatsache, dass man in der Lage ist, unbewusst wahrgenommene Zusammenhänge zu speichern. Diese Prozesse finden im Neokortex und in Teilen des limbischen Systems statt. Das so genannte prozedurale Gedächtnis bezeichnet körperliche Fähigkeiten, wie Fahrradfahren, Tanzen und andere Bewegungsabläufe. Sie sind dem Bewusstsein nicht zugänglich und können deswegen schneller ablaufen. In philosophischen Kontexten werden solche Fähigkeiten mit dem Begriff ‚Wissen wie' (*knowing how*)[23] bezeichnet. Nach Squire und Zola lässt sich das prozedurale Gedächtnis im Striatum (Streifenkörper), einem Teil der Basalganglien, verorten.[24] Und es gibt Verknüpfungen zu den motorischen Bahnen und dem Gleichgewichtssinn und Kleinhirn. Außerdem gehören zum impliziten Gedächtnis die emotionalen Bewertungen, welche vielfach mit Gerüchen assoziiert sind und ihre Lokalisation im limbischen System, dem Hypokampus und in den Amygdala haben.

Im Gegensatz dazu steht das ‚Wissen was' (*knowing what*), womit deklarative, explizite Gedächtnisinhalte gemeint sind, die sich wiederum in episodische und semantische Inhalte unterteilen lassen. Unter episodischem Gedächtnis versteht man Gedächtnisinhalte, die sich auf Ereignisse beziehen, währenddessen mit semantischen Inhalten Faktenwissen gemeint ist. Deklarative Gedächtnisinhalte kann man in den medialen Temporallappen (Schläfenlappen) lokalisieren: Das episodische Gedächtnis ist für die Speicherung von persönlichen Erlebnissen zuständig, wobei es zusätzlich im Parietallappen (Scheitellappen) verschaltet ist. Davon zu unterscheiden ist das semantische Gedächtnis, welches Daten und Fakten, die man bewusst erlernt hat, enthält, und welches nur im Schläfenlappen verschaltet ist.

Methoden der Neurowissenschaften

Der experimentelle Nachweis der vorgenannten Theorien wurde in den Neurowissenschaften durch verschiedene Methoden, die eine Aktivierung verschiedener Gehirnareale messen, erbracht. Zu nennen ist hier das EEG (Elektroenzephalogramm); hier wird die elektrische neuronale Aktivität direkt am Kopf abgeleitet, neben der guten Zeitauflösung hat sie den Nachtteil einer schlechten Lokalisierbarkeit. Als zweites, jedoch seltener verwendet, gibt es die Positronenemissionstomografie (PET); hier wird nach Injektion von radioaktiv markiertem Zucker der radioaktive Zerfall bestimmter Isotope unter Freisetzung von Positronen gemessen.

Diese indirekte Methode bringt eine exzellente räumliche Auflösung, jedoch hat sie eine schlechte zeitliche Auflösung, die kompliziertere Untersuchungen unmöglich macht. Dann gibt es noch die indirekte Methode der funktionellen Magnetresonanztomografie (fMRT) oder Kernspintomografie; hier wird aufgrund einer gemessenen Blutflussänderung auf eine gesteigerte Aktivität geschlossen. Die Zeitauflösung ist nicht so gut wie beim EEG, aber besser als beim PET, die räumliche Auflösung ist fast so gut wie beim PET und viel besser als beim EEG. Die Experimentdauer ist jedoch durch eine hohe Lärmentwicklung limitiert.

Nachdem historische Vorstellungen und eine Ansammlung von Metaphern dargestellt worden sind und ein kurzer Überblick über die kognitionswissenschaftliche Herangehensweise an Gedächtnisforschung gegeben wurde kommen wir jetzt zum autobiografischen Gedächtnis.

Autobiografisches Gedächtnis

Im Folgenden wird die Rolle der Schemata beim autobiografischen Gedächtnis mit besonderer Berücksichtigung der Geschlechterdifferenz näher erläutert, und im Anschluss werden zwei neurowissenschaftliche Studien vorgestellt.

Unter autobiografischem Gedächtnis versteht man die Fähigkeit des Menschen, sich an Fakten und Erlebnisse, die ihn selbst betreffen, zu erinnern. Diese Erinnerungen sind von einem Gefühl begleitet, das sich mit Vertrautheit und Selbstbezüglichkeit beschreiben lässt. Man kann klar unterscheiden, ob man sich an etwas Autobiografisches oder an reine Fakten erinnert.

Erlebnisse werden genau wie andere Ereignisse repräsentiert, sie sind aber durch einen besonders reichen Bezug zum Selbstkonzept ausgezeichnet. Bei der Repräsentation von Ereignissen werden Ereignis-Schemata benutzt. Skripts sind eine von mehreren möglichen Repräsentationsformen. Beim Abruf von Erlebnissen finden sich rekonstruktive und konstruktive Phänomene, und damit geht man über die Speichermetapher hinaus. Denn die rekonstruierten Gedächtnisinhalte sind oft keine detailgetreue Darstellung des wirklich Erlebten.

Sowohl in der Forschung zum autobiografischen Gedächtnis als auch zu Fragen der Geschlechterdifferenz gibt es eine große Anzahl von Studien. Als ein Beispiel zur Geschlechterdifferenz soll hier die Studie von Monika Sieverding[25] genannt werden. In dieser Studie wurde die Rededauer von Männern und Frauen in Vorstellungsgesprächen verglichen. Dafür wurde im Labor eine Bewerbungssituation simuliert, in der 37 Frauen und Männer einen Vortrag zur Selbstdarstellung halten mussten, im Weiteren einem standardisierten Bewerbungsinterview unterzogen wurden sowie einen schriftlichen Leistungstest absolvieren mussten. Dabei ergab sich, dass Männer im Durchschnitt eine Minute länger als Frauen über ihre berufliche Qualifikationen sprachen. Dies interpretierte Monika Sieverding als einen Hinweis darauf, dass Frauen sehr viel häufiger ihre Kompetenzen unterschätzen als Männer, da ihnen das Anpreisen von Fähigkeiten als ‚unwürdig' und unangenehm erscheint. Man kann

dieses Verhalten als eine Konsequenz der kulturellen und gesellschaftlichen Prägung sehen – kulturelle Schemata schlagen sich in einer subjektiven Repräsentanz nieder. Sie werden intersubjektiv gebildet, und gerade die Enkodierung biografischer Informationen durchläuft immer kulturelle Modelle.[26] Geschlechterunterschiede bei Untersuchungen zum autobiografischen Gedächtnis können ebenso mit kulturellen Schemata erklärt werden. Unterschiede in den Abrufstrategien haben ihren Ursprung in der sozialen und kulturellen Prägung. Antrainiertes Rollenverhalten beeinflusst die Bildung von Schemata, die wiederum den Abrufprozess determinieren. Fragt man sich nach Unterschieden im Gehirn darf man die kulturellen Einflüsse nicht vernachlässigen.

Neben dieser Sicht auf die kulturellen Einflüsse gibt es Studien, welche die Unterschiede durch unterschiedliche biologisch-biochemische Entwicklungsverläufe bei Frauen und Männern erklären.[27] Neben den neuronalen Ausreifungsprozessen in der frühkindlichen Entwicklung auf morphologischer Ebene, die durch axonale Myelisierung und axonale und dendritische Aussprossungs- und Pruningvorgänge zustande kommen, gibt es in den ersten Lebensjahren und besonders in der Pubertät hormonelle Schübe, die für Unterschiede auf morphologischer Hirnebene zwischen den Geschlechtern verantwortlich sind. Daraus werden die unterschiedlichen kognitiven Präferenzen abgeleitet. Dies ist sicherlich ein Aspekt, der für die Unterschiedlichkeit herangezogen werden kann, jedoch darf man nicht außer Acht lassen, dass das Gehirn während des gesamten Lebens durch eine hohe Plastizität ausgezeichnet ist, und es sich immer auch durch neue Erfahrungen verändern kann.[28] Durch weitere interdisziplinäre Forschung kann man den Einfluss beider Komponenten, der kulturellen und der biologischen, herausarbeiten. Neben den hier dargestellten Perspektiven ist sicherlich auch wichtig, die individuelle Perspektive der spezifischen Erlebnisse zu berücksichtigen.

Studien aus der Gedächtnisforschung

Im Folgenden sollen kurz die Ergebnisse zweier Studien zum Gedächtnis dargestellt werden. In der ersten Studie von Pillemer et al.[29] liegt der Fokus der Untersuchung auf der Spezifität von Erinnerungen; dabei wird untersucht, ob es geschlechtsspezifische Unterschiede hinsichtlich der Spezifität gibt, und worin die vorherrschende Motivation liegt, überhaupt in Erinnerungen zu schwelgen.

Anhand der Befragung von 157 Teilnehmern (49 M, 51 F, Alter: 68-71 und 27 M, 30 F, Alter: 76-79) wurden zu 19 unterschiedlichen Themen Daten zur Spezifität, gemessen nach Quantität, Dichte und Breite, erhoben, und außerdem ein Fragebogen zur Funktion des ‚In-Erinnerung-Schwelgens' ausgewertet. Die Ergebnisse zeigten, dass Frauen mehr spezifische Erinnerungen wiedergaben, sowohl quantitativ, nach der Dichte, als auch in der Breite. Ebenso ergab sich, dass Frauen signifikant häufiger als Männer angaben, zur Identitätsbildung, um Intimität aufrecht zu erhalten,

zur Vorbereitung auf den Tod, zum Problemlösen und zum Unterrichten in Erinnerungen zu schwelgen.

Als Interpretation dieser Ergebnisse wurden folgende Fakten herangezogen:

- Eltern sprechen mehr mit Töchtern über spezifische Ereignisse als mit Söhnen,
- Frauen führen häufiger Tagebücher,
- episodische Erinnerungen sind für Frauen wichtiger.

Die Interpretation dieser Studie legt das Gewicht auf eine unterschiedliche kulturelle Prägung; würden Söhne dazu angehalten, Tagebuch zu führen, sich mehr über spezifische Ereignisse zu unterhalten, dann wären für sie episodische Erinnerungen wichtiger und die Ergebnisse obiger Studie würden sich signifikant veränderern.

In der zweiten Studie von Piefke et al.[30] wird die Frage untersucht, inwiefern solche Unterschiede biologisch verursacht sein könnte. Ausgegangen wurde von der Tatsache, dass Frauen autobiografische Erinnerungen detaillierter und emotional intensiver wiedergeben als Männer. Untersucht werden sollte, welche neuroanatomischen Korrelate diesen geschlechtsspezifischen Unterschieden zu Grunde liegen könnten. Ziel der Studie war mit funktioneller Magnetresonanztomografie (fMRT) die Überprüfung zweier möglichen Hypothesen:

1. affect intensity hypothesis:

Frauen haben eine bessere Gedächtnisfähigkeit, da sie Ereignisse emotionaler erleben und deshalb stärker enkodieren. Frauen haben gleiche neuronale Aktivierungsmuster wie Männer, allerdings stärkere Aktivierung.

2. cognitive style hypothesis:

Frauen enkodieren Ereignisse qualitativ anders als Männer und verwenden andere kognitive Strategien beim Erinnern. Frauen haben qualitativ andere neuronale Aktivierungsmuster als Männer.

Alle Versuchspersonen (10 M, 10 F) wurden mit individuellen positiven und negativen Kindheitserinnerungen und neueren Erinnerungen, die vorab in Interviews gewonnen wurden, als Stimuli konfrontiert; dabei wurde erhoben, ob die Stimuli wieder erkannt werden. Als Kontrolle der Wachsamkeit waren die Versuchspersonen aufgefordert, durch Knopfdruck auf einen visuellen Reiz zu reagieren, als Baseline fungierte das Lesen der Instruktion. Außerdem wurde eine Bewertung der Intensität der Erinnerung abgefragt. Im Gegensatz zu der vorigen Studie gab es keine signifikanten Unterschiede in den Verhaltensdaten, weder beim Wiedererkennen der Stimuli noch bei der Bewertung der Intensität der Erinnerung. Jedoch gab es Unterschiede bei den Bilddaten: bei den Männer wurde eine erhöhte Aktivation im linken parahippokampalen Gyrus gemessen, während bei den Frauen die erhöhte Aktivation im rechten dorsolateralen, präfrontalen Kortex und im rechten insularen Kortex zu finden war. Damit wurde die *cognitive style hypothesis* bestätigt, dies bedeutet nach dieser Studie enkodieren Frauen qualitativ anders, da bei ihnen ein anderes neuronales Aktivierungsmuster gemessen wurde. Damit ist

natürlich noch nicht geklärt, warum sie andere Strategien verwenden. In anderen Untersuchungen wurde festgestellt, dass der linke parahippokampale Gyrus aktiv ist, wenn Versuchspersonen sich mit Navigationsaufgaben und räumlichen Lernen beschäftigen. Daraus folgerten die Autoren, dass sich Männer beim Erinnern vermehrt auf räumliche Kontextinformationen verlassen. Der rechte dorsolaterale, präfrontale Kortex ist das Areal, welches in der Hirnforschung mit dem seriellen Ordnen von Ereignissen in Zusammenhang gebracht wird. Dem rechten insularen Kortex wird eine Beteiligung kognitiver Aspekte emotionaler Verarbeitung zugeschrieben. So werden die Bilddaten der Frauen folgendermaßen interpretiert: Sie rufen vermehrt zeitliche Kontextinformationen ab, d.h. sie scheinen verschiedene Episoden während des Erinnerns zu verlinken.

Fazit

Gedächtnisforschung ist ein Thema, welches in den verschiedensten Wissenschaftszweigen bearbeitet wird, angefangen von den GermanistInnenen, den PsychologInnen bis hin zu den NeurowissenschaftlerInnen. Hier wurden zum einen die metaphorischen Bezeichnungen von Gedächtnisprozessen beschrieben, und zum anderen umrissen, womit sich kognitionswissenschaftliche Forschung zum Themenkomplex Gedächtnis beschäftigt.

Danach wurde das Besondere des autobiografischen Gedächtnisses herausgestellt und auf Studien zur Geschlechterdifferenz eingegangen. Sichtbar wurde, dass experimentell Unterschiede nachzuweisen sind, die spannenden Fragestellungen beschäftigen sich jedoch mit der Genese dieser Differenz. So kann man soziologische Theorien für die Ausbildung von Geschlechterrollen heranziehen, oder man kann die Gründe der Unterschiedlichkeit in der unterschiedlichen hormonellen Entwicklung, also biologisch, erklären. Interessant wäre es, die mögliche Verzahnung dieser verschiedenen Ansätze zu untersuchen. Zum Schluss wurden zwei Studien vorgestellt, die sich mit möglichen Unterschieden zwischen den Geschlechtern beschäftigen. Die vorliegenden Daten weisen auf unterschiedliche neuronale Aktivitätsmuster hin, aber damit ist keineswegs gezeigt, dass dieser Unterschied ein biologischer oder gar angeborener sei. Die Beschreibung der Schematheorien zeigt, dass Entwicklungen durch die individuelle Lerngeschichte und damit auch durch den Einfluss der Gesellschaft auf das Selbstbild beeinflusst werden.

Anmerkungen

1 Michael Tomasello / J. Call / B. Hare: „Chimpanzees understand psychological states: The question is which ones and to what extent", in: *Trends in Cognitive Science*, 7, 2003, S. 153-156.

2 Vgl. *Philosophy of Memory* von John Sutton, http://www.phil.mq.edu.au/staff/jsutton/Memoryphilosophy.html (Zugriff am 18.9 2006).

3 Bertrand Russel: *The Analysis of Mind*, London 1921, S.187.

4 Vgl. John Sutton: *Memory*, http://plato.stanford.edu/entries/memory/#Oth (Zugriff am 18.9.2006).

5 Aus diesem Projekt sind bereits zwei Bücher hervorgegangen: Hans J. Markowitsch / Harald Welzer: *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*, Stuttgart 2005 und Harald Welzer / Hans J Markowitsch (Hrsg.): *Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung*, Stuttgart 2006.

6 Dies zeigt sich in der psychologischen Literatur zum Thema *‚false memory'*, hier wäre zum Beispiel von Daniel L. Schacter: *The seven sins of memory: How the mind forgets and remembers* [1999], Boston 2001, zu nennen.

7 Plato: *Theaitetos*, S. 81, von der Seite http://www.e-text.org/text/Platon%20-%20Theaitetos.pdf (Zugriff am 17.9. 2006).

8 Platon: *Phaidros*, Übersetzung und Kommentar von Ernst Heitsch, Göttingen 1997.

9 Thomas De Quincey: „Suspiria de Profundis", in: Thomas De Quincey: *Confessions of an English Opium-Eater and Other Writings*, London 2003, S. 150.

10 Vgl.: „Denkt man sich, dass während eine Hand die Oberfläche des Wunderblocks beschreibt, eine andere periodisch das Deckblatt desselben von der Wachstafel abhebt, so wäre das eine Versinnlichung der Art, wie ich mir die Funktion unseres seelischen Wahrnehmungsapparates vorstellen wollte." Sigmund Freud: „Notiz über den ‚Wunderblock' ", in: Ders.: *Gesammelte Werke XIV* (Psychologie des Unbewussten), Dritte Auflage (1924), Frankfurt/M, 1963, S. 3-8.

11 Hermann Ebbinghaus: *Über das Gedächtnis: Untersuchungen zur experimentellen Psychologie*, Leipzig 1992 (neu aufgelegt von der Wissenschaftlichen Buchgemeinschaft Darmstadt nach der Auflage von 1885).

12 Augustinus: *Bekenntnisse*, X, 14.

13 Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, S. 158 (Zitiert nach Dariusz Komorowski: *Kurze Einführung in die Gedächtnisforschung von Aleida Assmann*, http://www.orbis-linguarum.net/2003/22_03/bbb2komorowski.html, Zugriff 30.1.2007).

14 Elizabeth F. Loftus / James M. Doyle: *Eyewitness testimony: civil and criminal*, 3. ed., Charlottesville/Va. 1997.

15 Vgl. Jim M. Clark / A. Paivio: „Dual coding theory and education", in: *Educational Psychology Review*, 3(3), 1991 S. 149-170.

16 Vgl. R. Moreno / A. Valdez: „Cognitive load and learning effects of having students organize pictures and words in multimedia environments: the role of student interactivity and feedback", in:

Educational Technology Research & Development 53 (3), 2005, S. 35-45.

17 Vgl. John Sweller / Paul Chandler: „Evidence for Cognitive Load Theory", in: *Cognition and Instruction*, Vol. 8, No. 4, 1991, S. 351-362.

18 Als Beispiel könnte man hier Solomon Schereschewski, 1886 im damaligen Russland geboren, nennen. Er konnte sich an jede einzelne Minute seines Lebens erinnern und wünschte sich sehnlichst, diese Fähigkeit zu verlieren, was ihm jedoch nicht gelang und ihn in den Wahnsinn trieb.

19 Vgl. David Rumelhart: „Schemata: The building blocks of cognition", in: R. Spiro/ B. BrucBruce/ W. Brewer: *Theoretical issues in reading comprehension,* Hillsdale/N.J. 1980.

20 Vgl. Heinz Mandl / Hans Spada (Hrsg.): *Wissenspsychologie,* München/Weinheim 1988.

21 Vgl. Roger C. Schank / Robert P. Abelson: *Scripts, Plans, Goals and Understanding: an Inquiry into Human Knowledge Structures,* Hillsdale/N.J. 1977.

22 Vgl. Atkinson, Richard C. / Shiffrin, Richard M.: *Human memory: A proposed system and its control processes*, in: K.W. Spence / J.T. Spence (Hrsg.): *The Psychology of Learning and Motivation,* New York 1968; Donald E. Broadbent: *Perception and Communication,* Oxford 1958; F. Craik / R. Lockhart: „Levels of processing: A framework for memory research", in: *Journal of Verbal Learning & Verbal Behavior*, 11, 1972, S. 671- 684; Alan D. Baddeley: *Working Memory,* Oxford 1986.

23 Vgl. Gilbert Ryle: *Der Begriff des Geistes*, 2. Kapitel, Stuttgart 1969, S. 26 ff.

24 Vgl. Squire and Zola: „Structure and function of declarative and nondeclarative memory systems", *Proc. Natl. Acad. Sci. USA*, Vol. 93, S. 13515-13522, 1996.

25 Monika Sieverding: „ ‚Alle wahren Gefühle verbergen und mit fester Stimme und wohlformulierten Sätzen glänzen!" – Die Bedeutung von Selbstdarstellungsregeln im Bewerbungsinterview", in: *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 44. Jg., Heft 3, 2000,S.152-156.

26 Vgl. B. Shore: *Culture in Mind. Cognition, Culture, and the Problem of Meaning,* Oxford 1996; Maurice Halbwachs: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt 1985; Aleida Assman, 1992.

27 Vgl. Monica Pritzel / H. Markowitsch: „Sexueller Dimorphismus: inwieweit bedingen Unterschiede im Aufbau des Gehirns zwischen Mann und Frau auch Unterschiede im Verhalten?", in: *Psychologische Rundschau*, 48, 1997, S. 16-31.

28 Vgl. Eric Kandel / Jessel Schwartz: *Neurowissenschaften. Eine Einführung,* Spektrum Akademischer Verlag 1995.

29 D. B. Pillemer / P. Wink / T. E. DiDonato / R. L. Sanborn: „Gender differences in autobiographical memory styles of older adults", in: *Memory* 11(6), 2003, S. 525-532.

30 M. Piefke / P.H. Weiss / H. J. Markowitsch / G.R. Fink: „Gender differences in the functional neuroanatomy of emotional episodic autobiographical memory", in: *Human Brain Mapping* 24(4), 2005, S. 313-324.

Literatur

Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.

Atkinson, Richard C. / Shiffrin, Richard M.: *Human memory: A proposed system and its control processes*, in: Spence, K.W. / Spence, J.T. (Hrsg.), *The Psychology of Learning and Motivation*, New York 1968.

Augstinus: *Bekenntnisse*, Buch X, 14, http://www.intratext.com/IXT/DEU0016/_P43.HTM (Zugriff 30.1.2007).

Baddeley Alan D.: *Working Memory*, Oxford 1986.

Broadbent, Donald E.: *Perception and Communication*, Oxford 1958.

Clark, Jim M. / Paivio, A.: „Dual coding theory and education", in: *Educational Psychology Review*, 3(3), 1991, S. 149-170.

Craik, F. / Lockhart, R.: „Levels of processing: A framework for memory research", in: *Journal of Verbal Learning & Verbal Behavior*, 11, 1972, S. 671- 684.

De Quincey, Thomas: „Suspiria de Profundis", in: Thomas De Quincey: *Confessions of an English Opium-Eater and Other Writings*, London 2003.

Ebbinghaus, Hermann: *Über das Gedächtnis*: *Untersuchungen zur experimentellen Psychologie*, Leipzig, 1992 (neu aufgelegt von der Wissenschaftlichen Buchgemeinschaft Darmstadt nach der Auflage von 1885).

Freud, Sigmund: „Notiz über den ‚Wunderblock' ", in: Ders.: *Gesammelte Werke XIV* (Psychologie des Unbewussten), Dritte Auflage (1924), Frankfurt/M, 1963, S. 3-8.

Halbwachs, Maurice: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt 1985.

Kandel, Eric / Schwartz, James / Jessel, Thomas: *Neurowissenschaften. Eine Einführung*, Spektrum Akademischer Verlag 1995.

Komorowski, Dariusz: *Kurze Einführung in die Gedächtnisforschung von Aleida Assmann*, http://www.orbis-linguarum.net/2003/2203/bbb2komorowski.html (Zugriff 30.1.2007).

Loftus, Elizabeth F. / Doyle, James M.: *Eyewitness testimony: civil and criminal*, 3. ed., Charlottesville/Va. 1997.

Mandl, Heinz / Spada, Hans (Hrsg.): *Wissenspsychologie*, München/Weinheim 1988.

Mandl, Heinz / Friedrich, H.F. / Hron, A.: „Theoretische Ansätze zum Wissenserwerb", in: Heinz Mandl / Hans, Spada (Hrsg.): *Wissenspsychologie*, München/Weinheim 1988, S. 123-160.

Markowitsch, Hans J. / Welzer, Harald: *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*, Stuttgart 2005.

Moreno, R. / Valdez, A.: „Cognitive load and learning effects of having students organize pictures and words in multimedia environments: the role of student interactivity and feedback", in: *Educational Technology Research & Development* 53 (3), 2005, S. 35-45.

Piefke, Martina / Weiss, P H. / Fink, G. R.: „Gender Differences in the Functional Neuroanatomy of Emotional Episodic Autobiographical Memory",

Human brain mapping, 24, S. 331-324, 2005.

Pillemer, D. B./ Wink, P./ DiDonato, T. E./ Sanborn, R. L.: „Gender differences in autobiographical memory styles of older adults", in: *Memory* 11(6), 2003, S. 525-532.

Platon: *Phaidros*, Übersetzung und Kommentar von Ernst Heitsch, Göttingen 1997.

Platon: *Theaitetos*, http://www.e-text.org/text/Platon%20-%20Theaitetos.pdf (Zugriff am 17.9.2006).

Pritzel, Monica/ Markowitsch, H.: „Sexueller Dimorphismus: inwieweit bedingen Unterschiede im Aufbau des Gehirns zwischen Mann und Frau auch Unterschiede im Verhalten?", in: *Psychologische Rundschau*, 48, 1997, S. 16-31.

Rumelhart, David: „Schemata: The building blocks of cognition", in: Spiro, R./Bruce B./Brewer, W. (Hrsg.): *Theoretical issues in reading comprehension*, Hillsdale/N.J. 1980.

Russell, Bertrand: *The Analysis of Mind*, London 1921.

Ryle, Gilbert: *Der Begriff des Geistes*, Stuttgart 1969.

Schacter, Daniel L.: *The seven sins of memory: How the mind forgets and remembers*, Boston 2001.

Schank, Roger C./ Abelson, Robert P.: *Scripts, Plans, Goals and Understanding: an Inquiry into Human Knowledge Structures*, Hillsdale/N.J. 1977.

Shore, B.: *Culture in Mind. Cognition, Culture, and the Problem of Meaning*, Oxford 1996.

Sieverding, Monika: „Alle wahren Gefühle verbergen und mit fester Stimme und wohlformulierten Sätzen glänzen! Die Bedeutung von Selbstdarstellungsregeln im Bewerbungsinterview", in: *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 44, 2000, S. 152-156.

Spence, K.W./ Spence, J.T. (Hrsg.): *The Psychology of Learning and Motivation*, New York 1968.

Squire, Larry R./ Zola, Stuart M.: „Structure and function of declarative and nondeclarative memory systems", *Proc. Natl. Acad. Sci. USA*, Vol. 93, S. 13515-13522, 1996.

Sutton, John: *Philosophy of Memory*, http://www.phil.mq.edu.au/staff/jsutton/Memoryphilosophy.html. (Zugriff am 18.9 2006).

Sutton, John: *Memory*, http://plato.stanford.edu/entries/memory/#Oth (Zugriff am 18.9.2006).

Sweller, John/ Chandler, Paul: „Evidence for Cognitive Load Theory", in: *Cognition and Instruction*, Vol. 8, No. 4, 1991, S. 351-362.

Tomasello, Michael/ Call, J./ Hare, B.: „Chimpanzees understand psychological states: The question is which ones and to what extent", in: *Trends in Cognitive Science*, 7, 2003, S. 153-156.

Welzer, Harald & Markowitsch, Hans J. (Hrsg.): *Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung*, Stuttgart 2006.

Loretta Walz

Die Frauen von Ravensbrück

Zum 60. Jahrestag der Befreiung des Frauen-KZ Ravensbrück, im April 2005, hatte der 90-minütige Dokumentarfilm *Die Frauen von Ravensbrück* seine Uraufführung im Rahmen der Befreiungsfeierlichkeiten der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück. Sechzig Jahre nach Kriegsende waren mehr als dreihundert Überlebende aus Ravensbrück die ersten, die den einzigen umfassenden Film über die Geschichte des Lagers zu sehen bekamen. Es war eine unglaublich bewegende Veranstaltung. Es gab Tränen, Freude über das Wiedererkennen von Kameradinnen, die längst verstorben waren, Erinnerungen an selbst Erlebtes und wenige Worte. Eine zierliche Polin nahm meine Hände und sagte mir als der Regisseurin, dass ihr der Film gut gefallen habe, aber dass eines fehlen würde: ihre Erinnerungen.

Noch im April 2005 wurde der Film erstmals im Fernsehen ausgestrahlt. Zur selben Zeit erschien das Buch *Und dann kommst du dahin an einen schönen Sommertag – Die Frauen von Ravensbrück* im Kunstmann Verlag.

Im März 2006 erhielt der Dokumentarfilm einen der diesjährigen Adolf-Grimme-Preise im Wettbewerbskontingent ‚Information & Kultur'. In der Begründung der Grimme-Jury heißt es:

> Der Film ‚Die Frauen von Ravensbrück' ist ein Film der Erinnerung, ein Film der Gesichter, ein Film über das Überleben und ein Film über die menschliche Würde. Loretta Walz versammelt die Aussagen und Erinnerungen von Frauen, die das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück überlebt haben. (...) Im Zentrum des Films steht die lebendige und genaue Erinnerung der Frauen. Gerade die konkreten und individuell geprägten Geschichten, die Details, in denen die ganze Grausamkeit des Lebens und Sterbens im Lager sich ausdrückt, hinterlassen bei den Betrachtern einen nachhaltigen Eindruck. Er liefert nicht nur jenen Zuschauern viele Informationen und nachhaltige Eindrücke, die nicht viel über Ravensbrück wissen, sondern auch jenen, die denken, über den faschistischen Terror in den Konzentrationslagern schon alles gehört und gesehen zu haben.

Die Auszeichnung meines Films mit dem Grimme-Preis ehrt mich, erfreut mich und dennoch stimmt mich die Begründung der Grimme-Jury auch nachdenklich. Braucht es tatsächlich sechzig Jahre, um die Grausamkeit eines Konzentrationslagers zu erfassen? Muss so viel Zeit vergehen, bis auch das Schicksal der verfolgten Frauen wahrgenommen wird? Im Rückblick auf meine eigenen Erfahrungen der letzten 25 Jahre versuche ich eine Antwort zu finden.

Sammlung: Widerstand leben – Frauenbiografien

Beides, Buch und Film, sind das Ergebnis einer 25-jährigen Sammlung von lebensgeschichtlichen Videointerviews mit Überlebenden der Frauen-KZ Moringen, Lichtenburg und Ravensbrück, die 1980 unter dem Arbeitstitel ‚Widerstand leben – Frauenbiografien' begann.

25 Jahre sind ein vergleichbar langer Zeitraum für eine derartige Sammlung. In diesen Jahren war nicht nur meine Arbeit von den gesellschaftspolitischen Entwicklungen geprägt, auch die Überlebenden der Konzentrationslager erfuhren ein sehr unterschiedlich geartetes Interesse an ihren Erinnerungen, was auch die Art und Weise sowie die Inhalte ihrer Erzählungen beeinflusste.

Die Sammlung war von Anfang an eine Entdeckungsreise. Sie beginnt am Anfang des 20. Jahrhunderts und führt durch die Geschichte des Nationalsozialismus, des Widerstands und der Verfolgung von Frauen in den Jahren 1933 bis 1945. Sie begleitet Frauen aus West- und Osteuropa durch ihre Erinnerungen an die Haft in Gefängnissen, Zuchthäusern und Konzentrationslagern. Sie führt auch in vielfältige Wege der Aufarbeitung und Verarbeitung von erlebten Demütigungen und Niederlagen.

Ziel der Sammlung war es von Anfang an, umfassende Erinnerungen an die Frauen-Konzentrationslager festzuhalten, wobei der Schwerpunkt auf Ravensbrück lag. Mehr als 100.000 Frauen aus 23 Ländern waren zwischen 1939 und 1945 in Ravensbrück inhaftiert. Zehntausende haben nicht überlebt.

Seit 1980 konnten 200 Überlebende (186 Frauen und 14 Männer) aus West- und Osteuropa befragt werden.

Das größte Frauen-Konzentrationslager der NS-Geschichte ist viel mehr als eine relativ kurze, aber schreckliche Epoche im Leben der 75- bis 99-jährigen InterviewpartnerInnen: Für die einen war es die Schule des Lebens, für die anderen die Tragödie schlechthin. Für alle, die dort eingesperrt waren und die Haft überlebt haben, hinterließ Ravensbrück bleibende Wunden an Körper und Seele.

Das ganze Leben

In den lebensgeschichtlichen Videointerviews wurde nicht nur nach der Zeit im Lager gefragt, sondern auch der Vor- und Nachgeschichte wurde ein besonderes Gewicht gegeben. Mit welchen Vorerfahrungen kamen die Frauen ins Lager? Was erinnern sie? Und wie ist ihre Erinnerung an die Haft von der Nachkriegsgeschichte geprägt?

Es wurde deutlich, wie wichtig die Herkunft sowie ein ideologisches oder religiöses Fundament für das Überleben im Lager waren. Für diejenigen, die Solidarität mit politisch Gleichgesinnten, in der religiösen Gemeinschaft oder in nationalen Gruppierungen fanden, war dies eine große Erleichterung. Andere, die ganz auf sich allein gestellt waren, erlebten oft auch größere Demütigungen durch das SS-Personal und die Aufseherinnen.

Die einen erlebten den aufkommenden Nationalsozialismus und setzten sich zur Wehr, andere mussten mit ansehen, wie ihr Land überfallen wurde, ihre Häuser zerstört und Angehörige ermordet wurden. Junge Mädchen wurden von der Straße weg zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt, Frauen unterstützten Widerstandsbewegungen, wurden verraten und verhaftet. Manche wussten, warum sie verhaftet wurden, andere können es sich bis heute nicht erklären. Soldatinnen gerieten in Kriegsgefangenschaft, Sinti und Roma wurden mit der ganzen Familie verschleppt, jüdische Kinder wurden mit ihren Müttern von der Familie getrennt und kamen oftmals über Auschwitz nach Ravensbrück. Die Wege nach Ravensbrück waren vielfältig und je nach Herkunft, Glauben, Land und Engagement ganz unterschiedlich.

Das Leben danach

Befreiung, Heimkehr und Wiederaufbau. So vielfältig, wie die Wege ins Lager, sind die Wege zurück ins Leben. Manche sprachen, schrieben, erzählten; andere schwiegen, verdrängten, wollten vergessen. In der Tschechoslowakei wurden die meisten heimkehrenden Frauen mit offenen Armen empfangen, in der Sowjetunion wurden einige KZ-Häftlinge als „tätowierte deutsche Huren“ stigmatisiert und wieder eingesperrt. Bei fast allen wurde die Erinnerung im Alter wieder wach.

In einigen Ländern organisierten sich die Überlebenden schon bald nach dem Krieg in Verfolgtenorganisationen, den so genannten Lagergemeinschaften. Für einzelne wurde dieses Engagement zum Lebensinhalt bzw. zur oft einzigen sozialen Stütze. Für diejenigen, beispielsweise in der Sowjetunion, die aufgrund der KZ-Haft ihre Ausbildung nicht beenden konnten oder keine ausreichende medizinische Versorgung erhielten, wurde das Leben mit der Erinnerung zur Last.

Die Interviewpartnerinnen, die aus ihrer heutigen Perspektive zurück blicken, haben eines gemeinsam: Nach Ravensbrück konnte ihnen niemand die wieder

gewonnene Würde und Lebensfreude nehmen. Diese positive Kraft hilft ihnen, über die grauenvollen Erinnerungen so zu sprechen, dass immer auch ein tiefer Glaube an die hoffnungsvollen Seiten des Lebens mitschwingt.

Viele betrachteten es als eine Würdigung, befragt zu werden. Die Tatsache, dass ihre Erinnerungen für die Nachwelt erhalten bleiben, stand für sie im Vordergrund. Ihre Erinnerungen anzuerkennen und sie wichtig und ernst zu nehmen, leistet in ihren Augen mehr Wiedergutmachung als eine finanzielle Entschädigung.

Im Vergleich zu den Nachkriegserfahrungen der westeuropäischen Überlebenden hatten die ehemaligen Häftlinge aus Osteuropa sehr viel schwierigere Bedingungen nach ihrer Heimkehr. Die materielle Not war größer, das Leben im Allgemeinen härter. Anders als im Westen, wo sich das Leben schneller etablierte, ging der Überlebenskampf noch viele Jahre weiter.

In der anfangs noch stalinistisch geprägten Sowjetunion führten die Verurteilungen der heimkehrenden Häftlinge aus Deutschland dazu, dass über die traumatischen Erfahrungen kaum gesprochen werden konnte. Einige unserer Interviewpartnerinnen wurden in ihrer Heimat wieder verhaftet. Ausbildungen wurden ihnen verwehrt, den gewünschten Partner zu heiraten wurde nicht gestattet und die zahlreichen Verhöre durch den sowjetischen Geheimdienst prägten die Nachkriegszeit bis zum Ende der 1950er Jahre. Die gesellschaftliche Stigmatisierung als ‚Verräter' führte dazu, dass über die Haft-, Zwangsarbeits- und KZ-Erlebnisse nicht gesprochen wurde. Interessenverbände ehemaliger Häftlinge bildeten sich in der Sowjetunion erst Ende der 1980er Jahre.

Wechselnde Inhalte und Themen

Inhaltliche Schwerpunkte der Sammlung ergaben sich auch aus immer wiederkehrenden Geschichten, die aber von denen, die sie erzählten, meist nicht selbst erlebt worden waren. Zum Beispiel die medizinischen Experimente an jungen polnischen Frauen in Ravensbrück: In nahezu jedem Interview der ersten Jahre wurde über das Schicksal der Polinnen gesprochen. Es diente als Beispiel der unaussprechlichen Grausamkeit der SS-Ärzte in Ravensbrück, obgleich keine meiner frühen Interviewpartnerinnen direkten Kontakt zu den Operierten gehabt hatte. Auch die Kinder im Lager sind ein solches Beispiel: Immer wieder wurde über das Schicksal der zahlreichen Kinder gesprochen, doch meist gab es auch hier keine persönliche Berührung mit den Kindern im Lager. Das Wissen über deren Schicksal war durch Veröffentlichungen oder Erzählungen anderer erworben, diente aber in der eigenen Erinnerung der Darstellung erlittenen Leids in Ravensbrück. Anderen Themen, die häufig erwähnt worden waren, haftete fast etwas Mythisches an. So zum Beispiel die ungebrochene Stärke und Solidarität der kriegsgefangenen Frauen der Roten Armee oder die der so genannten Bibelforscherinnen (Zeuginnen Jehovas), die nicht nur besonderen Schikanen durch das Lager-Personal ausgesetzt waren, sondern diese auch noch mit großer Standhaftigkeit über sich ergehen ließen.

Solche und andere immer wieder erwähnte Themen regten mich dazu an, nach Interviewpartnerinnen zu suchen, die aus eigener Erfahrung darüber sprechen konnten.

Startpunkt Bundesrepublik

Da die Sammlung in der Bundesrepublik Deutschland begann, richtete sich anfangs der Blick ausschließlich auf die westdeutschen Überlebenden. Später weitete er sich nach Westeuropa aus und erst Anfang der 1990er Jahre in die dann bereits ‚ehemalige' DDR und nach Osteuropa.

Waren zu Beginn der Aufzeichnung der Interviews die Schicksale von Frauen in den Konzentrationslagern weitgehend unbekannt, so setzte Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre ein regelrechter ‚Boom' ein, in dem zahlreiche Veröffentlichungen auch ‚Frauengeschichte' darstellten.[1] Die ersten Frauen, deren Biografien und Erinnerungen an die Öffentlichkeit kamen, waren diejenigen, die in den politischen Verfolgtenverbänden (*Lagergemeinschaft Ravensbrück und/oder Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – VVN*) organisiert waren. Mit wenigen Ausnahmen waren die meisten meiner ersten Interviewpartnerinnen seit ihrer Jugend Mitglied in kommunistischen Jugendorganisationen bzw. in der KPD und zum Zeitpunkt des Interviews in der DKP organisiert. Nur eine der frühen Interviewpartnerinnen war der KP-Opposition zugewandt, wenige andere in kirchlichen, sozialistischen oder sozialdemokratischen Organisationen. Ihr Engagement in der Frauen- oder Friedensbewegung brachte Kontakte zu JournalistInnen und FilmemacherInnen, die sich für die Veröffentlichung ihrer Erinnerungen einsetzten. LehrerInnen begannen, Überlebende der Konzentrationslager in Schulen und Volkshochschulen einzuladen, bei Seminaren – beispielsweise in Frauenzentren – berichteten sie von ihren Erfahrungen während des Nationalsozialismus.

Diese erste Gruppe von ‚Ravensbrückerinnen', die in die Öffentlichkeit traten, bildeten die ehemals politischen Häftlinge, die wegen ihres Widerstands gegen den NS-Staat in den Gefängnissen, Zuchthäusern und KZ eingesperrt waren. Sie hatten ihren Kampf *„Gegen das Vergessen"*, für *„Frieden und Freiheit"* nie aufgegeben, doch ihrer ganz persönlichen Geschichte oftmals keine große Bedeutung eingeräumt.

Als nun die Generation der Kinder und Enkel sie darum bat, aus ihrem Leben zu erzählen, sahen die Frauen in dem wachsenden Interesse an ihrer Geschichte einerseits eine Bestätigung ihres lebenslangen Kampfes. Andererseits war für die Überlebenden der Lager der Schritt in die Öffentlichkeit oftmals verbunden mit der Überwindung des *„Schuldgefühls, überlebt zu haben"*. Sie wollten, dass die Würdigung und auch die gesellschaftliche Anerkennung ihrer Verfolgung unbedingt einhergehen sollte mit der Würdigung derjenigen, die nicht überlebt haben.

Die Nachkriegsgeneration (zu der auch ich gehöre) hatte lange genug Geschichte aus zweiter und dritter Hand vermittelt bekommen und wollte *‚erlebte Geschichte'*

erfahren. Die Möglichkeit, diejenigen zu befragen, die aus eigener Erfahrung sprechen konnten, bot auch eine Chance, das Jahrzehnte währende Verschweigen der NS-Geschichte zu durchbrechen. Meist sehr zurückhaltend und bescheiden und nur selten offensiv war der Weg der Überlebenden in die Öffentlichkeit. Aus ihnen wurden ‚Zeitzeuginnen'. In ihrem Engagement *„Gegen das Vergessen"* waren sie zwar bereit, ‚Zeugnis abzulegen', doch wollten sie es unbedingt vermeiden, mit dem eigenen Überleben in den Vordergrund zu treten.

Das ganze Leben

Mein Interesse galt vom ersten Interview an dem ‚ganzen Leben'. Ich wollte vom familiären Hintergrund meiner Interviewpartnerinnen wissen, wie sie aufgewachsen waren, wie sie zum Widerstand gekommen waren, wie dieser Widerstand aussah, wie sie die Haftzeit überleben konnten und wie sehr ihr Leben danach von diesen Erfahrungen geprägt war. Doch mein Interesse an den Lebensgeschichten war für viele Interviewpartnerinnen befremdlich, spielte doch ‚das Private' in ihren Augen keine große Rolle. Das, wovon sie erzählen wollten, war die Zeit des Widerstands und der Verfolgung, verbunden mit dem Appell, dass so etwas nie wieder geschehen darf.

Deshalb fühlten sich manche Interviewpartnerinnen verpflichtet, mir Nachhilfe im Geschichtsunterricht zu geben und schilderten ausführlichst die Entstehung des Nationalsozialismus und die ‚Machtergreifung Hitlers' mitsamt aller beteiligten Großindustriellen. In den ersten Interviews finden sich mehrfach beharrliche Fragen von mir, in denen ich heute noch spüre, dass ich leicht gekränkt war über die erteilte Belehrung und auch über die unbefriedigenden Auskünfte zu historischen Momenten, denen ich eine größere Bedeutung gab als meine Interviewpartnerinnen. So zeigte sich in manchen der ersten Gespräche, dass die von mir gestellte Frage nach der Einheitsfront selbst von denen, die präziseste Geschichtsbetrachtung einforderten, oft sehr zurückhaltend oder gar abweisend beantwortet wurde. Heute weiß ich, dass es ein schwieriger und langwieriger Prozess war, in dem sich die kommunistischen Parteien mit dem Stalinismus auseinandersetzten und bis weit nach Stalins Tod kläglich versagten.[2] Damals hatte die DKP noch keine Sprachregelung zur 1933 gescheiterten ‚Einheitsfront' gefunden, durch die u.U. ein gemeinsamer Kampf von Kommunisten, Sozialdemokraten und Gewerkschaften gegen den Nationalsozialismus ermöglicht worden wäre. Für mich war dieser historische Moment von Bedeutung, weil ich noch in den 1980er Jahren spürte, welch eine Spannung zwischen den Kommunistinnen und Sozialdemokratinnen in der Lagergemeinschaft Ravensbrück existierte.

Das Verhältnis zu den Befragten

Von vielen der ersten Interviewpartnerinnen wurde ich mit der Frage empfangen: *„Bist du Genossin?“* Als ich verneinte, spürte ich ein kurzes Zögern, und dem folgte die Feststellung: *„Ja, als Journalistin solltest du auch unabhängig sein!“* Die meisten Bücher zu Themen des Widerstands und der Verfolgung waren entweder von ‚GenossInnen‘ oder zumindest ‚Nahestehenden‘ geschrieben worden und waren in einschlägigen Verlagen[3] erschienen. Dass nun SympathisantInnen der Frauen- und Friedensbewegung sich der Themen annahmen, die bislang Domäne der Partei-Organisierten war, schien befremdlich und gewöhnungsbedürftig. Heute bin ich der Überzeugung, dass erst die Kontinuität meiner Arbeit über viele Jahre hinweg zu einem gewissen Vertrauensverhältnis geführt hat.

Viel später werde ich eine ähnliche Erfahrung machen, als ich mit Zeuginnen Jehovas Kontakt aufnehme. Die erste Frage war: *„Bist du eine Schwester?“* Nach meiner Verneinung wurde ich ab sofort gesiezt.

Du oder Sie? In den ersten Interviews waren wir es gewohnt, uns zu duzen. Das Du war in der Lagergemeinschaft üblich. In vielen späteren Interviews wurde im Verlauf der manchmal mehrtägigen Zusammenarbeit aus dem Sie das Du.

Zu einigen meiner Interviewpartnerinnen entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis, in dem wir auch Jahre nach dem Interview noch Briefkontakt hatten und uns gegenseitig besuchten, auch wenn es unmöglich ist, mit allen befragten Frauen in Kontakt zu bleiben.

Der Beginn der Sammlung

Meine erste Partnerin und Mitbegründerin der Sammlung war die Schauspielerin Helma Fehrmann, die mit dem Berliner Kinder- und Jugend-Theater ROTE GRÜTZE ein Stück zum Nationalsozialismus plante. Gemeinsam besuchten wir die Frauen, die wir 1979 auf einer Tagung der Lagergemeinschaft Ravensbrück in Stuttgart kennen gelernt hatten. Diese ersten gemeinsamen Interviews waren rein narrativ, eher unkoordiniert und oftmals mit spontanen Zwischenfragen. Die damals neue portable Videotechnik ermöglichte es uns, auch lange Gespräche aufzuzeichnen. Die Technik bedienten wir abwechselnd. Unsere filmischen Vorbilder waren Eberhard Fechner und Claude Lanzmann. Nach dem ersten gemeinsamen Film über Maria Fensky *Man musste doch was tun – eine Widerstandskämpferin erzählt aus ihrem Leben* zog sich Helma Fehrmann wieder in die Theaterarbeit zurück.

Zur selben Zeit entstand auch eine Reihe von Interviews, die ich mit meinem Kollegen, dem Filmproduzenten und Kameramann Rolf Schnieders, aufzeichnete. In diesen ersten Interviews spielten auch die beiden frühen Frauen-KZ Moringen und Lichtenburg eine Rolle. In diesen Lagern waren hauptsächlich deutsche Frauen

eingesperrt, die aus politischen Gründen verhaftet worden waren. Die Gruppe der Zeuginnen Jehovas bildet zwar neben den ‚Politischen' die größte Häftlingsgruppe in diesen Lagern, doch waren sie nicht Mitglieder der Lagergemeinschaft Ravensbrück und sind es bis heute nicht. Der Kontakt zu ihnen entstand erst in späteren Jahren.

Geschichte als Prozess

Im Rahmen meiner filmischen Arbeit lernte ich immer wieder neue Frauen kennen, die während der NS-Zeit inhaftiert waren. Zum Beispiel tauchten bei Filmvorführungen oder in Veranstaltungen ältere Damen auf, die sich rege an der Diskussion beteiligten und dabei erzählten, dass sie auch ehemalige Häftlinge waren.

Erst in hohem Alter schienen sie bereit zu sein, sich mit der eigenen Verfolgungsgeschichte zu beschäftigen, oder Kontakt zu früheren Leidensgefährtinnen zu suchen. Bei einigen war es der Tod des Lebenspartners, der eine Auseinandersetzung mit der Zeit der Verfolgung verhinderte. Manchmal waren es die Enkel, die Interesse an der Geschichte zeigten und manchmal waren es auch die im Alter wach werdenden frühen Erinnerungen. Oft war es ein Film, ein Artikel oder ein Jahrestag, der den Ausschlag gab, mit der eigenen Geschichte nach außen zu treten. Viele dieser Frauen sagten von sich, sie seien politisch nicht interessiert und wollten auch keiner politischen Organisation beitreten. Sie empfanden die Verfolgtenverbände als parteinahe politische Organisationen, womit sie nicht ganz Unrecht hatten.

Frauen, die kaum darüber gesprochen und nichts oder wenig über die Lager gelesen hatten, in denen sie selbst inhaftiert waren, waren für uns besonders wichtige Zeuginnen. Viele Mosaiksteine aus ihren Erinnerungen ergänzten das bisher erworbene Bild der Lagergeschichte um wichtige Details, die den politisch Organisierten unwesentlich erschienen waren.

Ende der 1980er Jahre dokumentierte ich die Tagung des *Internationalen Ravensbrück-Komitees*[4], in dem einmal jährlich Vertreterinnen der nationalen Zusammenschlüsse aus all den Ländern tagen, aus denen Frauen in Ravensbrück inhaftiert worden waren. Hier lernte ich Frauen aus den westeuropäischen Ländern kennen, mit denen in der Folge eine Reihe von Interviews entstand.

Mit dem bereits 1987 fertig gestellten Film *Man musste doch was tun* wurde ich 1990 zur Internationalen Oral-History-Konferenz nach Essen eingeladen. Dort lernte ich den Historiker Alexander von Plato und die Arbeit des *Instituts für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen* kennen. Aus dieser ersten Begegnung entstand eine bis heute anhaltende enge Zusammenarbeit, in deren Rahmen auch eine ganze Reihe der folgenden Interviews entstand.

Mit dem bisherigen Konzept meiner Interviews, in denen jeweils das ganze Leben abgefragt wurde, fand ich hier einen wissenschaftlichen Hintergrund, der in

der Folge meine Arbeit prägen sollte. Erst jetzt veränderte sich die Interviewführung hin zu einer klareren Struktur und vertiefenden Nachfragen.

Hatten die WissenschaftlerInnen bislang ihre Interviews als reine Audio-Interviews aufgezeichnet, konnte nun die Diskussion um die filmischen Aspekte erweitert werden. Die aufwändigere Filmtechnik mit einem technischen Mitarbeiterstab für Kamera und Ton und mit ihrer, damals noch, umfangreichen Ausleuchtung etc. schien zunächst für die Interviewpartnerinnen eine Herausforderung zu sein. In allen bisherigen Interviews hatte ich jedoch die Erfahrung gemacht, dass Technik und Umfeld in den Gesprächen schnell vergessen waren. Ich hatte mit meinem Team zu Arbeitsweisen gefunden, in denen selbst dann, wenn das Wohnzimmer zum Fernsehstudio geworden war, eine einigermaßen intime Gesprächssituation entstehen konnte.

Nach der Wende und mit dem Arbeitsbeginn von Sigrid Jacobeit als Leiterin der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, Ende 1992, begann die Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte und damit auch eine Neukonzeption des Interviewprojektes. Zu dieser Zeit war das ehemalige Lagergelände Stützpunkt der sowjetischen Truppen. Die damalige DDR-Gedenkstätte trug deutliche Züge der reduzierten Sicht auf die Lager-Geschichte mit fast ausschließlicher Darstellung des kommunistischen Widerstands. Es schien, als hätte sich die DDR nicht nur das Lager Ravensbrück, sondern auch die Lagergeschichte angeeignet. Nun fand ich auch in Teilen der Ausstellung die Quellen vieler Aussagen, manchmal sogar präzise Formulierungen, die mir sehr bekannt vorkamen, weil ich sie vielfach gehört hatte. Ich kann nicht verhehlen, dass ich mich zu der Zeit fast ein wenig ‚betrogen' fühlte und fürchtete, mit meiner filmischen Arbeit zu einem Instrument der inszenierten Geschichte geworden zu sein. Auch wenn alle meine Interviewpartnerinnen aus der Bundesrepublik kamen, hatten sie doch durch ihre politische Überzeugung das DDR-Bild der Lagergeschichte transportiert. Ein anderes Bild des Frauen-KZ Ravensbrück gab es damals noch nicht.

Ich befragte nach der Wende einige meiner früheren Interviewpartnerinnen (viele waren zwischenzeitlich leider verstorben) noch einmal. Ich befragte sie zur Wende und wie sie das Ende der DDR erlebt hatten. Detektivisch wollte ich hinter die vorgefertigten Bilder schauen, wollte der ‚ganzen Wahrheit' auf die Spur kommen. Obgleich diesem Wunsch auch etwas Naives anhaftete, bildete er Anfang der 1990er Jahre die neue Antriebskraft nach nun schon mehr als zehn Jahren Sammlung. Ich wollte feststellen, wo auch meine Kenntnis Lücken aufwies, die es zu füllen galt. Verstärkt suchte ich Interviewpartnerinnen, deren Aussagen dem bis dahin bestehenden Bild nicht entsprachen. Die Lagergeschichte von Ravensbrück wurde durch zahlreiche Forschungsprojekte und deren Ergebnisse vielschichtiger. Widersprüchliche Erlebnisse und Erfahrungen standen fortan parallel nebeneinander.

In dieser Zeit begann ich, die bis dahin (in der DDR Geschichtsschreibung) ausgegrenzten Häftlingsgruppen zu befragen und gleichsam eine Spurensuche über die historischen Reste des KZ. Mit dem Abzug des sowjetischen Militärs begannen

Interviews mit ehemaligen Häftlingen auf dem früheren Lagergelände. Mitte der 1990er Jahre rückte das Männerlager von Ravensbrück ins Bewusstsein, das von 1941 bis 1945 existierte und in dem ca. 20.000 Häftlinge registriert waren. Es entstanden Kontakte zu ehemaligen Männer-Häftlingen.

Der 50. Jahrestag der Befreiung 1995, zu dem von der Landesregierung Brandenburgs mehr als 2.000 Überlebende aus aller Welt nach Ravensbrück eingeladen wurden, brachte zahlreiche Kontakte zu Frauen aus Osteuropa. Ihre Erinnerungen zeichneten wieder ein anderes Bild der Lagergeschichte, diesmal aus dem Blickwinkel derjenigen, die aus nationalsozialistischer Sicht als ‚Untermenschen' und ‚minderwertige Rasse' keine Chance zum Überleben haben sollten.

Die Entschädigungspolitik ließ viele ehemalige Häftlinge hoffen, mit Hilfe der Gedenkstätte auch Zugang zu notwendigen Akten über ihre Haftzeit zu erhalten. Mehr und mehr nahmen Überlebende aus osteuropäischen Ländern den Kontakt zur Gedenkstätte Ravensbrück auf, vor allem auch solche, die nie im Rahmen einer offiziellen Delegation die DDR bzw. die Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück besuchen konnten.

In den Ausstellungen der (DDR-) Gedenkstätte hatten sie sich mit ihren Erinnerungen an Ravensbrück und ihren Erlebnissen nicht vertreten gefühlt. Manche ihrer Berichte und Exponate, die sie nach Eröffnung der Gedenkstätte (in den 1950er und 1960er Jahren) übergeben hatten, waren nun in den Sammlungen der Gedenkstätte nicht mehr auffindbar.

Viele Frauen erklärten sich zum Interview bereit, sicherlich auch in der Hoffnung, dass nun auch ihrer Sicht in der Darstellung der Lagergeschichte Raum gegeben werden kann.

Erst jetzt wurde in der Öffentlichkeit bekannt, dass der Großteil der Ravensbrücker Häftlinge in der Sowjetunion keinerlei Anerkennung gefunden hatte. Im Gegenteil, als Verräterinnen stigmatisiert, waren sie erneuter Diskriminierung und Verfolgung ausgesetzt. Nur einzelnen – und das waren die bis dahin bekannten Namen – war politische Unbedenklichkeit attestiert worden.

Der Schwerpunkt der Sammlung verlagerte sich ab Ende der 1990er Jahre auf ehemalige Inhaftierte aus den osteuropäischen Ländern. Auch wir als Filmteam konnten erst ab Beginn der 1990er Jahre in die früheren Ostblockstaaten einreisen und Interviews aufzeichnen. Doch entstanden auch immer wieder neue Kontakte zu beispielsweise deutschen Frauen, die nicht als politische Häftlinge im Lager gewesen waren. Die in den ersten Jahren nach der Wende neu gestaltete Gedenkstätte Ravensbrück ermöglichte es zunehmend auch ihnen, in die Öffentlichkeit zu treten, ohne eine erneute Ausgrenzung fürchten zu müssen.

Mit den wachsenden Kenntnissen über die Frauen-KZ veränderten sich auch die Interviews. Immer mehr Detailfragen konnten gestellt werden, Verbindungen zu anderen, die im selben Transport angekommen waren, die im selben Block gelebt

oder in demselben Arbeitskommando gearbeitet hatten, konnten geknüpft werden. Die Vielzahl unterschiedlichster Erinnerungen an ein und dasselbe Ereignis verdichtete die Sicht auf die Geschichte von Ravensbrück. Die sich ergänzende oder auch widersprechende Darstellung führte zu neuen Fragestellungen. Der Zeitpunkt, zu dem jemand in Ravensbrück inhaftiert war, erhielt eine immer größere Bedeutung. Das Lager hat sich in der Zeit von 1939 bis 1945 so sehr verändert, dass Schilderungen aus den ersten Jahren 1938-1939 in keiner Weise vergleichbar waren mit denen aus den Jahren 1944-1945. Auch die Frage, in welchem Block jemand gelebt, oder in welchem Arbeitskommando sie gearbeitet hatte, wurde entscheidend. Die Hierarchie der Lagergesellschaft spielte in den Interviews eine immer größere Rolle. Und es wurde auch deutlich, wie sehr die Würdigung des Erlebten nach dem Krieg die Erinnerungen prägte. So hatte eine Interviewpartnerin, die damit konfrontiert wurde, durch ihre Haft *„Schande über die Familie“* gebracht zu haben, immer das Gefühl, niemand würde ihren Erinnerungen Glauben schenken. Anderen wurde gesagt, dass man sie ja wohl nicht ohne Grund eingesperrt hatte.

Es gibt nicht eine Geschichte von Ravensbrück, sondern vielfältige sich überschneidende Eindrücke, die mit der Vorgeschichte der Inhaftierten verknüpft sind. Es gibt so viele Geschichten wie Frauen, die dort inhaftiert waren. Und dabei können nur die der Überlebenden erzählt werden.

Der Strom der Erinnerung

Es wurde im Verlauf der Sammlung deutlich, wie sehr die Erinnerung an die Haft mit dem gesamten Leben verknüpft ist. Mit welcher Vorerfahrung kam jemand ins Lager? Wie alt war sie? Wie sehr hat das Vorleben das Erleben der Haft geprägt? Und wie hat das Leben nach der Haft die Erinnerung an die Haftzeit verändert? Frauen, die schon oftmals von ihren Erlebnissen gesprochen hatten, erzählten anders als diejenigen, die sich im Interview das erste Mal den Erinnerungen stellten. Viele meiner frühen Interviewpartnerinnen hatten sich mit Literatur und Filmen über die KZ beschäftigt. In ihren Erinnerungen mischte sich manchmal das Erlebte mit im Nachhinein Erfahrenem. Überzeugte Kommunistinnen haben propagandistische Bilder übernommen, andere haben diese bewusst demontiert. Für alle gilt, dass sie eine Sprache finden mussten, um über eine persönliche Niederlage zu sprechen, ohne selbst dabei das Gesicht zu verlieren. War die Verhaftung ein Versagen im Widerstandskampf? Hatte man einem Verräter getraut? War man in einen Hinterhalt gelockt worden? Oder war man ein Opfer rassistischer Verfolgung? War man Opfer oder Verfolgte? Musste das Selbstbild der eigenen Haft zurecht geschliffen werden, um überhaupt mit den Erinnerungen leben zu können?

In zahlreichen Veröffentlichungen wird beschrieben, dass man ein KZ nicht darstellen kann, dass man keine Worte findet, um das zu beschreiben, was man erlebt hat. Ich bekam den Eindruck, dass sich manchmal Angelesenes zu eigener Erinnerung formte, um überhaupt Worte für das Selbst-Erlebte zu finden. Das Be-

wusstsein über diese Schwierigkeit verhalf mir zu einem besseren Verständnis aller Ausflüchte, ideologischer Hilfestellungen und historischer Ungenauigkeiten in den Interviews.

Tatsächlich veränderte sich die Erinnerung auch mit der gesellschaftspolitischen Entwicklung. Anerkennung und Würdigung der Verfolgung machten es leichter, eigene Demütigung zu schildern. Durch die öffentliche Verurteilung von NS-Verbrechern (z.B. in den Ravensbrück-Prozessen) wuchs das Selbstbewusstsein derjenigen, die ihnen zum Opfer gefallen waren. Die Vermittlung von NS-Geschichte in den Schulen half den Verfolgten, eine eigene Position innerhalb der Geschichte zu finden. Bestätigung der persönlichen Erinnerung durch Berichte anderer schuf Vertrauen in die eigene erinnerte Erfahrung.

‚Zeitzeuginneninterviews'

Manchen ‚professionellen Zeitzeuginnen' gelingt es immer wieder, Geschichte emotional und fesselnd zu beschreiben. Sie haben einen Weg gefunden, dem selbst Erlebten eine Dramaturgie zu geben. Durch vielfache Vortrags-Erfahrung konnte der eigene Bericht ‚geschliffen' werden. Manchmal sollen auch kleine humoristische Einlagen die schreckliche Geschichte leichter erträglich machen. Die so entstandene ‚öffentliche Biografie' entspricht einem Bild, mit dem es sich leichter leben lässt.

Sie sind die schwierigsten Interviewpartnerinnen. Ich gehe davon aus, dass jede/r, die/der ein Interview führt, das ganze Vertrauen seines Gegenübers haben möchte. So manches Interview liest sich im Nachhinein als Ringen um Vertrauen und Offenheit. Man möchte mehr als das, was alle bekommen. Die Methode der *Oral-History*, die auch dem eine Wichtigkeit zumisst, was erinnert werden kann und will, schien mir auch ein Weg zu sein, meine eigene Rolle im Interview zu bestimmen. Ich hörte zu, ich ermittelte und versuchte Ursachen und Zusammenhänge zu verstehen. Ich vertraute auf mein Wissen, mein Geschick und meine Menschenkenntnis und versuchte den Interviewpartnerinnen niemals das Gefühl zu geben, dass ihre Schilderungen mich belasten. Eigene Betroffenheit, so habe ich es in den allerersten Interviews durchaus erfahren, verunsicherte die Interviewpartnerin. Ihr Gefühl, von eigenen Demütigungen zu sprechen und damit mich, die Interviewerin, zu verletzen, gibt dem Gespräch unter Umständen eine Dynamik, die nicht aufhaltbar ist. Sie führt in ein ‚Schonprogramm' in dem sich die Rollen vertauschen: Nicht mehr ich begleite mein Gegenüber auf dem Weg durch die Erinnerung, sondern meine Interviewpartnerin führt mich durch eine Geschichte, die erträglich sein soll.

Die Begegnung zwischen Interviewerin und Interviewpartnerin soll im größtmöglichen Vertrauen stattfinden. Vertrauen kommt von ‚trauen' und hat auch etwas mit ‚glauben' zu tun. Glaube ich das, traue ich dem, was ich höre? Was mich, wie ich meine, zu dieser langjährigen Arbeit befähigt hat, ist, dass ich von dem Grundsatz

ausgehe, dass nichts, was mir erzählt wird, unwahr ist. Sollte es dennoch nicht dem tatsächlichen Geschehen entsprechen, gibt es einen Grund. Ich versuchte – soweit es möglich war auch gemeinsam mit den Interviewpartnerinnen – zu verstehen, warum etwas erzählt wird. In der Sammlung sollte die subjektive Wahrheit dokumentiert werden, auch wenn sie nicht immer den historischen Geschehnissen entspricht.

Anmerkungen

1 Z.B.: Gerda Zorn, Gertrud Meyer: *Frauen gegen Hitler – Berichte aus dem Widerstand 1933-1945*, Frankfurt/M. 1974; Hanna Elling: *Frauen im deutschen Widerstand*, Frankfurt/M. 1979; Lucie Suhling: *Der unbekannte Widerstand*, Frankfurt/M. 1980; Gerda Szepansky: *Frauen leisten Widerstand 1933-1945*, Frankfurt/M. 1983.

2 Siehe auch: Bernd Faulenbach: „Antifaschismus als politische Religion?“ in: *Geschichtsrundbrief Neue Folge 5*, 1994.

3 Röderberg, Pahl-Rugenstein etc.

4 Beitrag für das Magazin „Frauenfragen“ im WDR am 10.10.1988.

Literatur

Elling, Hanna: *Frauen im deutschen Widerstand*, Frankfurt/M. 1979.

Faulenbach, Bernd: „Antifaschismus als politische Religion?“, in: *Geschichtsrundbrief Neue Folge 5*, 1994.

Suhling, Lucie: *Der unbekannte Widerstand*, Frankfurt/M. 1980.

Szepansky, Gerda: *Frauen leisten Widerstand 1933-1955*, Frankfurt/M. 1983.

Zorn, Gerda / Meyer, Gertrud: *Frauen gegen Hitler – Berichte aus dem Widerstand 1933-1945*, Frankfurt/M. 1974.

Erica Pedretti

So hatte ich es mir eigentlich nicht vorgestellt

In den Bäumen vor dem offenen Fenster beginnen die Vögel in der Morgendämmerung zu zwitschern, und kaum erscheint die Sonne, jubiliert es überall im Geäst. So wie ich selbst, wie alles in mir jubiliert: Eine Freude, unermesslich, wie ich mich bisher noch nie gefreut habe: Ich schaue ihn bewundernd an, den Kleinen in meinem Arm, die winzigen Hände, betaste Finger um Fingerchen, streichle seine Wangen, seinen Kopf, die kurzen blonden Haare. Dass es so ein Glück gibt!

Und alles ist gut gegangen, die Geburt liegt jetzt hinter mir, die werde ich vergessen.

Unerwartet schwer fällt es mir heute, mich an die erste Geburt und an alle die folgenden richtig zu erinnern. Zwar weiß ich noch gut, wie es war, doch daran zu denken, davon zu reden oder gar darüber zu schreiben gelingt mir nur gegen großen inneren Widerstand.

Eigentlich hatte ich es mir ganz anders vorgestellt.

Die Welt ist voller Menschen, Millionen, Milliarden Menschen. Und alle sind zur Welt gebracht worden, seit jeher mehr oder weniger auf die gleiche Art herausgedrückt, in die Welt gestoßen worden. Wie eine Geburt eben normalerweise vor sich geht. Unter Schmerzen, ja. Dass das so wehtun würde, hatte ich nicht gedacht, nein, wer könnte sich diese Schmerzen vorstellen. Wer kann sich Schmerz überhaupt vorstellen? Niemand. Noch nicht einmal die eigenen Schmerzen kannst du richtig erinnern. Sonst hätte ich wahrscheinlich nicht fünf Kinder geboren.

Zu Hause ging es noch gut, trotz Wehen. Ich ging in der Wohnung herum während der Wehen, gehend waren sie erträglich, und als sie stärker wurden, begann ich zu singen, so wie ich auch andere Schmerzen immer wieder singend vertrieben hatte, umso lauter, je stärker der Schmerz wurde. Ging singend durch die Wohnung, verpackte die neue Babywäsche und ein paar Sachen, die ich ins Spital mitnehmen

wollte, ging herum, machte hier und dort ein wenig Ordnung, legte für die kommenden Tage dies und jenes für G. zurecht, ging in die Küche, sang und goss mir Tee auf.

Ich hätte zu Hause bleiben, lieber zu Hause gebären wollen. Doch mein Hausarzt hatte abgeraten: Die Hebamme sei alt und nicht mehr zuverlässig, er selbst habe zu viele Patienten, um die ganze Zeit, vielleicht stundenlang, bei mir bleiben zu können. Eine Erstgeburt daure oft sehr lang.

Sobald die Wehen regelmäßig wurden, alle fünf, dann alle vier Minuten einsetzten, bestellte G., mein Mann, ein Taxi.

Du gehst ins Spital wenn du krank, eigentlich nur, wenn du schwerkrank bist. Und einmal im Spital eingetreten, bist du Patientin.

Und so werde ich behandelt wie eine Kranke, muss mich ausziehen, werde gewaschen, unten rum rasiert, desinfiziert und in ein weißes, hinten von oben bis unten offenes Nachthemd gesteckt, werde in den an einen Operationsraum erinnernden Kreißsaal gebracht, soll mich auf einen kunstledernen, mit Fußstützen versehenen Schragen legen und muss nun gehorsamst allen Anweisungen zweier Ärzte und der Hebamme folgen. Es ist ein kleines Spital, und ich bin heute die einzige Gebärende.

Ich hatte mir die Geburt als einen natürlichen Vorgang, zwar schmerzhaft, aber nicht als Krankheit vorgestellt, jetzt fühlte ich mich wie vor einer Operation.

Als etwas ganz Intimes hatte ich mir Geburten gedacht, und lag jetzt da, ausgestellt, halbnackt unter den Augen zweier Ärzte und der Hebamme.

Die drückte mir ein kühles, nasses Tuch ins Kreuz, immer wieder neu und kühl linderte sie so die Wehen, und ich vertrieb den Schmerz singend, wenn wir, die Hebamme, ich und G. allein waren:

Ja, wenn das hilft, singen Sie nur!

Bis die beiden Ärzte wieder erschienen, auf mich und meine Scham, das, was man damals, in den Fünfzigerjahren noch die Scham nannte, herunterschauten, und ich verstummte.

Die Italienerinnen gebären ihre Kinder auf dem Feld, sagte G., so als wäre das ganz einfach, natürlich, das Einfachste der Welt, er wollte mir Mut machen.

Vielleicht gebären sie ganz einfach auf dem Feld, aber sie schreien, wandte die Hebamme ein: Hier schreien sie so laut, dass die Wände zittern.

Die Ärzte und eine Schwester gingen hinaus und kamen später wieder und schauten zu, standen um mich herum, gingen, kamen, und endlich, nach zwölf unendlich langen Stunden, lehnten sich die Hebamme und G. schwer gegen meine angehobenen Füße, sie auf der linken Seite, er auf der rechten: Pressen! Pressen!!

Und alle schauten zu, wie nass verklebtes Haar, ein kleiner Teil des Kopfs des Kindes erschien und wieder zurückflutschte:

Pressen! Pressen!! Pressen!!!

Und ich presste aus Leibeskräften gegen den Widerstand, um dann wieder tief durchzuatmen in den ruhigen Pausen.

Erst sechs Jahre und nach einer zweiten, kürzeren, aber umso schmerzhafteren Geburt, wird mir eine junge Hebamme, dem Kopfschütteln des Arztes zum Trotz, zeigen, wie man richtig atmend einen großen Teil der Schmerzen vermeiden kann:

Das wird ein Osterhase!

Nur noch eineinhalb Stunden bis Mitternacht. Eher ein Ostermontagshase, glaube ich. Doch Ostersonntag, ich hatte gemeint, das Ärgste stehe mir erst bevor, wird Susanna, unsere Dritte, bereits gebadet.

Und ein Jahr später erscheint die Vierte so schnell, dass sie allen möglichen Interventionen zuvorkommt.

Warum haben Sie uns überhaupt geweckt, das können Sie doch inzwischen ganz gut alleine, meint die Hebamme nach der fünften Geburt.

Und wieder beginnen die Vögel in den Bäumen vor dem offenen Fenster zu zwitschern, kaum erscheint die Sonne, jubiliert es überall im Geäst. So wie es in mir jubiliert: Diese unglaubliche Freude. Ich schaue sie bewundernd an, die Kleine an meiner Brust, die winzigen Füße und Hände, betaste Finger um Fingerchen, streichle ihre Wangen, ihren Kopf, die feinen dunklen Haare.

Dass es so ein Glück gibt!

Forum

Eva Voß

„Warum kommen nicht die Besten auf die Uni“

Erinnerungen von Frauen an ihren Weg zu Studium, Wissenschaft und Beruf – private Aufzeichnungen aus dem Tagebucharchiv in Emmendingen

Sie hatte ganz schön zu kämpfen gegen diese Wut. Was hatten sich die Kameraden dabei gedacht, dies an die Wand zu schreiben: „Warum kommen nicht die Besten auf die Uni?“ Gehörte sie denn nicht zu den Besten? Oder war es vielmehr die Tatsache, dass sie als einzige Frau zu den fünf Auserwählten zählte, die in Halle studieren durften? In jedem Fall war die Freude über die Zusage gedämpft. Dagegen half auch der gute Abschluss nur bedingt. Erst nach den allgemeinen Feierlichkeiten zum Ende der Ausbildungszeit, als all der Prüfungsdruck gewichen war, kam wieder Freude auf. Sie würde an die Universität gehen. Was für ein schönes Gefühl!

Dass es dann, 1946, für Edeltraud G. ganz anders kam, erfahren die LeserInnen erst einige Seiten später in ihrem Tagebuch. Wegen angeblich „politischer Unzuverlässigkeit“ wurde die damals 20-jährige, statt nach Halle zum Studium als ganz unerfahrene Neulehrerin nach Oberröblingen an eine Dorfschule geschickt. Nach einigen Monaten in diesem kleinen Ort war der Wunsch nach einem Wechsel so groß, dass sie die Gefahr auf sich nahm, über die Zonengrenze in den britischen Teil Deutschlands zu entfliehen und als Serviererin wieder ganz von vorn anzufangen.

Man könnte es ein sehr bewegtes Leben nennen, was dort ausgebreitet auf ein paar kopierten Seiten vor einer/m liegt. Und dabei ist es nur ein Ausschnitt, ein Bruchteil dessen, was sich in dieser wirklich ereignisreichen Zeit zugetragen hat und durch Niederschrift belegt und zugänglich ist. Der Großteil dieses Lebens bleibt dennoch unerzählt und fällt der Vergessenheit anheim. Aber auch verschriftlichte Erinnerungen werden nicht immer aufbewahrt. Häufig werden sie, weil von den Nachkommen nicht mehr lesbar, achtlos entsorgt. Dass dies nicht auch mit den vorliegenden Erinnerungen von Edeltraud G. passiert ist, ist den Angehörigen zu verdanken, die ihre Tagebücher an das Deutsche Tagebucharchiv e.V. (DTA) in Emmendingen geschickt haben.

Das DTA ist der Ort in der Bundesrepublik für die fachgerechte Aufbewahrung privater Lebenszeugnisse aus dem gesamten deutschsprachigen Raum. Hier kommen seit Eröffnung 1998 wöchentlich Sendungen mit privaten Tagebüchern, Lebenserinnerungen, Briefwechseln sowie Haus- und Hofbüchern an und werden

archiviert. Nach der Erfassung (und einem Vertragsabschluss über die Form der Einsendung als Schenkung oder Leihgabe) und Registrierung wird das Tagebuch kopiert, gebunden und schließlich von LeserInnen oder Lesegruppen ausgeliehen. Diese Lesegruppen fassen den Inhalt des Tagebuchs auf so genannten Erfassungsbögen zusammen und ermöglichen damit eine Einspeisung der Informationen in die Datenbank. Anfragen aus dem In- und Ausland zu speziellen Themenbereichen lassen sich so sehr einfach bearbeiten. Im Gegensatz zu anderen Archiven dieser Art beherbergt das DTA ausschließlich Zeugnisse unbekannter Personen, die ihre Erinnerungen oft selbst oder aber durch Angehörige nach Emmendingen schicken. Aus diesem Fundus an Material wird seit einigen Jahren ein Teil zur Veröffentlichung ausgewählt und auf zahlreichen Lesungen und Ausstellungen im Lande vorgestellt. Unter der Rubrik „Zeitreise" sind jeweils verschiedene Themenblöcke vereint, die eine Auswahl dieser Schriften vereinen: Unter anderen werden Broschüren zu „Schule – Lust und Frust", „Briefwechsel", „Leben ist Arbeit – Arbeit ist Leben", „Der 9. November – (k)ein Tag wie jeder andere!" oder auch „Reisezeit" zusammengestellt und veröffentlicht.

Eine der diesjährigen Lesungen des DTA wird im Rahmen des Universitätsjubiläums 2007 am 20. Juli um 19.30 Uhr im Innenhof der Alten Universität stattfinden. Es ist ein gemeinsames Projekt des DTA und dem Büro der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Freiburg. Die Zeitreise wird „Frauen auf dem Weg zu Studium, Wissenschaft und Beruf" zum Thema haben, wobei nicht nur Schriftstücke von Studentinnen und Lehrenden aus Freiburg, sondern aus ganz Deutschland vorgestellt werden.

Die Lesung im Rahmen des Festes der Innenhöfe

Obgleich gerade Freiburg als erste Universität 1900 das Frauenstudium zugelassen hat, sind die Bedingungen, unter denen Frauen seitdem studieren, ihrer wissenschaftlichen Karriere nachgehen und ihren Beruf mit der Familie vereinbaren, bislang noch relativ wenig erforscht. Dafür gibt es aber eine nicht unerhebliche Anzahl von privaten Schriftzeugnissen von Frauen, in denen sie ihren Studienalltag, ihren Weg in eine wissenschaftliche Laufbahn oder aber einfach das Zusammenleben mit ihren männlichen Kommilitonen schildern. Aus diesem reichhaltigen Fundus an einmaligen Schriftstücken soll eine Auswahl unterschiedlicher Lebenserinnerungen, Tagebucheinträgen und Briefen getroffen werden, die dann in einer Art Rollenspiel von ehrenamtlichen Mitgliedern aus den verschiedenen Lesegruppen des DTA vorgetragen werden. Musikalisch umrahmt wird die Lesung von Musikerinnen der Gemeinschaft Deutscher und Österreichischer Künstlerinnenvereine aller Kunstgattungen e.V. (GEDOK)

Die Veröffentlichung der Tagebücher

Diese autobiografischen Dokumente ermöglichen ganz neue Einsichten in die Vielschichtigkeit weiblicher Lebenserfahrung von 1870 bis heute, weshalb es parallel zur Lesung erstmals auch eine umfangreiche Veröffentlichung der ausgewählten Tagebücher von Frauen geben wird[2]. Dabei werden keine regionalen oder zeitlichen Eingrenzungen vorgenommen: So kann den Spuren von Jenny S. und Anna R. auf ihrem Weg als Gouvernanten nach Paris bzw. Südengland gefolgt, die Mühen der Ausbildung von Paula B. und Dorothea R. während und nach dem Ersten Weltkrieg miterlebt, das Abenteuer Wissenschaft im geteilten Deutschland von Edeltraud G. und Eva-Maria B. oder aber die Schwierigkeiten, Studium und Familie zu vereinen von Marianne W. in den 1950er Jahren oder von Maria S. in den 1990er Jahren nachempfunden werden.

So unterschiedlich alle Erinnerungen auch sein mögen, sie sind ein – wenngleich natürlich sehr subjektives – Zeugnis ihrer Zeit und spiegeln allgemeine politische und gesellschaftliche Bewegungen wider. Nicht zuletzt werden die alltäglichen Vorstellungen von Geschlecht und ihren entsprechenden Rollenerwartungen in diesen Zeitdokumenten deutlich, an denen vor allem die jungen Frauen gemessen werden. So war beispielsweise eine wissenschaftliche Qualifizierung von Erzieherinnen zu Lehrerinnen keineswegs selbstverständlich und noch 1881 verteidigte Jenny S. dieses Ansinnen:

> Diese Damen wollen ja absolut nicht mit den Herren konkurrieren, keinen Doktortitel sich erwerben usw., sie wollen nur die Stufe erringen, auf welcher erst der Unterricht interessant wird und einem selbst Anregung giebt zum weiterstudieren. (aus Jenny S., Sig.-Nr. 54)

Aber auch knappe 30 Jahre später müssen Emmy S. und ihre Freundin erst lange suchen, bis ihnen die Fortführung ihres Studiums erlaubt wird:

> So wurden wir beide in den Naturwissenschaften, in Zoologie und Botanik geprüft. So konnten wir bereits im Winter 1908/09 an der Züricher Universität immatrikuliert werden. Ein schönes, unvergessliches Jahr folgte, trotz fleißigen Arbeitens doch freier als die vorangegangenen Monate ununterbrochenen Büffelns.
>
> Aber wir wollten nach Deutschland zurück und streckten Fühler aus, welche Uni wohl unsere Reifezeugnisse anerkennen würde. Wir schickten unsere Zeugnisse auf Rat von Dr. W. an den Dekan B. der naturwissenschaftlichen Fakultät in Tübingen und bekamen die Antwort, dass wir immatrikuliert werden und auch promovieren können.
>
> So wurden die Brücken im schönen Zürich abgebrochen und wir zogen im Frühjahr 1909 nach Tübingen, das zu einer einzigen großen Enttäuschung wurde. „Darüber hat der Dekan der naturw. Fakultät nicht zu bestimmen“, sagte man uns. Im Gegensatz zu Zürich, wo damals viele ausländische Stu-

> denten und Studentinnen (viele Russen und Polen) Zuflucht fanden, stand Tübingen dem Frauenstudium noch absolut feindlich gegenüber. Das spürte man in mehr als einer Weise. (aus Emmy S., Sig.-Nr. 1095,3)

Interessant sind aber nicht nur die Berichte, in denen das Studium ein erfolgreiches Ende fand. In zahlreichen Erinnerungen (vor allem der ‚höheren Töchter') entdeckt man ein Zögern und Zaudern, wenn es um die Wahl eines Studienfaches oder Berufes ging. Oftmals begünstigt durch die Umstände eines wohlhabenden Elternhauses oder einer plötzlichen Heirat, erschien das Studieren vielen jungen Frauen als ‚Gefährtin' eines Mannes nicht nötig („Sag mal, ich brauche doch keine Künstlerin, ich muß jemanden haben, der meinen Beruf versteht!" aus Eva-Maria B., Sig.-Nr. 78) oder es war schließlich nicht mehr möglich, dem Traum der Wissenschaft nachzugehen („Mutter und ich wußten oft nicht die Arbeit zu bewältigen und die mannigfachen Wünsche, die an uns gestellt wurden – und das Studium stellte immer mehr Ansprüche an meine Zeit", aus Paula B., Sig.-Nr. 63). Dies trifft vor allem die Frauen, die mit dem Studium während der Weltkriege begonnen hatten und danach zuvorderst den existentiellen Nöten durch Arbeiten im Heim („Meine Tage waren restlos ausgefüllt und die Nächte kurz und selten ohne Störung. Man stelle sich das Leben mit zwei kleinen Kindern ohne Wasserhahn und ohne Ausguss einmal vor! Und die Windelberge! Und das waren keine Pampers!" aus Marianne W., Sig.-Nr. 444), außerhalb in Kliniken und Sanatorien („Habe dort in einer Klinikabtlg. als Hilfsärztin gearbeitet den ganzen Winter über" aus Jutta N., Sig.-Nr. 371), oder aber in Lokalen, Büchereien etc. begegnen mussten. Nicht zuletzt sind es aber immer wieder die gesellschaftlichen Unwegsamkeiten wie mangelnde wissenschaftliche Förderung von Frauen, fehlende Kinderbetreuungseinrichtungen oder ausbleibende finanzielle Unterstützung, die Frauen vom Studium oder Erwerb eines eigenen Unterhaltes abhielten:

> Es ist auch unklar, ob ich meine Ausbildung noch beenden kann oder nicht und ob ich bis zur Geburt eine Wohnung bekommen werde. Ich rufe beim Sozialamt an und frage nach, wie und wann ich das Geld für die Wohnung beantragen kann. Die für mich zuständige Bearbeiterin ist längere Zeit beurlaubt und ich muss mit ihrem Vertreter sprechen. Er gibt mir die Auskunft, dass ich gar keine Mietkosten bezahlt bekommen würde, weil ich noch in Ausbildung wäre. Ich falle aus allen Wolken. Ich hatte die Zusage dafür schriftlich bekommen. Woher das Geld für die Wohnung nehmen? Von was leben? Ein endloses Herumgerenne beginnt zwischen Schulverwaltung, Klinikumsverwaltung, Sozialamt, AOK und anderen Ämtern. Ich fühle mich psychisch und körperlich total am Ende. (aus Maria S., Sig.-Nr. 823)

Andere Frauen wiederum lassen sich von diesen Widrigkeiten nicht einschüchtern – zum Preis einer Doppel- wenn nicht sogar Mehrfachbelastung:

> Kochen, nähen, flicken, Hausreinigen, waschen, bügeln, Kinder pflegen und beaufsichtigen, Kranke pflegen, Garten bestellen, Feste gestalten, Anlaufstelle für Forstbelange zu sein, bedürftige Familienmitglieder aus der Ursprungsfa-

> milie mitzubetreuen usw., all das sollte eine Frau zum Nulltarif bewerkstelligen, ohne dafür auch nur einen Pfennig eigenen Lohn zu bekommen; vom Gedanken an ausbleibender Eigenrente im Alter ganz zu schweigen.
>
> Mein Mann legte mir nahe, doch wieder zu unterrichten, um den Familienetat aufzustocken. Er selbst hatte inzwischen seine Karriereleiter so hoch bestiegen, dass dieser erneute Schritt in die Berufswelt nicht unbedingt notwendig gewesen wäre. Seine Taktik jedoch, seine Familie ‚kurz‘ zu halten, sie die Abhängigkeit vom Familienoberhaupt kräftig spüren zu lassen, brachte mich dazu, wieder den bezahlten Dienst aufzunehmen. Der Start in die Erfüllung der Doppelrolle fiel mir anfangs noch leicht; parallel laufende Arbeitsgänge wurden, besonders im Haushalt, mein täglich Brot. (aus Margot D., Sig.-Nr. 908)

Insgesamt wird deutlich, dass die Entscheidung für oder gegen ein Studium oder einen bestimmten (wissenschaftlichen) Beruf vielfach von äußeren Zwängen abhing, die sich zu den sittlichen-moralischen Vorstellungen der Gesellschaft über Art und Lebensweise von Frauen gesellten. Allein deshalb ist es mehr als bedauernswert, dass im Mainstream der (Geschichts-)Wissenschaft nur wenig über die Umstände bekannt ist,[1] unter denen Frauen studierten oder zum Abbrechen genötigt waren. Das autobiografische Material im DTA lädt dazu ein, diese Lücke in der Alltags- und Mentalitätsgeschichte zu schließen und die auch heute noch überwiegend von männlichen Normen, Methoden und Konzepten dominierte Festung Wissenschaft mit neuen Erkenntnissen zu bereichern.

Anmerkungen

1 Ausnahmen bilden die Monografie von Ute Scherb sowie der Sammelband von Isolde Tröndle-Weintritt und Petra Herkert.

2 Vgl. Eva Voß (Hrsg.): Studium, Wissenschaft und beruf. Aus Erinnerungen von Frauen in tagebüchern und Briefen von 1870 bis heute, Freiburg 2007.

Literatur

Scherb, Ute: *Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen. Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität von 1900 bis in die Gegenwart*, Königstein 2002.

Tröndle-Weintritt, Isolde/ Herkert, Petra (Hrsg.): *„Nun gehen Sie hin und heiraten Sie!". Die Töchter der Alma Mater im 20. Jahrhundert*, Freiburg 1997.

Voß, Eva (Hrsg.): Studium, Wissenschaft und beruf. Aus Erinnerungen von Frauen in tagebüchern und Briefen von 1870 bis heute, Freiburg 2007.

Rezensionen zum Thema ‚Erinnern'

Svenja Frank

Lang lebe der Autor. Ruth Klüger untersucht die Schnittmengen zwischen Literatur und Historiografie

Ruth Klüger: Gelesene Wirklichkeit. Fakten und Fiktionen in der Literatur, Göttingen 2006 (Wallstein Verlag, 219 S., 22,00 €).

„Unerklärlich, wie ein Mann, der selbst Jude ist, so eine Geschichtsfälschung ins Kino bringen kann", empört sich Dramatiker Rolf Hochhuth über Dani Levy und seinen neuen Film *Mein Führer*. Noch bevor die Hitler-Satire in die Kinos kommt, geistert eine Frage durch die Feuilletons, unwillkürlich und absehbar: „Darf man über Hitler lachen?" (Spiegel-Online: Artikel vom 09.01.07 und 08.01.07).

Was ist erlaubt, wenn sich Fiktion und Realität begegnen? Kann Kunst zur „Lüge" werden? Welchen Bedingungen unterwirft sich fiktionale Historiografie und wie wirkt diese auf unser Geschichtsbild? Die Fragen, die sich Ruth Klüger in ihrer Essaysammlung *Gelesene Wirklichkeit. Fakten und Fiktionen in der Literatur* stellt, sind immer aktuell, das haben die Reaktionen auf Levys Biofiktion erneut gezeigt. Besonders heikel werden sie, wenn man sich den hochsensiblen Themen Holocaust und Naziregime nähert. Selbst wenn Titel und Klappentext ein umfassenderes Spektrum erwarten lassen, entnimmt die Germanistin ihre literarischen und filmischen Beispiele denn auch hauptsächlich diesem Themenkreis. Dabei reicht ihre Palette von Filmen – wie Lanzmanns *Shoah* („Lanzmanns *Shoah* in New York") und Spielbergs *Schindlers Liste* – über die Fernsehserie *Holocaust* bis zu Peter Weiß' Bühnenstück *Die Ermittlung* oder dem Skandal um Wolfgang Koeppens Roman *Jakob Littners Aufzeichnungen aus einem Erdloch* („Der Dichter als Dieb? Der Fall Littner – Koeppen").

Die 1931 in Wien geborene jüdische Literaturwissenschaftlerin Ruth Klüger zeigt sich in ihren Texten immer wieder interessiert an *gender*-spezifischen Themen. In ihrer Essaysammlung *Frauen lesen anders* untersucht sie beispielsweise dezidiert weibliche Rezeption literarischer Werke, beschäftigt sich mit dem Frauenbild in der Unterhaltungsliteratur und den Arbeitsbedingungen von Schriftstellerinnen. Umso überraschender ist es, dass sie in *Gelesene Wirklichkeit* die Geschlechterthematik ausklammert.

In ihren Aufsätzen trennt Klüger Fiktion und Historiografie strikt voneinander ab. Während sich Fiktion auf historische Quellen beziehen kann, diese modifiziert und Ereignisse hinzudichtet, gründen die Erkenntnisse der Historiografie allein auf den vorhandenen Quellen. Solange der Vertrag zwischen AutorIn und LeserIn eindeutig sei, das heißt, solange sich aus dem Paratext erschließen lasse, ob es sich um eine wirklichkeitsgetreue Darstellung oder um eine fiktionale Transformation von Realität handelt, laufe Kunst kaum Gefahr, zur Lüge zu werden.

> Wenn eine Autobiografin etwas erzählt, was nicht stattgefunden hat, so lügt sie (oder, im besten Fall, irrt sie sich), während der Romancier erfinden darf, wie und wo er will, selbst wenn sein Roman eine autobiografische beziehungsweise eine historische Grundlage hat. (S. 146).

Für Klüger ist der Autor ganz bestimmt nicht tot, sondern von zentraler Bedeutung und sie setzt alles auf seine Authentizität. Binjamin Wilkomirskis *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948*, ein Buch, das zunächst erstaunlicher, berührender Zeugenbericht eines KZ-Häftlings ist, verliert für sie augenblicklich jede Bedeutung, wird gar zum „verlogenen Kitsch", als sich herausstellt, dass der Autor niemals von den Nazis gefangen gehalten wurde. Eine Vermischung von Phantasie und Geschichte bei diesem Thema hält sie für äußerst „gefährlich"; sowie sich der „Kontrakt" (S. 85) mit der LeserIn verschiebt, untersteht der Text einer völlig neuen ästhetischen Beurteilung.

Bei diesen scharfen Trennungen zwischen fiktiver Narration und Dokumentarischem versäumt Klüger, ausreichend darauf hinzuweisen, dass selbst scheinbar objektive Berichterstattung die Realität verfälschen kann. Auch die medial vermittelte Wirklichkeit schafft durch ihre intentionale und notwendige Selektion von Bildern und Informationen immer wieder unter dem Anspruch des Dokumentarischen Geschichten oder inszeniert Personen als Charaktere. Diesen Fiktionsgehalt spielt Klüger hier mit dem Verweis auf die faktischen Quellen herunter, obwohl sie zuvor schon bei der historiografischen Objektivität Abstriche macht und betont, dass auch HistorikerInnen nicht umhin könnten, Fakten zu deuten.

Klüger gibt zu bedenken, dass keine Autorität existiere, die den ethischen Maßstab für die ästhetische Verarbeitung von Geschichte festlegen könne. Deshalb ist Klüger allen neuen, experimentellen Deutungen von Geschichte gegenüber zunächst einmal aufgeschlossen. Zur Beurteilung der Fiktionen verlegt sie den moralischen auf den ästhetischen Diskurs und etabliert eine Analogie zwischen dem Verhältnis von Wahrheit und Lüge und dem von Kunst und „Kitsch" („Von hoher und niedriger Literatur"). Vereinfachende Darstellungen mit didaktischer oder anderer Zweckgebundenheit, wie die Fernsehreihe *Holocaust*, bezeichnet sie als „Kitsch", weil sie dem Gegenstand nicht angemessen seien. Sie sträubt sich gegen die gutgemeinte Didaktisierung des Holocausts; ihre Ablehnung geht so weit, dass es ihrer Meinung nach besser wäre, weniger über den Holocaust zu wissen, als in dieser Form.

In der zweiten Hälfte der Sammlung entfernt sie sich vom Thema ihrer eigenen Vergangenheit, den Lesern bekannt aus ihrer vielbeachteten Autobiografie *weiter leben. Eine Jugend*, und widmet sich in den „Drei Essays zur literarischen Behandlung von Geschichte" einem wesentlich breiteren Spektrum der deutschen Literaturgeschichte. Diese Ausführungen zu historischen Romanen und Erzählungen, zum historischen Drama beziehungsweise zur Utopie und Dystopie, zwei Gattungen, die sich bewusst vom Geschichtsverlauf entfernen, sind literaturtheoretisch sehr viel aufschlussreicher als die vorangegangenen Aufsätze. Dass Schiller seine ‚Jungfrau' aus dramaturgischen Gründen verjüngte und ihm dies zum Wohle der ästhetischen Wirkung auch gestattet sei, ist zwar ein Allgemeinplatz, interessant ist aber zum Beispiel Klügers These, dass sich der Dramaturg weitaus mehr dichterische Freiheit nehmen könne als der Romancier. Die körperliche Präsenz einer ‚Johanna von Orléans' gespielt von einer jungen Schauspielerin, sei für die Rezipienten sehr viel glaubhafter als die bloße Behauptung auf dem Papier. Trotz verschiedener bemerkenswerter Thesen, die Klüger in ihren lustwandelnden Gang durch die Literatur-

geschichte einstreut, belässt sie es häufig bei der Präsentation beliebig gesammelter Beispiele oder verharrt bei Altbekanntem.

Problematisch erscheint es – vor allem für den Laien –, die textimmanenten Ansätze des Poststrukturalismus zu einer Verdrängungsstrategie zu verkürzen, die politische, historische und soziale Zusammenhänge der Textentstehung auf Grund der Ereignisse des Zweiten Weltkriegs ignoriere. Die Entlarvung der Galionsfigur des Poststrukturalismus, Paul de Man, als nationalsozialistischen Kollaborateur eignet sich für Klüger selbstverständlich hervorragend dazu, ein solches Kausalverhältnis zu suggerieren (S. 83). Allerdings müsste man Klüger entgegenhalten, dass sich mit dem *New Criticism* bereits in den Zwanziger Jahren Deutungsansätze herausbildeten, welche die untersuchten Werke völlig aus ihrem biografischen und zeitgeschichtlichen Kontext lösten.

Die Frage ist, welche Leserschaft die Essaysammlung ansprechen will. Stellenweise verwendet die Autorin einen augenzwinkernden ‚Wir wissen ja, von wem die Rede ist'-Duktus, der einen gemeinsamen literaturwissenschaftlichen Horizont voraussetzt und damit Laien eher ausgrenzt als einbezieht. Für das fachkundige Publikum hingegen sind ihre – gleichwohl interessanten – Fragen und Thesen selten neu und was neu ist, wünscht man sich konzentrierter vorgetragen.

Ihr dem Wiener Schmäh entsprungener Plauderton, in dem die Überlegungen assoziativ und oft sehr persönlich daherkommen, ist Geschmackssache. Manche ihrer Bilder jedoch sind so simplifizierend, dass sie auch als Einführung wenig hilfreich sind, und sich selbst der Laie nicht ernst genommen fühlt:

> Ich stelle mir die Literatur und die Historiographie als unabhängige Länder vor, Nachbarländer, gewiß, mit verschiedenen Sprachen, die zwar besonders im Grenzgebiet leicht zu erlernen, sogar leicht zu verwechseln sind, die aber doch ihren eigenen Regeln folgen. In diesem Bild sind Autobiographie und geschichtlicher Roman Grenzdörfer, zu Fuß zu erreichen für die jeweiligen nachbarlichen Bewohner (wenn nicht gerade Krieg herrscht, wie im Falle von gefälschten Biographien), aber immer noch mit verschiedenen Pässen. (S. 147).

Formeln wie „der Schriftsteller aus dem Tätervolk" (S. 93) zeigen außerdem, dass Klüger – durchaus nachvollziehbar – aus ihrem individuellen Schulddiskurs nicht herausfindet. Die Frage ist nur, ob die Aufsatzsammlung dann, wie das in den Buchhandlungen mitunter der Fall ist, der germanistischen Fachliteratur zugeordnet werden sollte. Dieser gehört sie nämlich sicherlich nicht an und will sie auch gar nicht angehören.

Meike Penkwitt

Eine erneute Umschrift des großen Endlosbuches

Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München 2006 (Verlag C.H. Beck, 320 S., 19,90 €).

Jorge Semprun beschreibt es in *Schreiben oder Leben* als Traum jedes Schriftstellers, sein ganzes Leben lang an einem Buch zu schreiben – und dieses dabei ständig umzuschreiben. Darauf Bezug nehmend bezeichnet Aleida Assmann ihren im Herbst erschienenen Band *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik* in der Einleitung als eine weitere Version ihres „Endlosbuches" (S. 11). Und in der Tat greift Assmann nicht nur Gedanken und Theoreme aus früheren Veröffentlichungen auf, führt sie fort, fasst zusammen und zieht neue Verbindungen. Es gibt tatsächlich auch interessante Umschreibungen.

Eine davon betrifft den Begriff ‚kollektives Gedächtnis', einen der zentralen, von Aleida und Jan Assmann profilierten Begriffe innerhalb der aktuellen Erinnerungsdebatte, der mittlerweile sogar (ähnlich wie Freuds ‚Unterbewusstes') in die Alltagssprache übernommen worden ist. Bereits in der Vergangenheit wurde der Terminus von ‚den beiden Assmanns' wiederholt in seiner Reichweite und damit auch Bedeutung modifiziert, so z.B. durch die Einführung der untergliedernden Begriffe kommunikatives vs. kulturelles Gedächtnis sowie Speicher- und Funktionsgedächtnis.

In Aleida Assmanns neuer Veröffentlichung ist nun vor allem die Aufnahme des Konzepts ‚soziales Gedächtnis' für eine weitere Begriffsverschiebung entscheidend. Anders als der sich ebenfalls mit dem Erinnern beschäftigende Soziologe Harald Welzer, der unter dem ‚sozialen Gedächtnis' eine Art kollektives Unbewusstes versteht, scheint das ‚soziale Gedächtnis' bei Aleida Assmann weitgehend mit dem (bisherigen) kommunikativen Gedächtnis übereinzustimmen. Das kollektive Gedächtnis entspricht dadurch wiederum in erster Linie dem kulturellen Gedächtnis. Damit im Zusammenhang steht eine größere Unabhängigkeit, die Assmann neuerdings dem individuellen Gedächtnis einzuräumen scheint: Von der Annahme einer fast vollständigen Determiniertheit individueller Erinnerungen durch das kollektive Gedächtnis scheint sie mittlerweile Abstand zu nehmen.

Ging es in *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses* (1999), das auf die Habilitationsschrift der Konstanzer Anglistin zurückging, in erster Linie um Literatur und Kunst, so hat sich der Schwerpunkt mit dem neuen Band auf Gesellschaft und Politik sowie das Erinnern an historische Ereignisse verlagert. Dabei zeichnet Assmann eine historische Entwicklung des Erinnerns weg von der Heroisierung hin zur Viktimisierung und dem Begriff ‚Trauma' nach. Neuerdings sei darüber hinaus eine erneute Ethisierung des Erinnerns auszumachen.

Das Buch ist in zwei Teile untergliedert, von denen der eine mit „Theoretische Grundlagen“, der zweite mit „Analysen und Fallbeispiele“ überschrieben ist. Die bereits angesprochenen Begriffserklärungen, -diskussionen und -modifikationen finden sich im ersten Abschnitt. Begriffe, auf die Assmann hier eingeht sind: individuelles Gedächtnis, soziales und kollektives Gedächtnis, politisches und nationales, kommunikatives und kulturelles Gedächtnis, Speicher- und Funktionsgedächtnis. Daneben beschäftigt sie der ‚Mythos‘, die Gegenüberstellungen von Geschichte und Gedächtnis, Siegern und Verlierern, Opfern und Tätern sowie ‚die Figur des Zeugen‘.

Im zweiten Teil des Buches widmet sich Assmann dann der Frage nach wahren, falschen oder auch unkorrekten Erinnerungen, macht fünf Strategien der Verdrängung (S. 169-182) aus, thematisiert „deutsche Opfernarrative“ (S. 182-204) sowie „Gedächtnisorte in Raum und Zeit“ (S. 217-234) und reflektiert (noch einmal) die „Schnittstellen zwischen Erfahrungsgedächtnis und kulturellem Gedächtnis“. Themen sind die „Zukunft der Erinnerung an den Holocaust“ sowie „Europa als Erinnerungsgemeinschaft“. Im Schlussabschnitt diskutiert Assmann dann den derzeitigen ‚*memory boom*‘ und kontrastiert dabei die beiden Begriffe, die auch im Untertitel des Buches stehen: ‚Erinnerungskultur‘ und ‚Geschichtspolitik‘.

Das Thema ‚*Gender*‘, das Assmann in früheren Veröffentlichungen zumindest streifte, kommt in diesem Band nicht vor. So steht ihr Aufsatz „Geschlecht und kulturelles Gedächtnis“, der im ersten Erinnerungsband der *Freiburger FrauenStudien* erschienen ist, etwas zusammenhanglos neben den Gedankengängen dieser neuen Veröffentlichung. Dabei erinnern vor allem manche Kapitel-Überschriften (z.B. „Wer erinnert sich?“) stark an die dortigen Ausführungen. Dass Assmann den *Gender*-Aspekt in mögliche spätere Versionen des ‚Endlosbuches‘ doch noch aufnehmen wird, bleibt zu hoffen.

Einen anderen Faden, dem Assmann in den letzten Jahren in einigen kleineren Veröffentlichungen nachgegangen ist (so bei den *Freiburger literaturpsychologischen Gesprächen* zum Thema ‚Erinnern‘ im Jahr 2004 oder auch im Rahmen der *Wiener Vorlesungen im Rathaus* im Jahr 2005) hat sie in *Der lange Schatten der Vergangenheit* dagegen erneut aufgenommen und mit in die neue Textur verwoben: die Auseinandersetzung mit der schwierigen Thematik ‚Flucht und Vertreibung‘ und anderen deutschen ‚Opfernarrativen‘. Spielte in früheren Auseinandersetzungen Assmanns mit dieser Thematik die Gegenüberstellung von ‚persönlichem‘ und ‚offiziellem Gedächtnis‘ eine ganz entscheidende Rolle, so ist diese – durch die größere Freiheit des individuellen Gedächtnisses gegenüber dem kollektiven – nun von weitaus geringerem Belang.

Anders als etwa Norbert Frei (z.B. in *1945 und wir*) betrachtet Assmann die verstärkte Medienpräsenz des Themas ‚deutsche Opfer‘ (im Zusammenhang mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg) als nicht grundlegend problematisch: Sie sieht entsprechende Ausführungen nicht zwangsläufig als Versuche an, die Täterschaft und die Schuld der Deutschen (im Rahmen von Nationalsozialismus und Holocaust) zu relativieren oder gar zu verdrängen. Stattdessen geht sie davon aus,

dass es an der Zeit sei, das geschichtliche Bild zu differenzieren. „Nachdem die jüdische Opfererfahrung im Gedächtnis der Deutschen verankert ist“, so Assmann, „können andere Leidensgeschichten in dieses Bild mit eingezeichnet werden, ohne das gesamte Gefüge zu verschieben“ (S. 188). Sie plädiert sogar für eine solche Öffnung des Blicks, da ansonsten „die Hass- und Gewaltspirale (...) durch Argumente jederzeit wieder in Gang gesetzt werden“ (S. 189) könne. Diese ließe „sich langfristig nur unterbrechen, wenn jede traumatische Geschichte erzählbar wird und die Chance hat, mit Empathie gehört zu werden.“ (ebd.).

Interessanterweise stellt die besprochene Veröffentlichung Assmanns im Vergleich zu Astrid Erlls Einführung *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, die in der letzten Ausgabe der *Freiburger FrauenStudien* besprochen wurde, eine souverän agierende Umschreibung der bisherigen Assmannschen Erinnerungstheorie dar, während sich Erlls Einführung in erster Linie als beeindruckend systematisierende und auch präzisierende Fortschreibung verstehen lässt. Die beiden Bücher, die sich (beide erfolgreich) um eine Integration des heterogenen Diskurses bemühen, gehen dieses Projekt auf jeweils sehr unterschiedliche Weise an – und lassen sich deshalb gerade auch als sich gegenseitig ergänzende Lektüre empfehlen.

Victoria Harms

Verdrängen, vergessen, verbieten. Jakubowska und die Erinnerung an die Shoa in Mittelosteuropa.

Frank Grüner / Urs Heftrich / Heinz-Dietrich Löwe (Hrsg.): ‚Zerstörer des Schweigens‘ Formen künstlerischer Erinnerung an die nationalsozialistische Rassen- und Vernichtungspolitik in Osteuropa, Köln 2006 (Böhlau, 552 S., 59,90 €).

Als Wanda Jakubowska 1947 im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau *Ostatni Etap – Die letzte Etappe* verfilmte, avancierte sie mit diesem autobiografischen Werk dokumentarischen Charakters nicht nur zu einer Pionierin auf dem Gebiet der künstlerischen Verarbeitung der Shoa, sondern blieb auch auf lange Zeit in ihrem Heimatland Polen ohne würdige NachfolgerIn.

Jakubowska schrieb gemeinsam mit der deutschen Kommunistin Gerda Schneider, die sie im Frauenlager bei Oscwiecim kennen gelernt hatte, das Drehbuch zu *Ostatni Etap*. Der Film begleitet die Polin Marta durch den Lageralltag in Birkenau. Ihre exponierte Stellung als Dolmetscherin nutzt die kommunistische Jüdin, um Widerstand gegen die SS-Mannschaften zu organisieren.

Jakubowskas und Schneiders Versuch, sowohl „das Unvorstellbare in Bildern auszudrücken“ als auch die „weibliche Solidarität und Idee des Sozialismus“ (S. 368) zu dokumentieren, rief internationale Anerkennung hervor. In Polen jedoch warf man der systemtreuen Jakubowska, die stets vermied, exklusiv jüdische Opfer zu präsentieren, die Darstellung antipolnischer Stereotype vor.

Christine Müller, Jahrgang 1979, setzt sich in ihrem Artikel „Rivalität des Leidens? Die Darstellung von Juden und Polen im polnischen Nachkriegsfilm“ (S. 357-375) mit der Rezeptionsgeschichte der Werke Jakubowskas und Alexander Fords (u.a. *Ulica Graniczna* 1948) kritisch auseinander. Beiden RegisseurInnen gelang es nicht, einen Platz für das Leiden der jüdischen Mitmenschen im kollektiven Gedächtnis ihres Heimatlandes zu etablieren.

Müller kontrastiert diese frühen Bemühungen um eine filmische Aufarbeitung der Shoa mit der ablehnenden öffentlichen Haltung in Polen und der bald einsetzenden Marginalisierung jüdischer Opfer. Sowohl die Verdrängung der eigenen Beteiligung an den Verbrechen als auch die linguistische Crux der ‚polnischen Konzentrationslager‘ für die nationalsozialistischen Vernichtungsstätten im besetzten Polen forcierten eine Tabuisierung der Shoa. Da die Rhetorik im Westen sich auf die jüdischen Opfer konzentrierte und PolInnen als Leidtragende unerwähnt blieben, wurde als Reaktion auf diese ‚Ungerechtigkeit‘ die eigene Rolle als MärtyrerInnen und Opfer sowie der kommunistische Widerstand besonders hervorgehoben. Demzufolge habe die Vernichtung der jüdischen Mitmenschen den polnischen Antisemitismus der Zwischenkriegzeit nicht verringert, sondern ihm lediglich eine neue Richtung gegeben. Eine kritische Aufarbeitung der Erlebnisse, die alle Opfergruppen gleichermaßen betrachtete, blieb somit über Jahrzehnte aus.

Müllers Evaluation steht beispielhaft für den interdisziplinären Sammelband *Zerstörer des Schweigens*, in dem Frank Grüner, Urs Heftrich und Heinz-Dietrich Löwe die Ergebnisse einer gleichnamigen Tagung der *Universität Heidelberg* im Herbst 2003 zusammentragen. Erst seit Kurzem nähern sich derartige Analysen der öffentlichen Wahrnehmung der Shoa in den Ländern Mittelosteuropas. Diese Publikation des Böhlau Verlags verdeutlicht dem für die Verbrechen des Nationalsozialismus sensibilisierten deutschen (Fach-) Publikum die zahlreichen Facetten der künstlerischen Darstellung der Shoa, wie sie seit 1945 jenseits des Eisernen Vorhangs erarbeitet wurden, und macht es mit der divergierenden Rezeptionsgeschichte vertraut. Gekonnt greifen die VerfasserInnen Beispiele aus den Bereichen Literatur, Film und Musik sowie Kunst und museale Darstellung auf und setzen sie überzeugend in den allgemeinen Kontext. Indem die Rahmenbedingungen, die über Erfolg oder Misserfolg, Toleranz oder Ablehnung der künstlerischen Veräußerungen entschieden, erläutert werden, beleuchten die hervorragend recherchierten Artikel das „Konfliktpotential“ (S. XIII), welches das Thema Holocaust in Ostmitteleuropa bis heute beinhaltet.

Sowohl die internationale Zusammensetzung der AutorInnen, die Zweisprachigkeit des Sammelbandes als auch die augenscheinliche Multilingualität der VerfasserInnen sprechen für die hohe Qualität, die kulturwissenschaftliche Objektivität und die Vertrautheit der WissenschaftlerInnen mit den betroffenen Ländern. Die Kurzbiographien im Anhang bieten ein ausgeglichenes Bild von aufstrebenden jungen ForscherInnen und etablierten Autoritäten wie Frank Reuter und Silvio Peritore vom Heidelberger *Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma*, Prof. David Crowe vom *US Holocaust Memoria Museum* in Washington, oder Prof. Il’ja Al’tman, Vize-Präsident der *Russian Holocaust Foundation*.

Doch *Zerstörer des Schweigens* richtet sich nicht nur an ein Fachpublikum von KulturhistorikerInnen oder Holocaust-SpezialistInnen, sondern bietet auch dem breiten Publikum einen hervorragenden Einblick in den aktuellen wissenschaftlichen Diskurs. Der Sammelband bietet die seltene Möglichkeit, sich der Shoa-Aufarbeitung der Sowjetunion, ihrer Satelliten- und Nachfolgestaaten anhand der künstlerischen Darstellung zu nähern. Dabei werden die Vernichtung der Juden und Jüdinnen, Roma und Sinti, die Sowjetunion und Polen besonders intensiv untersucht.

Allerdings wählte keineR der AutorInnen einen konkreten *gender*-Bezug. Während in Deutschland Studien zu Frauen in Täterrollen keine Ausnahme mehr darstellen, bleiben diese ebenso wie Analysen spezifisch weiblicher Opferdarstellungen in den neuen EU-Mitgliedsstaaten weiterhin ein marginalisiertes Forschungsfeld. Gerade aber die offiziellen Vorgaben für Geschlechterrollen an die Kunst in den ehemaligen Ostblockstaaten bieten spannende Ansätze. Nichtsdestotrotz ist *Zerstörer des Schweigens* aber ein außergewöhnlicher, detailreicher und hochwertiger Sammelband, dessen Anschaffung sich für jedeN InteressierteN lohnt.

Rotraud von Kulessa

Ein Beitrag zum Gedächtnis der französischen Literaturgeschichte

Margarete Zimmermann: Salon der Autorinnen. Französische dames de lettres vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert, Berlin 2005 (Erich Schmidt Verlag, 265 S., 49,80 €).

Mit ihrem Salon der Autorinnen nimmt Margarete Zimmermann dankenswerterweise die Dokumentation der „Stimmen“ all jener Frauen vom Mittelalter bis zur ausgehenden frühen Neuzeit in Angriff und gibt ihnen mit ihrem ‚Salon‘ einen Ort des Zusammentreffens, der gleichsam als ‚weibliches kulturelles Gedächtnis‘ funktioniert. Immer wieder stellten Literaturwissenschaftler die Frage nach der Notwendigkeit eines solchen Ortes, der sich in die Tradition der „Dictionnaires des femmes illustres“ einschreibt, welche seit dem 17. Jahrhundert das Werk kulturschaffender französischer Frauen dokumentieren, die jedoch nach dem Erscheinen der Frauenliteraturgeschichte von Larnac (1929), aus der ‚Mode‘ geraten. Die große Fülle der französischen Autorinnen verschwand somit im 20. Jahrhundert aus den Literaturgeschichten und somit aus dem kulturellen Gedächtnis. Margarete Zimmermann kommt also das Verdienst zu, in ihrem Salon nicht nur namhafte Autorinnen wie Christine de Pizan, Marguerite de Navarre, Pernette de Guillet, Louise Labé, etc. zusammentreffen zu lassen, sondern eben auch jene Frauen, die in den herkömmlichen Literaturgeschichten nicht in Erscheinung treten, wie z. B. eine Marie Dentière, Gabrielle de Coignard, Marie Le Gendre, um nur einige zu nennen. Der Salon der

Autorinnen lässt uns so die umfangreiche thematische und gattungstypologische Vielfalt des literarischen Schaffens all jener Frauen entdecken.

Die Artikel über die einzelnen Autorinnen berücksichtigen dabei den biografischen sowie den sozio-kulturellen Kontext und gehen darüber hinaus auf Produktions- und Editionsbedingungen sowie auf die Rezeption der jeweiligen Werke ein. Damit einher geht eine Reflexion über literarische Kommunikationsformen und weibliche Netzwerke, die nicht zuletzt maßgeblich sind für die spezifischen Bedingungen weiblichen literarischen Schaffens. Vor diesem Ansatz erklärt Margarete Zimmermann auch das Problem der Periodisierung, die den Schnitt mit dem 16. Jahrhundert setzt, da sich mit dem 17. Jahrhundert und der einsetzenden aristokratisch geprägten Salonkultur und dem Preziösentum, die literarischen Schaffensprozesse bei den Autorinnen grundsätzlich ändern.

Die Artikel verzichten dabei bewusst auf einen allzu ausufernden Fußnotenapparat, um die Leserlichkeit für ein größtmögliches Lesepublikum zu gewährleisten, ein Anliegen, das noch unterstützt wird durch zahlreiche Abbildungen.

Die Lektüre dieses literaturhistorischen Grundlagenwerkes wird hoffentlich möglichst vielen LeserInnen Lust auf ‚mehr' Lesen und Forschen machen. Die Frage nach der Notwendigkeit einer solchen ‚weiblichen Literaturgeschichte' erübrigt sich wohl angesichts der Erkenntnis, die sich aus der Lektüre dieses Werkes ergibt: dass nämlich der Relevanz der Autorinnen innerhalb der französischen Literaturgeschichte bei weitem noch nicht der Platz zuerkannt wurde, der ihr gebührt.

Rezensionen zum Thema ‚Feminism revisited'

Eva Voß

„Ein Hauch von Größenwahn steht jeder Frau“

Brigitte Aulenbacher/Mechthild Bereswill/Martina Löw/Michael Meuser/Gabriele Mordt/Reinhild Schäfer/Sylka Scholz (Hrsg.): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of Art, Münster 2006 (Verlag Westfälisches Dampfboot, 349 S., 29,90 €)

„Ein Hauch von Größenwahn steht jeder Frau“, so das provokante Eingangszitat des Sammelbandes, das zugleich auf den Untertitel der Konferenz anspielt, dessen Ergebnisse nun in gedruckter Form vorliegen. Im November 2005 fand die Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Hannover statt. Aufgerufen, sich an der Tagung wie am später publizierten Reader zu beteiligen, waren all die ForscherInnen, die sich mit theoretischen wie empirischen Arbeiten am „Dialog der Gegensätze“ beteiligen wollten. Ziel war es, das ausdifferenzierte Feld der FrauenMännerGeschlechterforschung über den feministischen Tellerrand hinaus auf die mannigfachen Kontroversen innerhalb der sozialwissenschaftlichen Disziplinen zu untersuchen und den „vermeintlichen Konsens“ (S. 9) als spannungsreichen Konflikt zu entlarven. Im ersten Teil des Sammelbandes geht es daher zunächst um Divergenzen in der Entwicklung von der Frauen- zur Geschlechterforschung. Die Beiträge von Stefan Hirschauer, Gudrun-Axeli Knapp, Andrea Maihofer und Mechthild Bereswill diskutieren u.a. die Fragen, inwiefern eine Verschiebung von der Frauen- zur Geschlechterforschung stattgefunden hat und inwieweit dies nicht eher einer Erweiterung denn einer Radikalisierung feministischer Ansätze gleichkommt. Gefragt wird auch, ob sich feministische Ansätze nicht grundsätzlich als erkenntnishinderlich erweisen und potentiell Gefahr laufen, einseitig instrumentalisiert zu werden. Dagegen könnte eine „Geschlechterdifferenzierungsforschung“ (S. 23) den Fokus erweitern und den Anschluss an pragmatisches Alltagswissen von Geschlecht leisten.

Im zweiten Teil des Buches werden die theoretischen Prämissen von Geschlecht und Gesellschaft zur Diskussion gestellt (u. a. mit Beiträgen von Christine Weinbach: „Kein Ort für Gender? Die Geschlechterdifferenz in systemtheoretischer Perspektive“, Bettina Mathes: „Ödipus in der Männerforschung – Bemerkungen zur ‚hegemonialen Männlichkeit‘ “). Dabei wird deutlich, dass allein der Zusammenhang von gesellschaftlichen Strukturen und Formen der Geschlechterverhältnisse hochgradig komplex ist. Zum einen verbirgt sich hinter diesen Beiträgen eine Anzahl verschiedener theoretischer Denkmodelle, die unterschiedliche Auffassungen von Geschlecht zulassen (z.B. Geschlecht als Struktur- und Ordnungskategorie, als soziale Konstruktion etc.) und damit grundsätzlich differente Möglichkeiten zur Beschreibung der Auswirkungen bieten (z.B. struktur- und kulturbildend, bedeutungsgenerierend). Besonders in diesem Teil des Sammelbandes wird ob der Facettenvielfalt miteinander konkurrierender Theorieangebote das Motto der Tagung „Dialog der Gegensätze“ sehr gut veranschaulicht.

Im dritten und letzten Kapitel werden anhand vier konkreter Forschungsfelder aktuelle Fragen zum Stand der FrauenMännerGeschlechterforschung aufgeworfen und gegenwärtige gesellschaftliche wie wissenschaftliche Entwicklungen diskutiert. Im ersten Abschnitt suchen die Autorinnen (u.a. mit Beiträgen von Andrea D. Bührmann/Torsten Wöllmann: „Geschlechterforschung = Frauenforschung + Männerforschung? Anmerkungen zur Normalisierung der Kategorie Geschlecht", Heike Kahlert: „Geschlecht als Struktur- und Prozesskategorie – eine Re-Lektüre von Giddens' Strukturierungstheorie") nach Möglichkeiten, wie die oftmals getrennt untersuchten Unterscheidungen von Frau/Mann in der sozialen Praxis überwunden und systematisch mit der Strukturkategorie Geschlecht verknüpft werden können. Dieser Suche liegt die Erkenntnis zu Grunde, dass mit der gesellschaftlichen Herstellung von Geschlecht zugleich eine Hierarchisierung und schließlich eine Begünstigung der männlichen Norm einhergeht, die gleichwohl in der Forschung ausgeblendet oder aber nicht im Sinne einer strukturellen geschlechtsspezifischen Benachteiligung untersucht wird. Dies zeigt sich z.B. bei der Analyse von Einführungs- und Lehrbuchtexten auf geschlechtsspezifische Bezüge, die Hinweise darauf geben, wer und in welcher Form wie über Geschlecht denkt und schreibt (S. 181 ff).

Im zweiten Abschnitt werden alltagskulturelle Verfahren der Herstellung von Geschlecht an den Beispielen Schule und Forstwirtschaft thematisiert (u.a. mit Beiträgen von Thomas Kleynen: „Vom Ansehen der Fächer: (Foto- und) Biographische Selbstdarstellungen zukünftiger Lehrer", Christine Katz/ Marion Mayer: „MännerWeltWald – Natur- und Geschlechterkonstruktionen in Handlungsmustern von Waldakteur/innen"). Praktiken der In- und Exklusion, wie auch kulturelle Geschlechtssymboliken spielen sowohl bei der Fächerwahl, der Ausprägung verschiedener Auffassungen von Natur- und Geschlechterbildern als auch bei der Ausübung gesellschaftlich konstruierter Formen von Weiblichkeit und Männlichkeit eine bedeutende Rolle. Ähnlich dominierend wirken sich die geschlechtlichen Diskurse und Deutungsmuster auf die im dritten Abschnitt untersuchten Forschungsfelder Arbeit und Organisation aus (u.a. mit Beiträgen von Maja Apelt: „Geschlechterforschung und Militär", Heidi Schroth/ Lena Schürmann: „Cleaning Affairs. Geschlechterungleichheiten und Arbeitsbeziehungen im Reinigungsgewerbe"). So ist die zunehmende Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse auch das Produkt einer Vergeschlechtlichung von Beschäftigungsbedingungen, die sich eindeutig zu Lasten der Arbeitnehmerinnen auswirkt.

Ältere wie neue Überlegungen zu geschlechterpolitischen Themen werden im vierten und letzten Unterkapitel erörtert (u.a. mit Beiträgen von Sünne Andresen: „Die Analyse feldspezifischen Geschlechter-Wissens als Voraussetzung der Implementierung einer erfolgreichen Gleichstellungspolitik", Birgit Riegraf: „Wandel von Gerechtigkeitsvorstellungen im Wandel von Staatlichkeit: Von der Gleichheit zur Differenz"). Dabei werden aktuelle Strategien wie Gender-Mainstreaming kritisch untersucht und auf die Gefahr einer marktwirtschaftlichen Instrumentarisierung von Gleichstellungspolitiken hingewiesen. Diskutiert werden auch die neoliberale Neubestimmung privater und öffentlicher (staatlicher) Räume und Versorgungsleistungen sowie die Folgen dieser Umverteilung, nämlich die Ausweitung einer Ungleichheit der Geschlechter.

Insgesamt besticht der Sammelband vor allem durch die Bandbreite der dargestellten Divergenzen innerhalb der Forschung, die nicht nur überaus interessant zu verfolgen, sondern gleichsam lehrreich sind. Besonders fruchtbar sind die Beiträge, die zu gleichen Themenbereichen sehr gegensätzliche Positionen vertreten und damit die schwierigen wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozesse um stark umkämpfte Konzepte, Definitionen und Theorien in der FrauenMännerGeschlechterforschung verdeutlichen. Wie produktiv diese theoretischen Auseinandersetzungen wiederum sein können, zeigt nicht zuletzt der im Band versammelte ausdifferenzierte und weit fortgeschrittene Erkenntnis- und Forschungsstand.

Dieses Projekt einer Bilanzierung hält mit dem „Hauch von Größenwahn“ durchaus das, was es verspricht, wenngleich das Kompendium nicht der Komplexität und Heterogenität von Jahrzehnte währenden Diskussionen und Kontroversen in der FrauenMännerGeschlechterforschung Rechnung tragen kann. Vielmehr ist ein wichtiger Anfang gemacht und die Grundlage für aufbauende und vertiefende Untersuchungen gelegt.

Rezensionen zum Thema ‚Dimensionen von *Gender Studies*'

Claudia Catharina Münzing

Der Butlerfunke

Paula-Irene Villa: Judith Butler, Frankfurt/New York 2003 (Campus Verlag, 162 S., 12,90 €).

Die Auseinandersetzungen mit dem Werk Judith Butlers und die Debatten über dessen Bedeutung für die feministische und *queere* Theoriebildung sind in den letzten Jahren hitzig geführt worden. Jedes neuerschienene Butler-Buch und jeder noch so kleine Aufsatz wurde mit Spannung erwartet und fast unmittelbar danach in den unterschiedlichsten Wissenschaftsbereichen kanonisiert. Seit dem Erscheinen von *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) sendet Judith Butler mit ihrem Denken und Schreiben diskursive Schockwellen aus, was sich durch die nach wie vor breite Rezeption ihrer Texte wohl auch in Zukunft nicht ändern wird.

Paula-Irene Villa, Soziologin und Geschlechterforscherin aus Hannover, liefert uns nun mit ihrer Einführung in das Werk Judith Butlers einen Überblick über deren zentrale Themen, über ihre Basisannahmen, ihren Umgang mit Begriffen und Sprache, ihre theoretischen Hintergründe und nicht zuletzt über die rezeptiven Wirkungen ihrer Schriften. Villa beschreibt Judith Butler als ein theoretisches Phänomen, das zunächst einmal sehr schwer zu erklären ist. Butlers Texte sind bisweilen extrem sperrig, ihre Argumentationslinien ebenso; anstelle des Lieferns von Antworten stellt sie lieber am laufenden Band Fragen, sie ist weder einem Fachbereich eindeutig zuzuordnen noch überall einsetzbar; noch dazu sind ihre Texte in höchstem Maße theoretisch und werden nur selten konkret geschweige denn empirisch. Was ist es nun, das uns trotzdem zur Auseinandersetzung mit Butler treibt, wo genau liegt die Faszination und die Herausforderung, den Spuren ihres Denkens zu folgen? Welche Auswirkungen hat Butler für die feministische und *queere* Theorie und wo ist Butler mit ihrem Denken am ehesten zu verorten? Villa sucht in ihrer Einführung Antworten auf diese Fragen und versucht uns Butler mit vielen illustren Beispielen und geduldigen Erklärungen ein Stück näher zu bringen.

Der Text ist gegliedert in sechs Kapitel, die nicht chronologisch im Sinne des Erscheinens der jeweiligen Butler'schen Texte angeordnet sind, sondern sich thematisch den Begriffen und Inhalten nähern. Dies ist durchaus angebracht, da sich Themenwiederholungen und ähnliche Denkfiguren diachron durch Butlers Schaffen ziehen, egal ob ein Text Anfang der 1990er-Jahre oder 2005 verfasst wurde. Jedem Kapitel ist in Villas Einführung ein grauer Kasten vorangestellt, der vorab schon einmal die zentralen Begriffe erklärt und in das jeweilige Kapitel einleitet. Ob beabsichtigt oder nicht, Villa dreht somit eine Butler'sche Arbeitsweise um: Während bei Butler meistens auf den letzten Seiten eines Kapitels alles bereits Gesagte nochmals zusammengefasst wird (bösartige Stimmen würden wahrscheinlich behaupten, es reiche diese zu lesen), schafft Villa von Anfang an Überblick und Verständlichkeit.

Das erste Kapitel „Alles nur Text? Diskurs und Sprache bei Butler“ beschäftigt sich mit Butlers Diskurs- und Sprachtheorie. Es geht in erster Linie um die Frage, wie die Realität, mit der Menschen tagtäglich konfrontiert sind, überhaupt zu Stande kommt. Diskurse im Butler'schen Sinne werden aufgefasst als der Nährboden für die andauernde Produktion von Bedeutungen und im Anschluss daran von Subjektpositionen, die denk-, sag- und lebbar sind. Villa erklärt, was „Performativität“, bei Butler angelehnt an Austins Sprechakttheorie, bedeutet, und verweist darauf, dass „Diskurs“ bei Butler nicht nur die gesprochene Sprache ist, sondern dass es sich dabei um eine im Foucault'schen Sinne machtdurchdrungene Matrix der Bedeutungszuweisung und -genese handelt, innerhalb derer sich die Konstruktion sozialer Wirklichkeit vollzieht. Auch Butlers Konzeption von Widerstand als der Möglichkeit, scheinbar natürliche und ein für alle Mal festgelegte Bedeutungen durch nichtidentische Wiederholungen zu resignifizieren und so in einem politischen Sinne zu verwenden, wird im ersten Kapitel ausführlich dargelegt.

Im zweiten Kapitel „Postsouveräne Subjekte – Butlers Subjekttheorie“ geht es in erster Linie um die Frage, wer oder was eigentlich ein Subjekt ist. Ausgehend von Butlers Grundannahme, dass Subjekte nicht aus sich heraus ontologisch bestimmbar sind, sondern nur innerhalb diskursiver Formationen, kontextualisiert Villa zentrale Begriffe wie „Identität“ und im Anschluss daran „*Identity Politics*“, „Repräsentation“ und „Subjektivation“. Die Vorstellung eines autonomen, mit sich selbst identischen Subjekts als Grundlage jeglicher (politischer) Handlungsfähigkeit wird von Butler aufgegeben zugunsten eines aus diversen Fragmenten zusammengesetzten und niemals abgeschlossenen (und in diesem Sinne postsouveränen) Subjekts. Anstelle von Subjekt*sein* geht es Butler um Subjekt*werdung* und die fortwährenden Mechanismen von Verwerfung, Melancholie und Verlust, die diesen Prozess begleiten. Villa verdeutlicht, dass eine solche Sichtweise auf das Subjekt zunächst einmal zum empörten Aufschrei vor allem in feministischen Kreisen geführt hat, wo doch der feste Signifikant ‚Frau' als unumstößliche Grundlage für politische Handlungsfähigkeit galt. Aber Villa macht – wie viele andere auch – klar, dass Butler weder Subjekte abschaffen will noch unpolitisch ist, sondern lediglich die Grenzen dessen, was als politisch gilt, in Richtung Sprachkampf erweitert und Politik nicht erst in den scheinbar fertigen Subjekten, sondern schon in den vielfältigen Möglichkeiten ihrer Genese verortet.

Kapitel drei „Intelligible Geschlechter“ geht dezidiert auf den Umgang Butlers mit der vorherrschenden Geschlechterordnung ein. Es ist das zentrale Kapitel zum Verständnis Butlers als feministischer Theoretikerin, weil es hier um Geschlecht, verstanden als Effekt hegemonialer Diskurse und diskursiver Naturalisierungen, geht. Anhand von Begriffen wie *sex* und *gender* und der „zwangsheterosexuellen Matrix“ werden die zwanghaften Regulierungsverfahren des Geschlechts und der Sexualität unter die Lupe genommen und die performative Dimension des Geschlechts offengelegt. Villa bringt uns Butlers Denkansätze näher, indem sie sehr ausführlich erklärt, was genau mit „Naturalisierung“ oder „Performativität“ bezogen auf die Geschlechtsidentität gemeint ist und verweist mit Butler auf die Zeitlichkeit, Prozesshaftigkeit und prinzipielle Wandelbarkeit des Geschlechts. Sie klärt aber auch häufige Missverständnisse im Umgang mit Butlers Theorie auf,

z.B. den weit verbreiteten Irrtum, dass Geschlecht wie Kleider gewechselt werden könne. Geschlechterverhältnisse bei Butler sind Macht- und Herrschaftsverhältnisse mit Zwangsdimension, *sex* und *gender* sind naturalisierte und machtverschleiernde Konstruktionen und Subjekte sind – um überhaupt intelligibel, also gesellschaftlich lesbar, sein zu können – dazu gezwungen, die Norm zunächst einmal zu zitieren, bevor sie diese mit nicht-identischen Wiederholungen eventuell resignifizieren können.

Wie genau Körper,und damit auch Geschlechtskörper, entstehen, ist Inhalt des vierten Kapitels „Materielle Körper". Nachdem Butler sich Vorwürfe aus dem feministischen Lager gefallen lassen musste, die in ihrer Theorie eine Abschaffung des weiblichen Körpers und somit auch der konkreten weiblichen Körpererfahrung sahen, hat sie sich vor allem in *Körper von Gewicht* (1993) mit Fragen des Konstruktivismus und der Morphogenese auseinander gesetzt. Villa zeichnet diese Auseinandersetzung nach und betont dabei einmal mehr, dass es in Butlers radikalkonstruktivistischem Theoriedesign nicht um die Abschaffung von Körperlichkeit geht, sondern um die soziale, kulturelle und historische Ausformung der Geschlechterkonstruktionen. Die Ebene des Körpers verliert bei Butler aus dem Grunde die ‚Natürlichkeit' und somit ebenfalls ein Stück weit die Unmittelbarkeit, weil, laut Butler, selbst unsere Körperfantasien und damit verbunden die Morphogenese politisch und historisch geprägt sind. Auch Materialität und das Empfinden und Erfahren der eigenen Körperlichkeit sind Konstrukte innerhalb des gegebenen Diskurses, verschleiern diese Tatsache aber durch „Naturalisierung" und „Ontologisierung". Zentral in Butlers Denken ist nun die Umkehrung der Wahrnehmungsstrukturen und die dekonstruktive Öffnung der geschlechtlichen Kategorien. Diese Öffnung ist die Grundlage für Butlers politisches Programm und verantwortlich für die breite Rezeption Butlers im Bereich der *Queer Theory*.

In Kapitel fünf „Queer Politics – Butler als politische Philosophin" wirft Villa einen genauen Blick auf die bereits stattgefundenen Aneignungen Butlers für politischen Aktivismus und auf die politischen Implikationen in Butlers Werk. *Queere* Theorie und Politik verabschieden sich endgültig von naturalisierten Identitätskategorien und von Identitätspolitik. Menschen werden nicht mehr auf bestimmte Aspekte ihres Körpers oder ihres geschlechtlichen Begehrens reduziert, sondern sie sollen im Gegenteil in ihren Vielheiten und Partikularitäten als Menschen lesbar werden. Es geht in Butlers politischem Programm um die systematische Offenlegung der Ausschlüsse in den Identitätskonstruktionen, auch wenn dies gerade für Feministinnen, die sich auf eine gemeinsame weibliche Identität berufen, ein schwieriger und vielleicht auch schmerzhafter Prozess ist. Villa rundet dieses politische Kapitel ab mit einem Blick auf das vor allem in den USA viel diskutierte Phänomen *hate speech* und mit der feministischen Debatte über Pornografie. Hierbei wird vor allem Butlers tiefe Skepsis gegenüber jeglichen Forderungen nach staatlicher Regulierung und ihr Plädoyer für eine immer nur vorläufige Nutzung von Kategorien betont, um immer die Möglichkeit zur Aneignung von Bedeutungen bestehen zu lassen.

Das letzte Kapitel des Buches, „Rezeption und Wirkung", fasst Butlers Werk zusammen und bindet ihre Arbeit an zeitgenössische Diskurse an. Die Frage, warum ausgerechnet Judith Butler zum ‚Quasikultstar' des postmodernen Feminismus und

zur berühmten Erbin der französischen Poststrukturalisten wurde, beschäftigt Villa nachhaltig. Sie geht davon aus, dass Butlers Theorie den gesellschaftlichen Wandel hin zu einer ‚anything goes-Kultur' ein Stück weit widerspiegelt und aus eben diesem Grund auch Gefahr laufen kann, eigentlich politisch-soziale Fragen zu ästhetisieren oder sie in hochtheoretisches Vokabular aufzulösen. Villa wirft Butler zudem vor, dass sie sich zwar ausführlich mit der Genese und der Ausprägung von Differenzen beschäftigt, dies allerdings noch lange nichts über die damit einhergehenden sozialen und politischen Unterschiede aussagt. Deshalb plädiert sie für eine systematische Nutzung des Butler'schen Ansatzes, fordert aber gleichzeitig dessen Weiterentwicklung mit mehr gesellschaftstheoretischen und weniger ahistorischen Komponenten.

Paula-Irene Villas Einführung in das Werk Judith Butlers ist ein sehr übersichtlicher und gut gegliederter Text. Vor allem die grauen Kästen am Anfang eines jeden Kapitels sind präzise und informativ, besser können Butlers Grundannahmen nicht zusammengefasst werden. Zudem bemüht sich Villa um eine verständliche Sprache und viele veranschaulichende Beispiele, was den Text auflockert und größtenteils leicht lesbar macht. Allerdings, und das ist sehr auffällig, gibt es innerhalb der einzelnen Kapitel und auch zwischen den Kapiteln teilweise so enorme Stil- und Niveauunterschiede, dass es den Anschein hat, als würde aus einem ‚Lustigen Taschenbuch' auf einmal ein Fremdwörterlexikon und umgekehrt. Ein bisschen mehr Stringenz bezüglich des Stils hätte dem Text gut getan, wobei dies ein ästhetischer und kein inhaltlicher Kritikpunkt ist.

Villas Einführung ist vor allem für solche LeserInnen geeignet, die sich noch nie explizit mit postmodernem oder poststrukturalistischem Gedankengut und mit Judith Butler auseinander gesetzt haben. Vergleicht man sie mit der etwas älteren Einführung von Hannelore Bublitz , so lässt sich festhalten, dass Bublitz ein größeres Vorwissen seitens des Publikums voraussetzt als Villa. Alles in allem ein durchaus lesenswertes Buch mit nützlichen Literaturangaben zur weiteren Lektüre, falls der Butlerfunke übergesprungen sein sollte.

Elisabeth Holzleithner

Geschlechterfragen im Spiegel des Rechts

Lena Foljanty/Ulrike Lembke (Hrsg.): Feministische Rechtswissenschaft. Ein Studienbuch, Baden-Baden 2006 (Nomos-Verlagsgesellschaft, 357 S., 19,90€).

Am neuen Studienbuch *Feministische Rechtswissenschaft* überrascht in Zeiten der *Gender, TransGender* und *Queer Studies* möglicherweise der Titel: Dass die Auseinandersetzung mit Geschlechterfragen im Recht unter dem Attribut „feministisch" läuft, mag auf den ersten Blick fast anachronistisch erscheinen. Allerdings hat es seine guten Gründe, welche das AutorInnenkollektiv in seiner Einleitung zu diesem

erfreulichen Grundlagenwerk überzeugend darlegt: Es geht darum, die Verbindung mit Frauenbewegung und feministischen Anliegen auch begrifflich präsent zu halten. Damit soll gleichzeitig der Begriff des Feministischen mit einem erweiterten Gehalt aufgeladen werden, indem die in den letzten Jahren verstärkt artikulierten Anliegen einer differenzierten und kontextsensiblen Betrachtung von Geschlechterfragen aufgenommen und Machtvektoren wie Ethnizität, Religion, Behinderung oder sexuelle Orientierung mit einbezogen werden. Dass dies im Einzelnen nicht einfach einzulösen ist, liegt an der Komplexität der Problematik. Insofern ist es völlig plausibel, dass in einzelnen Kapiteln die fokussierende Betrachtung ‚allein' der Geschlechterverhältnisse und deren rechtlicher Konstruktionen überwiegt.

Das Studienbuch, das als erstes seiner Art in Deutschland gelten darf, ist umfassend angelegt und gibt Einblick in eine Vielzahl von Rechtsmaterien. Die einzelnen Beiträge verarbeiten durchwegs eine imponierende Fülle von Material aus den Bereichen der Rechtswissenschaften ebenso wie der politischen Philosophie oder feministischen Theorie. Ein besonderer Bonus ist die vorzügliche Auswahlbibliografie. Gut gelungen ist der Spagat zwischen hohem wissenschaftlichem Niveau und Vermittelbarkeit auch für ein nichtjuristisches Publikum. Das ist ein großes Verdienst, haben doch feministische Rechtswissenschaften respektive *Legal Gender Studies* im Konzert der allgemeinen, zumeist sozial- und kulturwissenschaftlichen *Gender Studies* keinen ganz leichten Stand. Denn das Recht wird häufig als Herrschaftsdiskurs abgestempelt; im Hintergrund steht dabei, so mein Eindruck, ein unterkomplexes Verständnis von Recht, das stark auf dessen strafenden Aspekt fokussiert und die vielfältigen Schichten des Rechts, auch die Möglichkeiten, die es für feministische Anliegen eröffnet, voreilig auf die Seite schiebt. Das wird nach Lektüre des Studienbuchs wohl nicht mehr möglich sein.

Das Studienbuch setzt ein mit Überblickskapiteln zu „Frauen in der Geschichte des Rechts" (Friederike Wapler) und „Feministischen Theorien" (Annegret Künzel). Stärker ans genuin Juristische geht es im nächsten Abschnitt, der „Grundannahmen des Rechts" (Anja Schmidt) in den Fokus feministischer Kritik stellt. Analysiert werden zentrale juristische Topoi wie die Behauptung der Neutralität des Rechts. Diese Schimäre und ein häufig damit verbundenes formalistisches Gleichheitsverständnis zu kritisieren gehört zu den klassischen Themen feministischer Rechtswissenschaften. Anhand unzähliger Beispiele kann aufgezeigt werden, inwieweit formal gleiche Normen haarsträubend ungleiche – Frauen benachteiligende – Ergebnisse zeitigen. Mittlerweile wird das im Recht über den Begriff der „indirekten Diskriminierung" auch anerkannt. Hier erweist sich, wie zentral eine Befassung nicht nur mit dem Inhalt des Rechts, sondern auch mit dem Methodischen ist. Leider kommt im Kapitel von Schmidt die Befassung mit den juristischen Methoden als den Instrumenten juristischer Machtausübung zu kurz. Das ist bedauerlich, wäre es doch gerade für NichtjuristInnen interessant zu sehen, wie die Jurisprudenz methodisch ‚tickt'.

Im nächsten Abschnitt führt Michael Wrase auf instruktive Weise in die „Gleichheit unter dem Grundgesetz und Antidiskriminierungsrecht" ein. Nachvollzogen wird der Weg von der frühen Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts, das Frauen „Gleichwertigkeit bei Andersartigkeit" attestierte, über ein formales bis hin zu einem mittlerweile materialen Verständnis von Gleichheit, das den Abbau sozial-

er Benachteiligungen anstrebt. Unter Bezugnahme auf den Ansatz von Susanne Baer betont Wrase die Vorzugswürdigkeit von Konzepten, die Gleichheit als Hierarchisierungsverbot interpretieren. Beim folgenden Blick auf das geltende Antidiskriminierungsrecht im Kontext europäischer Vorgaben wird kurz die „Intersektionalität von Diskriminierungsfaktoren" skizziert.

Doris Liebscher und Maria Wersig widmen sich unterschiedlichen Bereichen des tätigen Lebens: einerseits der Erwerbsarbeit, andererseits der unbezahlten Arbeit. Weiterhin ist die nach Geschlechtern segregierte Berufswelt eine unbefriedigende soziale Realität, die Männer und Frauen ebenso separiert wie etwa einheimische Frauen und Frauen mit Migrationshintergrund und unterschiedlichem Aufenthaltsstatus. Liebscher widmet sich im Detail den arbeitsrechtlichen Regelungen des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes (AGG) und zeigt Chancen und Grenzen dieses neuen Instrumentariums auf. Unbezahlte Arbeit findet häufig im Kontext ehelicher Verhältnisse statt, insofern liegt es nahe, dass Wersig in ihrem Kapitel ausführlich auf die Institution der Ehe eingeht und sie einer profunden Analyse unterzieht. In diesem Abschnitt finden sich auch wichtige Ausführungen zum Sozialrecht. Aufgrund seiner eigenständigen Bedeutung hätte es – dies als Anregung für eine zweite Auflage – wohl ein eigenes Kapitel verdient.

Die folgenden Texte befassen sich eingehend mit verschiedenen Facetten menschlicher Körperlichkeit. Zunächst führt Maria Wersig in die hochaktuellen und zunehmend heftiger werdenden Debatten über „Reproduktion zwischen ‚Lebensschutz', Selbstbestimmung und Technologie" ein. Das Spektrum des knappen Kapitels reicht von der rechtlichen Regulierung des Schwangerschaftsabbruchs über neue Verfahren der Reproduktionsmedizin bis hin zum kurz gestreiften Thema der Bevölkerungspolitik.

Ulrike Lembke schließt an mit einem anschaulichen Kapitel zu „Gewalt und Freiheit". Das Spektrum umfasst bedeutende Themen wie den zuletzt erfreulicherweise expandierenden rechtlichen Gewaltschutz im persönlichen Nahraum und juristische Konstruktionen von sexualisierter Gewalt. Der Befassung mit Tötungsdelikten in Beziehungen (Stichwort „Tötung des Familientyrannen") folgen kurze Reflexionen über den neuerdings hoch im akademischen und politischen Kurs stehenden Begriff der „kulturellen Gewalt"; der Verweis auf „Kultur" wird bisweilen dafür verwendet, Gewalt zu erklären oder gar zu legitimieren. Lembke weist völlig richtig darauf hin, dass der Begriff der Kultur nicht bloß als Marker für (z.B.) die „Ehrenmorde" der „anderen" dienen, sondern dass Gewalt als Element geschlechtsspezifischer Sozialisation und damit „unserer eigenen" Kultur stärker wahrgenommen und bearbeitet werden sollte.

Das Kapitel von Anja Schmidt über „Geschlecht und Sexualität" spannt den Bogen von einer grundlegenden Betrachtung über die auch und gerade juristisch institutionalisierte „bipolare Heteronorm" hin zur Analyse einzelner Fälle, in denen diese Norm und mit ihr das Recht sichtlich an seine Grenzen gerät. Die Rede ist von Intersexualität, Transsexualität und Transgender und den damit verbundenen Fragen u.a. nach dem rechtlichen Personenstand bzw. danach, wer wir (rechtlich) füreinander sein können – wen wir etwa heiraten können. Der Abschnitt über Homosexualität, der sich mit der früheren Kriminalisierung gleichgeschlechtlicher

sexueller Handlungen und dem mittlerweile bewährten Rechtsinstitut der eingetragenen Lebenspartnerschaft befasst, behandelt das Thema auf konventionelle Weise; Ansätze der *queer theory* werden nicht berücksichtigt. Das tut dem juristischen Informationswert aber keinen Abbruch. Betrachtungen über die neuen rechtlichen Regelungen von Prostitution – nunmehr offiziell kein sittenwidriges Gewerbe – und von Pornografie beschließen diesen Teil.

Auch Lena Foljanty macht in ihrem Abschnitt über „Repräsentation und Normkreation" ein ausgedehntes Themenspektrum auf. Es stellt die Frage nach der Repräsentation von Frauen in Gesetzgebung wie Verwaltung und befasst sich dabei nicht nur mit den einschlägigen Vorgaben des deutschen Rechts, namentlich des Grundgesetzes, sondern unterzieht dessen Konzeption einer Analyse und Kritik aus der Perspektive prominenter Ansätze der politischen Philosophie (etwa von Iris Marion Young oder Nancy Fraser). Ein wichtiger Abschnitt gilt dem Geschlechterverhältnis in der „Vierten Gewalt", den Medien.

Das folgende, etwas verschlungen strukturierte Kapitel von Bärbel Sachs gilt „Internationalen Bezügen". Es stellt damit einen ganz wesentlichen Kontext des geltenden nationalen Rechts dar, das auch im Rahmen völkerrechtlicher Verpflichtungen zu sehen ist. Dabei geht es um so zentrale Themen wie die rechtliche Regelung von (freiwilliger wie erzwungener) Migration im Licht der Vorgaben des humanitären Völkerrechts, etwa des Rechts auf Asyl. Im Abschnitt über Frauenrechte als Menschenrechte weist Sachs zutreffend auf den bedeutenden und bisweilen nicht hinreichend beachteten Stellenwert der inhaltlich sehr anspruchsvollen UN-Konvention zur Beseitigung jeder Form der Diskriminierung der Frau (CEDAW) hin. Die gerade auch im Kontext um die Umsetzung der Konvention geführte Debatte über Menschenrechte (Frauenrechte) versus Kulturrelativismus wird kurz angerissen.

Ein Abschnitt über „Strategien und Politiken" von den Herausgeberinnen beschließt den Sammelband. Unter Berücksichtigung von historisch gewachsenen Erscheinungsformen feministischer Praxis in Frauenprojekten landen die Autorinnen bei der Institutionalisierung der Gleichstellungspolitik im Zuge der 80er Jahre – darunter dem Versuch, das Patriarchat mit dem Brecheisen der Quotenregelungen aufzuknacken – und schließlich dem bisweilen kritisch beäugten, bei entsprechendem Einsatz aber nicht zu unterschätzenden Werkzeug des Gender Mainstreaming. Identitätspolitik wird als homogenisierend kritisiert; in Anlehnung an queere Interventionen plädieren die Autorinnen dafür, eher auf Allianzen im Rahmen einer pragmatischen Interessenpolitik zu setzen und sich nicht auf eine angeblich einheitliche, durch das Geschlecht verbundene Gruppe zu verlassen.

In gewisser Hinsicht fangen genau an dieser Stelle die Debatten wieder von vorne an: Worauf beziehen sich dann feministische Interventionen, wenn nicht auf die Interessen von ‚Frauen'? Was kann der feministische Blick sehen (helfen)? Das Gespräch geht weiter, frisch inspiriert durch das vorliegende Studienbuch, das eine Fülle von Einsichten vermittelt und Impulsen gibt. Den AutorInnen sind für ihr Grundlagenwerk viele LeserInnen zu wünschen und den feministischen Rechtswissenschaften, dass sie nicht zuletzt Dank dieses Buchs im deutschsprachigen Raum einen weiteren kräftigen Aufschwung erleben, auch über die Grenzen juristischer Zirkel hinaus.

Eva Voß

Mobil dank Mobylette – Frauen- und Geschlechtergeschichte in Bewegung

Johanna Gehmacher/ Maria Mesner (Hrsg.): Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen. Perspektiven, Wien 2003 (Studienverlag, Paperback, 240 S., 24,90 €).

Den Buchumschlag ziert das Bild einer jungen Frau, die, wenngleich noch nicht auf einer Mobylette (zu Deutsch: Mofa), aber immerhin schon sehr fortschrittlich auf einem Fahrrad mit gebogenem Lenker sitzt. Es ist eine Studioaufnahme aus dem Jahr 1893 und die junge Frau ist niemand anders als Mitzi Albl, Gründungsmitglied des Grazer Damen-Bicycle-Clubs, der ersten Fahrradvereinigung von Frauen in Europa. Das Bild ist nicht allein deswegen als Einstieg in die bewegte Geschlechtergeschichte sehr gut gewählt, weil es so deutlich zeigt, wie Frauen Ende des 19. Jahrhunderts versuchten, auch die ihnen aufgelegten physischen Ketten und den abgesteckten Rahmen häuslicher Immobilität zu sprengen. Die Aufnahme ist darüber hinaus eine gelungene Metapher für eine Frauen*bewegung*, die mit politischen und sozialen Forderungen (man denke an die radikalen Suffragettenbewegungen in Großbritannien zu dieser Zeit) begann und sich alsbald mit einer wissenschaftlichen Bewegung, nämlich der Frauen- und Geschlechtergeschichte fortsetzte und verband. In eben diesem Spannungsfeld von Theorie und Praxis bewegt sich auch der vorliegende Sammelband, der sich ganz dezidiert als „textbook" versteht (dieser Begriff wird von den Herausgeberinnen gegenüber dem deutschen „Lehrbuch" favorisiert) und sich vorrangig an Studierende und Neulinge der Frauen- und Geschlechtergeschichte richtet. Dementsprechend sind die Beiträge weniger an aktuelle Forschungsdiskussionen angelehnt, sondern versuchen vielmehr einen Überblick über Themen, Positionen, Begrifflichkeiten und Literaturangaben innerhalb der Disziplin zu schaffen.

Im ersten Teil werden gesellschaftliche und wissenschaftsgeschichtliche Entwicklungslinien der Frauen- und Geschlechtergeschichte aufgezeigt. Die Beiträge von Gabriela Rauch („‚Wir, die viele Geschichten haben...' Zur Genese der historischen Frauenforschung im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kontext") und Andrea Griesebner („Geschlecht als soziale und als analytische Kategorie") dienen einer generellen Erfassung von unterschiedlichen Positionen und Interpretationen der Kategorie Geschlecht, die über einen Zeitraum von drei Jahrzehnten verfolgt werden. Abgerundet wird der erste Teil durch einen sehr gelungenen Überblick über die wichtigsten publizistischen ‚Institutionen' im In- und Ausland (Margareth Lanzinger: „Mediale und kommunikative Orte der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Zeitschriften, Websites, Tagungen...").

Von den gesellschaftlichen Aspekten und Rahmenbedingungen der Forschung geht es im zweiten Abschnitt um die in der Wissenschaft angebotenen theoretischen und methodischen Zugänge der Frauen- und Geschlechtergeschichte und deren Grenzen. Mona Singer kritisiert beispielsweise in ihrem Artikel „Feministische

Epistemologie“, dass jedes Interesse und jedes erkenntnistheoretische Konzept stets an einen Standort gebunden und damit Ausdruck einer bestimmten Hegemonie der/des Forschenden sei. Ebenso deutlich zeigt Elisabeth Holzleithners Analyse („Gleichheit – Ungleichheit – Differenz. Rechtliche Dimensionen der Geschlechterfrage in geschichtlicher Perspektive“), wie durch rechtliche Normierungsverfahren auf österreichischer und europäischer Ebene die Geschlechtergleichheit zu definieren versucht wird, wobei nach Auffassung der Autorin damit auch der individuelle Handlungsspielraum deutlich eingeengt wird, in dem Sinne, dass durch die Gesetze hegemoniale Diskurse zementiert und Gleichstellungspolitiken (neoliberal) instrumentalisiert werden. In einer ähnlichen Argumentationslogik weist Brigitte Kossek („Die Politik des Visuellen. Zur Sexuierung und Rassisierung von Körpern/Identitäten“) darauf hin, dass Versuche der Über- und Unterordnung von Lebensweisen und -stilen nicht allein auf der geschlechtlichen Ebene stattfinden. Kossek betont hingegen die Verstrickung von Geschlecht mit anderen identitätsbestimmenden Kategorien wie Ethnie, Alter, Sexualität etc. Aus einer postkolonialen Perspektive betrachtet, ist es ihr wichtig, auf diese in der Wissenschaft häufig vernachlässigte Durchdringung verschiedener gesellschaftlicher Differenzen hinzuweisen, die ansonsten nur im Bereich des *black feminism* durchgehend Beachtung finden. Mit der Kritik an den Methoden und Konzepten in der Forschung setzen sich auch Eva Blimlinger und Ela Hornung („Feministische Methodendiskussionen in der Geschichtswissenschaft“) auseinander, die einen Bogen von den Anfängen und Praktiken der Frauenforschung sowie deren Ausdifferenzierungen bis hin zu aktuellen Methodendiskussionen spannen.

Im dritten großen Teil des Bandes werden anhand einzelner Themenfelder konkrete empirische Einblicke im Bereich der Frauen- und Geschlechtergeschichte ermöglicht und weiterführende Forschungsdesigns entworfen (u.a. mit Beiträgen von Andrea Ellmeier: „Arbeit. Ökonomie. Konsum. Zur Transformation von Bedeutungsanordnungen“, Franz X. Eder: „Sexualitäten und Geschlechtergeschichte“ und Maria Mesner/Verena Pawlowsky: „Kinder kriegen. Generativität als historisches Thema“)

Das Kompendium, das stark durch die Debatten der österreichischen Frauen- und Geschlechtergeschichte geprägt ist, stellt eine veritable Bereicherung in der Beschäftigung mit dieser historiografischen Forschungsrichtung dar. Dies gilt nicht nur ob des verständlich gehaltenen inhaltlichen Angebots, das durch weiterführende Literaturangaben sehr anschaulich aufbereitet wurde. Der Band versteht sich in erster Linie als „Brücke“ zwischen einer von den Herausgeberinnen als in hohem Maße „introvertiert“ beschriebenen österreichischen Forschungslandschaft und einer neuartigen Beschäftigung mit anderen europäischen und außereuropäischen Denkrichtungen. So wäre es den engagierten AutorInnen sehr zu wünschen, dass ihr Angebot einer Auffächerung und Kooperation mit anderen europäischen und außereuropäischen Forschungseinrichtungen auch tatsächlich wahrgenommen würde und es zu produktiven Auseinandersetzungen über die Staatsgrenzen hinaus käme. Ein grenzüberschreitender Dialog der Disziplinen würde das Rad der Wissenschaft nicht

unbedingt neu erfinden, gleichwohl aber für eine auch in Zukunft *bewegte* Frauen- und Geschlechtergeschichte sorgen.

Franziska Schößler

Der Satz in die Leere: Jenseits der Geschlechterbinarität

Annette Runte: Über die Grenze. Zur Kulturpoetik der Geschlechter in Literatur und Kunst, Bielefeld 2006 (Transcript-Verlag 2006, 381 S., 28,80€).

Der Band *Über die Grenze* von Annette Runte versammelt bereits publizierte Aufsätze der Autorin, die jedoch erst in ihrer Konstellation historische Varianten und Transformationen geschlechtlicher Entgrenzung wie Androgynie, Transsexualität, Travestie etc. in den Blick treten lassen. Runtes theoretisch überaus versierte Studien, die sich im Koordinatenkreuz von luhmannscher Systemtheorie und lacanscher Psychoanalyse bewegen und immer auch poetologisch-rhetorische Aspekte berücksichtigen, entfalten ein breites historisches Panorama: Zum Gegenstand werden die barocke höfische Kultur in ihren feinen Übergängen zur bürgerlichen Innerlichkeit (Abbé de Choisy), die französische Literatur des 19. Jahrhunderts (George Sand und die Dekadenz-Literatur) sowie deutschsprachige Texte zwischen Romantik (Karoline von Günderrode) und Jahrhundertwende (Hugo von Hofmannsthal). Im letzten Abschnitt des in vier Sequenzen untergliederten Bandes – die Zwischentitel leuchten allerdings nicht immer ganz ein – widmet sich die Autorin darüber hinaus dem Tanz (Vaslav Nijinsky), nach Maurice Béjart *die* zentrale Ausdrucksform des zwanzigsten Jahrhunderts, der metaphysischen Malerei (Giorgio de Chirico) und der Popart (Andy Warhol).

Diese möglicherweise disparaten Schwerpunkte werden durch ein theoretisches Grundmodell vernetzt: Runte geht mit Luhmann von der Ausdifferenzierung der Wissensfelder in der Moderne aus, die im Wesentlichen – so Luhmann in *Liebe als Passion* – durch die Paradoxierung von semantischen Systemen, das heißt durch Ambivalenzbildung, vorangetrieben wird. Dieser Prozess führt notwendigerweise auch zur Entgrenzung der Geschlechterbinarität und lässt sich als Dispersion des abendländischen Identitätsmodells beschreiben. Der Titel *Über die Grenze* weist mithin ins Herz der bürgerlichen Moderne:

> Geriert sich das Projekt der Moderne schon deswegen grenzüberschreitend, weil es auf die Optimierung des Möglichen abzielt, gibt seine reflexiv gesteigerte Ambivalenz einer ‚Rhetorik der Doppelfiguren' (Gerhart von Graevenitz) statt, auf die sich Phantasmen der Spaltung, Vermischung und Identitätsauflösung projizieren ließen. (S. 14)

Dem Geschlechterdiskurs kommt innerhalb dieser Ausdifferenzierung eine besondere Funktion zu, wie vor allem die geschlechtlich überdeterminierte Kulturkrise um 1900 kenntlich werden lässt. Otto Weininger beispielsweise beklagt

in seiner 1903 erschienenen Studie *Geschlecht und Charakter* die grundlegende Feminisierung der Kultur, die eine „Ent-Universalisierung“ des Männlichen mit sich bringe (S. 244).

Die Studien Runtes sind auf diverse Formen der geschlechtlichen Differenzierung zentriert, genauer: auf hermaphroditische Phantasien, auf Dispersionsformen des Identischen, die durch Travestie und Androgynie, ebenso durch serielle Reproduktion, durch die Konstruktion von Leere als Projektionsraum paradoxaler Einschreibungen, durch die Übernahme von Funktionsstellen des Weiblichen durch das Männliche und anderes mehr hergestellt werden. Die Lektüren umkreisen diese kulturellen Varianten geschlechtlich entgrenzter Ausdrucksformen und stellen vielfach die rhetorischen bzw. ästhetischen Effekte der Ambivalenzproduktion in Rechnung: Die Auflösung von geschlechtlicher Identität (durch Paradoxa) wiederholt sich beispielsweise in der Zersplitterung des Raumes, wie sie in de Chiricos Bildern herrscht, in der intertextuellen Zerstreuung der Memoiren des Abbé de Coisy sowie in der Anverwandlung fremder Stile in Hofmannsthals *Andreas*-Fragment. Beeindruckend ist die Fülle an Informationen, die die Autorin verarbeitet, und die philologische Präzision ihrer Analysen. Allerdings ist die Lektüre aufgrund des komplexen theoretischen Apparats und des Nachvollzugs paradoxaler Bewegungen geschlechtlicher Performanz überaus anspruchsvoll.

In ihrem Beitrag über Andy Warhol, der etwas genauer vorgestellt werden soll, geht Runte der Signatur einer narzisstischen Ikone nach, „deren vielzitierte sexuell-geschlechtliche Neutralität auf der Dekonstruktion von Identität durch Serialisierung beruht“ (S. 355). Warhols Kunst der Serialität sowie seine Selbstinszenierung als Leere verkünden das Verschwinden des abendländischen Subjekts, wobei auch diese Form der Entgrenzung als Paradoxiebildung im Sinne Luhmanns beschreibbar ist: Ähnlich wie in de Chiricos Bildern die Objekte zu Subjekten, die Dinge hingegen vermenschlicht werden, arbeitet Warhol, der sich wiederholt als Apparat imaginiert, mit „vermenschlichter Entmenschlichung“ (S. 359). Seine seriellen Bilder heben zudem die Grenze zwischen Hoch- und Populärkultur auf, unterlaufen die Leitdifferenzen von Identität/Differenz und Ästhetischem/Nicht-Ästhetischem und arbeiten an dem Paradox, Wiederholung durch die Produktion minimaler Differenzen und Kontingenzen als Wiederholung infrage zu stellen. Auch der Lebensstil Warhols wie seine Selbstaussagen folgen dem (paradoxen) Prinzip der Serialität. Die ‚Frauen‘ um Warhol stilisieren sich zu seinem Double, so dass der/die Andere in einer narzisstischen Phantasie zum Zwilling wird – nach René Girard eine fundamentale Bedrohung der kulturellen Ordnung. Warhol fungiert, wie unter anderem seine Vorliebe für die Farbe Weiß zum Ausdruck bringt, als leeres Zentrum, das die umgebende Gruppe in sinnvollen Einheiten organisiert (durch Liebe und Konkurrenz). Allein das Nichts, die Abwesenheit von Bedeutung, wie sie auch Warhols reproduzierte Tomatendosen verkörpern, ermöglicht Signifikation. Die Serie erweist sich auf ästhetischer wie biografischer Ebene als wirksame Strategie, um die Geschlechterbinarität zu überschreiten und ihre Genese freizulegen. In de Chiricos metaphysischen Gemälden entsteht diese Transgression durch die Automaten und Gliederpuppen, die Tradition (Statue) und Moderne (Automat) assoziieren und aus psychoanalytischer Sicht mit dem Rückzug des Vaters verknüpft sind. Die

Imaginationen der Überschreitung, die Runte in ihren Analysen rekonstruiert, sind grundsätzlich als „Ent-Universalisierung des Männlichen“ zu lesen; Kehrseite geschlechtlicher Entgrenzung ist das Verschwinden des Vaters.

Runtes Studien entwerfen das Bild einer durch Paradoxiebildung ausdifferenzierten Moderne, die sich insbesondere um 1900 geschlechtlicher Übercodierung bedient und vielfältige Spiele der Grenzüberschreitung generiert. Vor allem im letzten Teil der Untersuchung, der sich den Medien Tanz und Malerei widmet, entfaltet die Konstellation der Aufsätze (durchaus im Sinne Benjamins) ihre genuine Leistung: Motive wie Leere, Melancholie, Objekte als Subjekte werden wiederholt aufgegriffen, neu kontextualisiert, variiert und erweitert. Runte präsentiert in ihrer Aufsatzsammlung *Über die Grenze* also differenzierte Kunst- und Lebensentwürfe jenseits der binären Geschlechtermatrix, indem sie die komplexen Interferenzen zwischen Poetologien, Genres und *Gender* berücksichtigt.

Franziska Bergmann

„…dass es eben falsch ist, sich für die Kunst schön anzuziehen“
Marlene Streeruwitz

15 Portraits deutschsprachiger Dramatikerinnen des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart

Ingeborg Gleichauf: Was für ein Schauspiel! Deutschsprachige Dramatikerinnen des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart, Berlin 2003 (Aviva, 213 S., 19,50 €).

„Dass es eben falsch ist, sich für die Kunst schön anzuziehen“, hat die österreichische Dramatikerin Marlene Streeruwitz festgestellt (S. 110). Dies gilt sicher für die meisten Frauen, die Ingeborg Gleichauf in ihrem Buch *Was für ein Schauspiel! Deutschsprachige Dramatikerinnen des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart* portraitiert. Unbequeme Themen und kritische Gesellschaftsanalysen – nicht etwa Anmut, Schönheit und Anpassung – kennzeichnen jede einzelne Autorin, die Gleichauf vorstellt. Dies gilt sowohl für die bekannteren wie Else Lasker-Schüler, Marieluise Fleißer, Elfriede Jelinek, Marlene Streeruwitz und Dea Loher als auch für seltener im Spielplan vertretene Autorinnen wie Anna Gmeyner und Elfriede Müller, um nur einige Namen zu nennen. Das scheint jedoch die einzige Gemeinsamkeit zwischen den Dramatikerinnen zu sein. Die in der Einleitung formulierte Frage, ob es „überhaupt so etwas wie eine weibliche Dramatik“ (S. 16) gebe, bleibt unbeantwortet. Dies ist nun sicher kein Lapsus. Im Gegenteil: Die Postulierung einer genuin weiblichen Dramatik liefe Gefahr, geschlechtliche Dichotomien festzuschreiben. Ingeborg Gleichauf dagegen lenkt den Fokus auf Dramatikerinnen, um den androzentrisch orientierten Theaterkanon in Frage zu stellen. Ihr Ziel ist es aufzuzeigen, „was das Theater heute zu sagen hat, wenn die Stimmen der Dramatikerinnen gehört werden, wenn ihre Stücke zur Aufführung und zur Diskussion kommen“ (S. 15).

Behutsam geht Gleichauf dabei an die Arbeit. In jedem Kapitel skizziert sie kurz die Biografie der jeweiligen Autorin, um sich dann detaillierter den Stücken, Inszenierungen sowie der Rezeption zu widmen. Besonders positiv hervorzuheben ist, dass Gleichauf in vielen Portraits persönliche Erfahrungen integriert, als Zuschauerin und Leserin der Stücke, gleichzeitig aber auch als Interviewerin einzelner Dramatikerinnen. Gleichauf stand während ihrer Recherchen u.a. mit Gerlind Reinshagen, Kerstin Specht, Theresia Walser und Katharina Tanner in brieflichem und telefonischem Kontakt. Einige Autorinnen konnte sie sogar persönlich treffen, u.a. waren dies Dea Loher und Gesine Danckwart. Sehr erfrischend erscheint vor allem das Gespräch mit Dea Loher, die auf Gleichaufs Anfrage, ob ein persönliches Gespräch in einer Berliner Kneipe möglich sei, folgendermaßen antwortete: „Wir können uns auf ein Bier treffen (…) Interviews gebe [ich] allerdings keine mehr. Uns bliebe also nur das Schweigen. Und das [ist] kein Witz." (S. 165). Dennoch konnte sich eine anregende Konversation entfalten und Dea Loher beschreibt ihre Wahlheimat Berlin unglaublich treffend, wenn sie anmerkt, dass in Berlin

> die verstärkten Häusersanierungen [kaum] darüber hinwegtäuschen [können], dass es sehr vielen Leuten sehr schlecht geh[t]. Berlin ist eine hässliche und schöne Stadt in einem und nirgends in Deutschland kann man so gut lesen, wie es mit unserer Republik bestellt ist. (S. 179)

Ähnlich präzise konnte Else Lasker-Schüler den Zustand Deutschlands beschreiben. Sie steht wie eine Visionärin des 20. Jahrhunderts, mit seinen politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungen, besonders aber auch seinen Innovationen im Bereich des Theaters am Beginn des Bandes. Lasker-Schülers Stücke brechen radikal mit einer konventionellen Gattungspoetik und entsprechen in vielerlei Hinsicht Formen des ‚postdramatischen Theaters' (Hans-Thies Lehmann). Gleichauf zitiert eine Kritikerreaktion auf das Arbeiterstück *Die Wupper*, das 1919 am Deutschen Theater seine Uraufführung erlebte. Es handele sich nicht, so der Kritiker, um ein typisches Drama, vielmehr gleiche es „eine[r] Bildfolge, eine[r] Ballade mit lyrischen Haltepunkten" (S. 20). Auch viele intertextuelle Bezüge verstärken den Eindruck, dass Lasker-Schüler zeitgenössische Theaterformen antizipiert. Nicht nur formal, auch auf inhaltlicher Ebene lassen sich Innovationen erkennen. So weist der Titel von Lasker-Schülers letztem Schauspiel *IchundIch* auf zentrale Probleme der Moderne und Postmoderne hin: zunehmende Individualisierung, Isolation und Sprachskepsis. „Es gibt kein echtes Wir, nur IchundIch. Es gibt keine wahre Sprache, nur Versuche des Sichausdrückens" (S. 26). Für die Aktualität Lasker-Schülers spricht, dass das Düsseldorfer Schauspielhaus diesen Titel – „IchundIch" – als Motto für die derzeitige Saison 06/07 gewählt hat.

Eine zu Unrecht fast vergessene Autorin ist Elfriede Müller (geb. 1956). Sie wuchs in einer saarländischen Bauernfamilie auf, die gleichzeitig einen Gastbetrieb führte, und wurde bereits in jungen Jahren mit einem Leben konfrontiert, das sich zwischen „Stammtisch[ ], Familienfeiern, Beerdigungsessen, Lachen, Streiten [und] besoffene[m] Gelalle" (S. 125) abspielte. Mit bissiger Ironie und „glasklarer Sprache" (S. 124) beobachtet Elfriede Müller alltägliche Menschen und lässt sie als Figuren in ihren Stücken erscheinen. In *Die Touristen* (Uraufführung 1997 in Ober-

hausen) wirft sie einen kritischen Blick auf die Welt der reisenden, im Mittelmaß gefangenen Deutschen. Der Urlaub, so die These des Stückes, fungiert als kompensatorischer Zeitvertreib, der alles, „was man das Jahr über einstecken musste, die Enttäuschungen, das Versagen“ (S. 135) wieder gutmachen soll.

> Im Urlaub muss Entschädigung dafür her, und wehe, wenn nicht! (…) Besondere Erlebnisse müssen her, damit man spürt, dass man überhaupt da ist. Und hinterher werden die Mitbringsel begutachtet, Dinge, die es ja zu Hause eigentlich auch alle zu kaufen gibt. (ebd.)

Müllers Sprache brennt sich, ähnlich wie die von Jelinek, ins Gehirn ein und setzt sich dort fest – Gleichaufs gelungenes Portrait dieser Dramatikerin ist ein Plädoyer für Müllers Wiederaufnahme in die Theaterspielpläne.

Die hier skizzierten Portraits sollen nur einen Vorgeschmack auf das bieten, was der Band leistet. Jedes einzelne Portrait bringt den Lesenden eine von 15 Autorinnen auf spannende und zugleich unterhaltsame Weise näher. Für alle Dramatik-Begeisterten, die auch Stücke kennen lernen möchten, die nicht regelmäßig aufgeführt werden, ist *Was für ein Schauspiel!* ein Muss. Zugleich motiviert Gleichauf die Lesenden dazu, „sich selbst auf die (…) Suche nach weiteren Theaterautorinnen zu machen. Der berechtigte Verdacht besteht, dass es sich lohnen könnte!“ (S. 16)

Esther Fischer-Homberger

Blick auf verleugnete Wurzeln männlich-medizinischer Macht

Irmtraud Hnilica: Medizin, Macht und Männlichkeit. Ärztebilder der frühen Moderne bei Ernst Weiß, Thomas Mann und Arthur Schnitzler, Freiburg 2006 (FwpF, 130 S., 29,90 €).

„Die Medizin als männlich semantisiertes Machtfeld fungiert nicht selten als Agentin der Geschlechterordnung“ heißt es, zusammenfassend, im Umschlagtext der vorgelegten Magisterarbeit.

Die Autorin legt dies anhand verschiedener fiktiver männlicher Ärztefiguren dar. Namentlich untersucht sie Georg Letham (Anagramm von Hamlet), den Arzt aus dem Roman *Georg Letham, Arzt und Mörder* (1931) von Ernst Weiß (1882-1940), einem wenig bekannten österreichischen Autor; den Operateur Hofrat Behrens und den Seelenzergliederer Dr. Krokowski aus Thomas Manns (1875-1955) *Der Zauberberg* (1924) sowie Arztfiguren aus Arthur Schnitzlers (1862-1931) Erzählungen „Sterben“ (1892), „Dr. Gräsler, Badearzt“ und „Flucht in die Finsternis“ (1931).

Die Autorin findet in den ausgewählten Werken, die das Zentrum ihrer Arbeit bilden, viele Belege zu ihrer These. Die von ihr vorgestellten Ärzte lassen hinter

und unter ihrem Interesse für Wissenschaft und Kranke alle denkbare sexuell getriebene Gewalttätigkeit sehen: die Lust an Macht und Missbrauch, Sadismus, Vaterhass, der an Frauen ausgetragen wird, ärztlich verbrämte Erbarmungslosigkeit, perverse Werteverkehrung. Freilich stehen die Autoren dieser Ärztefiguren, wie Hnilica selbst feststellt, der ärztlich-männlichen Verfügungs- und Definitionsmacht zwar fasziniert, aber doch reflektiert und kritisch gegenüber. Dies sowohl als Künstler als auch als Männer, denen weibliche und homosexuelle Identifikationen zur Verfügung stehen, Weiß und Schnitzler außerdem als Mediziner jüdischer Herkunft mit gebrochenem Verhältnis zur eigenen Wissenschaft und zu einer Medizin, welche die Juden als biologisch ähnlich minderwertig betrachtete wie Frauen und Homosexuelle. So wird unter den Federn von Schnitzler, Mann und Weiß die abstrakte Macht des Mediziners durchsichtig auf all das hin, was sie vergeblich zu kontrollieren strebt: auf die zugrunde liegende Ohnmacht, die Unfähigkeit, sowohl sich abzugrenzen als auch Beziehungen aufzunehmen, die Angst vor dem eigenen und dem fremden – dem weiblichen, so das Resümee der Autorin – Anderen. Die vorgestellten Ärzte zeigen sich als Kranke, Entmannte, ihre Wissenschaft als Irrsinn, der Mann als Frau, die Frau als Mann, die Macht als Ohnmacht, und je nach ihrem Verhältnis zu Macht und Körper changiert ihr soziopsychisches Geschlecht.

Man wünschte sich, die Autorin wäre näher bei ihrem Material geblieben und hätte dieses etwas weniger hart an das Prokrustesbett ihrer These von der Macht der Medizin über Kranke und Frauen – die beide von alters her durch ihre Körperlichkeit quasi definiert sind – angepasst, zumal diese These nun ja nicht eben neu ist. Es bleibt auch fraglich, ob Judith Butlers Idee, Geschlecht vollziehe sich wesentlich im Akt von geschlechtszuordnendem Verhalten und habe mit Körperlichkeit nichts zu tun, in der Anwendung auf die Körpermedizin auf weitere Sicht fruchtbar bleibt. So wichtig es ist, nicht naiv vom ‚Körper' zu reden, so nützlich ist es vielleicht gerade auch in diesem Falle, Körperlichkeit wenigstens als eine meta-informatische Größe mitzudenken.

Dass die Autorin einer literaturwissenschaftlichen Magisterarbeit nicht auch noch in einem Fremdfach wie der Medizingeschichte bewandert sein kann, ist ihr nicht zu verargen, dass sie die eigenen Grenzen kenne, darf hingegen verlangt werden. Einige stereotypisierende medizinhistorische Verkürzungen und Verzerrungen hätten mit Gewinn zugunsten genauerer Ausführungen – etwa über die im Text erwähnten Bezüge von Weiß und Schnitzler zu dem vivisezierenden Physiologen und Experimentator Claude Bernard (1813-1878) – weggelassen werden können. Die Konzentration auf ihre zentralen Texte und eine Reduktion angehäuften Materials aus der Sekundärliteratur hätte der Arbeit von Hnilica nur gut getan.

Rezensionen zum Thema ‚Elternschaft'

Liane Grieger

Haus. Frauen. Arbeit.

Tobias Bauer: Die Familienfalle. Wie und warum sich die Familiensituation für Frauen und Männer unterschiedlich auf die Erwerbsbiographie auswirkt – eine ökonomische Analyse, Zürich 2000 (Verlag Rüegger, 218 S., 29,40 €).

Christof Arn: HausArbeitsEthik. Strukturelle Probleme und Handlungsmöglichkeiten rund um die Haus- und Familienarbeit in sozialethischer Perspektive, Zürich 2000 (Verlag Rüegger, 633 S., 44.50 €).

Aktuell führt die Regierung ein Elterngeld ein, um mehr Geburten bei berufstätigen Akademikerinnen zu evozieren. Ist eine Frau erst mal Mutter geworden, plagen sie jedoch nicht nur finanzielle Probleme. Vielleicht fühlt sie sich isoliert, überlastet, unterfordert, aus dem System anerkannter Qualifikationen ausgegrenzt? Der Mangel an Angeboten familienexterner Kinderbetreuung erschwert das Vereinen von Erwerbs- mit Familienarbeit. Ein Problem, das relativ leicht zu beheben scheint. Schwerer wiegt daher die empirisch belegte Tatsache, dass die für ein Kind zu leistende Reproduktions- und Sozialisationsarbeit immer noch vor allem von den Müttern geleistet wird, selbst wenn sie (wieder) beruflich engagiert sind.

Warum ist das so? Welches Ausmaß hat die Mehrbelastung von Frauen? Wo müssen sie ansetzen, um eine kollektive Änderung herbeizuführen? Diese Fragen beantworten zwei Bücher des Schweizer Verlags Rüegger auf recht unterschiedliche Weise. Das eine, *Die Familienfalle* von Tobias Bauer, beschreibt die traditionelle Arbeitsteilung in Familien und die dadurch schlechteren beruflichen Chancen der Frauen, beleuchtet die Gründe hierfür aus ökonomischer Sicht und simuliert typisierte Biografien. Bauers Ziel: Das Aufbrechen der Familienfalle.

Das andere, *HausArbeitsEthik* von Christof Arn, formuliert ethische Fragen zum Bereich der Haus- und Familienarbeit. Arn zeigt, wie gesellschaftlich existenzielle Leistungen der Haus- und Familienarbeit erbracht werden, schildert die Probleme, welche die gegenwärtigen Rahmenbedingungen der Haus- und Familienarbeit mit sich bringen und macht konkrete Verbesserungsvorschläge, die er nach Prioritäten ordnet. Arns Ziel: Eine neue Ethik der Haus- und Familienarbeit.

Hintergrund für diese beiden Bücher ist die Beobachtung, dass die Erwerbsbeteiligung der Frauen in der Schweiz in den letzten Jahren stark angestiegen ist. Dennoch sind, wie Bauer zeigt, familiäre Arbeiten nach wie vor Frauensache, die Vollzeit erwerbstätigen Männer beteiligen sich minimal.

Bauer beleuchtet die Gründe und Auswirkungen dieser Situation, indem er theoretisch und empirisch gestützte typisierte Biografien vorstellt. Diese zeigen zum einen: Die Familie ist für die Frauen ökonomisch betrachtet eine Falle. Frauen übernehmen die Familienarbeit zulasten der Erwerbsarbeit, womit sie ihre

Arbeitsmarktchancen verschlechtern. Männer profitieren von Familie und machen Karriere.

Zum anderen ist das Ausmaß der Lohndiskriminierung gravierend. Wird die geschlechtsspezifische Segmentation der Arbeitsmärkte in die Analyse einbezogen, kann lediglich rund ein Drittel der Lohndifferenz zwischen Männern und Frauen auf Unterschiede bei Ausbildung und Erfahrung zurückgeführt werden.

Wissenschaftlich ambitionierten LeserInnen liefert Bauer theoretische Grundlagen (Mikroökonomische Zeitverwendungstheorie, Humankapitaltheorie, Segmentationstheorie), Grundlagen für die empirische Analyse (Methodik der Regressionsanalyse und Simulation typisierter Biografien, Daten der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung SAKE 1995) und eine fundierte empirische Analyse. Besonders anschaulich wird diese durch die zahlreichen Grafiken zu den Simulationen ausgewählter Biografien. Leider bleibt unklar, wie und durch wen die Situation geändert werden kann.

Diesbezüglich lässt Arn in seinem Buch *HausArbeitsEthik* keine Frage offen. Handlungsmöglichkeiten rund um die Haus- und Familienarbeit sind Arns Hauptthema. Sein Credo: Ohne Haus- und Familienarbeit geht gar nichts. Kochen, waschen, Kinder-Pos und -Nasen putzen – diese täglichen Verrichtungen wirken ganz entscheidend auf Entwicklung und Befinden jeder Person und damit auf die Gesellschaft als Ganzes. Quantitativ äußert sich dies darin, dass die Haus- und Familienarbeit gesamtgesellschaftlich betrachtet mehr Arbeitsstunden auf sich vereint als die Erwerbswelt.

Darüber geben Arns Tagebuch-Aufzeichnungen und Zeitbudgetstudien detailliert Aufschluss. Da ist die allein erziehende Mutter, die neben ihrer 90-Prozent-Berufsarbeit 41 Wochenstunden für kochen, putzen, einkaufen, Kinder versorgen etc. aufbringt. Da ist die sechsköpfige Familie, bei der die Mutter 56 Stunden für die Haus- und Familienarbeit benötigt. Je mehr Mitglieder ein Haushalt hat, desto mehr Hausarbeit fällt an; je mehr Kinder da sind, desto mehr Reproduktions- und Sozialisationsarbeit wird geleistet (füttern, tragen, wickeln, schlafen legen / zeigen, erklären, beraten usw.).

Wie und warum also kommt es zur Minderbewertung der Haus- und Familienarbeit, und mit welchen konkreten Maßnahmen kann das geändert werden? Was stabilisiert die ungleiche Verteilung auf Männer und Frauen, für wen schafft das welche Probleme und wie können hier Rollen und Identitäten in Bewegung gebracht werden?

Für Arn ist dies – anders als für Bauer, der rein ökonomisch argumentiert – eine Frage der Ethik. Er entwickelt daher 7 Leitlinien als Bewertungssystem (Geschlechtergleichheit, Anerkennung ethischer Rechte von Kindern, Leistungsanerkennung, Zuträglichkeit für Autonomie und Persönlichkeitsentwicklung, Zuträglichkeit für zwischenmenschliche Beziehungen, Arbeitsethik und Familienethik). Mit diesem Bewertungssystem prüft Arn jede der vorgeschlagenen Maßnahmen wie etwa Lohn für Hausarbeit, Umgestaltung der Küchen oder Tagesschulen. Wer wirklich konkret werden möchte, kann sich hier Anregungen holen, ob für die politische Praxis oder den eigenen Haushalt.

Liane Grieger

Ich will doch nur dein Bestes …

Claudia Kaufmann/Franz Ziegler (Hrsg.): Kindeswohl – Le bien de l'enfant. Eine interdisziplinäre Sicht – Une approche interdisciplinaire, Zürich 2003 (Verlag Rüegger, 322 S., 29,40 €).

Kindeswohl. Ein Buchtitel, der mich kaum anspricht. Der Begriff klingt altmodisch, abstrakt. Erst der Klappentext macht mich neugierig: „Erwachsene treffen und rechtfertigen Entscheidungen für Kinder und Jugendliche mit dem Hinweis auf das Kindeswohl." Wohl wahr. Das fängt ja bereits mit der Zeugung an. Ungefragt kommt das Kind auf die Welt. Und dann? Die aktuell in den Medien geführte Debatte um vernachlässigte und misshandelte Kinder lässt vermuten, dass es um das Kindeswohl nicht immer gut bestellt ist. Und was ist, wenn Kinder ‚gut', sprich auf gesellschaftlich akzeptierte Art behandelt werden? Die Mehrheit der Eltern bemüht sich, zum Wohle ihrer Kinder zu handeln. Reflektiert und bewusst aus ethischen und pädagogischen Gründen, notgedrungen aufgrund rechtlicher Gegebenheiten oder einfach aus dem Bauch heraus. Bleibt die Frage, was genau das bedeutet. Oder anders gesagt: „Wer weiss denn, wann das Kind (ganzheitlich) wohl ist?" (August Flammer, S. 31). Das Buch nähert sich dieser Frage interdisziplinär: Die 31 deutsch- und französischsprachigen Beiträge eines am 1. und 2. März 2002 an der Universität Freiburg in der Schweiz gehaltenen Symposiums mit dem Titel „Blickpunkt Kindeswohl" sind nach fünf Themenbereichen geordnet:

1. „Der Begriff Kindeswohl" – sieben Artikel beleuchten philosophisch und historisch-soziologisch, was das Konstrukt Kindeswohl bedeutet.
2. „Erkenntnisse aus Medizin, Psychologie und Soziologie" – hier geht es in fünf Beiträgen um die Auswirkungen von Armut, ökologischer Weltsituation oder Partnerschaftsproblemen auf Kinder, um die Interaktion zwischen Eltern und Kindern und kindliche Strategien der Einflussnahme.
3. „Der rechtliche Rahmen" – fünf Beiträge diskutieren zivilrechtlichen Kindesschutz, Elternrechte, Kinderrechte bei Scheidung der Eltern, interkulturelle Aspekte und Probleme in Zweitfamilien.
4. „Folgerungen für die Praxis" zeigen neun Beiträge, hier gibt es konkrete Handlungsideen für die Zusammenarbeit von Vormundschaftsbehörde und Schule oder für Kinder in Migrationsverhältnissen, für die opfergerechte Beweisaufnahme bei sexueller Ausbeutung und einige weitere Bereiche.
5. „Politische Aspekte und die Kinderrechtskonvention der UNO" werden in den letzten fünf Beiträgen diskutiert.

Gender-Aspekte finden nur am Rande Erwähnung, so beispielsweise bei der Diskussion von Geschlechtsunterschieden bezüglich kindlicher Reaktionen auf elterliche Konflikte (Guy Bodenmann, S. 122). Dies ist ein großer Mangel, spielt

doch die geschlechtliche Zuordnung in jedwedem Kontext eine erhebliche Rolle für das Kindeswohl.

Ansonsten ist die Themenpalette sehr vielseitig. Einige Artikel setzen spezifisches Fachwissen und -Interesse voraus, die meisten Beiträge sind auch für Laien verständlich und relevant. Dass die französischen respektive deutschen Texte nicht übersetzt werden und auch keine Zusammenfassungen zur Verfügung stehen erschwert die Rezeption etwas.

Näher vorgestellt werden im Folgenden einige nicht repräsentativ ausgewählte Artikel, deren Diskussion auch für nicht einschlägig vorgebildete LeserInnen interessant erscheint.

Der Titel des Buches, Kindeswohl, bezieht sich eigentlich auf einen Rechtsbegriff. Er bezeichnet im Familienrecht das Rechtsgut des Wohlergehens und gesunder Entwicklung. Ist das Kindeswohl gefährdet, muss nach heutiger Rechtsprechung in das Erziehungsrecht der Sorgeberechtigten eingegriffen werden. Die Einschätzung, wann das Kindeswohl gefährdet ist, ist allerdings nicht nur aus juristischer Sicht brisant. Körperliche Gewalt durch die Eltern beispielsweise war Jahrhunderte lang akzeptiert und wird erst in jüngerer Zeit als Kindeswohlgefährdung bewertet. Seit dem Jahr 2000 gibt es in Deutschland ein „Gesetz zur Ächtung der Gewalt in der Erziehung“, das entwürdigende Erziehungsmaßnahmen verbietet. Diese zivilrechtliche Regelung allein garantiert natürlich nicht, dass Kinder gewaltfrei aufwachsen, aber sie trägt dem Bewusstsein Rechnung, dass Verstöße gegen die körperliche Unversehrtheit von Kindern auch innerhalb der Familie nicht nur moralisch zu verurteilen, sondern auch Verstöße gegen die Rechtsordnung sind.

Die Familiensoziologin Rosemarie Nave-Herz arbeitet in ihrem Aufsatz heraus, dass dieses Bewusstsein recht neu ist. Sie widmet sich besonders den pädagogischen Aspekten in der historischen Entwicklung des Kindeswohls und wird dabei sehr plastisch. So zitiert sie König Louis XIII., Vater des Sonnenkönigs, der seinen Sohn nach dem 25. Lebensmonat täglich auspeitschen ließ mit dem Argument: „… ich weiß genau, dass es nichts in der Welt gibt, das besser für ihn sein könnte als das. Ich weiß es aus der Erfahrung, da ich selbst davon Nutzen gehabt habe“ (S. 78). Der Begriff des Kindeswohls unterliegt also historisch variablen und kulturabhängigen Interpretationen, abhängig von dem jeweils dominanten Menschenbild. Dennoch ist der Begriff laut Nave-Herz nicht beliebig. „Der Begriff stellt ein ethisch-normatives Postulat im Hinblick auf eine bestimmte Bevölkerungsgruppe gegenüber einer anderen auf“ (S. 82). Nicht explizit genannt wird dabei der *Gender*-Aspekt. Eine Analyse desselben bleibt in Nave-Herz‘ Aufsatz außen vor. Dies ist insofern bedauerlich, als gerade in der historischen Entwicklung der Kindeswohl-Interpretationen das Verhältnis der Geschlechter zueinander eine wichtige Rolle spielen mag. Zudem ist allgemein bekannt, dass das Geschlecht eines Kindes enorme Auswirkungen beispielsweise auf elterliche Zuwendung, Erziehung und körperliche Behandlung hat – früher und heute. Eine historische Betrachtung der Kindeswohl-Entwicklung sollte dies berücksichtigen. Im Einzelnen wären Fragen interessant wie: Welche Rolle spielt bei der beschriebenen Kindesbehandlung die Befehlsgewalt des Vaters, welchen Einfluss haben Mutter und Amme, wie unterscheidet sich die jeweilige

historisch dominante Interpretation dessen, was einem Kind wohl tut, für Mädchen und Jungen?

Bedenkenswert für die heutige Erziehungs-Praxis ist Nave-Herz' Hinweis, dass die heute allgemein anerkannte Kindeswohl-Definition, die jede Instrumentalisierung von Kindern ablehnt und ihren Eigenwert betont, mit den Motiven von Eltern in Bezug auf ihren Kinderwunsch korreliert. Dahinter steht die These, dass Menschen Kinder nicht allein deshalb in die Welt setzen, damit es den Kindern gut geht, sondern auch mit Bezug auf eigene Wünsche und Vorstellungen von einem Leben mit Kindern.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch der Aufsatz der Schweizer Staatsrechtlerin Judith Wyttenbach, die rechtsgeschichtlich die Entwicklung von einer Allmacht des Vaters hin zu individuellen Rechten Minderjähriger nachzeichnet. Sie zeigt, wie das Kindeswohl heute im Spannungsfeld zwischen Eltern, Kind und Staat ausgehandelt wird, wobei sowohl das Erziehungsrecht der Eltern und die Interessen der Gesellschaft als auch die Rechte des Kindes berücksichtigt werden.

Letztere wurden von den Vereinten Nationen am 20. November 1989 in der UN-Kinderrechtskonvention festgeschrieben. Mit dem Ziel, dass Kinder weltweit „umgeben von Glück, Liebe und Verständnis" aufwachsen, legt die 54 Artikel starke Konvention völkerrechtlich verbindliche Standards für Minderjährige bis 18 Jahren fest. Dazu gehören

- das Recht auf angemessene Lebensbedingungen, das heißt zum Beispiel Ernährung, Kleidung und Wohnung.
- das Recht auf Bildung. Alle sollen die gleichen Chancen haben, unabhängig von den finanziellen Möglichkeiten der Eltern.
- das Recht auf Schutz vor wirtschaftlicher Ausbeutung. Kinder dürfen nicht zu gefährlichen Arbeiten herangezogen werden.

Des Weiteren sichert die UN-Kinderrechtskonvention jedem Kind das Recht auf Gleichheit, Gesundheit, Spiel und Freizeit, Versorgung und Betreuung, Fürsorge und besonderen Schutz zu.

Die Juristin Regula Gerber Jenni nennt die UN-Konvention in ihrem Beitrag eine „tragfähige gesellschaftspolitische Basis für kinderrechtsverträgliches und kinderfreundliches Handeln" (S. 287). Die „ziel- und handlungsorientierte Ausrichtung der Konvention" mache diese sowohl zu einem juristischen Dokument als auch zu einem politischen Programm. Leider zeigt Gerber Jenni nicht die Fallstricke der Konvention auf. Schwammige Formulierungen geben den Ländern weit reichende Interpretationsspielräume. Rechtlich bindend ist die Konvention zudem erst, wenn sie Eingang in die staatlichen Verfassungen findet. Sodann müssen lokale Gegebenheiten berücksichtigt werden. Beispiel Recht auf Schutz vor wirtschaftlicher Ausbeutung: Wenn in einem Land gefährliche Kinderarbeit verboten wird, bedeutet dies unter Umständen für viele Familien den Verlust ihrer Haupteinnahmequelle.

Auch geht Gerber Jenni nicht näher auf die einzelnen Artikel der Konvention ein. So besagt beispielsweise Artikel 12 der UN-Kinderrechtskonvention:

> Die Vertragsstaaten sichern dem Kind, das fähig ist, sich eine eigene Meinung zu bilden, das Recht zu, diese Meinung in allen das Kind berührenden Angelegenheiten frei zu äußern, und berücksichtigen die Meinung des Kindes angemessen und entsprechend seinem Alter und seiner Reife.

Wann aber ist ein Kind fähig, sich eine eigene Meinung zu bilden? Und wie wird diese Meinung durch Erziehung geprägt? Wenn das Kind seine Meinung (noch) nicht äußern kann, wie kann ich in seinem Sinne agieren?

Anton Hügli, Professor für Philosophie und Pädagogik, nähert sich diesem Thema philosophisch. In seinem Aufsatz geht er von der Prämisse aus, Erziehung solle zum Besten oder zumindest zum Besseren des Kindes sein. Daraus folgt für ihn die Frage:

> Aber worin besteht dieses Bessere, das Pädagogik einem Menschen zuteil werden lassen kann? Wird er besser in dem Sinn, dass er sich nun besser fühlt? Oder eher, dass er nun irgendwie besser geworden ist, eine bessere Person oder besser im Person-Sein? Besser darin, ein gutes, ein gelingendes Leben führen zu können?
>
> Die kleine Frage, was hier *besser* heiße, führt offenbar zu nicht absehbaren Weiterungen, die nicht nur pädagogisch Handelnde, sondern uns alle – als Person – zentral berühren: Was macht denn eigentlich ein gutes Leben aus? (S. 22)

Hügli diskutiert drei miteinander konkurrierende Konzepte eines guten Lebens um jenes Konzept zu bestimmen, das einer sinnvollen Interpretation des Begriffs Kindeswohl die Grundlage bieten kann: Die „hedonistische Theorie" lenkt den Blick auf das Selbstempfinden einer Person –, wie sie sich fühlt, ist entscheidend. Die „Wunscherfüllungstheorie" orientiert sich ebenfalls an einer subjektiven Perspektive; der Erfüllungsgrad dessen, was sie sich wünscht und was sie will, zeigt uns, ob es ihr gut geht. Die „Theorie des objektiv Guten" dagegen abstrahiert von erfüllten Wünschen und Glücksgefühlen und geht davon aus, dass ein Leben nach dem Urteil außen Stehender dann gut zu nennen ist, wenn es einem „objektiv guten" Leben dient, seien dies nun Güter, Fähigkeiten oder Freiheiten.

Auf den ersten Blick scheinen Theorie 1 und 2 besser geeignet, vom Kind her zu denken. Theorie 3 könnte zu leicht als Legitimation für paternalistische Eingriffe dienen, die mit wenig Rücksicht auf individuelle Bedürfnisäußerungen eine bestimmte Interpretation des Kindeswohls durchsetzen. Er konstatiert denn auch eine weit verbreitete Neigung, „Entscheidungen zum Wohl des Kindes vom Kind her legitimieren zu wollen" (S. 25). Aber, so Hügli, dürfen wir vernachlässigen, wie jemand zu seinem Glücksgefühl kommt? Es gibt ja auch Glück auf Kosten anderer und somit Wünsche, deren Erfüllung absolut inakzeptabel ist. Das wiederum bedeutet, wir definieren wünschenswerte Wünsche, die das objektiv Gute evozieren. Wenn dem so ist, dann folgt daraus die Frage:

> Wie sorgen wir für das Wohl von Personen, deren Wille (wie wir meinen) nicht schon als reif genug gilt und die darum erst dazu gebracht werden müssen, das Richtige zu wollen resp. richtig zu wollen? (S. 26 f.)

Hügli ist sich der Problematik bewusst, dass eine Theorie des objektiv Guten kaum kultur-, klassen-, geschlechts- und schichtspezifische (Vor-)Urteile überwinden kann. Dennoch glaubt er:

> Es könnte gelingen, wenn wir den Gedanken ernst nehmen, dass es um das gute Leben von Menschen als Menschen geht. Falls wir davon ausgehen, dass es Grundbedürfnisse gibt, die wir als Menschen teilen, (…) wäre es auch möglich, die Fähigkeiten oder Tugenden zu bestimmen, die es einer Person erlauben, ein Leben zu führen, das als menschenwürdiges Leben gelten kann. Für das Wohl anderer zu sorgen, müsste dann heissen, diesen anderen die Fähigkeiten (und die Möglichkeit der Ausübung dieser Fähigkeiten) zu vermitteln, die sie in die Lage versetzen, ein solches menschenwürdiges Leben zu führen. (S. 27)

Dies nun sollte in der Tat Wunsch und Anspruch jeder Person sein, die für Kinder sorgt. Auf staatlicher Ebene sollte das Anliegen, Kindern die Fähigkeiten für ein menschenwürdiges Leben zu vermitteln, in verbindliche Gesetze gefasst werden. Nur so können die in der UN-Konvention festgehaltenen Kinderrechte politisch und gesellschaftlich wirksam werden.

Wie dies konkret umzusetzen ist, verrät uns das Buch für einige Lebensbereiche zwar auch. Im Ganzen betrachtet ist es aber weder Pädagogikratgeber noch politischer Leitfaden. Ziel des Buches ist es, einen Einblick zu geben in gesellschaftspolitische, juristische, medizinische, psychologische, pädagogische, ethische und philosophische Perspektiven auf das Konstrukt Kindeswohl. Dies erscheint gelungen: Der Sammelband vereinigt eine repräsentative und spannende Auswahl von Themen; dabei sind die Texte gut lesbar und können somit zu einem interdisziplinären Austausch beitragen. Auch für die Geschlechterforschung ist das Buch relevant, selbst wenn eine explizite Analyse des *Gender*-Aspekts leider ausbleibt. Immerhin bieten die meisten Texte diesbezüglich zahlreiche Anregungen zum Weiterforschen. Allen, die sich privat oder professionell mit dem Kindeswohl und seinen Widersprüchen zwischen Wissenschaft, persönlichen Überzeugungen und Zeitgeist auseinander setzen wollen, sei das Buch empfohlen.

Christine Bähr

So viel Medea war nie

Inge Stephan: Medea. Multimediale Karriere einer mythologischen Figur, Köln/ Weimar/Wien 2006 (Böhlau, 332 S., 75 schw.-w. Abb., 29,90 €).

Ambivalenz bildet das ebenso anregende wie tragende Moment der über zweitausend Jahre andauernden Auseinandersetzung mit dem Mythos der Medea. Ausgestattet mit einer „exklusive[n] Mischung von Liebe und Hass, Leidenschaft und Kalkül, Zorn und Melancholie“ (S. 253) tritt die mythologische Frauenfigur

wechselweise und zugleich als Täterin und Opfer, Heilerin und Mörderin, Vertraute und Fremde in Erscheinung. Mit dem Auftreten Medeas werden das Unentschiedene und Unentscheidbare thematisch, sie markiert die Situation des Widerspruchs und des Konflikts.

In ihrer eindrücklich umfassend angelegten Studie *Medea. Multimediale Karriere einer mythologischen Figur* widmet sich Inge Stephan dem Projekt, der anhaltenden Faszination für die „provozierende ‚Grenzgängerin'" (S. 252) in ihren vielfältigen Facetten auf die Spur zu kommen. Ihrer Auseinandersetzung mit den historisch, thematisch und medial weit gestreuten Medea-Variationen legt die Literaturwissenschaftlerin die These zugrunde, dass mit der mythologischen Frauenfigur vor allem vier „Konfliktfelder" (S. 3) aufgerufen und ausformuliert werden. So stelle Medea eine „*Identifikationsfigur* im ‚Kampf der Geschlechter'" dar und fungiere in politischen und familialen Krisenmomenten als „*Bewältigungsfigur*", sie diene als „*Projektionsfigur* in Debatten über Ethnizität und Rassismus" und sei eine „wichtige *Reflexionsfigur* in den Auseinandersetzungen um die Bedeutung von Gewalt" (S. 4-5). Die vier Bereiche besitzen das Potenzial, „an den Grundvoraussetzungen unseres westlichen zivilisatorischen Selbstverständnisses [zu rühren]", worin für Stephan ein Grund der anhaltenden Aktualität des Stoffes bis in die Gegenwart hinein liegt (S. 3).

In fünfzehn Kapiteln werden Themen- und Problemstellungen, die die Medea-Bearbeitungen intertextuell vernetzen, sowohl in allgemeineren Überblicksdarstellungen als auch in ausgewählten, teils sehr detaillierten Einzelanalysen beleuchtet. Die Untersuchung ist nicht durch eine zentrale Kategorie wie Autor, Epoche oder Nationalität gegliedert. Vielmehr akzentuieren die Kapitel unterschiedliche Aspekte, die die genannten Konfliktfelder konturieren. Vorgestellt und diskutiert werden Entwürfe von Mütterlichkeit (Kap. I) und Familienordnung (Kap. II), Verknüpfungen von „Rasse und Geschlecht" (Kap. III) sowie „Geschichte und Geschlecht" (Kap. VIII), Verhandlungen von „Liebesutopie und Geschlechterdifferenz" (Kap. VI) sowie Lesarten „zwischen Archaisierung und Aktualisierung" im Film (Kap. XIV).

Besonderes Augenmerk richtet die Studie – auch die umfangreiche Ausstattung des Buches mit Bildmaterial betont dies – auf die mediale Vielfalt des Medea-Mythos. Auf Basis einer äußerst umfangreichen Materialsammlung aus den Bereichen Literatur, Bildende Kunst, Theater, Film und Fernsehen liest Stephan die Rezeptionsgeschichte der Medea, so der Titel, als *multimediale Karriere einer mythologischen Figur*. Die Auswahl der angeführten Zeugnisse reicht von Giovanni Boccaccios *De claris mulieribus* (um 1362) über Eugène Delacroix' Gemälde *Médée furieuse* (1838) bis hin zu Helga Novaks Hörspiel *Stadtgespräch Nr. 1* (1972) und Lars von Triers *Medea*-Verfilmung (1988). Aufgezeigt wird das im Hinblick auf Genre und Medium weit gefächerte Spektrum der Medea-Adaptionen: Zum Gegenstand werden kanonisierte Literatur (von Grillparzer über Jahnn bis Jelinek) ebenso wie Kindertheaterstücke (Osten/Lysander: *Medea Barn*, 1975) und internationale *off*-Theaterproduktionen (Bailey: *MedEia*, 2003), Ikonen der Medea-Darstellung (Huppert und Callas, der ein eigenes Kapitel gewidmet ist) ebenso wie Darstellungen der Populärkultur (vor allem Fernsehfilme). Darüber hinaus erschließt die

Studie auch solches Material, dessen Bezüge zum Medea- beziehungsweise Argonauten-Mythos nicht ohne Weiteres kenntlich sind und anhand dessen intertextuelle und intermediale Referenzen zugleich dichter und differenzierter in den Blick kommen. Gleichzeitig avancieren auch in dieser Darstellung der Rezeptionsgeschichte einige der Medea-Versionen zu zentralen Referenzpunkten. Zu diesen zählen die allgemein als bedeutend anerkannten Bearbeitungen von Euripides und Seneca, auch von Cherubini, Grillparzer und Jahnn, dann aber auch Pier Paolo Pasolinis *Medea*-Film (1969), Heiner Müllers Theatertext *Verkommenes Ufer Medeamaterial Landschaft mit Argonauten* (1983) und Christa Wolfs Roman *Medea. Stimmen* (1996). Um ein Beispiel zu nennen: Müllers Trilogie figuriert als eines der „Endspiele zwischen Geschichte und Geschlecht" (Kap. VIII), zu denen die Autorin auch Max Beckmanns Triptychon *Die Argonauten* (1949/50), Anselm Kiefers Bilderfolge *Die Argonauten* (1990) und Christoph Ransmayrs Roman *Die letzte Welt* (1988) mit ihren apokalyptischen Szenarien zählt. Aus einer weiteren medialen Perspektive ist der Theatertext Müllers, so zeigt Stephan, über die musikalischen Arbeiten von Heiner Goebbels zu erschließen, dessen Auseinandersetzung mit Heiner Müller „das Potential des [Medea-]Mythos in der Gegenwart in faszinierender Weise als Zwiesprache von ‚Text' und ‚Musik' zur Geltung bringt" (S. 211).

Fokussiert die Untersuchung auf den Aspekt der Multimedialität, so richtet sich die Aufmerksamkeit vor allem auf Medea-Bearbeitungen des 20. Jahrhunderts und hier erstmals explizit auch auf Medea-Filme. Insgesamt ist das 20. Jahrhundert, wie Stephan feststellt, durch eine „fast schon inflationäre Zunahme des Interesses an Medea" (S. 73) gekennzeichnet und führt die Medea-Rezeption demzufolge zu einem „vorläufigen Höhepunkt" (S. 212). Ein Grund für diese Entwicklung lässt sich in der spezifischen Attraktivität ausmachen, die der Stoff insbesondere für Autorinnen der zweiten Jahrhunderthälfte gewinnt: „Bis auf wenige Ausnahmen", so konstatiert Stephan,

> setzt eine nennenswerte Auseinandersetzung mit Medea erst nach dem Zweiten Weltkrieg ein, verstärkt sich nach 1968 und findet ihren Höhepunkt nach 1989, wo es deutlich mehr Medea-Texte von Autorinnen als von Autoren gibt. (S. 5)

Bildet der Geschlechter-Diskurs einen kontinuierlichen Horizont, an dem sich die einzelnen Analysen der Medea-Studie abzeichnen, wird die Aneignung der mythologischen Frauenfigur durch Autorinnen vor allem im Kontext politischer Umbruchszeiten, nämlich 1945, 1968 und 1989, thematisiert (Kap. IX). Entlang der Frage nach den Identifikationspotenzialen der Medea, die sich mit der Problematisierung des ‚Mythos Frau', des politischen Widerstands oder des Themas ‚Mütterlichkeit' verbindet, lassen sich Kontinuitäten und Wandel der Rezeption durch Frauen verfolgen. Aufgezeigt wird die Positionierung und Funktionalisierung Medeas in feministischen Diskursen sowohl um 1900 als auch vor allem in der Zeit nach 1945 bis zur Gegenwart (Kap. X). Ins Blickfeld rückt die nachhaltig wirksame Präsenz Medeas im Kontext der Neuen Frauenbewegung, deren Faszination für die ambivalente Frauenfigur nicht zuletzt auch im Zusammenhang mit der These von der „‚Rückkehr der monströsen Frau'" zu diskutieren sei (S. 165).

Stephans *Medea*-Studie gibt einen äußerst facettenreichen Überblick zur Medea-Rezeption. Sie lenkt, in anregender Weise, die Aufmerksamkeit auf ‚Ränder' des (literaturwissenschaftlichen) Medea-Diskurses – sei es, indem die Untersuchung unveröffentlichte Manuskripte oder bislang eher unbeachtet gebliebene Medea-Variationen im Fernsehfilm oder *off*-Theater einbezieht, sei es durch intertextuelle Lektüren medial verschiedener Arbeiten oder indem ein Fokus in besonderem Maße auf „den Anteil der Autorinnen an der Rezeptionsgeschichte des Medea-Mythos" (S. 5) gerichtet wird.

Rezensionen zum Thema ‚Jenseits von *Gender*'

Antje Harms

Performanz und Politik

Detlef Georgia Schulze / Sabine Berghahn / Frieder Otto Wolf (Hrsg.): Politisierung und Ent-Politisierung als performative Praxis, Münster 2006 (Verlag Westfälisches Dampfboot, 236 S., 27,90 €).

Der Sammelband *Politisierung und Ent-Politisierung als performative Praxis* geht auf eine gleichnamige Tagung zurück, die im Oktober 2005 von dem DFG-Projekt „Der Rechtsstaat in Deutschland und Spanien – Politisierung des Rechts und Entpolitisierung der Politik am Beispiel der staatlichen Reaktionen auf den bewaffneten Kampf der RAF und der GRAPO/PCE(r)“ veranstaltet wurde. Ausgehend vom Konzept der Performativität will der Tagungsband untersuchen, wie bestimmte Themen und Gegenstände zu politischen, juristischen, ökonomischen, privaten oder öffentlichen Konfliktfeldern gemacht werden. Dabei soll nach den performativen Mitteln gefragt werden, die beispielsweise „den Markt“ (S. 11) als privat, das PatientInnen-Interesse als unpolitisch oder die Familie als Feld juristischer Auseinandersetzungen konstruieren.

Der Begriff der Performativität geht auf die Sprechakttheorie Austins aus den 1950er Jahren zurück. Austin bezeichnete diejenigen sprachlichen Akte als performativ, mit denen gleichzeitig eine Handlung vollzogen wird (z.B. „ich bitte um Entschuldigung“). Im Zuge des *cultural turns* erfreute sich der Begriff in den letzten Jahrzehnten einer wachsenden Verwendung in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften, nicht zuletzt auch in den *Gender Studies*. Hier wird im Anschluss an Judith Butler Geschlecht nicht als biologische Tatsache, sondern als Produkt performativer Praxis verstanden. In Form von zitatförmigen Wiederholungen wird Geschlecht immer wieder aufs Neue hervorgebracht. Im Kontext des Sammelbands heißt dies nun, dass die (Ent-)Politisierung eines bestimmten Themas nicht als *De*formierung eines ursprünglichen Wesens dieses Themas zu begreifen ist, sondern als *Per*formierung und Neu-Konstituierung.

Die HerausgeberInnen geben mit dem Performativitäts-Konzept einen theoretischen Rahmen vor, der es ermöglicht, „die Gegenwart zu kritisieren, ohne sich auf die Suche nach verlorenen Ursprüngen zu begeben“ (S. 15). Damit wenden sie sich gegen eine Sichtweise, die eine strikte Trennung von Öffentlichem und Privatem postuliert und infolgedessen den Zusammenhang von Staat und Gesellschaft übersehe. Thesen wie die von Jürgen Habermas et al., die eine vermeintliche Verrechtlichung der ‚Lebenswelt‘ konstatieren und diese als Übergriff des Staates auf eine potentiell herrschaftsfreie Gesellschaft verstehen, seien essentialistisch, da sie letztendlich eine Rückkehr zu vermeintlich unentfremdeten Ausgangspunkten forderten.

Statt einer pauschalen Kritik an der zunehmenden Verstaatlichung des Privaten geht es den HerausgeberInnen um die Bedeutung von Staat und Recht für die politischen Strategien gesellschaftlicher AkteurInnen. Die Beziehung zwischen Staat und Gesellschaft wird demnach als Ergänzungsverhältnis begriffen. In Bezug auf

die Analyse von Geschlechterverhältnissen heiße das, den Mythos vom Ausschluss der Frauen aus der Öffentlichkeit zu begraben; dementsprechend solle auch die Frauenbewegung die Diskussionen um Autonomie oder Institutionalisierung feministischer Politik *ad acta* legen. Statt der Frage des *Wo* von Politik gelte es, die Fragen des *Wie* zu stellen.

Folgerichtig tritt der Tagungsband denn auch für einen nicht-etatistischen Politikbegriff à la Carl Schmitt ein: Politik wird nicht ausschließlich in Bezug auf den Staatsapparat gedacht. So verstehen die HerausgeberInnen unter Politik „nicht die Verwirklichung einer vorgegebenen, von Philosophen ‚gewußten' ‚guten Ordnung'", sondern den „Konflikt um die Definition des Guten und dessen Durchsetzung" (S. 10). Demnach kann Politik nicht als Substanz definiert werden, sondern nur als „Intensitätsgrad" (S. 10) von Konflikten.

Der zwölf Aufsätze umfassende Sammelband beginnt mit einem Beitrag von Detlef Georgia Schulze, der sich mit Politik und Recht als Produkte performativer Praxis befasst. Darin strebt Schulze eine Revision des *Verrechtlichungs*-Begriffs an, dessen abwertende Verwendung im Sinne von Entpolitisierung implizit auf einen statischen Gegensatz von Recht und Politik verweist. In „Dekonstruktion und Herrschaft: Politische Implikationen antiessentialistischer Theorie" (S. 42-57) beschreibt Petra Schaper-Rinkel die ständige Aktualisierung und Inszenierung von Identität als performativen Akt und setzt diesen in Beziehung zu Produktion und Reproduktion gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse. Im Folgenden lotet Brigitte Kercher die Anschlussmöglichkeiten für poststrukturalistische Fragestellungen und Methoden an die politikwissenschaftliche Debatte um *Governance* vs. *Gouvernementalität* aus und skizziert, wie eine an Foucault anknüpfende Politikanalyse aussehen könnte.

Während die ersten drei Beiträge des Sammelbands grundlegenden Charakter tragen und den Begriff der Performativität in die Debatte um (Ent-)Politisierung einführen, analysieren die folgenden Beiträge konkrete Politiken in den Feldern von Recht, Ökonomie und Ethik als performative Praxen. Nicola Gabler und Anja Michaelsen beschäftigen sich mit der Auslegung von Gesetzestexten unter Berücksichtigung sprachwissenschaftlicher und sprachtheoretischer Ansätze. Susanne Schulz arbeitet die Entwicklung des *reproductive rights*-Konzepts von einem Kampfbegriff der internationalen Frauengesundheitsbewegung zu seiner Verankerung im internationalen Recht heraus. Sabine Berghahn und Maria Wersig untersuchen die Bedingungen intimer Zweisamkeit unter Hartz IV und gehen der Rede von ‚staatsfreier Privatheit' und ‚privater Verantwortung' auf den Grund. Ein weiterer Aufsatz Schaper-Rinkels beschreibt die performativen politischen Praxen zur Steigerung wirtschaftlicher Wettbewerbsfähigkeit im Kontext der Globalisierung. Im Anschluss befasst sich Petra Rostock mit der Politisierung von Familie unter dem Primat der Ökonomie und skizziert in einem historischen Abriss die Veränderungen in der Familienpolitik, die mit ihrem aktuellen Fokus auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf vor allem auf ökonomische Erfordernisse reagiert. Susanne Lettow widmet sich der Politisierung von Natur- und Körperverhältnissen im Kontext von Bioethik und Biopolitik und fragt nach möglichen Handlungsperspektiven, die sich durch die Ausweitung der Grenzen des Politischen ergeben. Die

gesellschaftlichen Prozesse, die der Biotechnisierung der Medizin zugrunde liegen, sind Thema von Alexandra Manzeis Beitrag, der anhand eines Beispiels aus der Regenerativen Medizin – der Gewinnung von Stammzellen aus Nabelschnurblut – die historische Genese der biomedizinischen Verknüpfung von Körper und Technik nachzeichnet. Einen anderen Fokus auf Ent-Politisierung wählt Lea Hartung, die sich mit der Entwicklung einer kybernetischen Form der Polizei-Organisation in den 1970er Jahren durch Horst Herold, dem damaligen Chef des Bundeskriminalamts, beschäftigt und nach den damit verbundenen Veränderungen im Umgang mit politischen GegnerInnen, hier besonders mit der RAF, fragt. Der den Band abschließende Aufsatz von Frieder Otto Wolf bilanziert die Diskussion der 1990er Jahre um Identitäts- vs. Interessenpolitik und unterzieht die vermeintliche Unvereinbarkeit beider Positionen anhand einer Gegenüberstellung von Konzeptionen linker Politiken, wie sie etwa von Hobsbawm, Fraser, Young und Zižek entworfen wurden, einer kritischen Revision.

Insgesamt machen die Aufsätze deutlich, dass die politische, private oder ökonomische Gestalt eines Konflikts keine äußerliche ist, sondern sich als konstitutiv für dessen Charakter darstellt: „Je nachdem, mit welcher ‚Form' wir es zu tun haben, haben wir es auch mit anderen Merkmalen, Regeln etc. zu tun" (S. 12). Darüber hinaus zeigt der Tagungsband in seiner thematischen und methodischen Vielfalt, dass Forschungen, die mit einem Performativitäts-Ansatz arbeiten, nicht nur für die Politikwissenschaft überaus gewinnbringend sein können. Auf weitere einschlägige Publikationen darf gehofft werden.

Regula Giuliani

„Was geht ab?" – Einblicke in Jugendszenen

Doris Lucke (Hrsg.): Jugend in Szenen. Lebenszeichen aus flüchtigen Welten, Münster 2006 (Verlag Westfälisches Dampfboot, 268 S., 24,90 €).

Im Sammelband der Herausgeberin Doris Lucke berichten junge Frauen und Männer, die selbst zum Teil zu den beschriebenen Jugendszenen gehören, mit geschultem soziologischem Blick über unbekannte Jugendszenen der deutschen Gegenwartsgesellschaft. Am Anfang steht das ausgezeichnete Vorwort von Doris Lucke, in welchem die Dramaturgie vorbereitet wird: Auf welchen sozialen Bühnen spielen die Jugendszenen? Welche Gesellschaft steckt dahinter? Der Band enthält die Ergebnisse eines Gemeinschaftsprojekts von ehemaligen Studierenden zum Thema „Jugendliche Subkulturen" an der Universität Bonn unter der Leitung der Herausgeberin. Das Buch ist in drei Teile gegliedert: Im ersten Teil wird der Lebens-Kampf arbeitsloser und ausländischer Jugendlicher geschildert, im zweiten Teil werden Lebens-Stile vorgeführt: Punk, Hardcore, Straight Edge, Techno, Hip Hop und andere (Musik-)Richtungen. Im Schlussteil wird unter dem Titel „Lebens-Art" über

die Phänomene der Körpertätowierung und über das Anbringen von Papieraufklebern mit Gummierung berichtet. Der Untertitel des Bandes – „Lebenszeichen aus flüchtigen Welten“ – verweist auf den vergänglichen und changierenden Charakter der Jugendszenen. Besonders reizvoll ist, dass die einzelnen Texte Innenansichten von InsiderInnen sind, die entweder selbst in den genannten Szenen leben oder diese aus unmittelbarer Anschauung kennen: Sie wissen, wovon sie reden.

Der erste Teil („Lebens-Kampf“) erzählt von arbeitslosen und von perspektivlosen ausländischen Jugendlichen. Unter dem Titel „24 Stunden Freizeit? Alltagserfahrungen arbeitsloser Jugendlicher“ (S. 25-50) schildert Silke Sagasser das, was sich hinter dem Schlagwort „Jugendarbeitslosigkeit“ versteckt: der mühsame Kampf um einen Arbeitsplatz und der Versuch der Jugendlichen, trotz Zukunftsentzug und trotz Identitätskrisen eine berufliche Perspektive zu gewinnen. Homaira Mansury schreibt in ihrem Artikel „Turkish Power Boys“ (S. 51-65) über das Identitätsdilemma von Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern und von Migrantenkindern. In den Beiträgen von Roland Guttack, Marijke Looman, Benjamin Schraven kommt zudem die politische Einstellung deutscher Jugendlicher zur Europapolitik zur Sprache.

In Teil II des Bandes gelingt es Bärbel Schomers in ihrem Aufsatz über „Punks“ (S. 117-140) auf wenigen Seiten die Verflechtung von *Punk-People* mit vielen anderen Schattierungen der Szene zu verdeutlichen. Sie zeigt, wie Punks sich überschneiden mit autonomen Hausbesetzern, Grufties, Gothics, Stylers und anderen. „Punk“ ist eine Jugendkultur, die Mitte der 1970er Jahre in New York und London entstanden ist. Charakteristisch für den Punk sind provozierendes Aussehen (abgerissene Kleidung, bunt gefärbte Haare), eine rebellische Haltung und nonkonformistisches Verhalten. Beleuchtet wird auch das Sozial- und Gemeinschaftsverhalten von Punks: Oft nehmen sie Straßenkinder bei sich auf und viele von ihnen leben mit ihren geliebten Hunden zusammen. Punk ist eine Gruppenkultur. André Eilers vertieft die Beschreibung der Ästhetik und der Gefühlswelt der Punkszene.

Ganz anders geht es bei der „Straigth Edge“ genannten Szene zu: Straight Edge (abgekürzt SE, SxE oder sXe) entstand in den frühen 1980er Jahren in den USA, als eine junge Generation von Punks begann, deren selbstzerstörerischen Drogenkonsum abzulehnen, der zu dieser Zeit integraler Bestandteil der Punk-Szene war. Hier geht es um den expliziten Verzicht auf Alkohol, Tabak und alle weiteren Drogen. Natalie Masurow hat mit Anhängern von Straigth Edge Interviews geführt, in denen nachgezeichnet wird, wie es zu dieser mittlerweile facettenreichen Richtung gekommen ist.

Farid Gardizi schildert in seinem Artikel über die Kultur des Techno die Diskokultur. Techno ist zunächst einmal eine Stilrichtung der elektronischen Musik. Doch der Begriff wird auch als Sammelbegriff für verschiedene, miteinander verwandte Stilrichtungen verwendet. Rund um die Musik entwickelte sich dann die Technoszene. Über die französische Hip-Hop-Bewegung berichtet Wiebke Heyens in ihrem Bericht. Hip-Hop wurde 1981/1982 aus den USA importiert und breitete sich rasch in den neu zugelassenen privaten *radios libres* aus. Die erste französische Hip-Hop-Platte war 1984 Paname City Rappin von Dee Nasty, doch der am amerikanischen Vorbild orientierte Hip-Hop war zunächst eher eine Modewelle und verebbte rasch wieder. Erst seit den frühen 1990ern gibt es eine eigene französische

Szene, die insbesondere in den *banlieues* verwurzelt ist: Worte sind Waffen für die Unterprivilegierten. Dies steht für den Grundgedanken des französischen Hip-Hop. Sie demonstrieren den Kampf gesellschaftlicher Minderheiten in den Metropolen der westlichen Welt, die sich Gehör verschaffen wollen.

Interessant sind auch die beiden Beiträge im dritten Teil des Sammelbandes: Markus Weber führt uns Bilder und Bekenntnisse tätowierter Jugendlicher vor. Er zeigt, wie Schmerzerfahrung die Selbstempfindung hebt und was Jugendliche am Tätowieren reizt: „Wenn man einmal angefangen hat sich zu tätowieren, dann hört man nicht mehr auf“ (S. 243). Bemerkenswert informativ ist auch der Schlussartikel des Bandes von Daniela Roth über den Aufkleber als kostengünstiges Ausdrucksmittel und Kommunikationsmedium in Jugendszenen. Begonnen hat es mit dem auflagestärksten Kleber, den jeder kennt, vor 25 Jahren: „Ein Herz für Kinder“. In der Zwischenzeit hat sich der Aufkleber als Ausdrucksform in Jugendszenen (v.a. allem in der HipHop-Szene) rasant verbreitet.

Die Beiträge des Sammelbandes von Doris Lucke sind lesenswert und gut geschrieben, es handelt es sich um unkonventionell verfasste Selbstwahrnehmungen und dichte Beschreibungen, die durch Interviews, mitlebende Beobachtung und Fotos ergänzt sind. Es wäre eine Bereicherung gewesen, diese Einblicke noch durch eine Genderperspektive zu erweitern. Dennoch zeichnen die Autorinnen und Autoren das Bild einer vielgestaltigen Jugendgeneration, die sich als Experiment einer „living sociology“ (S. 9) selbst beim Leben zuschaut, dabei hinter die Kulissen guckt und auch über gesellschaftliche Zusammenhänge nachdenkt.

Rückblick/Vorschau

Veranstaltungsreihe „Freiburger GeschlechterStudien“ im Wintersemester 2006/2007 und Sommersemester 2007

Veranstaltende: Zentrum für Anthropologie und Gender Studies der Universität Freiburg (ZAG), Carl-Schurz-Haus (Deutsch-Amerikanisches-Institut), Frankreichzentrum, Gleichstellungsbeauftragte der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Büro der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Freiburg, Landeszentrale für politische Bildung, Studium Generale, Institut für deutsche Sprache und Literatur der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Institut für Soziologie und Queer-feministisches Referat des AStA der Universität Freiburg, Buchhandlung Jos Fritz, Kommunales Kino Freiburg, Literatur Forum Südwest.

„Männer und Geschlecht“

Männer sind auch Menschen
Männer sind etwas sonderbar

Die Worte ‚Mann‘ und ‚Mensch‘ werden in der androzentrischen, aber vorgeblich objektiv-wertfreien Wissenschaft zumeist als Synonyme verwendet: Männer werden so zur Norm erhoben und nicht als Geschlechtswesen wahrgenommen, Männlichkeit nicht zu einem expliziten Thema gemacht. Und obwohl Männlichkeit innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung von Anfang an implizit oder explizit Thema war (oft allerdings eher als Negativfolie für ‚Weiblichkeit‘) sind Männlichkeiten (und Männer) auch innerhalb der Gender Studies bisher noch kein integraler Bestandteil.

In der Veranstaltungsreihe werden Männer (als Geschlechtswesen), d.h. Männer (aber auch Frauen) als Männer, sowie Männlichkeiten unter den unterschiedlichsten Perspektiven und fachspezifischen Zugangsweisen fokussiert. Es geht um die Konstruktion von Männlichkeit bei Autorinnen, um Männerfantasien, Krieger, Professoren und kleine Jungs, um Männer als Opfer und um die Medizingeschichte der männlichen Zeugungsunsicherheit. Daneben sind die wohl häufig abschreckenden Vorstellungen von perfekten Vätern, homo- hetero- und metrosexuellen Männern ein Thema. Diskutiert wird das Konzept des (männlichen) Habitus im Anschluss an Bourdieu und die von Raewyn (Robert) Connell in die Diskussion eingebrachte Kategorie der ‚hegemonialen Männlichkeit‘. Zudem soll der Wiederkehr des Verdrängten der Riefenstahlschen Ästhetik in aktuellen Werbespots nachgegangen werden.

Sommersemester 2007

Donnerstag, 19.04.07, 20h c.t., HS 3042
Jun.-Prof. Dr. Nina Baur (Berlin)
Der perfekte Vater – Vaterschaftsvorstellungen deutscher Männer

Dienstag, 24.04.07, 20h , Haus für Film und Literatur (Alter Wiehrebahnhof)
Lesung. mit Marie Martin, Maria Flamm und Lenka Fehrenbach
„Über | Männlichkeiten."– Lesung mit „Alumni" aus dem Projekt „Jugend schreibt"

Donnerstag, 26.04.07, 20h c.t., HS 3042
Uta Schirmer (Frankfurt)
„Wollt ihr alle Männer sein?" – Geschlechtliche Verortungen und Verhandlungen von ‚Männlichkeit' in einer Drag King-Szene

Donnerstag, 03.05.07, 20h c.t., HS 3042
Dr. Peter Döge (Berlin)
Männer auf dem Weg zum metrosexuellen Mann? – Deutsche und US-amerikanische Männer-Studien im Vergleich

Donnerstag, 10.05.07, 20h c.t., HS 3042
Irmtraud Hnilica, M.A. (Köln)
Ärztlicher Blick und weibliche Leiche – Literatursoziologische Überlegungen zum Spannungsverhältnis von Medizin und *gender*

Freitag, 11.05.07, 20h, Kommunales Kino
Filmvorführung. Einführung von Irmtraud Hnilica (Köln)
***Kal Ho Naa Ho – Indian Love Story* (OmU)**

Donnerstag, 24.05.07, 20h c.t., HS 3042
HD Dr. Sven Kommer (Freiburg)
Von der Wiederkehr des Verdrängten – Riefenstahlsche Ästhetik in aktuellen Werbespots

Donnerstag, 14.06.07, 20h c.t., HS 3042
Prof. Dr. Joachim Pfeiffer (Freiburg)
Verkehrte Western-Helden? – Zur komplexen Erzählstruktur von Ang Lees Film *Brokeback Mountain*

Freitag, 15.06.07, 19:30 h, Kommunales Kino
Filmvorführung. Einführung von Prof. Dr. Joachim Pfeiffer (Freiburg)
***Brokeback Mountain* (OmU)**

Sonntag, 17.06.06, 11h, Alter Wiehrebahnhof
Matinee-Lesung mit Markus Orths (Karlsruhe)
„von (Frau) Mann zu Mann“ (aus *Corpus und Catalina*)

Donnerstag, 28.06.07, 20h c.t., HS 3042
Hans-Joachim Lenz (Freiburg)
Von den *men's studies* zur männlichen Verletzungsoffenheit – Zur kurzen Geschichte der Männerforschung in Deutschland

Freitag, 29.06.07, 19.30h, Kommunales Kino
Filmvorführung. Einführung von Timothy Simms (Freiburg)
Bring me the head of Alfredo Garcia (DF)

Fr, 06.07.07, ab 17h , Konferenzraum Carl-Schurz-Haus
Symposium: Vorträge & Podiumsdiskussion mit Andrea Maihofer und Klaus Theweleit (Moderation: Nina Degele)
Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault

urspr. im Wintersemester, Termin wird noch bekanntgegeben
Filmvorführung. Einführung von Ludwig Ammann (Basel)
***De Profundis* (OF)**

Vorausschau auf Ausgabe 21 der *Freiburger GeschlechterStudien* „Männer und Geschlecht“

Nina Degele
Männer, Männlichkeiten und Körper

Dirk Naguschewski
Versehrte Männer – Figurationen des Homosexuellen im französischen Kino

Astrid Lange-Kirchheim
Zur Konstruktion von Männlichkeit bei Autorinnen – Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann, Elfriede Jelinek

Franziska Schößler
Leidende Helden, arme Hunde – Männerfantasien in und um Goethes Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre

Stefanie Stegmann
‚Herrenzimmer mit Sofa‘ – Professoraler Habitus in Uni-Alltagskulturen

Ruth Michalek
„Also, wir Jungs sind meistens fies“ – Perspektiven der Jungenforschung

Cordula Dittmer
Kämpfer, Sozialarbeiter, Friedensengel? – Männlichkeit und Militär in Peacekeeping-Einsätzen

Solveig Lüdtke
Männlichkeit im HipHop-Diskurs

Nina Baur
Der perfekte Vater – Vaterschaftsvorstellungen deutscher Männer

Uta Schirmer
„Wollt ihr alle Männer sein?“ – Geschlechtliche Verortungen und Verhandlungen von ‚Männlichkeit‘ in einer Drag King-Szene

Irmtraud Hnilica
Ärztlicher Blick und weibliche Leiche – Literatursoziologische Überlegungen zum Spannungsverhältnis von Medizin und *gender*

Joachim Pfeiffer
Verkehrte Western-Helden? – Zur komplexen Erzählstruktur von Ang Lees Film *Brokeback Mountain*

Hans-Joachim Lenz
Von den *men's studies* zur männlichen Verletzungsoffenheit – Zur kurzen Geschichte der Männerforschung in Deutschland

Texte von Marie Martin, Maria Flamm und Lenka Fehrenbach (‚Alumni' aus dem Projekt „Jugend schreibt")
„Nachts teilen wir die Haut zum Schlafen"

AutorInnen

Christine Bähr studierte Germanistik und Europäische Ethnologie in Freiburg i.Br. und schloss ihr Studium mit einer Magisterarbeit über Theatertexte von Dea Loher ab. 2003–2004 arbeitete sie als Dramaturgieassistentin an den Städtischen Bühnen Münster. Ihr Dissertationsprojekt befasst sich mit dem Thema Arbeit und Familie in Theatertexten der Gegenwart. Seit 2004 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft an der Universität Trier.

Nicolas J. Beger, geb. 1969, hat in Freiburg und Krakau Geschichte und Slawistik studiert und danach an der University of Canterbury in Christchurch/New Zealand einen BA (hons) und MA in *Feminist Studies* abgeschlossen. Promotion 2001 in *cultural theory* an der Universiteit van Amsterdam, Amsterdam School of Cultural Analysis, unter Mieke Bal. Lehraufträge in Frankfurt an der Oder und in Amsterdam. Veröffentlichungen im Bereich *Queer Theory* und europäischem Recht und Politik, sowie EU Außenbeziehungen und Friedensbildung. Nicolas Beger hat 1997 begonnen für europäische NROs zu arbeiten und ist seit 2003 hauptamtlich in Brüssel tätig. Zur Zeit ist er Direktor des *European Peacebuilding Liaison Office* (*EPLO*), einer europäischen Platform für Frieden und Konfliktprävention.

Franziska Bergmann, geb. 1980 in Wiesbaden, studierte zwischen 2000 und 2006 Germanistik, Anglistik und *Gender Studies* an der Universität Freiburg. Ihre Magisterarbeit schrieb sie zu Helene Böhlaus feministischem Roman *Halbtier!* (1889). Sie beginnt nun mit ihrer Promotion, in der deutsch- und englischsprachige Dramatik der Gegenwart aus einer *queer*-theoretischen Perspektive untersucht werden soll.

Ralf Biermann war von März 2003 bis März 2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt „Medienbiografien mit Kompetenzgewinn“ an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Er hat 2001 sein Studium der Sozialpädagogik an der Universität-Gesamthochschule Siegen abgeschlossen. Titel der Diplomarbeit: „Computerspiele als jugendkulturelles Erfahrungssystem - Medienanalyse und Internetumfrage“. Das Aufbaustudium mit der Studienrichtung Medienpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg wurde im Sommersemester 2004 erfolgreich beendet. Seine bisherigen Arbeitsschwerpunkte sind: Medienkompetenz und Neue Medien, Medienbiografien, computervermittelte Kommunikation. In seiner Dissertation wurden 1500 Lehramtsstudierende zu ihren milieuspezifischen habituellen Muster mit dem Fokus medialer Habitus befragt. Der Abschluss der Arbeit ist für den Sommer 2007 geplant.

Elisabeth Bronfen ist Lehrstuhlinhaberin am Englischen Seminar der Universität Zürich. Ihr Spezialgebiet ist die Anglo-Amerikanische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie hat zahlreiche wissenschaftliche Aufsätze in den Bereichen *Gender Studies*, Psychoanalyse, Film und Kulturwissenschaften wie auch Beiträge für Ausstellungskataloge geschrieben. Veröffentlichungen, u.a.: *Nur über ihre*

Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik (in einer überarbeiteten Neuauflage bei Königshausen und Neumann), *The Knotted Subject. Hysteria and its Discontents/Das Verknotete Subjekt. Unbehagen in der Hysterie* (Princeton University Press), *Die Diva: Geschichte einer Bewunderung* (Schirmer Mosel Verlag).

Nina Degele, geb. 1963, ist seit 2000 Professorin für Soziologie und *Gender Studies* an der Universität Freiburg. Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Körpersoziologie, Modernisierung, qualitative Methoden. Publikationen (u.a.): *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen 2004; m. C. Dries: *Modernisierungstheorie. Eine Einführung*, München 2005.

Ursula Elsner, Jg. 1954, Literaturwissenschaftlerin, Germanistikstudium in Leipzig. Assistenz an den Universitäten Halle-Wittenberg und Magdeburg. Dissertation zur Homer- und Nibelungenrezeption bei Franz Fühmann. Seit 1994 Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Freiburg/Breisgau. Veröffentlichungen zu Christoph Hein, Anna Seghers, Franz Fühmann. Mitherausgeberin und Autorin des Jahrbuchs der Anna Seghers Gesellschaft Berlin und Mainz e.V. *Argonautenschiff*.

Esther Fischer-Homberger, geb. 1940, Schulen und Medizinstudium in der Schweiz, Arbeit in Psychiatrie, Psychiatrie- und Medizingeschichte. 1984 Rücktritt vom medizinhistorischen Lehrstuhl in Bern, seither psychotherapeutische Praxis.

Monika Fludernik ist seit 1994 Professorin für englische Literatur an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Ihre wissenschaftlichen Spezialgebiete sind die Erzähltheorie, postkoloniale Literaturtheorie, die Ästhetik des 18. Jahrhunderts und Gefängnistexte. Sie ist Trägerin des Landesforschungspreises Baden-Württemberg 2001.

Svenja Frank, geb. 1983 in Bühl/Baden; Wintersemester 2002/03 Beginn des Bachelor-Studiums: „Europastudien: Sprache, Literatur, Kultur“ an der Katholischen Universität Eichstätt; ab Sommersemester 2003: Ergänzung des Magisterstudiengangs in Germanistik und Anglistik; Academic Year 2004/05 am University College London; 2005 Abschluss der Europastudien mit Bachelor of Arts; seither Fortsetzung des Magisterstudiengangs an der Universität Freiburg. Seit 2006 freie Mitarbeiterin bei der *Badischen Zeitung*, wissenschaftliche Hilfskraft am Deutschen Seminar II und Tutorin für Englische Literaturwissenschaft.

Regula Giuliani, Interessensschwerpunkte: Phänomenologie, Wahrnehmungstheorien, Entstehung von Normalitäten in der Lebenswelt, Gesellschaftstheorien und Ethik. Publikationen in den genannten Bereichen. Mutter dreier Kinder im Alter von 17 bis 22 Jahren.

Liane Grieger, geb. 1969, ist Redakteurin und arbeitet zurzeit im Bereich Fundraising für internationale soziale Projekte. Studium der Germanistik, Soziologie, Volkskunde in Freiburg i. Br., Magisterarbeit zu Marlen Haushofer – Faschismus und Krieg in ihren Werken.

Claudia Gronemann, wissenschaftliche Assistentin am Institut für Romanistik, Ibero-Amerikanisches Forschungsseminar der Universität Leipzig. Ihre Dissertation, *Postmoderne/postkoloniale Formen der Autobiographie in der französischen und maghrebinischen Literatur*, fokussiert autobiografische Schreibweisen im transkulturellen Zusammenhang (Verlag Georg Olms, 2002). Seit 2002 Forschung am Habilitationsprojekt *Gender – Wissen – Medien. Zur Konstitution und Inszenierung von Geschlecht in spanischen Debatten der Aufklärung*. Ihre Forschungsfelder umfassen Autobiografie, postkoloniale Theorie, *Gender*, Literatur und Medien mit Bezug auf Französische/frankophone und hispanistische Literaturen. Diverse Aufsätze erschienen in verschiedenen internationalen Zeitschriften und Sammelbänden. Mitherausgeberin der Bände *Körper und Schrift* (mit C. Maass, S. Peters, S. Schrader, Bonn 2001), *Autobiographie revisited* (mit A. de Toro, Hildesheim 2004), *Les enjeux de l'autobiographique dans les littératures de langue française* (mit S. Gehrmann, Paris 2006) und *Estrategias de la hibridez en América Latina: Del descubrimiento hasta al siglo XXI* (mit A. de Toro, C. Sieber und R. Ceballos, Peter Lang: 2007).

Antje Harms, geb. 1977, hat in Freiburg Neuere und Neueste Geschichte, *Gender Studies* und Wissenschaftliche Politik studiert. Außerdem war sie wissenschaftliche Hilfskraft und Tutorin am *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG*). 2005 Magisterabschluss mit einer Arbeit zu jugendbewegten Diskursen um ‚Rasse' und ‚Geschlecht' im Deutschen Mädchen-Wanderbund 1914-1926. Inzwischen ist sie Stipendiatin des DFG-Graduiertenkollegs *Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse – Dimensionen von Erfahrung* in Frankfurt/M./Kassel und promoviert zur Rezeption völkischer Weltanschauungen in der bürgerlichen Jugendbewegung der Weimarer Republik.

Victoria Harms, 1983 in Bonn geboren, besuchte bis 2003 das Konrad-Adenauer-Gymnasium in Meckenheim und 1999/2000 die York Central High School in New York State. Von 2003 bis 2006 studierte sie Kulturwissenschaften (Kulturgeschichte und Vergleichende Sozialwissenschaften) an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Nach ihrem Bachelorabschluss im April 2006 arbeitete sie dort als Assistentin für Kulturgeschichte. Im Sommer 2004 arbeitete sie in der Gedenkstätte für Opfer des Nationalsozialismus in Bonn. 2005 leistete sie einen Freiwilligendienst in Nes Ammim, Israel. Derzeit studiert sie als DAAD-Stipendiatin den einjährigen Masterstudiengang Geschichte an der Central European University in Budapest.

Elisabeth Holzleithner, geb. 1970, Dr. iur., Assistenzprofessorin am Institut für Rechtsphilosophie, Religions- und Kulturrecht der Universität Wien, Gastprofessur an der Universität Zürich im Wintersemester 2006/07, Lehrende im Lehrgang Master of European Studies (Universität Wien) und am Rosa Mayreder College; Vorsitzende des Arbeitskreises für Gleichbehandlungsfragen der Universität Wien 1994-2001; Gabriele Possanner-Förderpreis für wissenschaftliche Leistungen, die der Geschlechterdemokratie in Österreich förderlich sind 2001; Forschungsschwerpunkte: *Legal Gender Studies*, Dimensionen von individueller und politischer Autonomie, Verhältnis von Feminismus, Liberalismus und Multikulturalismus; Buchpublikation: *Recht Macht Geschlecht. Legal Gender Studies. Eine Einführung*, Wien 2002 (Neuauflage in Vorbereitung); http://homepage.univie.ac.at/elisabeth.holzleithner/.

Sven Kommer, geb. 1964, Studium des Lehramts für Realschule in Ludwigsburg. 1995 Promotion in Bielefeld. Seit 2001 Hochschuldozent für Medienpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Aktuelle Arbeitsschwerpunkte: Medienbiografien von Jugendlichen, neue Konzepte für den Medieneinsatz in der Schule.

Rotraud von Kulessa, Dozentin für französische und italienische Literaturwissenschaft am Romanischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br., 1997, Dissertation zu den *Lettres d'une Péruvienne* der Francoise de Graffigny (Metzler), 2004 Sammelband zu den *É tudes féminines/gender studies en France et en Allemagne* (Frankreich-Zentrum, Freiburg), Sammelband zu *Des traductions et du transfert culturel* (in Vorbereitung), Forschungsprojekt zur Position der Autorin im literarischen Feld um 1900 in Frankreich und Italien.

Hans-Joachim Lenz, geb. 1947, Sozialwissenschaftler, Ausbildung in Gestalttherapie und als TZI-Seminarleiter, Lehrbeauftragter zur Männerforschung am *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies* (*ZAG*) der Uni Freiburg, wohnhaft in Ebringen bei Freiburg. Büro für Beratung – Bildung – Forschung *Forsche Männer & Frauen*. Kriegsdienstverweigerer. Zu Beginn der 90er Jahre entwickelt er einen der ersten Ansätze zur geschlechtssensibilisierenden Erwachsenenbildung: Zielgruppen sind Männer und Menschen, die in Gesundheitsberufen arbeiten. Neben der geschlechterbildenden Lehr- und Seminartätigkeit zahlreiche Veröffentlichungen zu Männerbildung, zu Männergesundheit, zu männlichen Gewalterfahrungen und zu Neugestaltung der Geschlechterverhältnisse. Mehr unter www.geschlechterforschung.net. Aktuelle Veröffentlichung: Jungnitz, Ludger/ Lenz, Hans-Joachim/ Puchert, Ralf/ Puhe, Henry/ Walter, Willi (Hrsg.): *Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland*, Opladen 2007 (im Erscheinen).

Jennifer Moos, geb. 1979, Studium der Englischen Philologie, *Gender Studies* und Sprachwissenschaft des Deutschen an den Universitäten Freiburg, Basel und Manchester. 2006 Magisterabschluss mit einer Arbeit zu ‚rebellischen Körpern' in Texten von Jeanette Winterson und Will Self. Von Juli 2003 bis April 2007 wissenschaftliche Hilfskraft im Büro der *FFS/FGS*, Redakteurin der *FFS*, seit Mai 2007 Mitarbeiterin der Stabstelle Jubiläum 2007 im Rektorat der Universität Freiburg. Im SoSe 2006 zusammen mit Franziska Bergmann Leitung des Seminars „Theorien der Gender Studies". Diverse Praktika im Verlags- und Journalismusbereich, derzeit Vorbereitung der Promotion.

Leslie Morris ist Professorin für deutsche und jüdische Literatur an der University of Minnesota in Minneapolis, USA, wo sie zugleich das Institut für Jewish Studies leitet. Sie hat ein Buch über Ingeborg Bachmanns Lyrik (2001) veröffentlicht und ist Mitherausgeberin von *Contemporary Jewish Writing in Germany* (2002) und *Unlikely History: The Changing German-Jewish Symbiosis 1945-2000* (2002).

Claudia Catharina Münzing, geb. 1980, studierte Wissenschaftliche Politik, Neuere deutsche Literaturgeschichte und *Gender Studies* in Freiburg und ist seit Juni 2006 M.A. Nach Tätigkeiten als wissenschaftliche Hilfskraft und Tutorin am *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies* leitete sie im Wintersemester 2006/2007 das Seminar „Einführung in feministische Theorien und Theorien der *Gender Studies*". Ihre Interessenschwerpunkte sind feministische Theorien und *Queer Theory*, wobei das Hauptaugenmerk auf der Erforschung *queerer* Lebenswelten und deren Einbettung in heteronormative Regimes liegt. Nach ihrer Magisterarbeit über Öffentlichkeits- und Privatheitsdiskurse im Spannungsfeld geschlechtlicher und sexueller Identitäten wird sie sich in ihrer Dissertation mit dem Thema Kunst und Politik auseinander setzen.

Sylvia Paletschek, geb. 1957, Studium der Geschichte, Geografie, Germanistik, Erziehungswissenschaften an den Universitäten München und Hamburg; 1984 Staatsexamen, 1989 Promotion in Hamburg, 1997 Habilitation an der Universität Tübingen. 1988-1994 wissenschaftliche Mitarbeiterin bzw. Assistentin an der Universität Tübingen, 1995-1997 Habilitationsstipendium, 1997-2001 Hochschuldozentin an der Universität Tübingen, seit 2001 Professorin für Neueste Geschichte an der Universität Freiburg. Forschungsschwerpunkte: Frauen- und Geschlechtergeschichte, Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Lehrveranstaltungen zur Sozial-, Politik- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

Erica Pedretti, 1930 in Sternberg (Nordmähren, Č.S.R.) geboren. Aufenthalte in Berlin und New York. Studium an der Kunstgewerbeschule Zürich. Lebte 22 Jahre in Celerina im Engadin; wohnt jetzt in La Neuveville, Schweiz. Verheiratet mit dem Maler Gian Pedretti. Arbeitet als Bildhauerin und Schriftstellerin.

Meike Penkwitt, geb. 1971, Studium der Fächer Deutsch und Biologie an der Albert Ludwigs Universität Freiburg, seit 1995 Organisatorin der Vortragsreihe *Freiburger FrauenForschung*, 1997 Frauenförderpreis der Universität Freiburg, 1999 erstes Staatsexamen, promoviert derzeit bei Gabriele Brandstetter (Freie Universität Berlin) zum Thema ‚Erinnern' in den Texten der Autorin Erica Pedretti. Mitarbeiterin im *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)* an der Universität Freiburg. Redakteurin und seit 1998 Herausgeberin der *Freiburger FrauenStudien*.

Franziska Schößler, Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Trier. Studium der Literaturwissenschaft, Philosophie, Linguistik und Kunstgeschichte an den Universitäten Bonn und Freiburg. Studienaufenthalte in Paris, London und Brisbane. 1994 Promotion über Adalbert Stifter, 2001 Habilitation über Goethe an der Universität Freiburg (*Goethes „Lehr"- und „Wanderjahre". Eine Kulturgeschichte der Moderne*, Tübingen 2002). Schwerpunkte: Drama und Theater (insbesondere der Gegenwart), bürgerliche Moderne, kulturwissenschaftliche Theoriebildung und Lektüren, *Gender Studies*. Neuere Publikationen: *Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama*, Darmstadt 2003; *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit und Geschichte in Dramen der neunziger Jahre*, Tübingen 2004; zusammen mit Eva Schwab: *Max Frisch, Stiller. Ein Roman*, München 2004); *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, Tübingen/Basel 2006.

Cornelia Sieber, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ibero-Amerikanischen Forschungsseminar der Universität Leipzig. Ihre Dissertation *Die Gegenwart im Plural. Postmoderne/postkoloniale Strategien in neueren Lateinamerikadiskursen* (2005, Verlag Vervuert) untersucht das Moderne- und Postmoderneverständnis in Lateinamerika. Gegenwärtig forscht sie am Habilitationsprojekt *Alterität, Performativität und Hybridisierung im Zuge der portugiesischen Expansion*. Ihre Publikationen umfassen verschiedene Themenbereiche, sie ist Mitherausgeberin der Bände *Räume der Hybridität* (mit C. Hamann, erschienen 2002 im Olms Verlag), *Estrategias de la hibridez en América Latina: Del descubrimiento hasta al siglo XXI* (mit A. de Toro, C. Sieber und R. Ceballos, Peter Lang: 2007) und *Diferença de minorias na América Latina* (mit E. Guerreiro Brito Losso und C. Gronemann, erscheint 2007 bei Doc-edições in Rio de Janeiro).

Anna Strasser, Dr., 1990-95 Studium Philosophie, Mathematik, Allgemeine Vergleichende Literaturwissenschaften an der FU Berlin. 1997 Geburt meiner Tochter Darja. 2000 Magisterarbeit in Philosophie: „Referenz als theoretisches Konstrukt in der Bedeutungstheorie von Donald Davidson". 2004 Doktorarbeit in Kognitionswissenschaft: *Kognition künstlicher Systeme* (erschienen 2005 beim Ontos Verlag). Seit Dezember 2004 Assistentin (C 1) am IIG, Abt. Kognitionswissenschaft.

Eva Voß, M.A., geb. 1981, derzeit Koordinatorin der Jubiläumsprojekte der zentralen Gleichstellungsbeauftragten der Universität Freiburg, von 2001-2006 Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und *Gender Studies* in Freiburg und Brest (Frankreich), Magisterarbeit zu UNIFEM und Gender Mainstreaming, ausgezeichnet mit dem Bertha-Ottenstein-Preis 2006 der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und dem österreichischen Johanna-Dohnal-Förderpreis 2007, aktuelle Publikationen: *Studium, Wissenschaft und Beruf. Aus Erinnerungen von Frauen in Tagebüchern und Briefen von 1870 bis heute*, Freiburg 2007; *Gender goes global. Der United Nations Development Fund for Women und sein spezifisches Verständnis von Gender Mainstreaming*, erscheint 2007 im Ulrike-Helmer-Verlag.

Loretta Walz, geb. 1955 in Stuttgart, lebt seit 1981 in Berlin als Regisseurin, Autorin, Filmproduzentin und Dozentin für Filmproduktion und -gestaltung (u.a. seit 1988 an der Universität der Künste, UdK, Berlin). 1979 begann sie in der dokumentarischen Tradition Eberhard Fechners und Claude Lanzmanns mit der Interview-Sammlung „Widerstand leben – Frauenbiographien“. Filmischer Schwerpunkt: Dokumentarfilm im Bereich Geschichte und Biografie. Kontakt und Informationen zu den Filmen von Loretta Walz: http://www.loretta-walz.de.

DAS ARGUMENT

ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

268 Großer Widerspruch China

Politische Ökonomie, Sozialstruktur und Recht
W.F.Haug, O.Negt, St.Schmalz, H.Cho, B.Lüthje, G.C.Delgado, R.Geffken, H.Peters

Arbeits- und Umweltkämpfe
A.Chan, R.Munro, M.Zhang, J.Harris, M.Li, D.J.Wen

Geschlechterverhältnisse
T.-H.Hong, B.Gransow, X.Wei, Ch.Wichterich, N.Spakowski

Ideologie und Politik
Th.Heberer, A.Senz, Th.Hock, Ch.Tian, D.Salomon, U.Eifler, Y.Wei

Kultur, Kunst und Lebensweise
W.Cao, H.Liu, E.Müller, X.Zhang, F.Flörsheimer, W.Haible
u.a.m.

267 Global Geschichte denken

R.Heigl Globalgeschichte für transnationale soziale Bewegungen

K.H.Tjaden Arbeitspapier zur Zivilisationstheorie

R.Czeskleba-Dupont Wie weiter mit der Weltsystem-Analyse?

L.Lambrecht Weltgeschichte - das Beispiel der Neolithischen Revolution

außerdem: Z.Bauman, T.Reinhart, É.Balibar & J.-M.Lévy, W.F.Haug u.a.m.

Jetzt DAS ARGUMENT abonnieren! Sechs Hefte im Jahresabo für 52,50 Euro (Studierende, Arbeitslose ermäßigt 39 Euro)

Argument Versand, Reichenbergerstr. 150, 10999 Berlin
T: 030 611 3983, F: 030 611 4270, versand@argument.de, www.argument.de

beiträge

zur feministischen theorie und praxis

Deutschlands größte und älteste theoretisch-feministische Zeitschrift

Neuerscheinungen

Heft 68 „Globalisierung und Frauenarbeit“
(Arbeitstitel, erscheint im Frühjahr 2006)

Heft 66/67 „Erinnerungen an die neue Frauenbewegung. Gegen die Zerstörung unserer Geschichte.“
(Arbeitstitel, erscheint im Oktober 2005)

Aktuelle Titel

Heft 65 „Nie wieder, aber immer wieder - Krieg“
(2004)

Heft 63/64 „Wenn Heimat global wird“
(2003)

Heft 62 „Vom Leben und Lieben“
(2003)

Alle Einzelhefte, je ca. 156 Seiten, 15,- €
Bezug: über Buchhandel sowie Abo- und Einzelbestellungen direkt beim Verlag

Preissenkung

Wichtige feministische Grundlagentexte und Diskussionen der 80er und 90er Jahre für nur 3,- bis 7,70 € !

Redaktion und Verlag

Niederichstr. 6 50668 Köln
Tel. ++49+ 221-138490
Fax ++49+ 221-1390194

www.beitraege-redaktion.de
e-mail: beitraege-redaktion@t-online.de

Erinnerungswege

Jubiläen und Gedenken in den Frauenbewegungen

Susanne Kinnebrock: Wer erinnert sich wo an was? Funktionen von personenbezogenen Gedenktagen in verschiedenen Öffentlichkeiten

Sybille Oßwald-Bargende: Denkmäler für Frauen von Frauen. Solitäre in der Erinnerungslandschaft des Wilhelminischen Kaiserreichs

Annika Wilmers: »Ein köstlicher Schatz«. Das Gedenken der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit an ihre Gründungsphase

Heidi Niederkofler: »Die Begründerin der Frauenbewegung in Österreich«. Marianne Hainisch als identitätsstiftende Figur in frauenbewegten Zusammenhängen nach 1945 in Österreich

Natascha Vittorelli: »Slovenka«. Erste Slowenische Frauenzeitschrift

Kerstin Wolff: Was hat die Ariadne mit Hedwig Dohm zu tun?

Christoph Kühberger: Von der (un)sichtbaren Frau. Zur Präsenz der Frau auf politischen Festen im faschistischen Italien

Susanne Hertrampf: »Journey Towards Freedom«. Das Goldene Jubiläum der Internationalen Alliance of Women – 1955

Elke Schüller: »Bekenntnis der deutschen Frauen zur Demokratie«. Der Interzonale Frauenkongress anlässlich der Jahrhundertfeier der Ersten Deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt am Main vom 22. bis 24. Mai 1948

Kerstin Wolff: Alle Jahre wieder... Der Internationale Frauentag – ein Feiertag für die Frauenbewegung?

sowie Dokumentationen und Rezensionen.

Die Jubiläumsausgabe – Heft 50 / Mai 2006 der *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* kostet 9,50 Euro zzgl. Versandkosten. Das Abonnement mit 2 Heften jährlich kostet 15,- Euro zzgl. Versandkosten

Bezug über den Buchhandel oder direkt über:
Stiftung Archiv der deutschen Frauenbewegung
Gottschalkstraße 57
D - 34127 Kassel
Tel.: 0049-(0)561-98936-70 / Fax: -72
E-Mail: info@addf-kassel.de

Weitere Informationen unter:
www.addf-kassel.de

Aus unserem Zeitschriften-Programm

L'Homme
Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft
Hg. von einem internationalen Team aus 15 Wissenschaftlerinnen

Das Interesse der Zeitschrift liegt in der Auseinandersetzung mit allen Teilbereichen der Geschichtswissenschaft und in einer ständigen Beschäftigung mit Fragen feministischer Theorie. Jedes einzelne Heft hat einen Themenschwerpunkt und umfasst dazu theoretische Beiträge, Aufsätze und Rezensionen. Ergänzend kommen Annotationen neuerer Forschungsliteratur, Tagungsankündigungen, Calls for Papers und Tagungsberichte, fallweise auch Interviews (»Im Gespräch«) hinzu.

Erscheinungsweise:
zweimal jährlich
Einzelheft: € 21,80 [D]/
€ 22,50 [A]/SFr 38,30
Jahrgang: € 34,90 [D]/
€ 35,90 [A]/SFr 60,40
Für Studierende: € 24,70 [D]/
€ 25,40 [A]/SFr 44,50
ISSN 1016-362X

Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, Telefon (0221) 91 39 00, Fax 91 39 011

Böhlau
Köln Weimar Wien
1016362X070330

Olympe

Heft 24: Sexuelle Gewalt. Präventionsansätze in transnationalen Räumen

Neue Formen von Vergesellschaftung entstehen in der hiesigen Gesellschaft. Personen mit Migrationshintergrund prägen das Leben in der Stadt, im Kanton, auf dem Land und gestalten transnationale Sozialräume mit Elementen der Herkunfts- und der Ankunftsregion. Vor allem Jugendliche sind die GestalterInnen dieser transnationalen Räume. Die Prävention von sexueller Gewalt ist ein wichtiges Element, das diese transnationalen Räume mitgestaltet, wenn die Aufnahmegesellschaft die Prävention von sexueller Gewalt in allen Institutionen und auf allen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Ebenen verankert.
Es braucht gesellschaftspolitische und strukturelle Veränderungen in der Aufnahmegesellschaft, um sexuelle Gewalt zu verhindern, aber es braucht auch eine klare persönliche Haltung von Erwachsenen, um das zu erreichen. Prävention verlangt von allen den Mut, nicht wegzuschauen, sondern die sexuelle Gewalt zu benennen und dagegen Stellung zu beziehen.

Talon

Bitte senden an: Olympe Administration, Untermättli 4, CH-8913 Ottenbach
Bestellungen@olympeheft.ch, www.olympeheft.ch
CH: PC-Konto 80-38035-0 / D: Postgiro Karlsruhe, Konto 360801756, BLZ 66010075

☐ Abonnement ab Nr..... (Fr. 40.– pro 2 Hefte, inkl. Versand)

☐ Gönnerinnenabonnement ab Nr..... (Fr. 150.– pro 2 Hefte)

☐ Einzelheft Nr..... (Fr. 21.– pro Heft, plus Versand)

☐ Jubiläumsheft Nr. 20 (Doppelnummer, Fr. 40.– pro Heft, inkl. Versand)

Name/Vorname _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____ Datum _____

„Ein Buch, das unsere Menschlichkeit anrührt, unser Mitgefühl und unseren Anstand.“ Desmond Tutu

Pumla Gobodo-Madikizela
Das Erbe der Apartheid
Trauma, Erinnerung, Versöhnung
Mit einem Vorwort von Nelson Mandela
Nachwort von Jörn Rüsen. Aus dem Englischen von Barbara Budrich
2006. 224 Seiten. Kart. 14,90 € (D)
ISBN 3-86649-025-9

In ihrem Buch erzählt die schwarze Psychologin, Mitglied der südafrikanischen Wahrheits- und Versöhnungskommission, von ihren Begegnungen mit einem der obersten Killer der Geheimpolizei im Südafrika der Apartheid, Eugene de Kock. Die Autorin traf ihn im Hochsicherheitstrakt des Gefängnisses von Pretoria, wo er eine 212-jährige Haftstrafe für seine Verbrechen absitzt. Beim Lesen können wir nachvollziehen, wie die Autorin hin- und hergerissen wird zwischen dem Wunsch, einen Schuldigen zu finden, Verantwortung für all das Leid und die Verbrechen, die im Namen der Apartheid verübt wurden, zu übertragen und dem Impuls einem Menschen zu vergeben, der bereut.

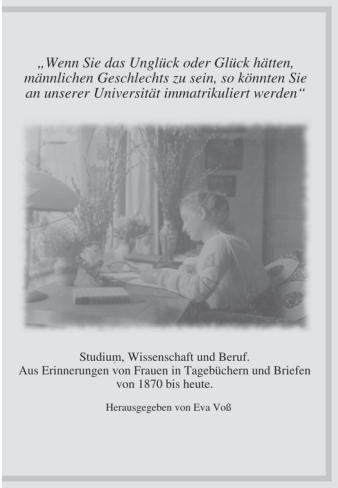
Eine Psychologin von überragender moralischer Intelligenz und Klarheit... TIME

Pumla Gobodo-Madikizela, Klinische Psychologin, Mitglied der Wahrheits- und Versöhnungskommission Südafrikas. Zahlreiche internationale Vorträge zu Fragen der Versöhnung. Lebt in Südafrika.

In Ihrer Buchhandlung oder direkt bei

Verlag Barbara Budrich
Barbara Budrich Publishers
Stauffenbergstr. 7. D-51379 Leverkusen Opladen
Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 • info@budrich-verlag.de
US-office: Uschi Golden • 28347 Ridgebrook • Farmington Hills, MI 48334 • USA •
ph +1.248.488.9153 • info@barbara-budrich.net • www.barbara-budrich.net

Weitere Bücher und Zeitschriften
www.budrich-verlag.de



Eva Voß (Hrsg.)

Studium, Wissenschaft und Beruf.
Aus Erinnerungen von Frauen in Tagebüchern und Briefen von 1870 bis heute.

160 Seiten, Paperback, 9,90EUR
ISBN: 978-3-928013-44-4

Freiburg hat als erste deutsche Universität die offizielle Immatrikulation von Frauen für das Semester 1899/1900 anerkannt. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde ihnen die Fähigkeit zu höherer (Aus-) Bildung mit unzähligen Argumenten abgesprochen und der Zugang zum Studium schlichtweg verweigert. Lediglich als von wenigen Professoren geduldete Gasthörerinnen durften einige Frauen schon vor der Jahrhundertwende an universitären Veranstaltungen teilnehmen – diese Möglichkeit konnte ihnen aber jederzeit ohne Angabe von Gründen wieder entzogen werden.
Nach Freigabe des Immatrikulationsrechts in Freiburg öffneten dann auch andere Universitäten ihre Pforten für das Frauenstudium – wenn auch häufig sehr zögerlich und nicht immer durchweg überzeugt.

Die Bedingungen, unter den Frauen seitdem studieren, ihrer wissenschaftlichen Karriere nachgehen und ihren Beruf mit der Familie vereinbaren, sind bislang noch wenig erforscht. Hingegen existiert eine nicht unerhebliche Anzahl privater Schriftzeugnisse von Frauen, in denen sie ihren Studienalltag, ihren Weg in eine wissenschaftliche Laufbahn oder aber einfach das Zusammenleben mit ihren männlichen Kommilitionen schildern. Aufbewahrt werden diese Erinnerungen im *Deutschen Tagebucharchiv e.V.* in Emmendingen, das seit 1998 persönliche Lebenszeugnisse aus dem gesamten Bundesgebiet sammelt und archiviert. Aus diesem reichhaltigen Bestand an einmaligen Schriftstücken wurde eine Auswahl unterschiedlicher Lebenserinnerungen, Tagebucheinträgen und Briefen von Frauen getroffen. Erstmals wird mit dieser Veröffentlichung umfangreiches Quellenmaterial aufbereitet und einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Diese autobiografischen Dokumente eröffnen ganz neue Einsichten in die Vielschichtigkeit weiblicher Lebenserfahrungen und -entwürfe seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Jos Fritz Verlag | Wilhelmstraße 15 | 79098 Freiburg | Fax: 0761/3 49 61 | buch@josfritz.de

Das deutschsprachige Medium für feministische Naturwissenschaft und Technik aus Wien

Koryphäe

31/2002:
Wem gehört das Wissen?

32/2002:
Alpiner Alltag. Frauen und die Berge

33/2003:
Mädchenjahre

34/2003:
Menschen machen

35/2004:
Stille Wasser? Weite See...

36/2004:
Heute hier - morgen da

37/2005:
Was ist gut?

38/2005:
Nur alt oder auch weise?

39/2006:
Selbstständig sein

Die **Kory***phäe* ist das deutschsprachige Medium für feministische Naturwissenschaft und Technik und erscheint zweimal jährlich. In jeder Ausgabe wird ein Schwerpunktthema aus unterschiedlichen Disziplinen beleuchtet. Dazu bietet die **Kory***phäe* Biographien historischer Frauen und persönliche Schilderungen von Berufswegen und Berufssituationen, die ebenfalls in Bezug zum Schwerpunkt stehen. Ergänzt wird dieser inhaltliche Teil durch Buchrezensionen und einen Serviceteil.
Mit dieser Mischung bietet die **Kory***phäe* Raum für feministische Theoriebildung in den Technik- und Naturwissenschaften, ist aber auch ein Austauschmedium für alle in diesem Bereich tätigen Praktikerinnen. Der Anspruch ist es dabei, wissenschaftliche Themen auch für fachfremde Frauen ansprechend und verständlich zu präsentieren, disziplinübergreifende Ansätze zu pflegen und zwischen Technoscience und Gender Studies zu vermitteln.

Thema der kommenden Ausgabe im November 2006:
Technologie und Krieg

Erhältlich in folgenden Buchhandlungen:
Jos Fritz, Freiburg/Br. - Buchhandel Plaggenborg, Vechta - Buchladen Annabee, Hannover - Hagazussa, Bremen - Frauenbuchladen amazonas, Bochum - Frauenzimmer, Wien - Zentralbuchhandlung, Wien - Kunsthalle Wien Shop.

Abonnieren Sie die Kory*phäe*!
Jahresabo: EUR 18,- (Zwei Ausg. inkl. Versand)
Förderinnenabo: EUR 27,- (Zwei Ausg. inkl. Versand)

Kontakt:
Koryphäe
Verein für feministische Naturwissenschaft und Technik
c/o E031, TU Wien, Karlsplatz 13, A - 1040 Wien
koryphaee@koryphaee.at

www.koryphaee.at

Probeheft bestellen!

Themen 2007

• Spiel • Konvertieren • Trauer • Kleidung

Einzelheft: € 4,80 + Versandkosten

... weibliche Spiritualität und Frauengeschichte

... feministische Theologie und Frauenforschung

... Rituale, Predigten, Materialien

... viermal jährlich mit Schwerpunktthemen, Interviews, Porträts und Berichten

... die schlangenbrut feiert 2008 ihr 25-jähriges Bestehen als autonomes Frauenprojekt

*schlangen*brut

postfach 20 09 22
d-53139 bonn
fon (02 28) 1 80 20 94
fax (02 28) 1 80 20 92
info@schlangenbrut.de
www.schlangenbrut.de

zeitschrift für feministisch und religiös interessierte frauen

Frauenrechte
sind Menschenrechte

Frauen wollen in Freiheit und Würde über ihr Leben bestimmen. TERRE DES FEMMES setzt sich für sie ein. Unterstützen Sie uns dabei!

© Gestaltung: Regina Maultzsch, Illustration: Franziska Becker

TERRE DES FEMMES

TERRE DES FEMMES e.V.
Postfach 2565, D-72015 Tübingen
Tel. 07071/7973-0 • Fax 07071/7973-22
tdf@frauenrechte.de
www.frauenrechte.de

Spendenkonto 881 999
KSK Tübingen • BLZ 641 500 20

NOVITÄTEN

Elke Wiechmann

Gleichstellungspolitik als Machtspiel.
Eine mikropolitische Analyse der Gleichstellungspolitik in kommunalen Reorganisationsprozessen.

208 Seiten, Hardcover,
ISBN 978-3-939348-06-1

Philosophie des Tanzes

Hrsg. von Mónica Alarcón und Miriam Fischer.
Mit Beiträgen von: Mónica Alarcón, Christiane Berger, Dominik Borucki, Miriam Fischer, Robert Gugutzer, Fredi Gutzler, Rudolf zur Lippe, Jean-Luc Nancy, Hermann Schmitz, Eva Wagner, Renate Wehner und Cornelia Widmer.

124 Seiten, Paperback,
ISBN 978-3-393948-07-8

Stefanie Oppel

Die Rolle der Arbeitsämter bei der Rekrutierung von SS-Aufseherinnen

130 Seiten, Paperback,
ISBN 978-3-393948-05-4

Jana Günther

Die politische Inszenierung der Suffragetten in Großbritannien
Formen des Protests, der Gewalt und symbolische Politik einer Frauenbewegung

154 Seiten, Paperback,
ISBN 978-3-393948-04-7

Damit Frauenförderung nicht nur auf dem Papier steht.

www.fwpf.de

FORUMRECHT

DATEN UND TATEN
DIE SICHERHEITSORGANE LANGEN ZU

Das rechtspolitische Magazin für Uni und soziale Bewegung

Heft '07-01 zum Schwerpunkt Sicherheitspolitik jetzt erhältlich.

www.forum-recht-online.de

herausgegeben vom Bundesarbeitskreis Kritischer Juragruppen (BAKJ)

Antifaschistisches Blatt
info
Nr.75 | Frühjahr 2007

**Der Rechte Rand der DDR -
Von staatstragend bis "Rowdytum"**

Kostenloses Probeexemplar:
Antifaschistisches Infoblatt
Gneisenaustr. 2a | 10961 Berlin
e-mail: aib@nadir.org
web: www.antifainfoblatt.de

Einzelexemplar 3,10 Euro
Abo 15,50 Euro (fünf Ausgaben)

WIDERSPRUCH

Beiträge zu
sozialistischer Politik

51

Migration, Integration und Menschenrechte

Migrantinnen, Ausländerrecht und Zwangsmassnahmen; Sans-Papiers; Menschenhandel; Solidarische Asyl- und Migrationspolitik; Integration, Partizipation und Gleichberechtigung; Kulturalisierung; Gewerkschaften und Migration; Second@s in der Schweiz

M. Spescha, S. Pittà, Y. Riaño / N. Baghdadi, B. Schwager, A. Lanz, H. Busch / B. Glättli, S. Jegher, G. D'Amato / R. Fibbi, S. Prodolliet, M. Terkessidis, A. Sancar, A. Gamboa / T. Leite, V. Alleva, A. Juhasz

Globalisierung und Arbeitsmigration

Ch. Butterwegge: Weltmarktdynamik und Migration
Ch. Marischka / T. Pflüger: EU-Grenzregime
S. Brodal: Sklavenarbeit in der Landwirtschaft
M.R. Krätke: Globalisierung und Nationalstaat

232 Seiten, € 16.– (Abonnement € 27.–)
zu beziehen im Buchhandel oder bei
WIDERSPRUCH, Postfach, CH - 8031 Zürich
Tel./Fax 0041 44 273 03 02
vertrieb@widerspruch.ch www.widerspruch.ch

Übersicht über die bisher erschienenen Titel

1/95 Frauen und Wahnsinn (vergriffen)

2/95 Frauenräume (168 Seiten), 7,50 €

1/96 Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten), 7,50 €

2/96 Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten), 7,50 €

1/97 Frauen und Körper (130 Seiten), 7,50 €

1/98 Frauen und Mythos (302 Seiten), 10,– €

2/98 Utopie und Gegenwart (237 Seiten), 10,– €

1/99 *Cross-dressing* und Maskerade (vergriffen)

2/99 Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten), 10,– €

1/00 Beziehungen (310 Seiten), 10,– €

11 Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik (312 Seiten), 10,– €

12 Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten), 10,– €

13 Dimensionen von *Gender Studies*, Band II (391 Seiten), 10,– €

14 *Screening Gender* – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm (347 Seiten), 12,50 €

15 Entfesselung des Imaginären? – Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten), 12,50 €

Fortsetzung
Übersicht über die bisher erschienenen Titel

16 Arbeit und Geschlecht (297 Seiten), 12,50 €

17 *Queering Gender – Queering Society* (376 Seiten), 12,50 €

18 Elternschaft (375 Seiten), 12,50 €

19 Erinnern und Geschlecht, Band I (455 Seiten), 12,50 €

20 Erinnern und Geschlecht, Band II (442 Seiten), 12,50 €

Jeweils zzgl. Versandkosten (bei einem Band 1,50 €, ab zwei Bänden 3,– €).

Die Ausgaben 2/95, 1/96, 2/96 und 1/97 kosten bei Erwerb von zwei und mehr Bänden jeweils nur 5,– €.

Der Bezugspreis pro Band beträgt im Abonnement 11,– € zzgl. Versandkosten.

Bei einem neuen Abo gibt es als Begrüßungsgeschenk einen der älteren Bände umsonst mit dazu.

Manuskripte:

Rich Text Format als Attachment. Aufsätze inklusive Literaturliste maximal 50 000 Zeichen, Rezensionen maximal 7 000, besser 5 000 Zeichen. Bitte Stylesheet mit verbindlichen Vorgaben anfordern.

Redaktionsadresse:

Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG), Belfortstraße 20, 79098 Freiburg, Tel.: 0761/203-8846, Fax: 0761/203-8876,
e-mail: frauenst@mail.uni-freiburg.de, http://www.zag.uni-freiburg.de